ITALIEN

C. HASERT, STUTTGART.

Italien.

Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna.

In Schilderungen von

Karl Stieler, Eduard Paulus, Woldemar Kaden,

mit Bildern von

G. Bauernfeind, German Bohn, Arthur Calame, G. Closs, L. Dill, Bh. Fiedler, Johannes Graf, L. Heilbuth, A. Hertel, G. Kanoldt, H. Kaulbach, W. v. Kaulbach, F. Keller, G. Kirchner, Lindemann-Frommel, A. Metzener, L. Passini, P. F. Peters, W. Riefstahl, R. Schick, G. Schoenleber, F. Skarbina, Th. Weber, A. v. Werner und Anderen.

Holzschnitte von Adolf Closs in Stuttgart.

Stuttgart
Verlag von J. Engelhorn
1876

Buchdruckerei in Stuttgart
GEBRÜDER MÄNTLER

Inhalts-Verzeichniß.

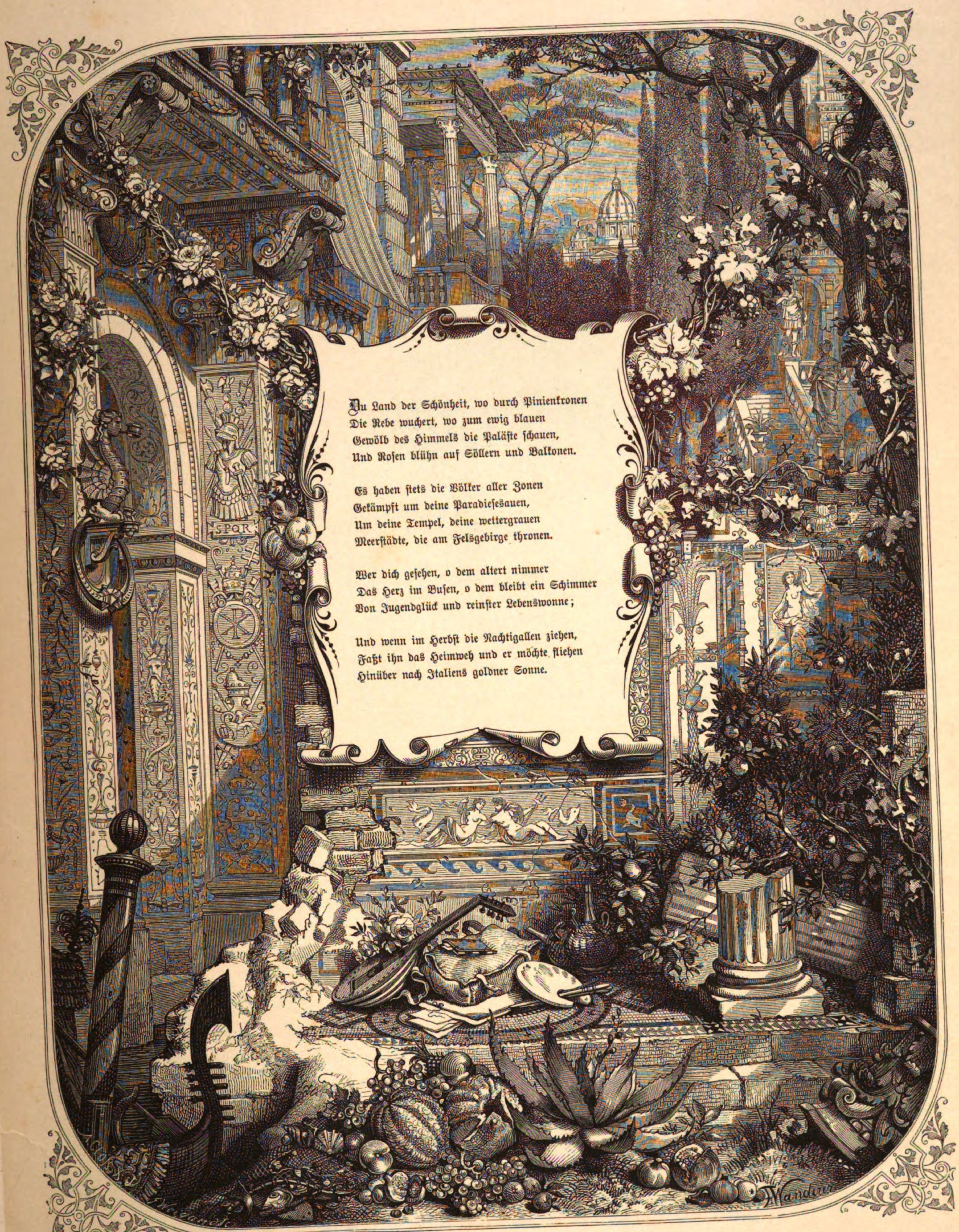
Seite

Bilder in Tondruck.

49

Text-Illustrationen.

94


SPQR
Du Land der Schönheit, wo durch Pinienkronen
Die Rebe wuchert, wo zum ewig blauen
Gewölb des Himmels die Paläste schauen,
Und Rosen blühn auf Söllern und Balkonen.

Es haben stets die Völker aller Zonen
Gekämpft um deine Paradiesesauen,
Um deine Tempel, deine wettergrauen
Meerstädte, die am Felsgebirge thronen.

Wer dich gesehen, o dem altert nimmer
Das Herz im Busen, o dem bleibt ein Schimmer
Von Jugendglück und reinster Lebenswonne;

Und wenn im Herbst die Nachtigallen ziehen,
Faßt ihn das Heimweh und er möchte fliehen
Hinüber nach Italiens goldner Sonne.

Von den Alpen bis zum Arno

von

Karl Stieler.

Die grossen Wege nach Italien.

Durch den Mont Cenis.

Man nennt Italien das Wunderland, aber schon die Wege nach Italien haben etwas Wunderbares, einen geheimen Zauber, den kein anderer Pfad mit ihnen theilt. Er ergreift uns mit unbewußter Macht, wenn wir diesem großen Ziel entgegenpilgern, wir fühlen ihn alle, ehe wir es wissen, worin er ruht. — Soweit die Geschichte hinauf reicht, war Italien ja das Paradies der Erde. Fast scheint es, als wollte die Natur es selber schirmen, dieses Sanctuarium ihrer Schönheit, denn dreifach legte sie das Meer vor diesen Garten und baute gigantische Mauern im Norden auf; aber die Leidenschaft aller Völker stieg im Sturm über diese Schutzwehr hinweg, und die weltgeschichtliche Fußspur, die sie zurückgelassen, sind jene gewaltigen Alpenstraßen.

Darin liegt ihre Größe, ihr Zauber; sie wurden nicht gebaut durch die Hand eines Starken, sondern die Sehnsucht, der Neid, die Rache ganzer Nationen hat diese Wege gebahnt. Italien war ja die Seele der Welt, und um diese Seele warben sie alle, es war der Herd der ganzen antiken Cultur, und diesen Herd wollte jeder sein eigen nennen. Sprechen wir ohne Bild, so waren es immer große historische Strömungen und mächtige Leidenschaften, welche die Völkerzüge nach Italien geleitet haben, und die Spuren solcher Leidenschaften sind gleichsam noch übrig geblieben in dem herkulischen Bau dieser Straßen.

* * *

Am Mindesten bekannt von ihnen und doch eine der ältesten und mächtigsten ist der Mont Cenis (mons cinerum), der seinen Namen von der Sage nimmt, daß vor Jahrtausenden schon die Wälder, die ihn bedeckten, in Asche sanken. Versetzen wir uns zuvor in die enggeschlossene mächtige Landschaft. Wir sind in den Cottischen Alpen, die schweigenden Gipfel Cima del Caro und della Levanna, Monginevro und Gran Paradiso ragen vor uns empor, und mitten in ihrer Reihe steht ernst und weltberühmt der Mont Cenis. Er bildet den Knotenpunkt, wo sich die Grauen und Cottischen Alpen treffen, hier liegt jenes öde langgezogene Plateau, über das der uralte Heerweg von Frankreich nach Italien führt. Hoch über den Paß hinweg ragen zerrissene Felsengipfel, fast immer verschleiert in graues Gewölk, fast immer bedeckt mit tiefem Schnee: Rocciamelone und la Ronche, und wie sonst ihre wilden Namen klingen. Die Höhe derselben beläuft sich bis auf elftausend Fuß, die des Plateau's mißt siebenthalbtausend.

Schon Cardinal Bentivoglio, der 1648 in Venedig seine Memoiren schrieb, nennt den Mont Cenis den König der Alpen, und in der That — es liegt etwas Fürstliches in diesem titanischen Gliederbau, in diesen finsteren Zügen, in der gedankenschweren Einsamkeit, durch die wir nun schweifen.

Zwischen den Felsen wuchert dichtes Gestrüpp, nur dann und wann eine schlanke Birke, leuchtende Alpenrosen lauschen durch das dunkle Grün, und in den Ritzen blüht die duftige Viola cenisia.

Aber sie blüht nur um zu verblühen, kein menschliches Auge begegnet uns auf dieser Wanderschaft. Man hört nur das Schneehuhn flattern, und den gellenden Pfiff des Murmelthiers; man hört es bei lautloser Luft, wie sich droben in den Felsen die Steine lösen, man sieht den Adler die weiten Kreise ziehen, aber damit ist das Leben zu Ende — alles Andere ist todt.

Hart an der Straße liegt der kleine dunkle See, aus dessen Tiefen die Cenisia hervorbricht. Sieben Monate im Jahr deckt ihn das graue, mauerdichte Eis, aber selbst wenn ihn der späte Lenz entfesselt, wenn die Forelle wieder nach den Sonnenstrahlen emporhascht, bleibt etwas Gramvolles in seinen Zügen, wie das Gefühl der ewigen Gefangenschaft. Und doch gibt es noch andere Gefangene hier als die stummen Wellen; denn am östlichen Ufer des Sees, mitten in dieser kahlen Einsamkeit, steht das kleine Hospiz, das schon die Karolinger gegründet und das von jenem Bonaparte erneuert ward, der sich so gern den Erben des großen Karl nannte.

Für Tausende von Soldaten legte er hier Casernen an, und es wird uns fast schauerlich zu Muth, wenn wir in diesen ausgestorbenen Räumen rasten und im Geist jene langen Colonnen vorüberziehen lassen: müde, zerrissene Garden, beladene Pferde und rollendes Geschütz. Hier mögen sie noch eine Stunde ruhen, ehe es hinabgeht auf die Schlachtfelder Italiens, noch ein paar Athemzüge, ehe es wahr wird: Ave Caesar, morituri te salutant.

Nur wenige karge Gebäude haben sich noch in der Nähe des Hospizes angesiedelt — sonst gibt es keine Menschen hier als die Wächter, die berufen sind die Straße im Stand zu halten. Sechsundzwanzig Häuser sind an den gefährlichsten Stellen des Weges für sie errichtet, ihr Amt ist es den Irrenden ein Obdach zu schaffen, wenn sie der Schnee überrascht — so bringen sie ihr Leben hin zwischen eigener und fremder Mühsal. Denn grauenhaft sind die Stürme, die dann wüthen, wenn der Lombardo und der savoyische Wind sich hier begegnen, aufeinanderstürzend wie zwei heulende Wölfe.

Das ist die Landschaft des Mont Cenis. — Wir haben versucht sie in flüchtigen Zügen zu schildern, diese trotzige Scholle, und dennoch welche Fülle gewaltiger Thaten steht auf jenem öden, steinernen Grunde, wie uralt ist der erste Weg über diese Höhen seit Hannibal und Constantin, seit Karl dem Großen und der Fahrt nach Canossa!

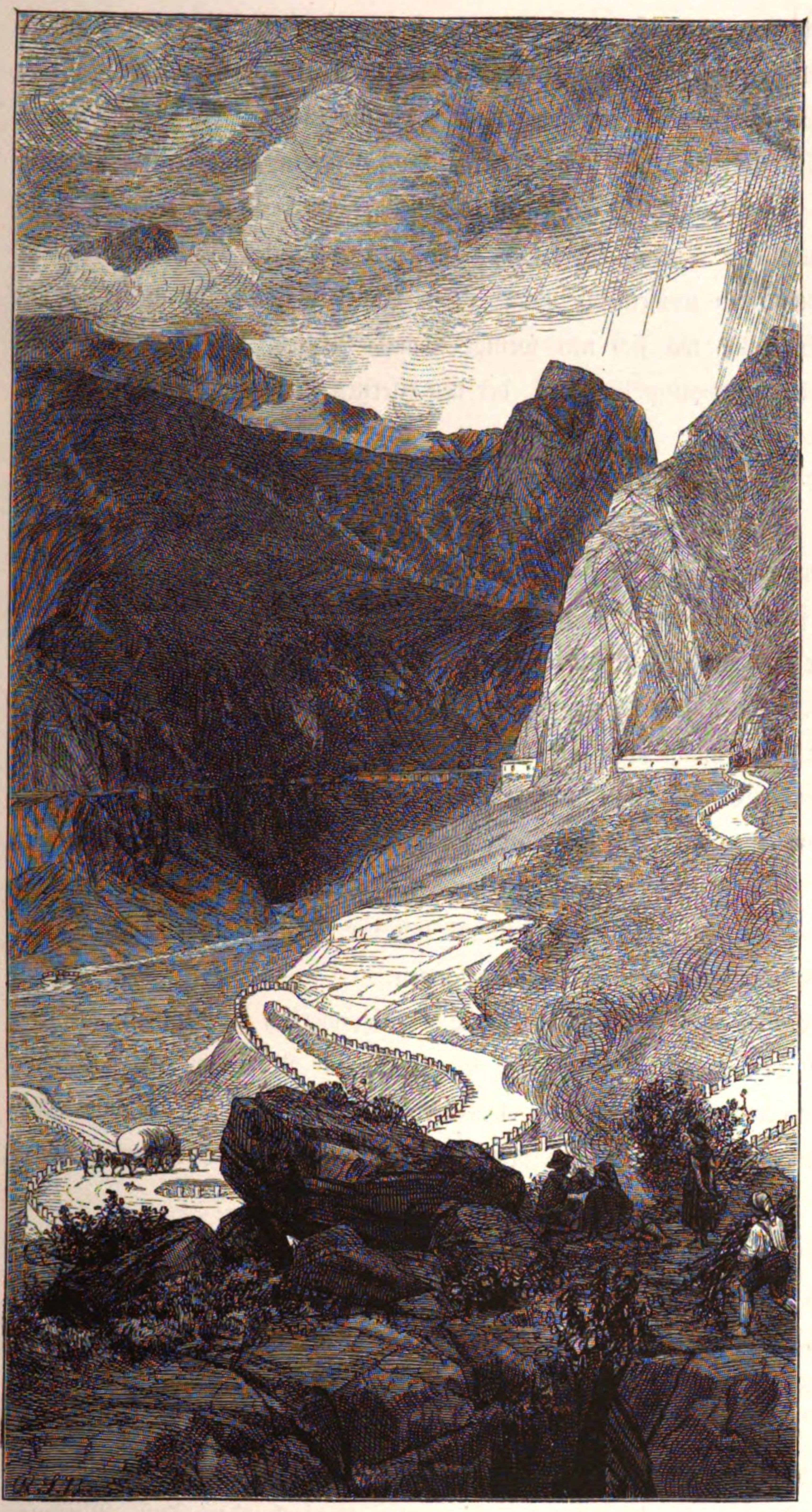
Wir besitzen eine Schilderung der letzteren von Pater Bresciani und unser Blut wallt auf, so oft wir sie lesen. Als der Bann über Heinrich IV. gesprochen war und die Fürsten in Tribur beschlossen hatten, ihn vom Kaiserthron zu stoßen, wenn er nicht bis zum Frühjahr entsühnt sei, da raffte der einst so stolze sechsundzwanzigjährige Jüngling sich auf und ging auf die Wanderschaft, ohne anderes Gefolge als sein edles Weib, sein Kind und wenige Getreue.

Sie zogen durch Burgund nach Genf, und von dort über die Alpen in die Grafschaft Maurienne — es war um die Weihnachtszeit und der Winter war so strenge, daß die Reben bis in die Wurzeln erfroren, und der Rhein vier Monate lang mit Eis bedeckt lag. Haarsträubend sind die Einzelheiten dieser Fahrt; der Kaiser bot Tausende für einen Führer an, der ihn um solche Zeit über die Berge begleiten sollte, aber Niemand wollte sich finden; alle erklärten es für ein Ding der Unmöglichkeit, und doch standen Thron und Leben auf dem Spiele!

Vogelfrei, wie der ärmste Mann im Reiche, betrat unser Kaiser die Felsen des Mont Cenis, die Saumthiere, die er in Besançon vom Grafen Wilhelm, seinem Verwandten, erhalten hatte, stürzten zumeist in den Abgrund, ehe er nur den Gipfel erreichte; auf kleinen Schlitten und Schleifen, die aus Tannenästen gebunden waren, half man sich weiter. Aber auch das wollte nicht mehr reichen, und so wurden denn Bertha und Konrad, der kleine Kaiserknabe, in riesige Thierfelle eingenäht, die an zwei Seilen bald vorwärts gezogen, bald rückwärts gehalten wurden. Heinrich aber ging daneben in zerrissenen Kleidern — mit blutenden Händen und blutendem Herzen!

Seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts gehörte der Mont Cenis eigentlich den Franzosen, wenigstens in historischer Beziehung; für die erbitterten Kämpfe, die sie gegen das Haus Savoyen führten, für alle Kriege, deren Ziel nach Süden wies, war der Mont Cenis ihr natürlicher Weg. Wenn man bisher darauf bedacht schien, den Pfad wo möglich geheim zu halten und so enge, daß ihn kaum ein Saumthier begehen konnte, so wurde nun das Gegentheil erstrebt. Schon 1693 hatte ihn Marschall Catinat derart erweitert, daß man geringes Fuhrwerk und leichtes Geschütz hinüberbringen konnte — aber zur modernen Militärstraße in großem Stil verwandelte ihn erst Napoleon. Sein Ingenieur war der geniale Giovanni Fabrane.

Die Entstehungsgeschichte und die ganze Durchführung dieses Riesenbaues ist ungemein merkwürdig; er hat wie



STRASSE ÜBER DEN MONT CENIS.

alle großen Werke der Welt seine Leidensgeschichte, ja es fehlt dieser ungeheuren Idee nicht einmal der Märtyrer, der sein ganzes Leben an dieses eine Ziel gesetzt, ohne verstanden zu werden.

Dieser Mann war der Ingenieur Joseph Medail in Bardonèche, der bereits im Jahre 1832 dem König Karl Albert einen Plan vorlegte und den Durchstich der Cottischen Alpen fast ganz in der Weise fixirte, wie er heute vollzogen ist. Der Plan wurde angestaunt, wie man eben etwas Unerreichbares anstaunt, aber an die Verwirklichung dachte Niemand. Doch der kühne Alpensohn ließ sich dadurch nicht erschrecken. Zehn Jahre später legte er seinen Entwurf der Handelskammer in Chambéry dar, er ward geprüft und auch hier im höchsten Grade genial befunden; aber es war dasselbe Loos — an seine Verwirklichung dachte Niemand. Medail schloß die Augen, längst ehe der Gedanke seines Lebens erfüllt war: ihn zur That zu machen, war sein Vermächtniß an die Nachwelt.

Es währte lange, aber die Erfüllung kam; unter der Leitung der Ingenieure Graltoni, Grandis und Sommeiller ward der Durchstich binnen neun Jahren vollendet und am 17. September 1871 wurde die Bahn dem Verkehr übergeben, als ein neues Band für die Eintracht der europäischen Völker.

Es war zu Anfang Oktober, als ich die Fahrt durch den Mont Cenis unternahm. Schon die Natur an sich wird herber, gewaltiger, sobald man aus dem Süden Frankreichs nach Savoyen kommt; die Berge zerklüften sich immer kühner und steigen höher empor; an die Stelle der weichen goldenen Töne, welche die Landschaft in der Provence trägt, treten ernste, dunklere Farben; bis hoch hinauf sehen wir Tannenwald und mit kühler Kristallfluth stürzt der Wildbach vorüber. Einsame Hütten aus brauner Rinde liegen am Weg; nur selten noch kommt ein verwittertes Dorf, nur bisweilen noch finden wir schattiges Laubholz und läutende Heerden. Es ist die volle trotzige Bergeswelt, das alte Jagdgebiet der wetterfesten Sarden.

Aber noch immer enger, noch immer höher wird dieses Bild, je weiter wir eilen; nur noch ein schmaler Fußpfad führt in die Seitenthäler, die sich im Fluge öffnen und schließen; der Kampf, mit dem die Menschenhand sich hier den Weg gebahnt, wird schon in hundert Zeichen sichtbar. Starr und verwildert rücken uns die Berge entgegen, bis mit einemmal der Weg durch Felskolosse vermauert scheint — es ist nicht mehr möglich, noch weiter zu dringen. Schrillend pfeift die Lokomotive, die eisernen Räder knarren — das ist Modane, die letzte Station hart am Fuße des Mont Cenis.

Hier muß der Zug eine kleine Stunde halten, aus den breiten geöffneten Coupés der ersten Classe (denn solche allein verkehren auf dieser Route) ergießt sich ein dichter Menschenknäuel, Italiener und Franzosen, Engländer und

Russen, in allen Farben, in allen Zungen wirrt sich das durcheinander. Da die Gränze in der Mitte des Tunnels liegt, so ist hier die Douane: mit verbindlicher Handbewegung wird man gebeten, in die Halle zu treten und die Colli zu öffnen. Welches Gewühl, welch' bunte Gestalten; „prenez garde!“ rufen die Packer, die auf niederen Wagen das Gepäck in die Halle rollen. Sangue di Cristo! wettert ein Italiener, dem plötzlich seine Frau verloren ging; eine Sängerin, die zur Scala nach Mailand fährt, hat neunzehn gewaltige Koffer, und ist die letzte, deren Gepäck erledigt wird.

Modane liegt in einem Felsenkessel, der kaum eine Stunde im Umkreis mißt, verwittertes Geröll drängt sich bis fast an die Schienen, und schon am frühen Nachmittag werfen die Berge ihren blauen Schatten herab in's Thal. Hier ist der Eingang des Mont Cenis; in dieser Wildniß, wo sich nur wenige schmale Häuserreihen finden, die von dem früheren Cantonnement noch übrig sind, steht jetzt der gewaltige Bahnhof, der den eisernen Angelpunkt zwischen Frankreich und Italien bildet.

An Stelle des französischen Zuges, der uns bisher geführt, steht jetzt der italienische auf dem Perron, dunkelfarbige Wagen mit weiten hellgepolsterten Coupés, von denen jedes seine acht Passagiere zählt. Schon waren die Lampen angezündet, noch einmal prüften die Wagenwärter hier und dort eine Achse, und dann kam die zweite Lokomotive herangebraust, die uns den Weg erleichtern sollte — ein Ruck und wir waren im Laufe.

Es war doch eine fieberhafte Erregung, die sich nun allenthalben kundgab, und die dadurch stieg, daß man das Ziel der allgemeinen Neugier nirgends erspähte. Denn der Eingang in den weltberühmten Tunnel liegt senkrecht etwa zweihundert Fuß hoch über der Station, und die Bahn macht zwei ungeheure Bogen, ehe sie diese Oeffnung erreicht. Es sind wahrhaft grauenerregende Curven; die Lokomotive rollt nicht mehr weiter, sondern sie steigt gleichsam empor, Schritt um Schritt den Boden erkämpfend, und schon sehen wir tief hinab auf die grauen Schieferdächer von Modane, bis sie mit einemmal hart zu unsern Füßen liegen. — Ein gellender Pfiff erdröhnte — wie der Schrei eines Menschen, den man plötzlich hinabstößt in die Finsterniß; in wilden Verschlingungen krümmt sich der Dampf auf der Erde, nur noch ein Augenblick des Zwielichts, dann ist es Rabennacht, dann sind wir gefangen.

Wir rollten wirklich im Tunnel des Mont Cenis, und den Meisten ward es absonderlich zu Muthe. Es war nicht Furcht, aber das scheue Gefühl, daß man nun den elementaren Mächten so unmittelbar überliefert ist, daß keine menschliche Hand uns erreicht, wenn auf dieser finstern Meile ein Unglück eintrifft. Wir sind entrückt aus dem Bannkreis aller Hülfe, und das empfinden wir, jeder Stein in diesem zersprengten Gewölbe ist Herr über unser Leben, und auch die Natur übt ja bisweilen Rache.

Man öffnete die Fenster, eine warme dunstige Luft, die das Athmen erschwerte, strömte herein, es war nicht möglich, die Wände des Tunnels oder den nächsten Wagen zu erblicken, wenn man hinaussah, so furchtbar war die Dunkelheit. Nur die qualmenden Massen des Rauchs gewahrte man, wie sie hart an dem beleuchteten Fenster vorüberglitten; es lag beinahe etwas Dämonisches in diesen wesenlosen kriechenden Gestalten, die bald quer unter den Rädern hindurchhuschen, bald hastig über die Decke steigen, unaufhörlich verfliegend und immer wieder auf's neue erwachsend.

Schauerlich war das Gerassel der Lokomotive, man fühlte fast die herkulische Arbeit mit, die ihr oblag, man hörte sie röcheln und stöhnen, denn die Steigung des Tunnels im Innern beträgt ja mehr als vierhundert Fuß. Mitunter war es beinahe als ob sie plötzlich stille stünde, als ob sie die Kraft verließe, dann kam ein wilder Ruck und die Arbeit begann von neuem. Ich zog die Uhr, es waren kaum zehn Minuten, daß wir in diesem Kerker weilten, noch kaum ein Drittel des Weges war zurückgelegt.

Da sich nirgends ein Ausblick bot, so wandte ich den Blick nach innen, d. h. nicht in die Seele, sondern in's Coupé, und sah mir die Nachbarn etwas näher an, mit denen mich das Schicksal zusammengeführt. Die Damen, welche uns gegenüber saßen, hielten das Tuch über die Augen, und hüstelten leise, sie wollten nicht merken lassen, daß sie weinten, so sehr ging ihnen dieser Tartarus zu Herzen. Mit höchster Lebendigkeit erfaßten die Franzosen die Situation, sie waren Auge und Ohr, und wußten alle möglichen Details zu erzählen; sie hielten natürlich den Mont Cenis für ihre eigenste That, und fühlten sich verpflichtet, im Coupé die Honneurs zu machen.

Wieder waren zehn Minuten verstrichen, die Luft ward immer schwüler und banger, mit Lesen und Schlafen wollte es nicht mehr gehen; aber wir fühlten doch, daß nun der Höhepunkt des Tunnels erreicht war. Denn plötzlich änderte sich der Pfad, er wurde eben — er sank; mit rasender Geschwindigkeit brauste die Lokomotive dahin, als gelte es, die verlorene Zeit zu erjagen; nur wie ein kurzer Lichtblitz erschienen die kleinen Stationen, die in der Tiefe



VIA MALA. VERLORENES LOCH.

[illegible] Mitte des Tunnels [illegible] die Colli zu [illegible] Wagen das Gepäck [illegible] ging; eine Sängerin, [illegible] Gepäck erledigt wird; [illegible] Gefühl drängt sich [illegible] herab in's Thal, [illegible] finden, die von [illegible] zwischen Frank- [illegible]

[illegible] auf dem Perron, dunkel- [illegible] Schon waren die [illegible] kam die zweite Loko- [illegible]

[illegible] dadurch stieg, daß man [illegible] Tunnel liegt senkrecht [illegible] diese Oeffnung erreicht. [illegible] steigt gleichsam empor, [illegible] von Modane, [illegible] Schrei eines Menschen, [illegible] auf der Erde, nur [illegible]

[illegible] zu Muthe. Es war [illegible] überliefert ist, daß keine [illegible] Wir sind entrückt aus dem [illegible] ist Herr über unser Leben, [illegible]

[illegible] herein, es war nicht [illegible] so furchtbar war die [illegible] dem beleuchteten Fenster vorüber- [illegible] bald quer unter den Rädern [illegible] immer wieder auf's neue erwachsend.

[illegible] Arbeit mit, die ihr oblag, man [illegible] als vierhundert Fuß. Mitunter [illegible] kam ein wilder Ruck und die [illegible] in diesem Kerker weilten, noch [illegible]

[illegible] d. h. nicht in die Seele, sondern [illegible] zusammengeführt. Die Damen, [illegible] sie wollten nicht merken lassen, [illegible] erfaßten die Franzosen die [illegible] Auge und Ohr, [illegible] zu erzählen; sie hielten natürlich den Mont [illegible] eigenste That, und [illegible] zu machen.

[illegible] waren zehn Minuten [illegible] Lesen und Schlafen [illegible] nicht mehr gehen; aber wir fühlten doch, daß [illegible] Denn plötzlich [illegible] sich der Pfad, er wurde eben — er sank; mit [illegible] dahin, als gelte es, die verlorene Zeit zu erjagen; nur wie ein kurzer [illegible] erschienen die [illegible] in der Tiefe



VIA MALA. VERLORENES LOCH.

des Tunnels liegen. Dort stehen die Wächter mit Blendlaternen in der Hand, die zum Wahrzeichen dienen, daß sie auf ihrem Posten sind, denn ihre Gestalt zu sehen, wäre ein Ding der Unmöglichkeit.

Unwillkürlich hatten wir das Gefühl: wenn nun ein Zusammenstoß, eine Entgleisung erfolgte? Soviel ich erfuhr, ist indessen die Mont Cenisbahn bis jetzt ohne erheblichen Unglücksfall geblieben; nur am 24. Mai 1873 sollen zwei Züge im Tunnel zusammen gerathen sein, jedoch in der Art, daß sie sich (durch rechtzeitige Hemmung) regungslos gegenüberstanden. Ob es sich wirklich so verhielt, konnte ich nicht authentisch ermitteln, und muß daher die Verantwortung dem Reisegefährten überlassen, der uns das erzählte — ich habe blos das eine Bedenken dagegen, daß er betheuerte: er sei „selber dabei gewesen".

Trotzdem verfehlte die Erzählung wenigstens nicht den Effekt: die Franzosen ließen ein Fläschchen mit Aether circuliren — es waren einunddreißig Minuten verstrichen, und schon konnte man von ferne jenes Zwielicht fühlen, das uns das Ende verkündigte. Wie ein Raubthier, welches die Freiheit sucht, stürmte die Lokomotive jetzt dem Ausgange entgegen; wie man auf Schiffen ruft: „Land, Land!" so stand es jetzt auf allen Zügen: „Licht, Licht!"

Wir waren im Freien, in vollen Strömen ergoß sich der Sonnenstrahl über die Felsengipfel, grüne Föhren und schlanke Birken standen am Wege, wir hörten den Gießbach rauschen, alles war wieder lebendig um uns. Ueber der Station prangte das italienische Wappen; „Bardonecchia!" rief der Conducteur, „si ferma cinque minuti".

Und in lang gewundener Linie sahen wir nun noch einmal zurück auf das gewaltige Steinthor, das den Eingang des Tunnels bildet, auf dieses Fort des menschlichen Geistes; wir sahen die ganze Bergeskette, die wir durchschnitten, auf deren Spitze noch das weiße Kreuz steht, den Punkt bezeichnend, wo die Arbeiter im Innern zusammentreffen sollten.

Wahrhaftig — es war nicht blos ein Gefühl der Befreiung, das uns in dieser Stunde die Brust erhob, es war auch ein Gefühl des Stolzes und des Glückes, daß wir in Tagen leben, die eine solche That vermochten. Man könnte sie wohl ein Wunder nennen; aber nicht unsichtbare Hände, sondern wir selber haben es gewirkt!

Via Mala.

Wer hat nicht schon eine Gestalt gesehen, deren Schönheit ihn fesselt und in der doch ein Zug des Bösen liegt, den wir dämonisch empfinden! Auch die Natur hat solche Gestalten in jenen Bergen, die sie als Wächter zwischen wälsches und deutsches Land gestellt; schon im Namen klingt uns dies Wesen wieder, so oft wir sagen: Via Mala. — Die Via Mala ist der Glanzpunkt des Splügen, jener Alpenstraße, die von Chur nach Chiavenna führt; und wenn gleich die Aehnlichkeit mit dem Gotthard sich manchmal bemerkbar macht, so hat doch auch dieser Weg wieder sein eigenes und anderes Gepräge. Wie dort die Reuß, so ist es hier der Rhein, dem wir folgen, aber nicht jener breite Rhein, in dessen Fluthen sich Dome spiegeln, um dessen Ufer die Völker streiten, sondern das wilde, durch die Schluchten jagende Kind der Berge, das von der Welt nichts ahnt in seiner Einsamkeit! Bei keinem anderen Strome ist uns dieser Gegensatz zwischen schäumender Jugend und späterer Würde so greifbar. Der Bodensee ist gleichsam das stille, geheimnißvolle Gemach, in dem dieser Wandel seines Wesens sich unsichtbar vollzieht; sowie er den See verlassen hat, nach kühnem Sprunge, gehört der Rhein dem strengen thatenreichen Leben, aber Alles was weiter zurück in den Bergen liegt, gehört dem ungezähmten Spiele der Kindheit.

Bald, wenn wir der Straße aufwärts folgen, treten uns alle Merkmale der alten, großen Alpenpässe entgegen. Im Dorfe Felsberg die Spuren des abgestürzten Gerölls, in Oberems die Erinnerungen jener verzweifelten Kämpfe, mit denen die Trikolore sich hier den Weg erzwang, und dann auf steiler Höhe die Herrenburg von Planta und Rhäzüns. In dem erstgenannten Schlosse werden zwei Bilder gezeigt, die ein ehemaliger Lehrer zum Andenken seiner

Wirksamkeit hiehergesandt; die alten Leute im Dorf nennen ihn noch heute den Herrn Chabaud, die Geschichte nennt ihn Louis Philipp, den Bürgerkönig.

Nicht lange, so treten wir in ein herrliches, besonntes Thal, das der romanische Dialekt als Val Domgiasca bezeichnet. Es liegt noch tief unter der eigentlichen Bergregion, vor den rauhen Winden durch Wald und vor den rauhen Wogen durch mächtige Dämme geschützt, so daß eine reiche Vegetation sich hier entfalten konnte. Zahlreiche Burgen und viele Dörfer, deren Häuser an den Abhängen aufsteigen, beleben den Weg, den der Piz Beverin mit schneeiger Spitze hoch überragt. Allenthalben sind die Berge, die uns im Ursener Thal so kalt und todt erscheinen, reich bewaldet, die Landschaft, die wir schauen, und die Luft, die wir athmen, sind von tiefem Tannenduft durchdrungen.

Aber oft genug gab es wilden Kampf im Dickicht, denn während des dreißigjährigen Krieges herrschte auch hier die Fehde; Männer und Knaben griffen zur Wehr und mancher der fremden Gebieter lag röchelnd in seinem Blute.

Wie bei den meisten Alpenpässen, so greift auch die Geschichte dieses Weges in graue Zeit zurück, vor allem aber ist die Strecke bis Thusis reich an Erinnerungen. Das herrliche Kloster bei Katzis ward schon in den Tagen der Merovinger und zwar von der Gattin (!) eines Bischofs in Chur gegründet; die Burg von Hohenräthien aber, die aus schwindelnder Höhe den Rhein überragt und deren Trümmer noch die alte Macht verkünden, wird gar in das sechste Jahrhundert vor Christus verlegt. Man hält den Tuskerfürsten Rhätus für den Erbauer des Castells; von diesem Volksstamm will auch Thusis seinen Namen haben.

Faßt man den Felsen, auf welchem die Burg steht und jenen, der ihm gegenüberliegt, als Ganzes, so bilden sie gewissermaßen das hochgewölbte Thor der Via Mala, die nun beginnt.

Denn schon hinter Thusis, das noch als helles, lachendes Dorf im Thale steht, fängt die Landschaft an, sich zu verfärben und zu verengen; wie im geheimen Krampf ziehen sich ihre steinernen Glieder zusammen, alles Frische flieht, fahl und grau sind die Felsen, und wie ein Strom von tobenden Worten, der aus gepreßter Seele bricht, so bricht der Rhein mit seinen Wogen aus dieser felsigen Erdrückung — schäumend, rasend, unüberwindlich!

Alles, was sonst eine Landschaft hold macht, ist abgestreift und vergessen, die Felsen scheinen zu wachsen vor unserem Blick, wie eine Menschengestalt im Zorne wächst; nur die nackte Leidenschaft, zu der sich die Natur aufgebäumt, starrt uns entgegen. Das ist der böse, dämonische Zug im schönen Antlitz der Spluga, der jetzt erwacht.

Aber der Menschengeist schrak nicht zurück, er wagte es, selbst an diese Leidenschaft die Hand zu legen und — er bezwang sie. Es sind nun eben vierhundert Jahre, seit man die erste Straße durch den Felsen sprengte, eine Straße, die nicht mehr als vier Fuß in der Breite maß, denn vorher ging nur ein verwegener Fußpfad über die Almen. Dann in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann man die steinernen Brücken aufzubauen und noch viel später ward der Tunnel gesprengt, der jetzt den Namen des „Verlornen Loches" führt. Auch in den heißesten Sommertagen träufelt es leise vom Gestein und die feuchte, finstere Kühle, die uns umwebt, treibt uns mit unbewußter Macht von dannen. Aber noch immer hat die Landschaft etwas Gigantisches; zweitausend Fuß hoch steigen die Felsen zu beiden Seiten empor, getrennt durch einen Zwischenraum, der kaum zehn Meter mißt und fast so jäh ist die Tiefe, in welcher der Strom vorüberbraust. Schaurig sieht es sich an, wie die Brücke hinübersetzt, beide Ufer mit mächtiger Spannung umklammernd, bis wir nach langer Wanderung das Ende der Via Mala erreichen. Nun ermattet die Leidenschaft, vor unseren Augen scheint die Natur sich zu besänftigen, wie ein Hauch der Befreiung kommt es über ihr Antlitz, das uns zuerst entgegenstarrte, gleich einem steinernen Medusenhaupt. Das erste Leben, das erste Lächeln regt sich wieder. Nur noch wenige Schritte weiter, und wir sind in dem lieblichsten Thale, das sich denken läßt, mitten in einer Idylle von grünen Wiesen und dunklem Wald, aus dessen Lichtung die Alpenhütten niederschauen; leise rauschend und kristallen strömt der Rhein.

Der Name dieses Thales ist Schams. Wohl möchte man glauben, daß seine Bewohner nie ihr friedliches Hirtenleben mit den Waffen vertauscht, und dennoch ward auch diese Scholle der Schauplatz blutigen Zwistes; denn von den Herren der Bärenburg, welche das Schamserthal beherrscht, wußte man wenig Gutes zu berichten. Sie hatten ganz den grausamen starken Arm, der uns an Geßler mahnt; unbarmherzig traten sie das goldene Feld und die goldene Freiheit des Volkes nieder. So sind denn noch jetzt mancherlei Sagen solcher Art lebendig, wie jene von dem Bauer Johannes Caldar, zu dem sein Frohnherr in die Stube trat und höhnend in die Schüssel spuckte, worin das Mittagsmahl bereit stand. Da fuhr aber der beleidigte Bauer auf: „Friß selber, was Du gewürzt hast," schrie

er dem übermüthigen Herrn zu, und im nächsten Momente faßte er ihn mit eiserner Faust beim Nacken und stieß ihm den Kopf in den heißen Brei, bis er erstickte.

Unter Hans von Rechberg und Heinrich von Rhäzüns drangen die Reisigen der verbündeten Burgen gegen das Schamserthal, nachdem man vorher das Gerücht einer großen Jagd verbreitet hatte, um die Bauern zu täuschen. Immer enger und näher umschloß die Schaar der Feinde das Thal, bis endlich einige Hirten, die in der Morgendämmerung zu Berge stiegen, die furchtbare Gefahr entdeckten. Nun galt es rasche That; athemlos und ohne Rast eilten die Boten auf verborgenem Pfad nach Rheinwald und in die benachbarten Thäler und bald kamen von allen Seiten die Freunde mit Speer und Morgenstern, bis der Feind ihren Streichen und die Burg dem Hunger erlag. Den einen der Führer aber, Heinrich von Rhäzüns, verdammten sie zum Tode, und als ihm bange vor dem Richtschwert ward, schnitt der Henker vor seinen Augen ein Haar entzwei. Dennoch ward ihm das Leben gerettet, auf die Fürbitte seines alten — Dieners.

Was wir hier erzählen, geschah vor etwa vierhundert Jahren, aber jener herbe, urwüchsige Sinn, der so für Haus und Herd zur Wehre greift, tritt uns noch heute entgegen, wenn wir an Zillis, Fardün und Andeer vorüberschreiten.

Betrachtet man den Weg über den Splügen nach seiner plastischen Gliederung, so stuft sich derselbe terrassenförmig ab; gleichsam auf der ersten Stufe liegt das Domgiascathal, durch das Felsenthor der Via Mala vom Schamserthal getrennt, das die nächst höhere Stufe darstellt. Aber auch dieses Thal ist wieder durch die steinernen Mauern der Rofflaschlucht, von der obersten Staffel, dem Rheinwaldthale, geschieden.

Hier liegt das Dorf Splügen und die Höhe des Passes (etwa siebentausend Fuß über dem Meere). Natürlich ist die Vegetation nicht mehr in dieser Weise ergiebig, wie auf den beiden unteren Thalmassen, aber der tiefe kräftige Athemzug des Lebens weht uns doch noch allenthalben entgegen; es sind deutsche Tannen, in die wir schauen, und deutsche Worte, die wir vernehmen. Mit blauen Knospen steht der Flachs auf dem Felde, erst im späten Herbste wird der Roggen gelb, den sie hier bauen; aber der Mensch lebt doch im Frieden der Natur und im Segen seiner Arbeit. Der immense Verkehr, den die Post Splügen besitzt (weil hier der Weg nach Bellinzona und Chiavenna sich scheidet), gibt der Straße ein buntes Leben.

Martinière (1740) berichtet, daß auf dem Splügen ein kleiner geheimnißvoller See sei, tief in den Bergen zwischen Rheinwald und Schams, den er Calandari nennt; nicht breiter als ein Steinwurf reicht, aber unergründlich für alle Zeit. Von diesem geht die Sage, daß er alle Wesen, die ihm nahe kommen, mit magischer Gewalt in seine Tiefe zieht; ein junges Weib, das den Weg verlor und vor Müdigkeit am Ufer einschlief, ging spurlos verloren, aber vier Meilen weiter fand man ihren Gürtel und ihre Schlüssel, die der Rhein an's Land warf.

Und als übermüthige Bursche einst sieben Pferde in den See gejagt, da gab derselbe zwar die Körper (nach drei Stunden) lebend zurück, aber die Thiere hatten sammt und sonders das Eisen vom Huf verloren.

Ueber die Lira hinweg, am schäumenden Fall des Madesimo vorüber, eilt nun die Post im schärfsten Trabe bergab, lange Lawinengallerien schützen den Weg vor Verschüttung, und erst tief unter Campo Dolcino sehen wir die alte herrliche Stadt von südlichen Gärten bekränzt, mit ihren trotzigen Mauern und ihrem trotzigen Namen — Chiavenna. Das Wort kommt von „clavis“ her, es ist der „Schlüssel“ zu jenem rauhen Passe und der Schlüssel zu den goldenen Schätzen Italiens!

Ueber den Gotthard.

Mit leichtem Bündel treten wir auf die große Straße, die am südlichen Ufer des Vierwaldstättersees beginnt. Wir schreiten durch die Gassen von Fluelen und Altdorf hin, wo noch der Zauber alter Sage weht, wo Tell einst den Pfeil auf den Bogen legte; die Wellen, die unseren Weg begleiten und die sich drüben an den Felsen des Rütli brechen, trugen dereinst sein Schiff. Und wir selber sehen sein mächtiges Denkmal prangen, das den Marktplatz hoch überragt; es will uns nicht möglich dünken, daß die Weisen sein Bild aus der Geschichte verbannen. Im Herzen des Volkes wird er ewig leben! Dann aber, wenn wir die letzten Häuser von Altdorf verlassen haben, das 1799 durch einen furchtbaren Brand verwüstet ward, wenn die letzten Gestalten in ihrer alten Tracht vorüber sind, wird es einsam und rauh ringsum, der Weg hebt bald zu steigen an; wir sind auf der alten, weltberühmten Gotthardstraße.

Nimmer schweift unser Blick über dunkle Dächer und blaue Wogen, zur Rechten und Linken rücken die Felsen hart an die Straße und vor uns steht der gewaltige Bristenstock, als wollte er den Weg bergan verschließen.

Schäumend in enger Schlucht stürmt die Reuß vorüber, aber dennoch sind wir noch nicht in der vollen Wildniß, denn wo der schmale Pfad sich erweitert, da breiten sich grüne Matten und schmucke Dörfer aus, von Linden und Ahorn beschattet oder in riesigen Nußbäumen versteckt. Hochgeladene Wagen, die mit ihrer Fracht vor der Thüre rasten, spielende Kinder und plaudernde Gruppen, die auf den steinernen Staffeln sitzen, das sind die Gestalten, die dies Idyll beleben; unter dem braunen Giebel lugt ein Mädchen herab und horcht, was sie drunten von ihrem Liebsten sagen. So sind wir durch Amstäg und Intschi, durch Wasen und Göschenen gewandert. Brausende Wasserfälle stäuben über die Straße, mächtige Lärchen, die die Lawinen abgelöst und die sich an den tieferen Stellen des Berges klammernd angewurzelt, hängen über die Felsen, im Schatten steht breiter Lattich und niedriges Gestrüpp. Alle Pflanzen, die die Cultur erzieht, werden nun immer spärlicher, bis sie langsam verschwinden. Schon bei Wasen stirbt das edlere Laubholz aus, nur einzelne kümmernde Kirschbäume überragen die Halde und die letzten gelben Felder wogen im Sonnenstrahl. In den kleinen Gärtchen aber, die mit schwerem Gestein umfriedet sind, blüht der rauhe hochgewachsene Hanf unter dürftigen Blumen, kaum so viel, daß sie zum Schmuck eines Heiligenbildes, für den Grabstein der Eltern, zum Strauß für die Liebste reichen.

Noch trotziger tritt uns die Bergeswelt hinter Göschenen entgegen, wo sich zur Rechten ein finsteres Thal erschließt. Es ist keine Landschaft mehr, es ist nur ein Chaos von grauen zerklüfteten Trümmern und hoch darüber der weiße blendende Gletscher des Galenstocks, der alles Licht an sich gezogen und drohend in das öde Dunkel zu seinen Füßen schaut. Selbst die schwankenden Gräser, die zwischen den losen Steinen sprossen, zittern nur leise im Wind, sonst ist nirgend Bewegung! Es faßt uns wahrhaftig ein Grauen, wenn wir so weiter schreiten in dieser Wildniß und sehen, wie alles Leben erstirbt, wie sich die Felsen immer enger schließen, wie jene dämmerhafte Kühle uns umfängt — es ist wahrhaftig kein Wunder, wenn die Sage sprach: die Brücke, die nun die schwindelnde Kluft überbaut, die baute der Teufel! Um eine jähe Felsenecke biegt der Weg, die Donnerstimme der stürzenden Wogen dröhnt uns entgegen, als wollte sie rufen: „Halt!“ und im nächsten Augenblick stehen wir vor der Teufelsbrücke.

Es ist der Glanzpunkt dieses weltberühmten Weges, nicht etwa der höchste an örtlicher Steigung, aber der höchste an menschlicher Kühnheit und Thatkraft: ein Wunderwerk, wenn wir bedenken, daß seit Jahrhunderten der Pfad über diesen Abgrund führt. Die Stelle ist in der That sehr merkwürdig: durch Granitfelsen hat sich die Reuß gewaltsam Bahn gebrochen, der Zwang des engen Weges erhöht die Wucht der Wogen, die Kluft aber, die er sich schuf, liegt wie ein tiefer Schnitt mitten im Aufstieg der Gotthardstraße. Wer wollte es wagen, sie zu überbrücken?

Man erzählt, als die Bewohner des Ursener Thales mit Sorgen vor dieser Frage standen, da sei der Teufel zu ihnen getreten und habe versprochen, die Brücke zu bauen, wenn ihm die Seele des ersten, der darüber ginge, gehören sollte. Allein die schlauen Ursener jagten nach der Vollendung des Werkes einen Hund hinüber, der augen-

blicklich zerrissen ward. Ueber diese List war der Schwarze so ergrimmt, daß er Granitblöcke von den Felsen schlug, um selber sein Werk zu zerstören; allein auch dießmal wußten sie Rath, denn als man dem Teufel ein derbes „Grüß Gott“ entgegenrief, ließ er die Felsblöcke fallen. Einer derselben, der noch heute der „Teufelsstein“ geheißen wird, rollte weit hinab und liegt an der Straße vor Göschenen. Diese älteste eigentliche Teufelsbrücke ist noch vollkommen sichtbar, sie steht als Ruine unter dem kühnen Bogen, der uns jetzt über die Kluft hinwegführt.

Stundenlange mag man hier stehen und hinabschauen in den Schlund mit seinen schäumenden Wogen, die sich drohend aufbäumen aus dem kreisenden Gischt und dann wieder hinunterwühlen bis auf den Grund der Fluth. Wie grollend, wie ungestüm schallen ihre zornigen Laute zu uns empor, aber Geschlechter und Jahrhunderte ziehen vorüber und Keiner versteht sie! Nur wenige helle Augenblicke leuchten in diese Wildniß, wenn die Sonnenstrahlen über die Bergwand gleiten und in die Fluth hernieder tauchen; dann blitzt es in tausend flimmernden Funken, dann wird der Groll zum Jubel und weithin streut der Fluß sein stäubendes Silber in die Lüfte! Aber wie bald kommt wieder der Schatten, das Moos auf der alten zerfallenen Brücke wird schwärzlich-grün, der Staub des Wasserfalles, der kaum in goldenen Farben spielte, wird kalt und grau und netzt uns mit seinen feinen unsichtbaren Stichen.

Wie schnell wird aus dem Schatten die Nacht und aus der Nacht der Winter! Mit fahlem Schimmer liegt der Mond über der verschneiten Brücke — eine Schmugglerschaar zieht lautlos die Straße entlang, mit gespanntem Gewehr und geschwärzten Gesichtern. Sie suchen langsam nach dem verwehten Geländer und fassen das zagende Saumthier am Zügel; denn der Frost hat die Wege geglättet und die Mauern zerklüftet — sie horchen, sie tasten, der Führer stürzt! Das ist die echte Staffage für diese gewaltige Landschaft, das ist der wahre Zug über die Teufelsbrücke!

Im Jahre 1799, als die Franzosen, Russen und Oesterreicher in dieser Wildniß zusammentrafen, ward die alte Brücke gesprengt und nur auf morschen Balken, die man querüberlegte, zogen die Soldaten Suwarow's über die gähnende Kluft. Die neue Brücke wurde von 1828—1830 erbaut, ihr Bogen ist aber kürzer als der frühere, sie wölbt sich in einer Höhe von fünfundneunzig Fuß über den Strom.

Bald nach der Teufelsbrücke kommt das „Urner-Loch“; auch hier hat sich der Mensch mit bewaffneter Faust den Weg erzwungen, den ihm die Natur verwehrte. Wie es dort die Kluft zu überbrücken galt, so galt es hier, den Fels zu durchbrechen und zwar den härtesten Granit; früher hing nur eine hölzerne Brücke in Ketten an der steilen Wand. Der Mann, der das Wagniß der Durchbohrung unternahm, war Pietro Moretini aus Locarno; 1707 begann er die Arbeit, und nach elf Monaten war sie vollendet. Freilich schmaler und niedriger als heute, wo die Straße über sechzehn Fuß Breite mißt, aber immerhin waren es fast zweihundert Fuß in der Länge und allenthalben erzählte man damals von jenem gewaltigen Tunnel, der volle achttausend Gulden gekostet habe. Wer hätte es wohl geahnt, daß hundertfünfzig Jahre später für den Durchstich des Mont Cenis fünfundsiebzig Millionen Franken verwendet würden; ja, daß an die Felsen des Gotthard selber bereits der Hammer klingt!

Das „Urner-Loch“ bildet nicht nur einen Markstein des Weges, sondern auch der Landschaft selbst; wenn wir mit hallendem Schritt durch die finstere Wölbung hindurchgezogen und mit einmal wieder in die lichte Freiheit treten, so haben wir rings um uns ein neues Bild. „An der Matt“ heißt der sonnige Name des Dorfes, in das wir treten und der Name wird zur That; es ist, als wäre ein grüner Teppich vor uns ausgebreitet; die Reuß, die wir noch eben toben sahen, strömt sachte und silbern zwischen den Wiesen hin, das wilde Schauspiel wird zur lachenden Idylle.

Es ist das Urserntbal, in dem wir weilen, dessen wunderbaren Contrast schon Schiller in seinem „Tell“ beschrieb, das selbst der heimischen Bevölkerung so räthselhaft erschien, daß die Sage entstand, es sei durch das Machtwort des heiligen Columban aus der Felsenwildniß gezaubert worden.

Das Ursener-Thal war in mythischer Zeit ohne Zweifel ein See, den jener Granitfels wie ein steinerner Riegel schloß, durch welchen Moretini den Weg brach; die Bewohner des Thales aber, etwa vierhundert an der Zahl, bildeten damals eine kleine Hirtenrepublik, die frei und selbstständig ihre Angelegenheiten besorgte. Ein Thalrath führte die Herrschaft, fünfzehn Richter wurden aus der Bürgerschaft gewählt und nur in den wichtigsten Fällen stiegen sie hinab und frugen den Landrath von Uri um sein Bedünken. Die Entscheidung aber blieb den Bürgern selbst; erst mit Beginn des Jahrhunderts ward der kleine Freistaat dem Canton unterworfen.

Was die Landschaft des Ursener-Thals so eigenartig macht, das ist die strenge Sonderung; wir finden das fruchtbarste Weideland, aber es mangelt alles Holz, jeder üppige Baumwuchs, all' die mächtigen Berge, welche diese



DIE TEUFELSBRÜCKE.

Matten umgeben, sind öde und kahl. Nur ein einziges dunkles Dreieck, aus uralten Fichten, überragt das Dorf, das ist der sogenannte „Bannwald", der Jahrhunderte lang für heilig galt, in dem es bei Todesstrafe verboten war, einen Baum zu schlagen, weil seine grünen Mauern allein den Ort vor den Schneelawinen beschirmten. Erst mit den Kämpfen von 1799 drang die Axt in diesen Wald; die Wunden, die sie ihm schlug, sind heute noch sichtbar! Oft aber, wenn man in's Tiefe gräbt, findet man hier und dort verkohlte Knorren und kolossale verschlungene Wurzeln, die auf die Sage zurückweisen, daß die Wälder dieses ganzen Gebietes einst von den Urbewohnern in Flamme gesetzt wurden, sei es um Weideland zu gewinnen oder um die Menge von Raubthieren zu verscheuchen.

Wenn wir das Ursener-Thal durchzogen und Hospendal hinter uns gelassen, wird die Landschaft von neuem rauh und öde, sie versteinert sich vor unserm Blick, sie stirbt vor unseren Füßen. Es ist die letzte mächtige Stufe zur Höhe des Gotthard; in kühnen Windungen drängt sich die Straße durch die Felsen und endlich stehen wir vor dem berühmten Hospiz. Wir haben damit den Gipfel des Passes erreicht und dennoch ragen rings umher noch höhere Gipfel, Stella und Monte Prosa, Fibia und Fieudo, die wie gigantische Mauern den Ausblick verschließen.

Das alte Hospiz, das schon im dreizehnten Jahrhundert genannt und von Kapuzinern versorgt ward, wurde 1777 durch eine furchtbare Lawine zerstört; in dem später errichteten Gebäude führt ein Spitalmeister das Regiment, der jetzt noch etwa zehntausend Fremde im Jahr verpflegt. Man nimmt keine Bezahlung, sondern nur milde Gaben. Auch den früheren Stall, ein Octogon, um dessen Wände acht Krippen liefen und dessen Dach eine einzige Säule trug, zerstörte der Krieg zu Beginn dieses Jahrhunderts; Suwarow's wilde Kosaken warfen die Sparren in's Lagerfeuer.

Auf der Höhe des Gotthard liegt der Lago Lucendro, eine schwarze spiegelklare Fluth, die von eisigen, fast senkrechten Felswänden umgeben ist, ein Bild, das an den Avernersee der Alten, an den Eingang des Hades mahnt. Aus seinen Tiefen fließt die Reuß; aus einem der kleineren Seen, die ihn umgeben, der Ticin, der bis nach Mailand hinab der Straße folgt.

Aber so wild die Landschaft war, wie traulich saßen wir doch in der gastlichen Stube zusammen; Menschen, die sich nie begegnet und vielleicht nie mehr begegnen werden, die nichts gemeinsam haben als den Augenblick und dieselbe Scholle. Jeder wußte anders zu berichten, der eine aus dem Feldzug von 1799, der andere von den Lawinen, die besonders auf der Südseite des Berges drohen. Noch im Sommer 1801 sah man längs des ganzen Weges in der Tiefe die Leichen von Pferden und Maulthieren liegen, die man hinabgestürzt, weil sie nicht mehr vorwärts kamen



TUNNELBAU AN DER GOTTHARDSTRASSE.



[illegible] Nur ein [illegible] über- [illegible] „Bann- [illegible] heilig galt, [illegible] verboten war, einen [illegible] seine grünen Mauern [illegible] beschirmten; [illegible] 1799 drang die Axt [illegible] die sie ihm schlug, [illegible] Oft aber, wenn man [illegible] findet man hier und dort ver- [illegible] verschlungene Wurzeln, [illegible] daß die Wälder [illegible] von den Ureinwohnern [illegible] es um Weideland [illegible] die Menge von Raubthieren [illegible]

[illegible] Thal durchzogen und [illegible] wird die Landschaft [illegible] sie versteinert sich vor [illegible] vor unseren Füßen. Es [illegible] zur Höhe des Gott- [illegible] drängt sich die Straße [illegible] und endlich stehen wir vor dem [illegible] haben damit den Gipfel [illegible] dennoch ragen rings um- [illegible] Sella und Monte Prosa, [illegible] wie gigantische Mauern [illegible]

[illegible] schon im dreizehnten [illegible] von Kapuzinern versorgt [illegible] durch eine furchtbare Lawine [illegible] Gebäude führt [illegible] Regiment, der jetzt noch [illegible] im Jahr verpflegt. Man [illegible] um dessen Wände [illegible] dieses Jahrhunderts; [illegible]

[illegible] die von eisigen, fast [illegible] den Eingang des Hofes umhüllt. [illegible] der bis nach Mai- [illegible]

[illegible] Menschen, [illegible] den Augenblick und [illegible] von den Lawinen [illegible]



TUNNELBAU AN DER GOTTHARDSTRASSE.

und das Futter mangelte; rings um den Lago Lucendro und den kleinen See der Oberalp war Jahrzehnte lang der Boden bedeckt mit zerbrochenen Musketen, mit Pistolenhalftern und weißem Gebein; ja nicht selten fand man noch Kugeln, unter denen die der Oesterreicher und der Franzosen leicht zu unterscheiden waren. Zwei breite Flintenkolben lehnten als Ruder in einem durchlöcherten Kahn, der am Ufer stand, daneben ein frischer Hügel, mit einem zersplitterten Kreuz! So erzählte uns der Alte, der auch am Tische saß; sein Bart war eisig grau, aber seine Augen funkelten, als Knabe war er der Zeuge jener mörderischen Zeit gewesen!

Noch lange, während der Napoleonischen Zeit traf man fast allenthalben, wo man auf dem Gotthard Einkehr hielt, mit französischen Officieren zusammen; sie beherrschten das Gespräch und die Gesellschaft, sie erzählten von den Kriegen des großen Kaisers, von der Rache gegen England, von ihren Liebesabenteuern in der Fremde.

So währte das Geplauder bis in die tiefe Nacht, nur wenn die Rede stockte, hörte man wie der Wind an die Fenster schlug, jener heulende Bergwind, der die Lawinen von den Felsen reißt und ganze Dörfer mit einem Schlage zertrümmert.

Die gefährlichsten Stellen sind La Piota, St. Antonio und die Thäler Tremola und Bedretto. Dort war es, wo am 6. Februar 1801 eine Lawine über Osasco niederging und dreizehn Personen zermalmte; nur in einem Hause stemmten sich die Balken des Daches so glücklich, daß sie dasselbe vor dem Zusammenbruche schirmten. Es war Nacht; eine Mutter mit ihrem Kinde schlief dort in der Kammer, aber drei Tage währte es, bis man sie, in starren Schlaf versunken, aus den Trümmern hervorgrub. Dennoch erwachten Beide wieder zum Leben.

Endlich suchten auch wir das Lager. Wie seltsam wirkt es doch, einzuschlafen unter Gebilden und Geräuschen, die so weit ab von unserer täglichen Gewohnheit liegen und nun in dämmerhafter Flucht an uns vorüberziehen! Ich sah das kletternde Saumthier und die müden Soldaten, ich hörte die donnernden Lawinen; aber der Donner ward immer ferner, die Worte immer verworrener, wie im Nebel verschleierten sich Mann und Roß, sie schienen still zu stehen vor Müdigkeit und endlich — war ich eingeschlafen.

Wie herrlich ist der Morgen nach so tiefer Rast mit seinem thauigen Sonnenstrahl; er gab uns die alte Stärke und neue Wanderlust; nun ging es abwärts gegen Süden, wo die „Citronen blühen", jetzt erst empfanden wir's, daß wir den großen Weg nach Italien betraten. Denn so verlangend pocht das Herz auf keinem andern Wege.

Die Straße senkt sich in jähen Windungen durch das Val Tremola, von mehreren Brücken überschnitten, die Landschaft wird wieder fruchtbar, alles Leben erwacht! Tief unten zu unsern Füßen liegt Airolo, liegt Italien!

Noch ringt auf unserm Wege die enthaltsame Kraft des Nordens mit der verschwenderischen Fülle des Südens; neben den wildesten Tannen blüht der Taxus, durch die bewaldeten Hänge haben die Lawinen grausame Furchen gerissen, aber zuletzt wird doch die Sonne übermächtig. Schon tritt an die Stelle der herben Eschen und Erlen der Kastanienbaum; der Ticino, der uns bisher in stürzender Hast begleitet, fließt milde und ruhig, und bald hinter Airolo finden wir die ersten Reben, obwohl wir uns zweitausendfünfhundert Fuß über dem Meere befinden. Aber wir stehen ja auf italischer Erde.

In dem kleinen Wirthshaus zu Faido halten wir die letzte Rast, ehe es an die Seen und in das stolze Mailand geht; wie herrlich mundet die dunkle Traube und der rothe Wein nach solchem Wege. Und wie lachend funkeln die schwarzen Augen der schönen Giannina, die mit uns plaudert von allen Gottesgaben und allen Menschenkindern, wie glänzten die kleinen, weißen Zähne und das lange, dunkle Haar! Ach, es ward uns fast schwer zu scheiden, trotz aller Herrlichkeit, der wir entgegengingen — und dennoch mußte geschieden sein. Vom weinumrankten Söller scholl es uns nach: Addio — — —



AUF DER BRENNERSTRASSE UNTERHALB GOSSENSASS.

Ueber den Brenner.

Es mag andere Wege geben, die vielleicht noch kühner sind, aber die Brennerbahn war doch der erste, mit dem der Menschengeist den Sieg über die Bergesgeister gewann und die höchste Mauer erklomm, hinter der sich die Natur wider ihn zur Wehre setzte — die Alpen. Die Brennerbahn eröffnet gleichsam jene Epoche titanischer Bauten, die sich nun in rascher Reihe folgen, und die dereinst den Stempel unseres Jahrhunderts bilden werden; denn wenn die Gothik Kirchen schuf und die Renaissance Paläste, so baut die Gegenwart ihre Eisenbahnen, die ja auch fast bis zum Himmel steigen. Schon an sich ist natürlich eine Höhenbahn viel fesselnder, als wenn der Pfad durch die Tiefen des Berges führt, aber der Reiz wird hier noch dadurch erhöht, daß uns der wilde, eigenartige Charakter des Weges fast vom ersten Augenblick entgegenspringt. Die Landschaft entwickelt sich nicht allmälig, sondern im Fluge steht sie vor uns, im ersten Schauen, wenn der Zug berganstürmt, ist sie vollendet.

Noch einen letzten Blick werfen wir zurück auf die alte Bergstadt am Inn, zur Rechten dehnt eine prächtige Abtei ihre Flügel aus, im Rücken ragen die blauen Gipfel des Solstein und der Martinswand, dann schließt uns der gewaltige Tunnel ein, der durch den Berg Isel führt. — Er ist gewissermaßen die Pforte, durch die wir den trotzigen Weg betreten, wir sollen am Eingang schon die Gewalt empfinden, die dieser Weg gekostet.

Wenn wir wieder das Licht gewinnen, schauen die Ferner von Stubai auf uns herab, ungestüm braust die Sill, das wilde Kind der Berge, vorüber und wenn die enge Landschaft bisweilen sich aufthut, so blicken wir in ein Seitenthal, dessen weiße Häuser sich an die Felswand schmiegen. Darüber stehen die Ruinen verfallener Burgen, oder ein Kirchlein, dessen Glockenton fast untergeht im Brausen unsrer Fahrt. Drohend hängt das Gestein über den Weg,

drohend drängt der Abgrund zur Tiefe und das graue Kiesgeröll scheint oft so lose, daß man mit Bangen an den schweren Lastzug denkt. Man sieht, wie die quirlenden Steinchen über die Böschung hinunter rollen, die kaum durch braunes Gestrüpp gefestigt ist; die Telegraphendrähte sind an den Felsen festgenietet, wenn der Weg für die Leitung zu enge wird. Wo der Wald eine Lichtung bietet, sieht man hinüber auf die alte, prächtige Poststraße, die jetzt so still und verwaist ist und doch einst zu den Weltstraßen zählte. Römische Meilensteine von Caracalla und Septimius Severus wurden dort gefunden; Karl V. zog hier des Weges, wenn er aus Wälschland zum Reichstag nach Augsburg kam, Kaiser Max, der letzte Ritter, jagte in diesen Schluchten.

Am längsten von den siebenundzwanzig Tunnels, welche die Brennerbahn besitzt, ist jener von Mühlthal (zweitausendachthundert Fuß), der uns zur Station Matrey bringt. Es war das alte Matrejum, ein festes Lager für die römischen Legionen, von denen die Erde noch manche Reste birgt; es war ein Edelsitz der rauhen, deutschen Kaiserzeit, wie uns die Mauern des niederen Schlosses sagen, dessen Thurm schweigsam heruntergrüßt und durch dessen felsigen Grund die Schiene führt. Jetzt ist es verwaist, die Fürsten von Auersperg, denen es nun zu eigen ist, weilen in weiter Ferne.

Unter den Größen, die das stattliche Dorf beherbergt hat, war auch Pius VI., als er 1782 nach Deutschland reiste, und ein Bäcker hatte damals den guten Einfall, für seine sämmtlichen Brode den Segen Seiner Heiligkeit zu erbitten. Als Karl V. im Jahre 1530 nach Matrey kam, stand der Ort in hellen Flammen, so, daß er in einem entlegenen Hause (im Grieshof) Unterkunft suchen mußte; siebenmal ward seitdem das Dorf ein Raub des Feuers.

Post Steinach kehrt der Bahn den Rücken, die Fronte seiner Häuser schaut westwärts, schmollend und vergessen steht es zur Seite, und doch war es ehmals eine jener stolzen alten Poststationen, die mit dem vorigen Jahrzehnt für immer zu Grabe gingen. Tag und Nacht war damals der Weg belebt, sechszig Pferde standen im Stall und die bunten Fresken, die die breiten Häuser schmücken, zeigten den behäbigen Wohlstand der Bürger. Hier hielt Max Emanuel und Andreas Hofer seine Einkehr, aber jetzt ist es stille geworden, die Weltgeschichte geht andere Wege!

Auf der Strecke von Steinach zur Brennerpost findet sich eine der schlimmsten Curven, welche die Bahn zu bestehen hat, denn der Aufstieg bis zur Höhe ist so steil, daß er in gerader Linie nicht zu erreichen wäre. So lenkt denn die Bahn, statt nach Süden zu eilen, plötzlich gegen Osten ab, um nach einem weiten Wege wieder Kehrt zu machen und in dieser künstlichen Verlängerung die Steigung zu besiegen. Gewaltige Tunnels geben diesem Wege das Gepräge, der von Gries aus noch steiler und malerischer wird, bis wir endlich die Höhe des Passes erreichen.

„Station Brenner!" ruft der Conducteur den Zug entlang, und die Menge eilt aus den dichtgefüllten Coupé's, um in's Freie zu schauen und dem alten, wundersamen Namen seinen Zauber abzulauschen. Die Spur zweier Jahrtausende birgt sich in diesem Worte; über den Brenner zogen die Legionen des Augustus und der Weltverkehr der deutschen Kaiserzeit; hier scheiden sich die Ströme, die zur Adria und zum schwarzen Meere eilen.

Aber die Gegend ist keinem Fremdling hold; die wenigen Häuser, aus denen der Ort besteht, sind eng zusammengerückt und bergen nur ein kümmerliches Leben; der kleine, grüne See, der die Höhen krönt, bleibt düster und regungslos. Wenn die neuesten Angaben richtig sind, so beträgt die Höhe des Brenner viertausendvierhundertvierundzwanzig Fuß; er ist der niedrigste von all' den vielen Päffen, die jetzt über die Alpen führen, und wie ein tiefer Schnitt scheint er eingesenkt in die blaue Kette, wenn man von einem hohen Gipfel in die Berge schaut.

Nicht weit davon liegt das „Brennerbad"; starke Quellen, die ehemals siedend aus der Erde brachen, aber durch irgend einen unerklärten Zufall mit kaltem Wasser vermischt wurden. Sein Ruhm stammt schon aus alter Zeit, wo zahllose Pilger hier Heilung suchten.

Auch auf dem Weg von Schellenberg nach Gossensaß kommen einige gewagte Stellen; fast senkrecht liegt der letztgenannte Ort unter dem ersten; und um die Senkung zu bewältigen, welche hier fünfhundertsechzig Fuß beträgt, mußte man sie auf eine Strecke von fast drei Stunden vertheilen. Abermals wie im ersten Falle, weicht der Zug auf die Seite und wendet sich tief in's Pflerschthal hinein, bis er in einem Kehrtunnel die Wendung macht und auf die unten gelegene Station zurückkehrt. Während Fußgänger in fünf Minuten von Schellenberg nach Gossensaß hinuntersteigen, bedarf die Lokomotive fast einer halben Stunde.

Unter dem Schwarm der Gäste, die auf dem Perron den Bahnzug erwarten, bemerken wir jetzt auch viele Bewohner der benachbarten Thäler, sie fahren freilich niemals weiter als bis zur nächsten Station, aber sie geben doch dem Wege jenes reizende Lokal-Gepräge, das einen wohlthätigen Contrast in dem cosmopolitischen Gewimmel

bildet. Wer sähe sie nicht stets mit Freuden jene hohen, stämmigen Gestalten, denen das blonde Gelock tief in die Stirne wächst, jene träumerischen Mädchen im schwarzen Mieder und breiten Hut?

Ach, es fiel ihnen schwer genug, die Bahn „hereinzulassen" in ihre fromme, verschlossene Heimath, und jetzt noch haben es viele nicht ganz verschmerzt, daß ihnen solches Heil widerfahren.

Die nahe Franzensveste, die wir bald nach Sterzing passiren, gibt der Landschaft für kurze Zeit ein kriege-



FAHRENDES VOLK AUF DER BRENNERSTRASSE.

risches Gepräge. Schwerbeladene Soldaten drängen sich an den Zug und die fremde Sprache, die sie reden, gibt ihrem Dienst noch mehr den Eindruck zwangvoller Härte. Auch viele Officiere steigen auf dieser Strecke ein, meist schöne Gestalten, die rasch und leutselig den Fremden nahetreten; manchen begleitet eine junge Frau bis an den Wagen und sieht mit nassen Augen den Zug verschwinden. „Nach Ungarn", „nach Polen", „nach Triest" lautet die augenblickliche Weisung.

Aber nicht nur die Gestalten, auch die Erinnerungen dieser Scholle tragen ein kriegerisches Kleid; hier, wo das Pusterthal und der Brennerpaß sich kreuzen, wo der Schlüssel zu dem Wege nach Wälschland liegt, floß manches

edle Blut. Wir sind in jenem Theile des Passes angelangt, der strategisch der stärkste ist, hier mußten Forts zu seiner Deckung errichtet werden, hier, wo es sich um den Besitz der Brixener Klause handelt, galt es jederzeit den erbittertsten Kampf. Ja, fast scheint es, als hätte die Natur sich selbst an dieser Stelle zur Vertheidigung gerüstet, sie wird noch rauher und steiler, als bisher und thürmt auf schwindelnden Höhen jene felsigen Geschosse auf, die in den Kämpfen von 1809 zerschmetternd unter die Feinde stürzten. Bei Gott, die Blutspur von 1809 ist das Wahrzeichen dieses Weges. In Mittenwald, wo das einsame Posthaus an der Straße steht, stecken noch in der Mauer die Kugeln: über tausend Mann eines deutschen Regiments wurden an jener Stelle erschlagen, die jetzt noch die „Sachsenklemme" heißt; man riß die Bäume von den Höhen und die Zacken vom Gestein, um sie hinabzustürzen auf die Bedränger; wie in uralter Germanenzeit kämpfte damals das ergrimmte Volk. Man hatte sie entwaffnet, aber die Natur war die unerschöpfliche Rüstkammer, in der sie doch ihre Waffen fanden, sie war ihr Bundesgenosse und ihr Asyl, sie gab dem Kampfe jene elementare Wucht, an die wir nicht ohne Grauen denken. — Ein jedes Volk hat seine Thermopylen.

Jetzt steht im Mittelpunkt des großen Defilés die dräuende Franzensveste, auf kolossalem Unterbau von Granit; riesige Mauern und Thore starren uns entgegen, dahinter aber erhebt sich noch mächtiger, als sie selbst, der Berg. Dreizehn Jahre (von 1833—1846) vergingen, bis der begonnene Bau vollendet und feierlich eingeweiht ward.

Hinter der Brixener Klause öffnet sich wieder das Thal; nun geht es scharf bergab, die Luft wird milder und die Vegetation ergiebiger; „Brixen" ist der nächste Ruf, auf den wir halten. Noch einmal tritt uns hier die echte kleine Tyrolerstadt entgegen mit allem, was diesem Worte eigen ist und was ihm begriffsmäßig fehlt; denn Botzen selbst ist schon zu südlich angehaucht. — Aber das uralte Wirthshaus zum „Elephanten", die engen mit Lauben und Erkern geschmückten Gassen, die sich dann plötzlich zu verschwenderischen Plätzen öffnen, wenn wir vor eine der vielen Kirchen kommen, die geistlichen Herren, die mit dem Brevier in der Hand sich durch den Schwarm der Kinder drängen, das sind die Wahrzeichen in unserem schönen deutschen Tyrol.

Brixen ist eine geistliche Stadt und seit den Tagen der Ottonen ein fürstlicher Bischofssitz, das prägt sich bis in's Kleinste aus. Ueberall trifft man Mönche und Nonnen, die Frömmigkeit lebt förmlich auf der Straße, ja selbst die Industrie ist davon ergriffen, denn die einzige Fabrik, welche Brixen besitzt, macht Kutten für Kapuziner. In einem der vielen Seminarien ward Fallmerayer gebildet, bis er unverhofft entwich.

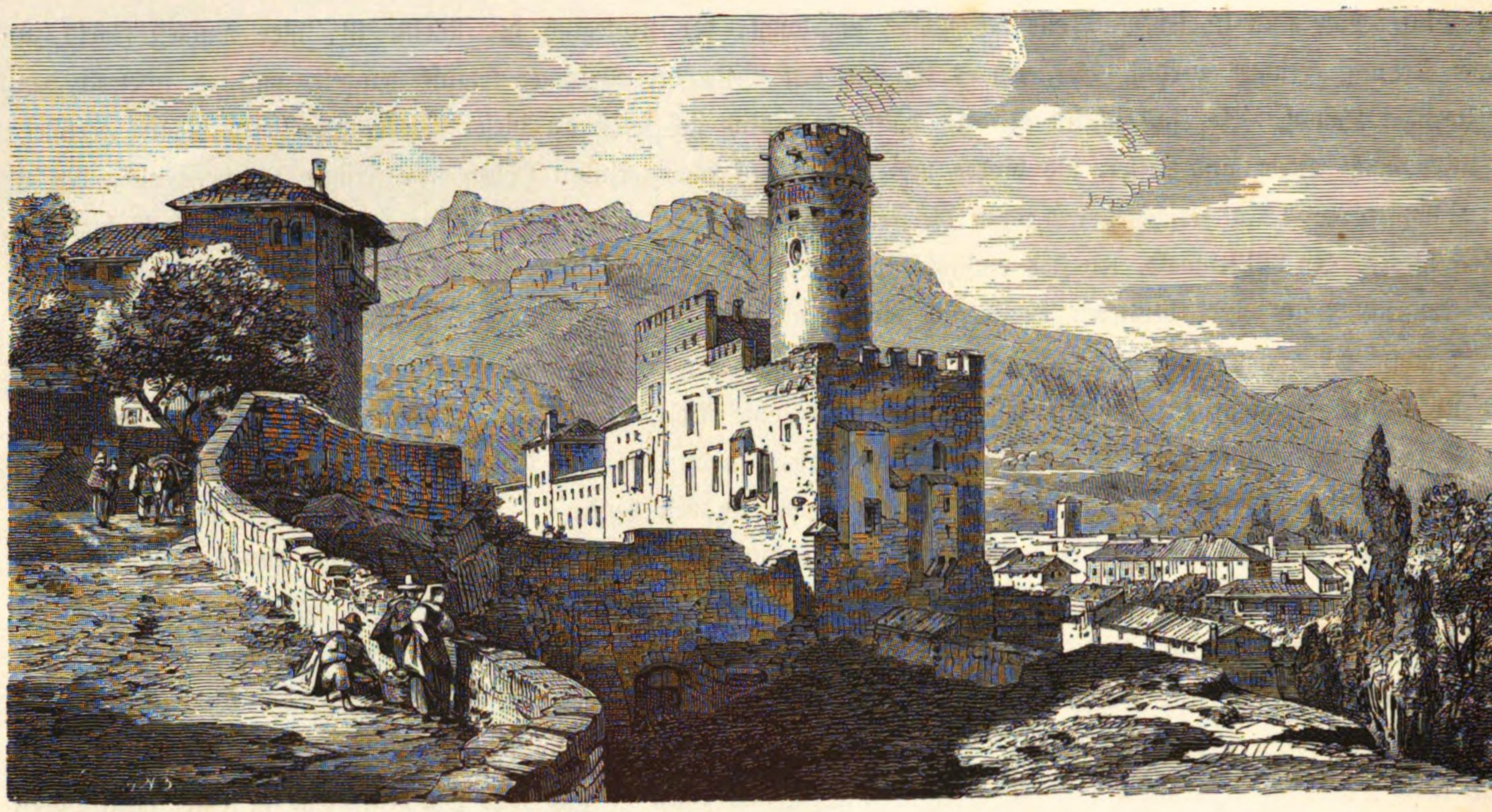
Auch nachdem die Bahn bereits eröffnet war, fuhr noch täglich der „Stellwagen" neben den Schienen her (von Brixen nach Botzen) und täglich war er gefüllt.

Unser Leser aber bleibt wohl lieber dem eisernen Pfade treu, der uns jetzt durch Klausen und Atzwang weiter führt. — Noch mancher Wink aus Geschichte und Sage grüßt uns von den Bergen, wir sehen den Giebel des Klosters, das Haspinger dereinst bewohnte, die langen blendenden Mauern von Seben, wo schon die Römer ihr Castell gebaut und hoch vom Felsen ragend die Burg, in welcher Oswald von Wolkenstein, der Minnesänger, geboren ward.

Aber noch einmal gilt es, bei Atzwang die wilde Natur zu bemeistern, denn nicht nur Erde und Fels, auch die Fluth warf dem Riesenwerk ihren schallenden Widerspruch entgegen. An manchen Stellen wurde der rauschende Eisak abgegraben und in seinem früheren Bette zieht jetzt der Schienenweg, oder die Fluth ward in sogenannten Wassertunnels gefangen, zwischen deren Mauern sie finster dahinbraust. Atzwang ist das letzte schmucke Dörflein, das wir begegnen, ehe wir in den breiten Thalboden von Botzen hinaustreten; schon grünt zu beiden Seiten wieder die Kastanie; die Nähe der großen Stadt macht sich fühlbar in der größeren Betriebsamkeit.

Noch gibt es einen letzten Kampf, noch einmal muß der stürmende Eisak überbrückt, noch einmal muß der drohende Fels durchbrochen werden, der das gewaltige Schlußthor des kühnen Weges bildet, dann fliegen wir hinaus in's Freie, in's offene Paradies. — Mit ihrer ganzen wuchtigen Majestät, mit ihren tausend fein gegliederten Spitzen steht die riesige Dolomitenwand uns gegenüber; zwischen Weinbergen, in denen die reifen Trauben hängen, läuft die Bahn und Tausende von schlanken Giebeln und flachen Dächern grüßen uns entgegen. „Bolzano" hören wir mit lauter Stimme rufen, überall klingen wälsche Laute an unser Ohr.

Ist das Italien, das wälsche Land mit seinen Zauberfarben, fragen wir uns berückt, aber es ist noch kaum die Schwelle jener Prachtgefilde, die sich nun erschließen. Es ist nicht Bolzano, es ist nur Botzen.



DAS CASTELL VON TRIENT.

Im Trentino.

Die Etsch gehört zu den Strömen, die geweiht sind durch die Sage und die Liebe der Völker, um deren Ufer die großen kämpfenden Gestalten der Geschichte stehen, auf deren Grund ein Schatz von goldenen Erinnerungen ruht. Und wie sie dem Lande, das sie durchströmt, den Namen gab, so gibt sie ihm auch etwas von jenem Zauber, das Etschland selber wird bestimmt durch den Charakter der Etsch. Wie sie in wilder, ungestümer Windung über die Berge herabbraust, so ist das Land in seinen Höhen trotzig zerklüftet und wie sie dann erst in breiter ruhevoller Strömung dahinquillt, so breitet das Thal sich aus zur unabsehbaren Fläche, belastet mit Oel und Wein, mit Korn und Seide. Und all' diese Fülle, dieß reiche Geben, findet schon im Namen seine Bezeichnung, denn die Bewohner nennen den Fluß ihren Vater, sie sprechen vom padre Adige, wie wir Deutsche vom „Vater Rhein".

Das interessanteste Gebiet im Laufe der Etsch aber ist ohne Zweifel das sogenannte Trentino, denn wenn sie bei Botzen noch ganz der tyrolische Bergstrom ist, so durchströmt sie Verona schon mit vollen italischen Wogen. Gerade hier jedoch, wo sie die Ufer Trients bespült, vollzieht sich der Wandel zwischen beiden, in den Wogen des Stromes fühlen wir gleichsam, wie die Gegensätze ineinanderfluthen; aus seinem Spiegel blickt ein seltsames Doppelbild.

Wenn dieser psychologische und nationale Conflikt, in dem die Bewohner leben, vor allem interessant ist, so verdienen die naturgeschichtlichen Erscheinungen nicht mindere Beachtung. Denn gleichsam stufenförmig entwickelt sich der milde Süden, der im Thale herrscht, zur nördlichen Rauhheit, die die Felsengipfel umgürtet; nicht nebeneinander, sondern übereinander breitet das Land seine Schätze aus, bis in die letzten hochgelegenen Kammern, die nur mehr rauhes Korn und grano turco bergen.

Der Baum, welcher sicherlich am meisten zur italienischen Charakteristik des Landes beiträgt, ist die Olive; aber ihre breiten, silbergrauen Wälder, die sich besonders an den Abhängen des Gardasee's emporziehen, reichen niemals



AM PALAZZO SARDAGNA IN TRIENT.



[illegible]

[illegible] und die Liebe der Völker, [illegible] sehen, auf deren Grund ein [illegible] Lande, das sie durchströmt, den [illegible] Etschland selber wird bestimmt [illegible] Berge herabbraust, so ist das [illegible] Strömung dahinquillt, so breitet [illegible] Korn und Seide. Und all' diese Fülle, [illegible] nennen den Fluß ihren Vater, sie [illegible]

[illegible] das sogenannte Trentino, denn wenn [illegible] Verona schon mit vollen italischen Wogen. [illegible] Wandel zwischen beiden, in den Wogen des Stromes [illegible] aus seinem Spiegel blickt ein seltsames Doppelbild.

[illegible] die Bewohner leben, vor allem interessant ist, so verdienen die [illegible] Denn gleichsam stufenförmig entwickelt sich der milde Süden, der im Thale [illegible] umgürtet; nicht nebeneinander, sondern übereinander breitet das [illegible] hochgelegenen Kammern, die nur mehr rauhes [illegible] grano turco [illegible]

[illegible] welcher sicherlich [illegible] des Landes beiträgt, ist die Olive; aber ihre [illegible] silbergrauen Wälder, die sich [illegible] des Gardasee's emporziehen, reichen niemals



AM PALAZZO SARDAGNA IN TRIENT.

höher als siebenhundert Fuß. Noch fünfzehnhundert Fuß über dem Meere gedeiht die Feige und zweitausend Fuß hoch finden wir Trauben, freilich niedrig gewachsen und nicht mehr die edelsten der sechsundzwanzig Sorten, die das Trentino hervorbringt. Dann aber verschließt der Süden mit einmal seine reiche Hand; auf den letzten angebauten Strecken (viertausendvierhundert Fuß über der Meeresfläche) stehen noch goldene Roggenfelder und was darüber liegt, ist Fels und Wald, ist deutsches Alpenland. Durch seine Tiefen streift scheues Wild, ja es sind keine dreißig Jahre, daß man im Sarcathal die Spur der Bärentatze sah und den letzten Wolf erlegte, und heute noch baut der Adler seinen Horst in das Geklüft jener Felsen.

Wer nicht die einzelne feinere Gliederung, sondern die großen Massen des Landes überschaut, dem treten drei gewaltige Gruppen entgegen, fast gleich bedeutsam an Größe und Macht. Das erste Drittel des Landes ist mit Wäldern bedeckt, das zweite beherrschen Wasser- und Felsenmassen, und erst das letzte und kleinste ist wirklich bebautes fruchttragendes Land. — Diese Beschränkung aber wird noch dadurch erhöht, daß seit Jahrhunderten der Gegensatz zwischen freien Eigenthümern und den Colonen bestand, die fremde Aecker bebauen und nur einen kleinen Bruchtheil des Gesammtertrages erhalten. — In diesem Kampfe um's Dasein, wo der eine nur nach rücksichtsloser Benützung und der andere nach sorgsamer Erhaltung strebt, litt der Agro Trentino schweren Schaden, bedeutende Strecken sind diesem Raubbau nahezu erlegen.

Auch die Wälder des Landes litten schwer, so daß man bereits im jähen Wechsel des Klima's die Unbill fühlt, die hier verübt ward, obwohl die Gesetze jetzt alles mögliche zum Schutze aufbieten. Wurden doch selbst in den Schulen Bücher vertheilt, um die schlimmen Folgen solcher Gewaltthat klar zu machen, aber das gedruckte Wort hat auf den Bauer ja noch weniger Einfluß als das gesprochene und die Verwüstung hat allezeit schnelleren Schritt als das Verständniß.

Eine „res litigiosa“ (wenn wir das böse Wort hier brauchen dürfen) genießt schon von vornherein ein gewisses Interesse, schon dadurch allein, daß eine Sache im Streit liegt, kömmt ihr eine gewisse Bedeutung zu. Und das war es auch, was die Blicke so vieler Forscher auf die eigenartige Beschaffenheit des kleinen Ländchens zog, das wir Trentino heißen und in dem nun seit Jahrhunderten zwei mächtige nationale Elemente ringen; die Zahlen, die uns hier die Statistik bietet, stehen im Kampfe, jede Ziffer seiner Culturgeschichte ist ein gewaffneter Streiter.

Die Bevölkerung des Trentino beläuft sich zur Stunde auf etwa dreihundertvierzigtausend Seelen, sie ist seit 1810, wo die erste verlässige Zusammenstellung stattfand, gerade um Hunderttausend gewachsen; am stärksten ist der Bezirk von Roveredo bevölkert, dem das Sarcathal und das nördliche Ufer des Gardasee's gehört. Die Zahl der Schulen beträgt etwa fünfhundert, die der Kirchen dreihundertfünfzig, und die der Priester mehr als tausend; die geistliche Oberherrschaft übt das Domcapitel zu Trient. Wenn wir die Reihe der Fürstbischöfe durchlaufen, so spiegelt sich in ihren Namen gleichsam der Wechsel der Zeit; im Anfang sind es die uralten kraftvollen Typen, Gerhard und Burkard, Atto und Udalrich, lauter Germanen, bis sich allmälig einzelne wälsche Klänge einmischen, und schließlich die berühmten Namen des österreichischen Adels dominiren, die Harrach, Thun und Wolkenstein. Zur Seite des Bischofs saß ein Rath von fünf Doctoren und der Capitano der Stadt, den der Graf von Tyrol ernannte, die wichtigeren Sachen appellirten nach — Wetzlar.

So kreuzt sich überall mit den wälschen Spuren des Landes die deutsche Geschichte, es kommt uns wie ein Märchen vor, wenn wir bedenken, daß Trient und Riva zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts bayerische Städte waren, daß das Val di Non und Val di Sole ihren Vertreter zum Parlament nach Frankfurt sandten!

Wie ein mächtiger Vorhof Italiens liegt jetzt das Trentino vor uns; die Plastik des Landes und die Architektur der Städte, die Luft und die Farben die uns umgeben, sind von südlichem Hauch durchdrungen, wir fangen an zu fühlen, daß wir f r e m d sind. Es ist jener breite Streifen, der sich zwischen Deutschland und Italien hinzieht, durch die Alpen vom einen, durch die Berge Verona's vom anderen getrennt; jene Scholle, auf der die Natur noch einmal stille steht, da sie schon Abschied genommen von der keuschen Strenge deutscher Berge und doch noch zögert, die Fülle ihrer glühenden Schönheit hinzugeben. Sie steht am Scheideweg, nur wenige Schritte weiter, dann ist sie der umworbene Liebling von Millionen, der Liebling mit dem Zaubernamen I t a l i a!

Die felsigen Kuppen, die in weitem Bogen das Trentino umschließen, sind steil und rauh, oft haben die Formen noch etwas Hartes, aber die Luft, die in der Tiefe des Thales strömt, ist mild und lockend. Und wenn es auch manchmal stürmt in den Wogen der Etsch, so ziehen ihre Fluthen doch zwischen Rebgeländen und offenen Terrassen, und dann fließt sie weich und schwellend wie das alte Lied: Voga, voga —



BRUNNEN AUF DEM DOMPLATZ IN TRIENT.

Wahrhaftig, die Natur steht vor uns da wie eine Gestalt, in innerem Kampf begriffen, aber es ist kaum mehr ein Kampf, denn die Seele hat den Wandel schon vollzogen. Auch den Bewohnern geht es so, auch sie schwanken zwischen deutscher und wälscher Art, aber in Wahrheit haben sie längst gewählt; es ist der blaue Süden, an den sie denken, wenn sie mit Stolz erzählen: „la patria“ . . . . . .

Das also ist das Trentino und im Centrum desselben steht die uralte Römerstadt Trient. Man hat den besten Blick in ihre weiten Mauern, wenn man auf den Dos-Trento steigt, denn schon von halber Höhe übersehen wir weithin das prächtige Thal und die rauschende Etsch. Neben dem heutigen Flußbett dehnt sich das alte hin, das stille und öde geworden ist; die graue Mauer, die jetzt die Bahn durchschneidet, hat einst Theodorich, der Gothenkönig, gebaut, die rauhen Thürme, die aus der Häusermasse emporsteigen, überragen das Leben zweier Jahrtausende. Denn wie die Schichten der Erde, die sich stumm aufeinanderlagern, so liegen über dieser Stätte die Erinnerungen uralter Zeit, versteinert und doch beredt; aber die Menschen gehen vorüber und sehen nur die Scholle, die ihr Fuß berührt.

„Veda — il Buon Consiglio,“ sprach der Begleiter, der sich ungebeten zugesellt und deutete mit der Hand hinüber auf das mächtige Castell, das diesen Namen trägt. Seine Zinnen, die gebieterisch die Stadt überragen, glühten im Abendgold, hoch darüber dehnten die Berge ihre edlen Formen; es ward erbaut in jener Zeit, da jeder Palast noch eine Veste war und jede Macht sich nur im Trotze zeigte. Hier wohnte ehedem der gefürstete Bischof mit seinem Capitel, das ein Vorrecht besaß, sich nur aus dem Adel oder den berühmtesten Gelehrten zu ergänzen. Ueber den langen Fensterreihen erhebt sich das gezackte Mauerwerk, in dem die Falken nisten, wie von einem kriegerischen Wall ist der gesammte Bau umzogen, und jetzt ist es in der That ein Eigenthum des Mars. „È una caserma,“ sprach der Begleiter mit gedämpfter Stimme und gekränktem Stolz, und dann erzählte er von der verfallenen Pracht des großen Saales, der herrlichen Treppen und Majoliken, von den Fresken Giorgone’s und Giulio Romano’s.

E una caserma! — „Und jener Bau, der sich mit seiner Kuppel hoch über die Häuser emporhebt, dicht neben den beiden schlanken Thürmen?"

„Il duomo," sprach er pathetisch, es schien ihm unbegreiflich, daß man so wichtige Dinge nicht wissen könne, denn hier ruhen ja die Gebeine des berühmten Märtyrers Vigilius, der einst die erste Kirche in Trient erbaute und von den Heiden gemordet ward, weil er sich an Neptun vergriff, dem alten Olympier, dem ehedem die Stadt zu eigen war. Von seinem Dreizack (tridens) leiten noch Viele den Namen Trient ab; er findet sich eingegraben auf einem römischen Markstein, den man bis zur Stunde bewahrt, aber andere meinen, daß das Zusammentreffen dreier Flüsse der Stadt die Bezeichnung gegeben habe. Schon Plinius und Strabo sprechen in diesem Sinne.

Für den Erbauer des Domes gilt Adamo di Arogno; die röthlichen Quadern sind von der Zeit geschwärzt; hoch oben ist das Gemäuer von luftigen Arkaden durchbrochen, in denen flatternde Tauben schwirren; der lange Mittelraum wird durch Säulen von den Seitenschiffen getrennt.

Viel schlichter, aber historisch berühmter ist Maria Maggiore, wo das tridentinische Concil im Jahre 1545 eröffnet ward. Weißer und röthlicher Marmor sind die herrschenden Farben des Baues, in den Nischen stehen Statuetten und an den Wänden zierliche Reliefs; die prachtvolle Orgel der Kirche, die durch ihren Vollklang weithin bekannt war, ward durch einen Blitzschlag am 13. Juni 1819 zertrümmert. Den Erinnerungen des Concils ist ein großes Freskogemälde im Chor der Kirche gewidmet, auf dem wir zahlreiche Porträts der Theilnehmer finden; über ihnen schwebt die Jungfrau mit dem Kinde und mildert den Streit ihrer Worte. Bekanntlich währte jene Versammlung volle achtzehn Jahre, neunundzwanzig Gesandte der weltlichen Fürsten wohnten derselben an, ja es gab sogar einen eigenen „Concilsarzt", den berühmten Fracastoro.

Als es schon dämmerte, stiegen wir herab und machten noch eine flüchtige Runde durch die Straßen. Sie waren belebt mit einer bunten Menge, wie dieß in allen südlichen Städten Abends der Fall ist, aber die Bevölkerung hat wenig, was dem Fremden sympathisch entgegentritt. Ihre Mittelstellung zwischen Wälschland und Deutschland und das gewaltthätige Streben, sich daraus zu befreien, tritt häufig fühlbar zu Tage, die Leute machen sich mit ihren Interessen viel wichtiger, als sie sind, und eben deßhalb erscheinen sie uns häufig unbedeutender, als sie es verdienen. An der niederen Bevölkerung bemerken wir zwar häufig jene Zerrissenheit des Aeußern und jene Beweglichkeit der Geberde, die für den Süden so bezeichnend ist, aber ohne die Grandezza, mit der der gemeine Mann in Italien selber dem Fremden gegenübertritt, und sogar die gebildeten Stände finden nur schwer den Ausgleich zwischen ihren Sympathien, die nach Süden weisen und der Erfahrung, die sie belehrt, wie viel Gutes ihnen von Norden kommt. Dennoch scheint diese Einsicht allmälig wieder zu wachsen; man ruft in die besseren Familien deutsche Erzieherinnen und schickt wohl gar Söhne und Töchter zu uns in's Land, um deutsche Sprache und deutschen Ernst zu lernen.

So versicherte mich mein Begleiter (der Angehörige einer vornehmen Familie), als wir eben am Palazzo Galasso vorübergingen. Hier lohnt es wohl der Mühe, einen Augenblick zu verweilen, denn wir stehen vor einem der prächtigsten Privatgebäude, welche Trient besitzt. — Wer hat es erbaut? frug ich erstaunt den Führer; „Georg Fugger von Augsburg," war seine Antwort. Erst von diesem kam es in die Hände der Grafen Thun und Gallas, bis Zambelli der Eigenthümer ward.

Wir gingen weiter über den Domplatz hin, während der Himmel sich langsam mit funkelnden Sternen bedeckte. Rauschend schoß das Wasser über die große Fontaine, die in der Mitte des Platzes steht, aus rothen Marmorschalen errichtet, über denselben Neptun mit seinen Tritonen und Sirenen. Drüben in der Vorstadt, die man erreicht, wenn man die Etsch überschreitet, sah man die dunklen Cypressen ragen, die das alte Franziskanerkloster umgeben. Auch Trient hat seinen Heiligen, sprach mein Begleiter, und zwar einen, der wohl zu den jüngsten im Kalender zählt, denn es ist ein Kind von kaum zwei Jahren mit Namen Simon, das der Papst zur Entschädigung seiner Schmerzen canonisirte. Man erzählt sich heute noch, es sei von Juden geraubt und gemartert worden; die Leiche, die in San Pietro bestattet ist, wurde aus einem Bache gezogen und neununddreißig Bewohner des alten Ghetto, denen man die Schuld an seinem Tode zuschrieb, wurden mit dem Tode bestraft.

Der materielle Aufschwung, den der „Agro Trentino" in der jüngsten Zeit genommen hat, ist durch die Bahn wesentlich gefördert worden, aber die Richtung desselben weist nach Deutschland; dort, nicht im tieferen Süden,

lagert Trient seine Schätze ab, Früchte, Seide und Wein und wenn unter dem, was sie dagegen tauschen, auch manches Stück deutscher Sitte ist, so wird es nicht ihr Schaden sein.

Nach Trient ist Roveredo die wichtigste Stadt von Wälschtyrol, aber hier überwiegt schon die Industrie beträchtlich den Landbau; über fünfzig Fabriken dienen allein der Seidenspinnerei.

Die Gründer von Roveredo, das in der Sprache des Mittelalters noch Rovereith genannt ward, sind die



FRÜCHTEHÄNDLER IN TRIENT.

Grafen von Castelbarco; der weiche Klang, den jetzt der Name hat, war ehedem germanisch-herb. Denn das Wahrzeichen der Stadt, das noch in ihrem Wappen prangt und dessen Spur wir selbst im Namen finden, war die Eiche; von robur, von dem kleinen aber mächtigen Eichenwald, der einst im Val lagarina stand, ist Roveredo benannt. Auch hier hat die Natur die Spuren ihrer zerstörenden Kraft hinterlassen, in den gewaltigen Felsentrümmern, die unweit von San Marco liegen und ehedem als „steinernes Meer" bezeichnet wurden. Der Bergsturz, welcher sie hier verstreute, fand 883 zur Zeit der Karolinger statt und bot noch 1319 ein so schauerliches Bild, daß Dante

sich desselben in seiner Divina Comedia bediente; er war damals hieher gekommen, als ihn die Florentiner des Landes verwiesen hatten, um die Gastfreundschaft des Grafen Castelbarco zu genießen. Für kurze Zeit war Roveredo sogar im Besitze der Republik Venedig, bis es durch Kaiser Max mit Tyrol verbunden ward.

Noch mächtiger, als in Trient, tritt hier das Gepräge des Südens zu Tag, weißes Gemäuer ragt uns blendend entgegen, immer häufiger werden Cypresse und Feige; in den Gärten, die die Häuser zieren, blüht eine farbenprächtige Flora und selbst die Fülle des Wassers, das überall aus Brunnen und Fontainen sprüht, ist schon ein Zeichen südlicher Neigung. Aber auch in den Blicken und Herzen sprüht es, wenn die Frauen der Stadt, die den Ruhm erlesener Schönheit genießen, über den Corso Nuovo ziehen, hinaus in die lange Allee, die an kühlen Abenden der allgemeine Weg ist. Kichernd und kosend wallen sie hier einher, in schwarze Seide gehüllt, das blitzende Auge halb verborgen hinter dem Fächer, und der Bettler, der sie um eine milde Gabe anspricht, sagt schon zu ihnen „Madonna", wie zu der stolzesten Römerin.

Bei Pacco führt eine Fähre über die Etsch, von hier werfen wir noch einen letzten Blick auf die schöne Stadt, dann geht es von hinnen. Wenn es wieder Abend wird, liegen blaue, rauschende Wogen vor uns und der Mond kommt langsam empor über den Monte Baldo. Das sind die Wogen des Gardasee's.



BÄUERIN AUS DER GEGEND VON TRIENT.



RIVA.

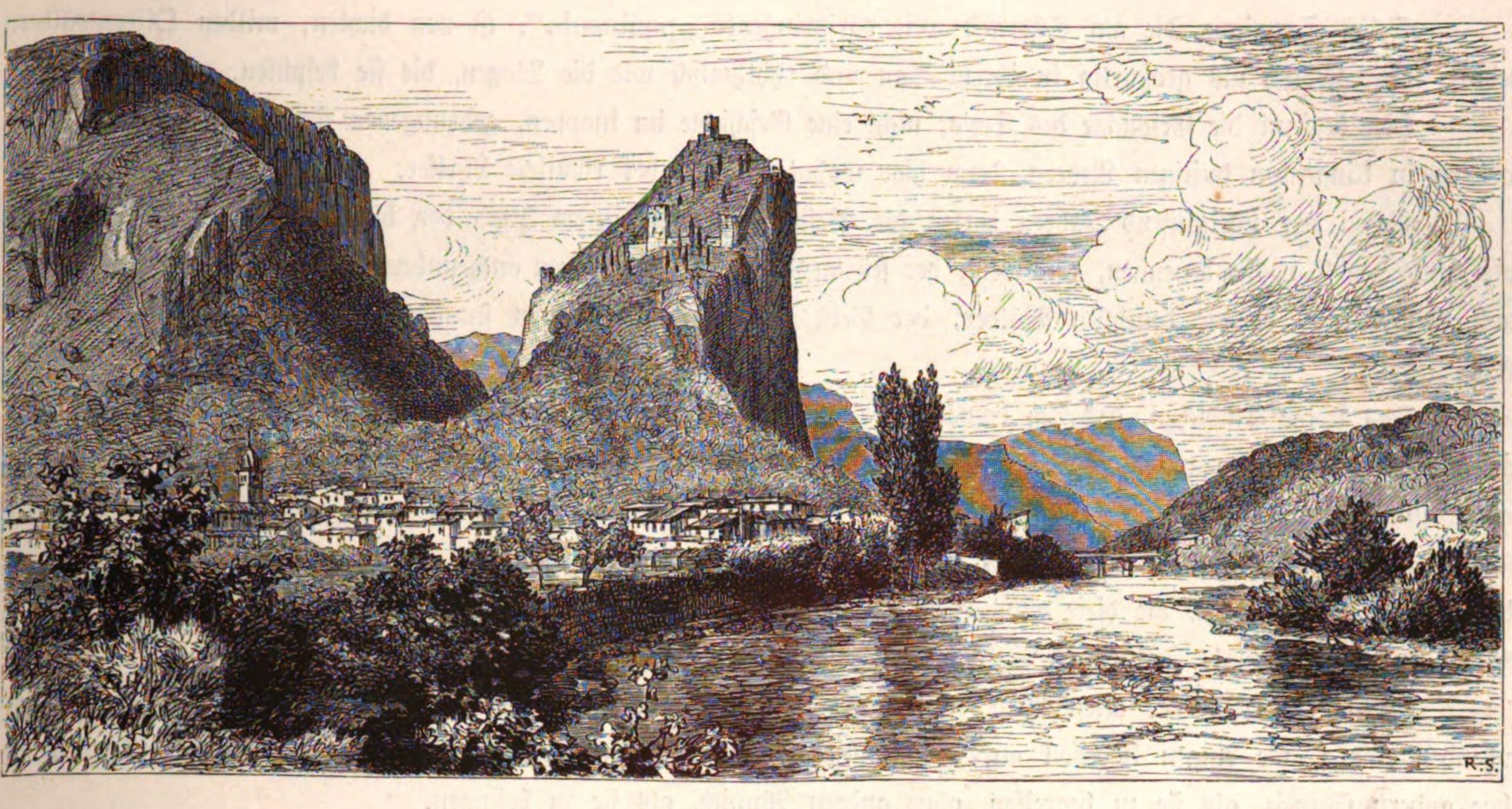
Am Gardasee.

Zwei Wege führen durch das Trentino an den Gardasee. Der eine (wohl Tausenden bekannt) zweigt sich von Mori nach Riva ab, der andere, viel weniger begangen, aber prächtiger und kühner, zieht von Trient durch das Sarcathal. Denn kaum haben wir die Stadt verlassen, so öffnet sich eine gigantische Felsenschlucht, Buco di Vela, über deren hangenden Wänden nur mehr ein Streifen Blau sich hinzieht, während die Espe zitternd sich an die Felsen klammert. Hier und dort rauscht aus dem Gestein ein Bergbach nieder, der die einsamen Mühlen im Thale treibt, bis wir heraustreten an den kleinen See von Terlago, dessen Spiegel von einer steinernen Welt umschlossen ist. Nicht nur das Auge, selbst die Seele fühlt, wie tief diese Fluth ist.

Solch' einsamer Bergessee'n gibt es noch manche im Sarcathal, ja, sie bilden recht eigentlich sein Signum und weisen uns gleichsam den Weg, bis hinab in jenes ungeheure Becken, in dem die fluthende Urzeit den Gardasee zurückgelassen.

Denn kaum ist Terlago entschwunden, so tritt der lago Toblino hervor, aus dessen schweigender Fluth die Mauern einer uralten Beste steigen, die schon die Römer erbauten, um dessen Ufer sich alle Blüthe des Südens entfaltet. Aber bald siegt wieder die Natur mit ihrem felsenfesten Trotze, wenn wir über Pietra murata hinaus an den lago di Cavedine kommen auf langgewundener, hochgelegener Straße.

In leuchtenden Farben, von steiler Burg gekrönt, winkt uns aus Süden ein Fels entgegen, das ist das



SCHLOSS ARCO IM SARCA-THAL.

Schloß der alten mächtigen Grafen von Arco. Es ist der letzte herrliche Meilenstein auf unserem Wege, und wenn wir auch diesen grüßend hinter uns gelassen, dann ist das Ziel erreicht, dann stehen wir vor dem leuchtenden Gardasee.

* * *

Wie weit, wie schrankenlos dehnt sich vor unsern Blicken die bewegte Fluth, ihre Wellen klingen und ihr Blau ist so tief, daß es uns schon an allen Reiz der fernen Adria gemahnt. Wir aber sitzen auf der kleinen, hochgebauten Terrasse unter fruchtbeladenen Bäumen und schauen den Knaben zu, die sich am Ufer tummeln, und der schwanken Barke, deren Segel im Duft verschwindet. Wir sind in Riva; im Namen allein klingt schon der südliche Zauber, man kann das Wort kaum sprechen ohne tiefen, wohligen Athemzug; es weht uns frische, flimmernde Seeluft an.

Der Lago di Garda, den wir von hier aus durchforschen wollen, ist der größte von allen italischen Seen, ja er übertrifft mit seinem Umfang von hundertvierundzwanzig Kilometern sogar den Lago Maggiore noch um ein Drittel. Drei große Gebiete begränzen sich an seinem Ufer: Trentino, Venetien und die Lombardei, und wenn die Flüsse, die ihn nähren, noch meist von hohen Bergen kommen, aus dem Sarcathal, aus Ledro und Tavolo, so ist sein Ausfluß jener breite, hellströmende Mincio, dessen Name kriegerisch in unsere Gegenwart hereinragt. Es ist eine jener verhängnißvollen Linien, die den Weg der Weltgeschichte zeichnen; unter seinem Schutze steht das trotzige Festungsviereck, seine Fluth nährt jene gewaltigen Sümpfe, die sich vor Mantua in's Weite dehnen; wie viel Blut mußte fließen, bis auch hier der Sturmruf siegte: Evviva l'Italia!

Die Plastik des Gardasee's selbst, wenn wir von oben auf das ungeheure Becken herniederschauen, ist ungemein reich und wechselnd. Im Norden des See's sind die Ufer steil, hier thürmen sich noch einmal die drohenden Felsen Tirol's empor, die sich Allem, was fremd ist, gleichsam entgegenstemmen; der Monte Baldo und Monte Adamo zeichnen sich in langgezogenen Linien vom blauen Himmel ab, zackige Buchten überschneiden das Gestade und die Fläche des See's ist schmal.

Aber je weiter wir hinausschauen gegen Süden, umsomehr wandelt sich dieß Bild: es scheint zu wachsen vor unsern Blicken, die Fluth ergießt sich überall in's Breite. Zur Rechten und Linken dehnen sich sanfte Hügelreihen, und endlich wird die Landschaft flach und still, die Woge herrscht allein.

Hier hat der Gardasee seinen Charakter als Bergsee völlig verloren, es ist die zur Fluth verwandelte lombardische Ebene, über die wir ziehen; hier wird es glaubhaft, daß der See kaum vierundsechzig Meter über das Meer emporragt und daß die Sage noch jetzt sein Becken als das uralte Flußbett der Etsch bezeichnet. Auch die Inseln, die sich da und dort erheben, sind nicht hoch, und ohne jene zerklüfteten Linien, mit denen so manches Eiland uns seinen Kampf um's Dasein erzählt

4

Selbst Sermione, die am Südrand weit vorspringende „peninsula“, ist von dichten, milden Olivenwäldern bedeckt, mehr lieblich als großartig in ihrem Bau und rhythmisch wie die Wogen, die sie bespülen.

Hier beginnt die Geschichte des See's, nicht eine Geschichte im knappen, gedrungenen Stil der antiken Historiker, sondern in klingenden duftigen Liedern, denn hier wohnte Catull, der römische Lyriker.

Schon vor zweitausend Jahren hatten die Welteroberer auf ihrem Pfad den blauen Edelstein gefunden, den wir heute den Gardasee benennen, und wenn der stürmende Geist der Cäsaren auch unbewegt daran vorüberging, weiter nach Gallien und in die deutschen Wälder, der Geist des Dichters stand in stummer Verzückung still und begehrte nicht mehr.

Das kleine Städtchen, das sich damals hier ausgebreitet und von dem wir noch überlebendes Gemäuer finden, hieß Sirmio; Sirmio war es, das Catull mit jauchzenden Versen grüßte, als er es nach langem Fernsein wieder betrat, um hier zu weilen und zu rufen:

„O quid solutis est beatius curis?“

Und wer die Lieder kennt, die diese wunderbare Hand geschaffen, der fühlt in ihnen fast noch heute den leisen Wogenschlag, der ihnen ehemals Form und Seele gab.

Es ist ein Bild der alten Welt, mit dem wir beginnen: der große kunstgewaltige Mann inmitten dieser lachenden Idylle, die Augen liebevoll auf alles Einzelne gewendet, das ihm die Schönheit der Natur entgegentrug, ohne andern Ehrgeiz, als sie zu begreifen, ohne andern Wunsch, als sie zu besingen.

Auch in den Liedern Virgil's und in der „Divina Commedia“ wird der Gardasee genannt. Noch ungestümer aber griff die Hand der Mächtigen nach diesem Juwel; Vasallen und Herren stritten um seinen Besitz, die vornehmsten Geschlechter von Verona und Venedig begegnen uns hier in Waffen, der Kaiser und die Kirche, Welfen und Ghibellinen liegen im Streit, und nicht selten ist die Geschichte des schönen See's noch stürmischer als seine Wogen.

Der Friede, von dem Catull hier sang, ging früh zu Grabe. Auf dem Monte Rocca, dessen beide Gipfel sich über Garda erheben, sieht man noch jetzt die Trümmer eines grauen Thurmes, wo Adelheid, die Wittwe Lothar's, gefangen saß. Barbarossa verschenkte und Heinrich verkaufte das Land, bis wieder neue Geschlechter kamen, deren besseres Recht das bessere Schwert war.

Am wildesten aber tobte die Fehde in jener Zeit, da die Allmacht Venedig's keinen Gegner ertrug, da große und kleine Städte sich gegenseitig befehdeten, da jeder Edelmann ein Landsknecht ward. Es war im Jahre 1439, als der Herzog von Mailand, Filippo Maria Visconti, mit den Venezianern im Kampfe lag; er übermächtig zu Lande, jene übermächtig zur See. Ringsum hatte er mit seinen Söldnern das Gebiet von Garda besetzt und war bereits Herr der Gegend geworden, als die Venezianer, die unter Gattamelata fochten, den kühnen Gedanken faßten, einen Theil ihrer Flotte in jenen See zu senden.

Es war eine furchtbare Mühsal, die Höhen zu überschreiten, die sich zwischen Garda und dem Etschland erheben, die Klüfte zu überbrücken, welche in diesem wilden, trümmervollen Bergthal sich aufthun; aber Venedig war ja damals allmächtig! Der Plan, welcher anfangs nur Spötter fand, fand bald viele tausend emsige Hände, um dem Geschwader, das aus mehr als dreißig Schiffen bestand, den Weg zu bahnen. Bis Ravazzone ward die Flotte in der Etsch gezogen, von da aber ward sie zu Lande in den Loppiosee gebracht; zweitausend Zugthiere waren aufgeboten, um die furchtbare Last zu bewegen. Die Wasserscheide war erreicht; über den Monte Baldo kamen sie herab in den Gardasee wie wandelnde Ungeheuer: auch ein Wald, der feindlich heranzieht, aber ein Wald von Masten und rauschenden Segeln. Erschrocken sahen die Bewohner am Ufer diese kolossalen Gestalten, die das Meer ihnen sandte; allein gar bald war die kühne Armada fast völlig vernichtet. Erst die zweite Flotte, welche die Venezianer an Ort und Stelle erbauten und die sich in Torbole verschanzte, gewann den Sieg über Mailand.

Doch das Alles war nicht das letzte Blut, das hier geflossen, und nicht die letzte Flotte, die hier gekämpft; es ist ja Italien, von dem wir erzählen, und Italien ist eine Schönheit ohne Frieden. Nicht nur die Kämpfe Napoleons und die Kämpfe von Neunundvierzig brandeten an diese Ufer, sondern selbst später noch, zu Beginn der Sechziger-Jahre, kreuzten kleine verwegene Dampfer über die Fläche, welche von Freischaaren besetzt und mit der italienischen Flagge geschmückt waren. Ihre Kanonen, die den See beinahe beherrschten, geboten nicht selten dem Verkehre zwischen Riva und Peschiera Halt; an manche schweigsame Barke, die durch die blauen Wellen strich, klang der

[illegible] von dichten, milden Olivenwäldern [illegible] die sie bespülten.

[illegible] Stil der antiken Historiker, [illegible]

[illegible] Edelstein gefunden, den [illegible] darauf vorüberging, weiter [illegible] Verzückung still und begehrte [illegible]

[illegible] noch Verlebendes Genauer finden, [illegible] nach langem Fernsein wieder [illegible]

[illegible]

[illegible] noch heute den leisen Wogen- [illegible]

[illegible] Mann inmitten dieser [illegible] der Natur entgegentrug, [illegible]

[illegible] genannt. Noch unge- [illegible] um seinen Besitz, die [illegible] die Kirche, Welfen [illegible] als seine Wogen.

[illegible] dessen beide Gipfel [illegible] die Wittwe Lothar's, [illegible] Geschlechter kamen, deren [illegible]

[illegible] ertrug, da große [illegible] Es war im Jahre 1439, [illegible] übermächtig zu Lande, [illegible] und war bereits [illegible] Gedanken faßten, einen [illegible]

[illegible] nach dem Etschland [illegible] aber Venedig war [illegible] auf Spötter fand, [illegible] Hände, um dem [illegible] den Weg zu [illegible] ward die Flotte in [illegible] Zugthiere waren aufgeboten, [illegible] Baldo kamen sie herab in den [illegible] Wald von Masten und rau- schenden [illegible] die das Meer ihnen sandte; allein [illegible] die Venezianer an Ort und Stelle [illegible]

[illegible] die hier gekämpft; es ist [illegible] Nicht nur die Kämpfe Napoleons [illegible] später noch, zu Beginn der [illegible] und mit der italienischen [illegible] nicht selten dem Ver- kehre [illegible] Peschiera [illegible] Wellen [illegible]



GARDASEE. OLIVENSTRAND VON TORBOLE.

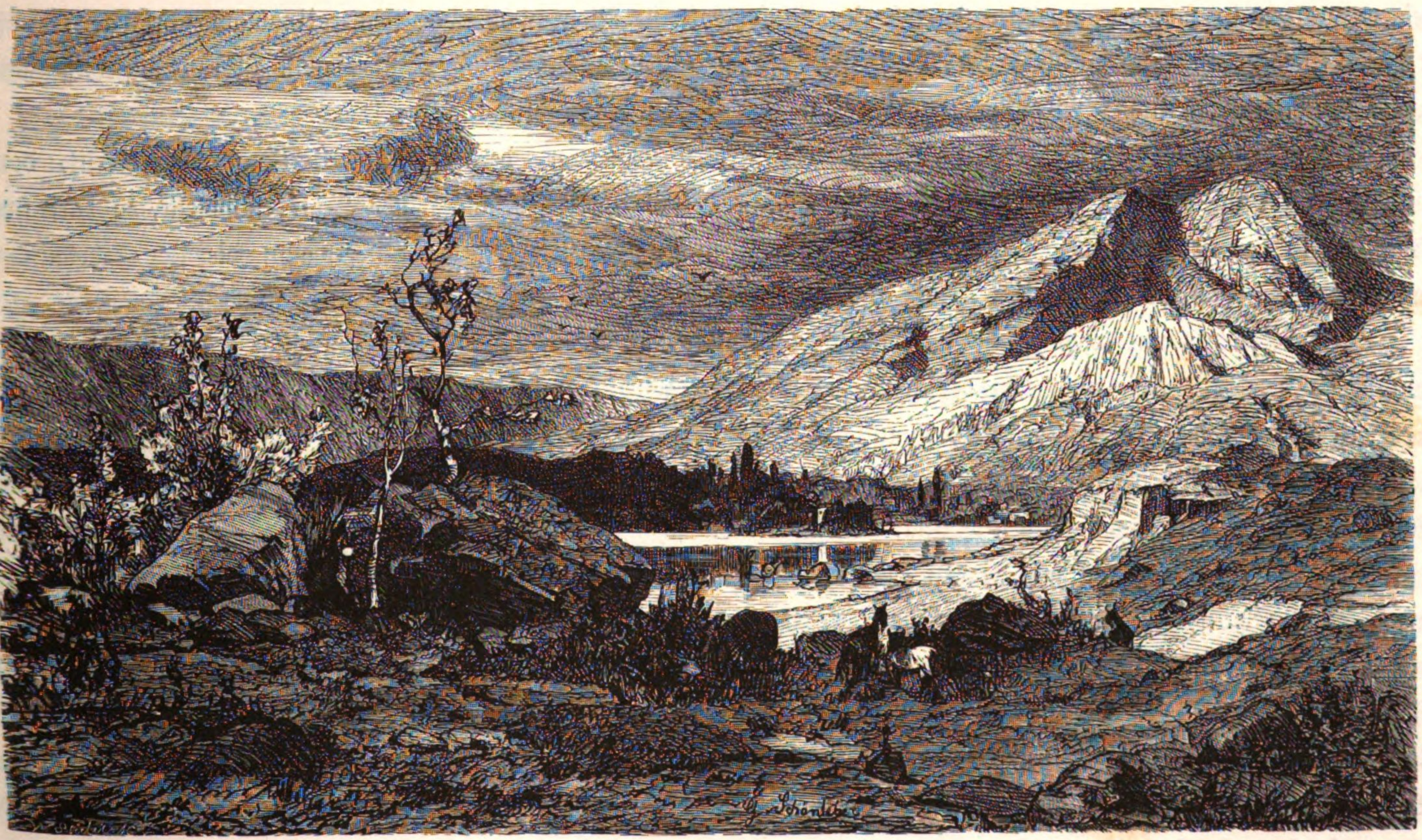


PIETRA MURATA IM SARCA-THAL.

schmetternde Gruß herüber: „Evviva l'Italia!“ „Evviva Garibaldi!“ Die jungen Gesellen, die am Maste lehnten, trugen das rothe Hemd; damals hört' ich zum erstenmal das Lied erklingen:

Camiscia rossa
Camiscia santa.
(Ein rothes Hemd,
Ein heil'ges Hemd.)

Man darf ja jetzt von diesen Dingen offen reden, sie sind vergessen und versöhnt; aber damals lag ihr Druck noch schwer auf allen Gemüthern, und selbst der Fremde empfand es, wie das glimmte und gährte. Die Schiffer, die im Hafen die Flagge wechselten, die Beamten, die vor dem kaiserlichen Zollhaus in italienischer Uniform promenirten,



LAGO DI CAVEDINE IM SARCA-THAL.



MÜHLE IN BUCO DI VELA.

und die Menge von Müßiggängern, die nichts weiter zu thun hatten, als die öffentliche Erregung aufzufangen, zu steigern und weiterzutragen, machten damals den Aufenthalt in Riva nicht angenehm. Unablässig drängte sich ein fremdes Element in den harmlosen Verkehr mit Land und Leuten, unwillkürlich stieß man überall auf Gegensätze, von denen man doch nichts wissen wollte.

Das Alles ist anders geworden und besser für den Wanderer, der jetzt diese lieblichen Ufer betritt, denn wenn man es unserer Zeit zum Vorwurf macht, daß sie die Gegensätze zu ungeahnter Kraft entwickelte, so darf man es andererseits nicht leugnen, daß sie mit ungeahnter Kraft auch manche Gegensätze überwand, die sich Jahrtausende lang befehdeten. Der welthistorische Fluch: „Morte ai Tedeschi!“ ist wohl für immer verklungen.

Treiben wir uns noch ein wenig durch die Straßen von Riva, so fühlen wir freilich bald, daß das Beste von der Hand der Natur, nicht von der Hand des Menschen gethan ward. Es ist zum größeren Theile enges Winkelwerk, in das sich die Gassen verwickeln, wenn auch fast jede verwahrloste Ecke, jedes bunte Tuch, das über die Dächer hängt, jeder Faulpelz, der unter der Thüre schläft, sein malerisches Gepräge hat. Nur an wenigen Stellen erweitern sich die Straßen zu einer stattlichen Piazza, von denen die schönste ohne Zweifel der Platz am Hafen ist. Hier entfaltet sich das tägliche Leben zum dichten Gedränge und die Enge des Hauses wird zur stattlichen Säulenhalle; hier wirkt die künstlerische Einheit der Stadt und der Landschaft am herrlichsten. Alle Linien sind fest und geschlossen, die verwitterten Mauern scheinen nicht aufgebaut, sondern herausgewachsen aus dem steinernen Grunde, die riesige Felswand des Monte Giumella und die blaue Ferne des See's, die alten, prächtigen Oliven, die sich in dichten Reihen gegen die Stadt hin drängen, das Alles stimmt in Form und Farbe wunderbar zusammen. Hier ist das Bild vollendet, es ist so neu und zündend, daß uns das Herz von dem freudigen Gefühle pocht: wir sind auf der Wanderschaft, wir sind in der Fremde. Und wenn uns auch bisweilen die Ohren gellen von dem wilden Geschrei



ABFAHRT EINES DAMPFBOOTES IN PESCHIERA

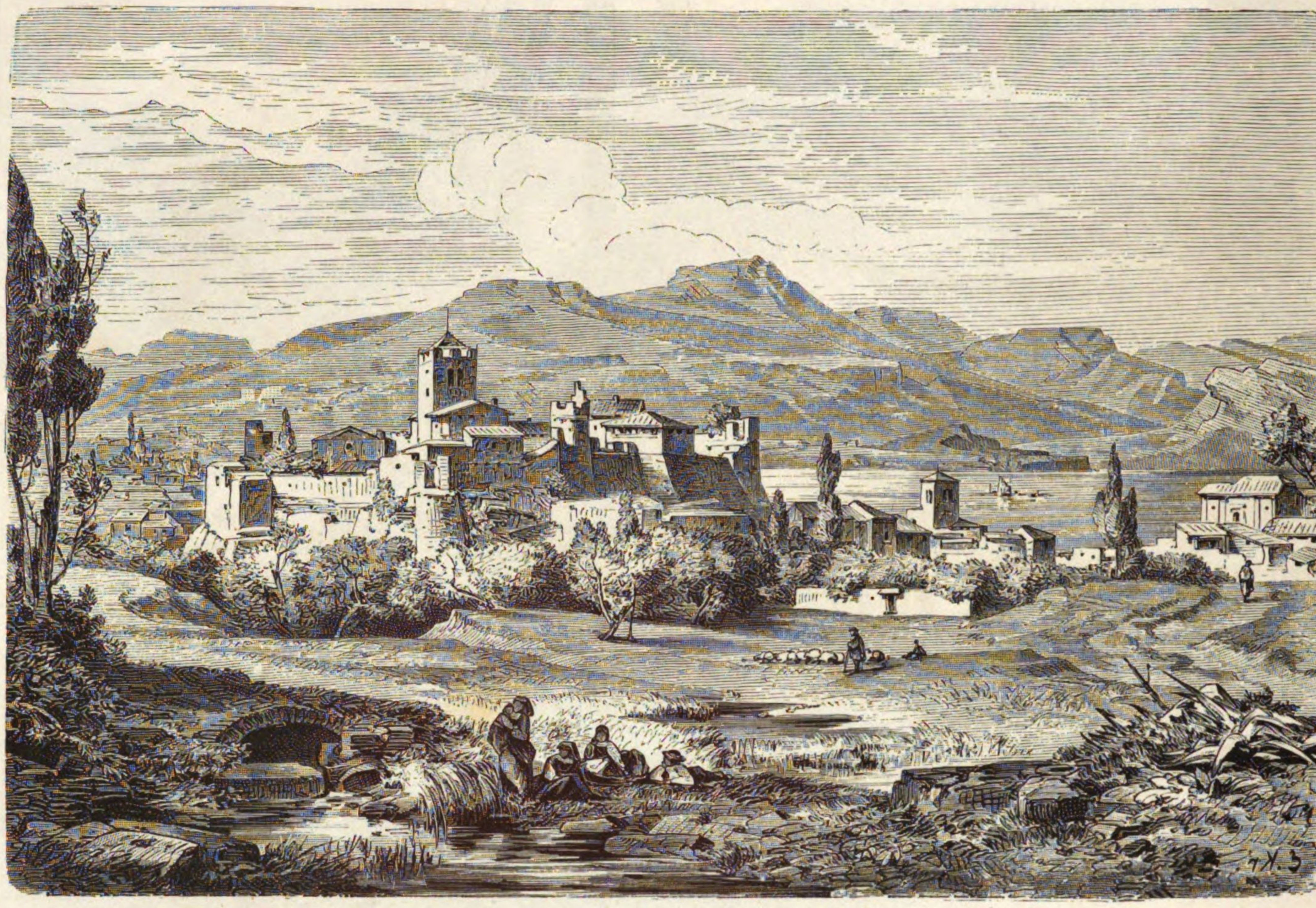
der Rangen, die sich um eine Citrone balgen, welche zur Erde fiel, wenn uns der Schaum in's Antlitz spritzt von der schmutzigen Barke, in der sich rothmützige Schiffer schaukeln, wir können ihnen deßhalb nicht gram sein! Ja, selbst für die wälschen Dandies, die sich mit bunter Cravate und halb vergraben in der „Perseveranza" vor dem „Café Risatti" wichtig machen, haben wir nur ein verzeihendes Lächeln: es muß auch solche Käuze geben!

Freilich drängt sich schon hier der verschiedene Eindruck auf, der uns durch ganz Italien geleitet, wenn wir zwischen den gebildeten Ständen und dem ungebildeten Volke ein Urtheil fällen sollen. Daß das letztere in unseren Augen gewinnt, während die ersteren an Sympathie verlieren, je näher man sie kennen lernt, ist eine Wahrnehmung, die wir von Verona bis nach Neapel bestätigt fanden; die freie, oft vornehme Art, womit der gemeine Mann sich gibt, sticht wohlthätig ab von der blasirten tändelnden Manier, welche so häufig die „Herren" in den großen Städten Italiens zeigen.

Von den Straßen, die uns über Riva hinaus geleiten, ist die „neue Ponalstraße" am schönsten, so genannt nach dem prächtigen Wasserfalle, an dem sie vorüberführt, ehe wir in's Ledrothal gelangen. Auch hier, wie so oft in der hoch gelegenen Umgebung des Benaco, finden wir einen kleinen, tiefgrünen Bergsee, dessen steile Felsenwände uns noch an die Alpen mahnen, während die Vegetation der Ufer in südlicher Fülle wuchert. Wie gerne weilen wir hier und verträumen in solcher Einsamkeit noch einen Tag, ehe wir in den Lärm des kleinen Riva zurückkehren!

Der Dampfer, welcher viermal in der Woche die Länge des See's durchschneidet, hält an den wichtigsten Punkten der beiden Ufer, und manche lachende Idylle, manche glorreiche Erinnerung zieht unterwegs an uns vorüber.

Nun erst, indem wir in's Weite streben, schließt sich die schwellende Fruchtbarkeit des Landes auf; an den sonnigen Hängen sehen wir sorgsam gepflegte Citronengärten, wir sehen Rebgelände, so reich beladen, daß sich ein Bacchuszug mit ihren Früchten schmücken könnte, und dazwischen immer wieder ganze Wälder von Oliven, die in ihren schmalen silbergrauen Blättern eine Zartheit haben, welche selbst den gewaltigsten zerklüfteten Stämmen bleibt.



DESENZANO.

Es gibt wenig Bäume, die so edel sind. Von Limone bis Gargnano ist das Ufer steil, die Felsen steigen fast senkrecht aus der Tiefe, die hier beträchtlich ist, dann aber dehnt sich bis Desenzano jener lange fruchtbare Strand hin, den die Italiener Riviera nennen. Gärten und schlanke Villen wechseln mit Ackerland; an den Häusern sehen wir nicht selten Fenster und Thür mit Marmor verbrämt, der aus den Brüchen von Tremosine gewonnen wird. Der Adel von Verona und Brescia hat hier seine ländlichen Sitze, aber auch buntes, fröhliches Volk versammelt sich in reicher Menge, wenn Markttag zu Gargnano gehalten wird, oder wenn die Fischerbarken beim nahen Sturm in die Bucht von Salò zurückkehren.

Der wichtigste Punkt auf dem östlichen Ufer ist Torbole, durch einen trotzigen kleinen Port geschützt, um den sich die zürnenden Winde streiten. Zwei sind es vor Allem, die auf dem Gardasee die Herrschaft üben, der Nordwind, der von den Alpen kommt und „il Sover“ genannt wird, und die Ora, die der Süden sendet. Ihr Wechsel und die leuchtende Stille, die zwischen diesem Wechsel liegt, geben dem See jene unerschöpfliche Farbenfülle, die ihn ganz einzig macht. Wenn uns der glatte Spiegel jenes unergründliche Blau zeigt, über dem der Himmel sich nur wie ein zarter Schleier wölbt, so wandelt sich die Farbe wie durch Zauberschlag in finstern Stahl, sobald der Sturm in seinen Tiefen wühlt, bis auch diese jäh erbleicht und der weiße Schaum über blaßgrüne Wogen spritzt. Dann aber lichtet sich der schwarze Gewitterhimmel und ein rosiger Abendschein gleitet über die weite Fluth, die sich langsam in Ruhe wiegt, durch die zerrissenen Wolken tritt der Mond und gießt sein strömendes Silber aus. Es ist wie ein menschliches Angesicht, in welchem Grimm und Wonne wechselt, das bald vom Zorne übergossen wird und bald im Schrecken verblaßt, bis endlich stummer Friede auf seinen Zügen steht.

Die beiden Inseln, die uns bald hinter Malcesine begegnen, sind die einzig steilen, die der See besitzt, und ihr wehrhaftes Bild wird noch gesteigert durch das kühne Trümmerwerk zerfallener Burgen, die uns in die Zeit der Skaliger versetzen. Aber nur eine kurze Weile, dann spült wieder die blaue, duftige Woge die rauhe Erinnerung hinweg und der Zauber holder Gegenwart nimmt uns allein gefangen.

Wir steuern an Garda vorüber, dem kleinen Flecken der uralten Grafschaft, von welcher der See seinen Namen erhielt. Auch hier noch stehen dann und wann verwitterte Thürme, aber ihre Strenge ist machtlos, sie sind über-



TORBOLE.

schüttet von prangenden Blüthen und würzigem Grün; Camelien und Oleander, Oel und Wein schmücken die Terrassen, und in ihrem tiefen Schatten ruht die Sage, daß hier einst die alte Stadt Benacus stand, von der die Inschriften zeugen, die man aus dem Schutte grub.

Noch manches reizende Dorf steigt aus den Fluthen empor und taucht in den Fluthen unter, dieweil wir vorüberfliegen; meist im Halbrund an die Bucht gebaut wie Bardolino, oder mit alten Mauern umgürtet wie Lazise, dessen heilsame Quellen schon das Alterthum gekannt hat.

Dann aber, wenn auch Sermione entschwunden ist, sind wir dem Südrande des See's nahe; die weißen Häuser, die drüben im Westen glänzen, gehören dem Flecken Desenzano, die geschwärzten Mauern, unter denen wir innehalten, tragen den stolzen Namen Peschiera. Beide zusammen bilden den mächtigen Schlußpunkt des See's.

Werfen wir noch einen letzten Blick über seine blaue Fläche, bevor wir scheiden.

Eine leichte Fischerbarke schaukelt auf den Wellen, das weiße Segel schwillt im Abendwind; sie fahren in der Dämmerung hinaus auf den Fang, der besonders vor der klaren, schilfreichen Strömung des Mincio ergiebig ist. In langem Bogen ziehen sie die Netze, weit vorgelehnt über den Bord des Schiffes, singend zur Arbeit, und wer ihnen in die schwarzen, leuchtenden Augen sieht, den schauen sie an mit jener Schwärmerei, die nur in den Blicken des Südens wohnt. Forschend folgen sie dem Gewölk, das über den Monte Baldo emporsteigt, und dem Abendstern, der die Wolken durchbricht, ihren Gesang trägt der Wind in die Ferne, daß Weib und Kind am Ufer ihn vernehmen.

Wer ist glücklicher hier: wir oder sie? Wir fühlen nur mit prüfendem Bewußtsein den Zauber, den wir erleben, aber ihnen ist er unbewußt in's Herz gewachsen; wir schauen betroffen in dieß fremde Wunder, aber für sie ist diese Schönheit die Heimat!

Man kann die Worte des Liedes nicht verstehen; die werden von Wind und Welle fortgetragen, aber vielleicht ist das die Seele ihres Gesanges!



SAN ANASTASIA IN VERONA.

Verona.

Schon bei S. Lucia, wo die Schienenwege Verona's zusammentreffen, schweift das Auge in vollem Zauber über die Stadt. Weit vorgeschoben starren die drohenden Forts mit ihren scharfen markigen Kanten, überragt von dunklen Cypressen, zwischen denen das Weiß der kleinen Villen hindurchblitzt, die auf den Hügelreihen zerstreut sind. Der rollende Zug und die rauschende Etsch und unser eigenes Herz, das in lauter Erwartung pocht, Alles trägt uns in Sturmeseile dem großen Ziel entgegen, denn so herrlich auch die italische Landschaft war, die uns bisher umfangen, Verona ist doch die erste echt italische Stadt, die wir begrüßen. Und welche Erinnerungen wachen auf, je näher wir ihren Thoren kommen, diesen Thoren, hinter denen das herrlichste Denkmal der Antike steht, hinter denen Dietrich von Bern und Alboin sich verschanzte, wo Dante als Verbannter lebte und Romeo am Sarge Juliens erblich.

Aber bald weicht diese traumvolle Vergangenheit; denn mit gellendem Pfiffe braust der Zug in den Bahnhof von Porta Nuova ein und gibt uns der fesselnden Wirklichkeit zurück. Aus dem Gewühl der luftigen gewölbten Halle, aus dem Geschrei der Facchini und Conducteurs, die der fluthenden Menge die Wege weisen, drängen wir uns hinaus, wo „Uscita“ über der Pforte steht; erst jetzt, da wir den großen freien Platz gewonnen, kommt man wieder zu Athem.

„Torre di Londra“, „Aquila nera“, „Colomba d'oro“ schallt es ringsum in singendem Tone und der



Verona.

[illegible] Auge in vollem Zauber [illegible] mit ihren scharfen markigen Kanten, [illegible] kleinen Villen hindurchblitzt, die auf den Hügel- [illegible] Stich und unser eigenes Herz, das in lauter [illegible] Ziel entgegen, denn so herrlich auch die italische [illegible] die erste echt italische Stadt, die wir begrüßen.

[illegible] kommen, diesen Thoren, hinter denen das [illegible] Alboin sich verschanzte, wo Dante als [illegible]

[illegible] Pfiffe braust der Zug in den Bahnhof [illegible] Aus dem Gewühl der luftigen gewölbten [illegible] Menge die Wege weisen, drängen wir [illegible] freien Platz gewonnen, kommt man [illegible]

[illegible] eingsum in singendem Tone und der



VERONA.



AN DER ARENA.

Portier, der vor jedem Wagen steht, mit dem Messingschild auf der Mütze, ergreift nicht nur das Gepäck, sondern auch uns selber und setzt uns in einem jener Omnibusse gefangen. Es ist wahrhaftig wahr, was Stephan, der Generalissimus der deutschen Post, von unserer Zeit behauptete: „man reist nicht mehr, man wird gereist."

Stöhnend fliegen die Koffer auf's Dach, „avanti" ruft der Facchino dem Kutscher zu und dann geht es durch die breite, endlose Straße von Porta Nuova hinein in die Stadt. Es ist jener eigenthümliche, hastige Trott, den alle die italienischen Klepper haben; unbekümmert fliegt das über Stock und Stein, ob auch der Braune bisweilen strauchelt, bei dem rasselnden Pflaster, bei den klingelnden Schellen merkt man es kaum. „Canaglia" ruft uns der Eckensteher nach, der flugs auf die Seite sprang, ehe ihn die Räder ergriffen, aber sein Fluch klingt so melodisch, als wär's ein Compliment.

Aus der heißen, staubigen Bahnhofstraße kommen wir bald in die engeren, kühleren Gassen der Stadt, jeden Augenblick geht es um eine scharfe Ecke und endlich rollen wir unter das weite, offene Thor des Hotels. Die luftigen Treppen, der Marmorboden, und die großen Oleander, die im Vorsaal prangen, das Alles zeigt uns schon den italienischen Haushalt, und auch die Stammgäste, die an der gedeckten Tafel sitzen und mit heftiger Geberde von der Staatskunst streiten, theilen dieß Gepräge. Neugestärkt und mit wohligem Behagen nehmen wir an ihrer Seite Platz, wenn wir den Reisestaub von Hand und Kleid geschüttelt; es braucht uns nimmermehr zu grämen, daß sie so laut und stolz von ihrer Einheit sprechen; denn auch wir schreiben ja in's Fremdenbuch: Germania. Bald fühlen wir uns heimisch wohl, und schlendernd hier und dort, von raschen Bildern festgehalten, erreichen wir die Piazza d'Erbe, den Punkt der Stadt, wo sich das Leben am buntesten zusammendrängt. Hier stand zur Römerzeit das alte Forum, jetzt ist der Platz von allen Seiten durch die herrlichsten Bauten des Mittelalters umfaßt, unter deren

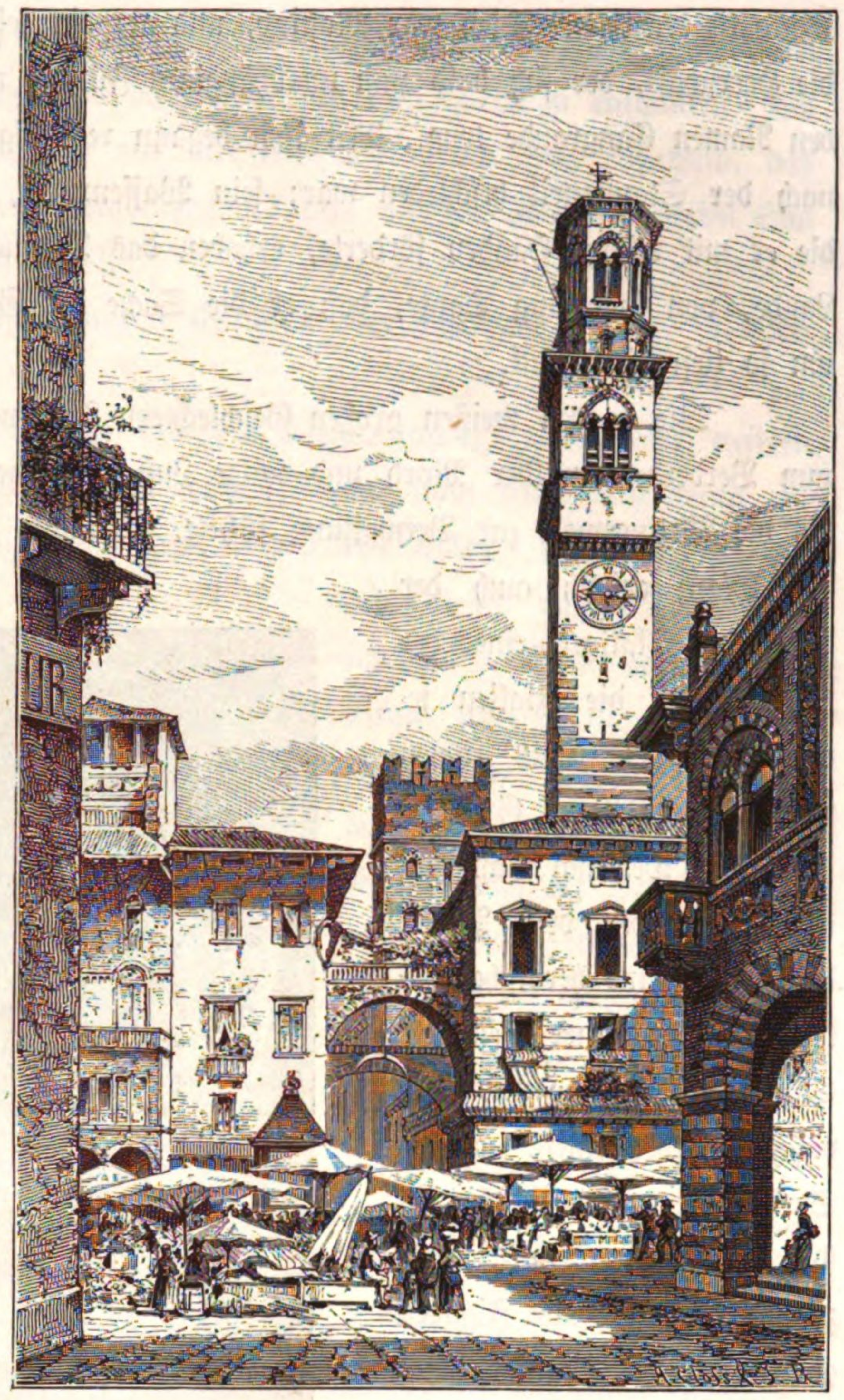


FONTANA DI FERRO BEI VERONA.

offenen Arkaden die Menge wogt. Rauschend steht der Marmorbrunnen in der Mitte; die Figur, die die Schale überragt, ist noch antik und stellt das Bild der Stadt Verona dar, mit einer offenen Rolle in den Händen, die den uralten Ruhm ihrer Bürger kündet. Auch eine Säule, aus einem einzigen Stein gehauen, steht hier, aber ihr Gipfel ist verwaist, ihre Bedeutung wurzelt darin, daß sie kein Bild mehr trägt; denn hier oben thronte einst der Marcuslöwe Venedigs und sah herrschend herab auf das unterjochte Volk, bis er in den Kämpfen der Revolution (1797) zertrümmert ward. So reicht sich stürmische Geschichte und argloses Leben die Hand, ein Leben, das ganz der Stunde und der Kleinigkeit zu gehören scheint. Unter den weißen ausgespannten Leinenzelten wimmeln Hunderte von Käufern und Verkäufern, auf den niedrigen Tischen sind Früchte und Gemüse aufgehäuft, eine Last der kostbarsten Blumen füllt die schweren Körbe. Zahllose Stimmen tönen bunt durcheinander und überall verdichtet sich die wogende Menge in geschlossene Gruppen, „piselli, fagiuolini, cavoli fiori“ schallt es da drüben, „fragole, uve, limoni“ hallt es hier, „scusi, signore“ ruft ein Dritter, der uns mit rascher Wendung in das erstaunte Gesicht fuhr. Unter den Hallen der Casa dei mercanti versammelt sich die junge Handelswelt, jeder den Blumenstrauß im Knopfloch und die Cavourcigarre im Mund; über ihnen an den Wänden liest man riesige Plakate, dazwischen Kritzeleien und politische Exklamationen, wie sie ja in Italien auf keiner Mauer fehlen. Alles wandelt und handelt, die Einen um Tausende, und die Andern um zwanzig Centesimi, aber je kleiner die Summe ist, desto größer der Lärm. Schaut doch nur jenen Trödler an, mit welchem verachtenden Pathos er seinen Kunden mißt, weil er ihm nur zehn Soldi geben will, wo er zwölfe gefordert hat. Mit unaussprechlicher Entrüstung tritt er drei Schritte zurück, aber rasch gewinnt die Vernunft die Oberhand und mit beredtsamen Gesten ruft er von neuem „dodici“. „Dieci“ fällt ihm der Andere blitzschnell in die Rede und nun entwickelt sich ein Dialog, der zwar nicht mehr als zwei Worte hat, aber dennoch eine solche Fülle von Tönen und Geberden, daß keine Bühne ihn besser spielt. Dieci — dodici — dieci — dodici — dieci brüllen sich die Beiden entgegen, als ob sie mit Klingen auf einander hieben, bis der Verkäufer plötzlich ruft va bene und seine Waare dem Andern in die Hände wirft.

Unterdessen kommt eine neue Gruppe durch die Via Pelleciai, mit schallendem Gelächter einen Bänkelsänger begleitend. Wo die Menschenmenge sich staut, hält der Gaukler an, macht Kehrt und äfft mit unnachahmlicher Mimik eine Primadonna nach, die eben auf dem Theater durchgefallen. Schauerliche Grimassen begleiten das pianissimo,

zu dem seine Stimme langsam herabsinkt, überall läuft das Volk herzu, ja selbst an den hohen Fensterbogen zeigen sich lachende Gesichter, bis der ganze Zug in der nächsten Gasse verschwunden ist. Wir aber eilen durch den malerischen Thorweg Volto barbaro nach der Piazza dei Signori, wo sich der Geist der alten Städtezeit und die Allmacht ihrer spätern Herrscher in wunderbaren Formen versteinert.



PIAZZA D'ERBE.

Ohne Zweifel wird es nur wenige Städte geben, in denen die großen Epochen der Geschichte so sehr durch große Baudenkmale verkörpert sind, wie hier. Denn in der Arena hat uns das klassische Alterthum ein Denkmal hinterlassen, das kaum vom römischen Kolosseum an Schönheit übertroffen wird, und wenn uns auch aus der Gothenzeit nur wenig greifbare Erinnerungen blieben, so werden dieselben doch um so reicher, sobald die Herrschaft der Skaliger, das Ringen zwischen Welfen und Ghibellinen beginnt. Aus jener Epoche stammen die gewaltigen Castelle und jene thurmgewaffneten Häuser, die jetzt noch die Physiognomie Verona's beherrschen, bis die Renaissance kam und der Stadt zwei Männer wie Sanmichele und Fra Giocondo gab. Wunderbare Paläste und einzelne der schönsten Kirchen verdanken ihnen ihre Entstehung, aber der kriegerische Charakter der Stadt, die ja noch heute der Mittelpunkt des Festungsviereck's ist, gewann bald von neuem die Oberhand. Die Schlachten am Schlusse des vorigen Jahrhunderts, wie die neueren Kämpfe zwischen Oesterreich und Italien, finden ihre Wahrzeichen in den heutigen Forts mit ihren starrenden Kanonen.

So baut sich die Vergangenheit Verona's gleichsam vor unseren Augen auf, die Piazza dei Signori aber, auf der wir stehen, gehört ausschließlich dem Mittelalter. Hier wohnten die Gebieter der Stadt, Martino und Alberto aus dem Geschlechte der Skaliger, hier steht der Palazzo del Consiglio, in dem der Rath der Fünfhundert tagte und vor dessen Hallen fünf Statuen antiker Meister emporragen, die Verona ihre Heimat nannten. Es ist Plinius und Catull, Cornelius Nepos, Macer Aemilius und Vitruv. Noch heute ziehen uns die reinen Formen des herrlichen Baues an, und nicht ohne Ehrfurcht halten wir vor dem Denkmal Dante's inne, das die Mitte des Platzes ziert; denn vier Jahre weilte der heilige Sänger als Gast Cangrande's in diesen Mauern. Er selber war Ghibelline, der unerschütterlich zum Kaiser stand, und auch die Skaliger folgten ja diesem Losungswort; der Adler, der in ihrem Wappen über der Leiter prangt, war der Adler des Reichs.

Fast allenthalben, wo wir in Verona auf edle, echt historische Denkmale stoßen, sind sie mit dem Namen dieses Geschlechtes verknüpft, mit ihrem Leben oder ihrem Sterben, allein das herrlichste von allen bleibt doch stets ihr Grab. Es stößt hart an die Piazza dei Signori an und darf als Zubehör der Kirche Maria Antica gelten, von deren vergittertem Vorhof es umschlossen ist, nicht in dunkler kummervoller Gruft verborgen, sondern hoch emporgethürmt mitten im freien, vollen Leben!

Wie Villani berichtet, stammten die Skaliger von einem schlichten Kaufmann (aus Montagua) ab, der einen Handel mit Leitern trieb, und waren einfache Bürger, als sie in Verona sich niederließen. Aber eben damals war jene Zeit, wo das Bürgerthum der Städte im erbitterten Kampf gegen die Herrschaft des Adels lag, und so führte das Ansehen, das sich die Familie errungen, bald dahin, daß das Volk im Jahre 1260 aus ihrer Mitte seinen

Podestà erwählte. Dieß war Mastino, und als ein heimlicher Dolch sein Leben zerschnitt, erhielt sein Bruder Alberto die Herrschaft, der sich bald zum unabhängigen Fürsten machte und von drei Söhnen gefolgt ward, deren bedeutendster den Namen Cangrande trug. Mit ihm begann recht eigentlich jene Glanzepoche, wie sie den kleinen italischen Staaten nach der Staufenzeit beschieden war; sein Waffenruhm, die Pflege, die er den Wissenschaften gönnte, und die Kunst, die er mit reichen Händen förderte, erhoben das Veroneserland zur höchsten Blüthe. Auf ihn hofften die Besten im Lande, von ihm sang Dante, daß er die Sache der Ghibellinen zum Siege führen werde; aber je höher der Flug, um so tiefer der Fall.

Wie in den meisten großen Geschlechtern Italiens, ward auch hier die Leidenschaft des Einzelnen dem Ganzen zum Verderben; wilder Mord und wilde Lust gewannen die Herrschaft; dreimal fiel ein Bruder von Bruderhand, bis die Alleingewalt zur Verwaisung führte. Antonio war der Letzte seines Stammes; nach hundertdreißig Jahren voll Glanz erlosch auch der Stern der Skaliger, einer der leuchtendsten, die Italien jemals gesehen! Das fühlen wir noch vor ihrem Grabe.


HAUS DER JULIA.

Das Denkmal Cangrande's steht über dem Portal der Kirche, eine heroische Reitergestalt, zu seiner Seite die Särge von Mastino und Giovanni. Ueber einem anderen Sarkophage erhebt sich ein steiler gothischer Thurm, mit zahllosen Spitzen und Figuren geschmückt, die ebenfalls von Roß und Reiter überragt sind, alle so prächtig, daß man fast die kleinen kostbaren Särge übersieht, die zwischen jenen ihren Platz gefunden. Es ist vielleicht die herrlichste Ruhestatt, die irgend ein italischer Herrscher gefunden; aber nicht der Friede des Todes, sondern die Thatkraft des Lebens waltet hier; noch in ihren Gräbern sind sie die Gebieter der Stadt, noch ihre Leichen ragen hoch empor über das lebende Geschlecht!

So reich an historischen Erinnerungen, wie Maria Antica, ist deßhalb keine andere Kirche der Stadt, aber immerhin liegt auch in jenen anderen eine vielsagende Vergangenheit, die ja fast jede Scholle in Verona heiligt.

Vom alten Dome geht die Sage, daß er auf den Trümmern eines Minerva-Tempels errichtet ward und die Gestalten, die das Hauptportal verzieren, weisen zurück bis in die Zeit der Karolinger; unter ihnen steht Held Roland und Königin Bertha, die Mutter des großen Karl. Noch tiefer aber dringt in die Vergangenheit, wer durch den langen Kreuzgang die gelehrten Räume sucht, wo das Archiv und die Bibliothek des Domcapitels verwahrt sind. Die kostbarsten Werke römischer Klassiker, Handschriften, welche bis zur Zeit des Kaisers Constantin zurückreichen, wurden hier gefunden, und die deutsche Wissenschaft zählt wohl wenige Stätten, deren sie mit gleichem Danke gedenkt.

In Zeno Maggiore ist es die Kunst, die manche Schätze findet, denn das Längenschiff der Kirche ist bereits vor der Staufenzeit erbaut und auch die ehernen Reliefs der Thüren, die Säulen, die auf ungeheuerlichen Thiergestalten ruhen, sowie die Fresken deuten auf uralte Zeit.

Architektonisch berühmt ist die Kapelle der Pelegrini; San Giorgio besitzt ein Meisterwerk des Paul Veronese; aber als die älteste Kirche wird uns S. Siro bezeichnet, wo sich noch heute eine Inschrift findet, daß hier die erste Messe in Verona gelesen ward. Wie die Sage geht, ward dieselbe mit Genehmigung des Königs Berengar aus den Steinen des antiken Theaters erbaut.

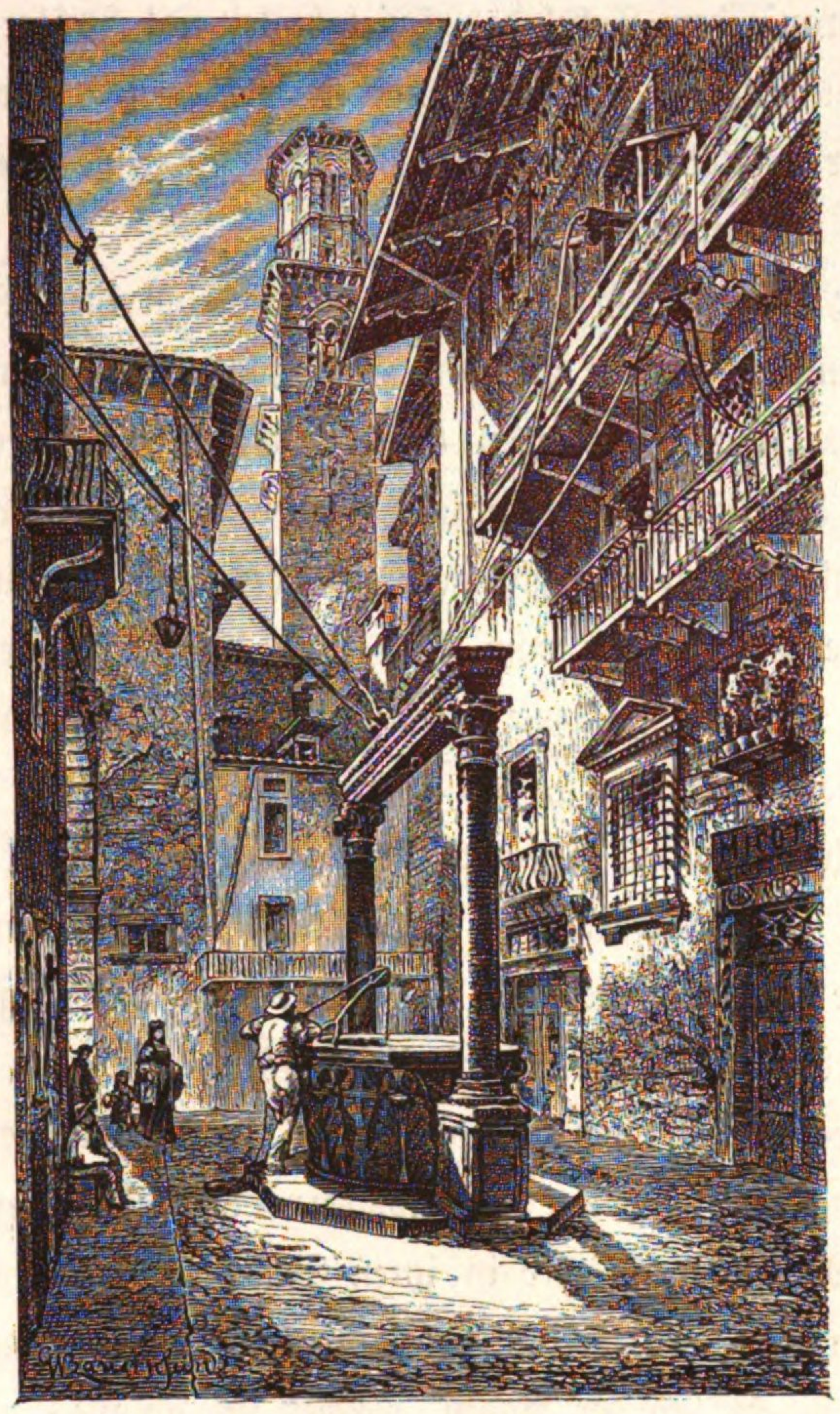
Ueber sie hinweg treten wir in jene Ruinen, die die alte Welt uns in Verona hinterließ, die Welt, in der Catull und Plinius gelebt.

Vom Theater selbst, das auf dem linken Ufer der Etsch liegt, hart unter dem Felsenbau vom Castell San

Pietro, sind nur noch wenige Reste übrig und es erscheint als ein verdienstvolles Werk, daß man schon im vorigen Jahrhundert begann, die ungeheuren Räumlichkeiten auszugraben und dem Auge der Gegenwart zu enthüllen. So gewinnen wir wenigstens aus dem freigewordenen Bühnenraum und aus den Fragmenten der Sitze ein Bild, das durch die Landschaft selbst unterstützt wird; denn das Theater liegt gerade zwischen dem Strome und dem Felsen San Pietro, so daß der letztere gleichsam den Hintergrund der Scene bildet.

Wenn trotzdem hier der Eindruck ein unvollkommener ist, den nur Kenntniß oder Phantasie ergänzt, so wirkt der Anblick der gewaltigen Arena um so mächtiger.

Um sie zu erreichen, gehen wir über die Piazza Brà (jetzt Vittorio Emmanuele), einen jener riesigen Plätze, neben deren weiter Fläche die umgebenden Gebäude fast niedrig schienen, wenn nicht dann und wann ein Thurm über das rothe Dachwerk ragte. Aber er verschwindet vor dem ungeheuren Koloß, den wir nun betreten, vor dieser Ruine cäsarischer Weltmacht.



ZIEHBRUNNEN.

Wer die Arena erbaut, ist bis zur Stunde unbekannt, und kein Stein ist bis jetzt gefunden, der uns Kunde von diesem Wunder brächte; nur Vermuthung ist es, wenn man den Bau in die Regierung Trajan's verlegt. Zum größeren Theil ward er aus dem röthlichen Marmor aufgeführt, den man in der Veroneserklause gewann und auf der Etsch stromabwärts brachte, so daß kein anderes Amphitheater an Kostbarkeit des Stoffes mit diesem vergleichbar ist. Maffei, der berühmte Geschichtschreiber der Stadt, widmet der Arena eine umfangreiche Untersuchung und führt uns mit kundiger Hand an allem Wandel vorüber, den dieses wundersame Werk im Lauf der Jahre erfuhr. Aus seinen unerschöpflichen Massen wurden die Steine zum Bau der Stadtmauer genommen, als der Andrang der Barbaren Verona bedrohte; in den Kämpfen der städtischen Führer ward es zur Zwingburg, in der sich die Parteien verschanzten; Gottesgerichte und Todesstrafen wurden hier vollzogen, und öffentliche Dirnen bewohnten zur Miethe das öde Gemäuer. Aber allezeit lag doch etwas Finsteres, Geheimnißvolles über den unermeßlichen Räumen mit ihren Kerkern für Panther und Sklaven, man fühlte sich noch immer in einem „Labyrinth“, wie man zu Pipin's Zeiten die Arena nannte, bis endlich die Einsicht siegte, daß es hier ein Wunderwerk der Antike zu erhalten galt. Somit ward es schon im sechzehnten Jahrhundert verboten, Steine aus der Arena wegzutragen; die Bewohner, die in den Bogengängen ihr Domicil hatten, wurden strenge überwacht und zuletzt erhob man sogar öffentliche Steuern, um die Besserung der Schäden zu erleichtern.

Nur auf diese Weise ward es möglich, daß uns die berühmte Stätte wenigstens im Ganzen erhalten blieb, wenn auch nur wenige der breiten Marmorsitze jetzt noch die alten sind, wenn auch die äußerste Mauer bis auf vier gewaltige Bogen zerbrochen ist. Blei und Eisen, welches ehedem die riesigen Quadern verband, ward freilich immer noch von räuberischer Hand hinweggetragen, und unter dem pochenden Hammer der Gegenwart in jene Waffen verwandelt, mit denen neue Geschlechter sich befehden.

Wie die Bauform der Amphitheater entstand, besagt schon der Name, und die alten Autoren fügen vielfache Erklärungen hinzu; man rückte lediglich das doppelte Halbrund zweier Theater zusammen, so daß ein einziger kreisrunder Raum entstand.

Fast alle bedeutenden Städte Italiens bauten solche Theater, anfangs aus Holz, aber später aus Stein und der Umfang derselben gestattet uns einen überraschenden Blick in die Bevölkerungszahlen jener Zeit und den Fremdenverkehr der Provinzen.

Nach der Messung Maffei's, der uns hier vor Allen als Führer dient, umfaßt die Arena Verona's vierhundertfünfzig Fuß in der Länge und dreihundertzweiundsechzig Fuß in der Breite, während die vierundvierzig Reihen, die sich terrassenförmig erhoben, über vierzigtausend Sitze begriffen. Dieselben waren durch Gänge abgetheilt, die radienförmig von dem Kampfplatz bis zu den obersten Galerieen liefen, so daß sich das Volk, das durch siebzig Thorbogen Einlaß fand, leicht über die ungeheueren Räume zerstreute.

Um Sonne und Regen abzuhalten, ward ein kolossales Zeltdach von Segeltuch über den Beschauern ausgespannt, und unter seinem Schutze saß nun die tausendköpfige Menge, athemlos dem Gebrüll des Panthers lauschend, der sich unter dem Fuß der Elephanten krümmt, athemlos dem Schwerte des Gladiators folgend, der seinem Gegner den letzten Stoß gibt. Habet, habet!

Welch furchtbares Bild taucht auf vor unserer Seele, wenn hier die alten Erinnerungen lebendig werden, wenn wir im Geist in jene blut- und lustberauschten Massen schauen, die einst auf diesen Marmorsitzen harrten, bald in brütender Spannung, bald mit brausendem Jubel das Spiel begleitend! Prätoren und Aedilen, Männer in wallender Toga und Frauen mit goldenem Schmuck im Haar, und je höher, je dichter gedrängt der wilde Pöbel — zerrissen, ausgehungert, verwildert, aber unersättlich im Blutdurst! Sie sind zusammengekauert, jeder selbst wie ein Raubthier, panem et circenses ist ihre drohende Losung.

Schon sind Hekatomben der edelsten Thiere gefallen, schon haben die Fechterschulen, wie sie in ganz Italien zur Kaiserzeit bestanden, ihre berühmtesten Helden auf den Kampfplatz gesandt, aber noch immer ist es des Mordens nicht genug; wie das Schlachtgeschrei eines stürmenden Heeres, wie das Evoe eines Bacchanals fliegt es durch die Reihen der Tausend und Tausende, bis der letzte herkulische Gegner zu Boden bricht.

Wir schaudern zusammen, aber wenn wir gleichsam erwachen und nun in die Runde blicken, ist Alles stumm und leer, die Sitze verwaist und die Erde trocken vom Blut, und die Geschlechter, die hier jubelten, begraben unter dem Schutte eines Jahrtausends! Nur der Handwerker, der seine Werkstatt unter den mächtigen Bogen aufschlug, hämmert mit emsiger Hand; nur wie ein Spielzeug, das kindische Hände dorthin gestellt, erscheint die farbige Bretterhütte, die in dem riesigen Raume steht und als Theater für kleine Possen dient. Kein Mensch, außer den Fremden, die neugierig um sich spähen, betritt in der Regel dieß ungeheure, todte Rund; nur die Sonne in ihrer ewigen Ruhe schreitet langsam hindurch, von Stufe zu Stufe gleitend, und wie ein riesiger Zeiger, der nicht Stunden, sondern Jahrtausende deutet, fällt ihr Schatten über dieß Grabmal römischer Weltmacht.

Wir aber scheiden von dieser Stätte, wo sich die Kraft des Menschengeschlechts zur fieberhaften Vergeudung emporgebäumt, wo unsere Erinnerung sich noch an der erloschenen Leidenschaft entzündet. Wie eine still versöhnende Macht wirkt dann der Zauber der Natur, wenn wir in ihren Schutz, in jenen wunderbaren Garten Verona's treten.

Es ist Giardino Giusti, von dem wir sprechen, das herrliche Wahrzeichen der Stadt, in dem sich Natur und Kunst seltsam vereinigt. Denn bald erhebt sich der Boden, welcher sich anfangs noch eben hinzieht, in leiser Steigung, bis er endlich zur schroffen Höhe emporwächst; hier stehen, von breiten Gängen durchschnitten und von dämmernden Seitenpfaden durchkreuzt, die ältesten Gipfel Verona's. Es sind mehr als zweihundert Cypressen, himmelhoch wie die Thürme der Stadt, und älter als die herrlichsten Paläste, dazwischen aber blüht wilder Lorbeer und zarte Myrthe, Oleander und Akanth. Träumerisch überschattet stehen die nackten Marmorbilder im Dickicht, gestürzte Götter, die sich geflüchtet haben in dieses schöne Asyl, das sie mit ewigem Grün beschirmt. Achtzehn solcher Statuen sollen antik sein und dem Museo Molin entstammen; auch römische Inschriften finden sich in Menge, die an Felsen und Grotten in die Wand gelassen sind. Aus den zierlichen Beeten aber, die am Wege liegen, quillt ein Blumenflor in überströmender Fülle; jeder grüne Bogen ist von Rosen überwuchert, die uns festzuhalten scheinen, wenn wir lautlos eingetreten.

Das herrlichste Bild indessen, das der Giardino Giusti bietet, stellt sich auf der Terrasse dar (am Ende des Gartens), die wir mittels einer Wendeltreppe erklimmen.

Da liegt ein weiter, unermeßlicher Kreis vor uns, dessen letzte Ringe fast im Duft mit dem Horizont verschwimmen, die feine Kette des Apennin und im Norden die Alpen. Dann, schon näher herangerückt, dehnt die lombardische Ebene sich aus, die goldenen Felder, die im Abendschimmer glänzen, sind mit Mais bebaut; in langen Reihen, durch Rebengelände verknüpft, ziehen die Maulbeerbäume sich hin und die tiefen, dunkleren Streifen sind jene



PARTIE AUS GIARDINO GIUSTI IN VERONA

[illegible] die Arena Verona's vierhun[illegible] während die vierundvierzig Reihen, [illegible] waren durch Gänge abgetheilt; die [illegible] sich das Volk, das durch siebzig Thor[illegible]

[illegible] über den Beschauern ausge[illegible] dem Gebrüll des Panthers lauschend, [illegible] Gladiators folgend, der seinem Gegner [illegible]

[illegible] die alten Erinnerungen lebendig werden, [illegible] einst auf diesen Marmorsitzen harrten, bald [illegible] Prätoren und Aedilen, Männer in wallen[illegible] dichter gedrängt der wilde Pöbel — zer[illegible] zusammengekauert, jeder selbst wie ein Raub[illegible]

[illegible] haben die Fechterschulen, wie sie in ganz Italien [illegible] den Kampfplatz gesandt, aber noch immer ist es des Mordens [illegible] Heeres, wie das Gour eines Bacchanals fliegt es durch die [illegible] Gegner zu Boden bricht.

[illegible] in die Runde blicken, ist Alles stumm [illegible] die hier jubelten, begraben unter [illegible] unter den mächtigen Bogen aufschlug, [illegible] gestellt, erscheint die farbige Bretter[illegible] Kein Mensch, außer den Fremden, [illegible] nur die Sonne in ihrer ewigen Ruhe [illegible] Zeiger, der nicht Stunden, sondern Jahr[illegible]

[illegible] zur fieberhaften Vergeudung [illegible] Wie eine still versöhnende [illegible] wunderbaren Garten Verona's treten.

[illegible] der Stadt, in dem sich Natur und Kunst [illegible] noch eben hinzieht, in leiser Steigung, bis er [illegible] breiten Gängen durchschnitten und von dämmernden Seitenpfaden [illegible] zweihundert Cypressen, himmelhoch wie die Thürme der [illegible] wilder Lorbeer und zarte Myrthe, Oleander [illegible] Marmorbilder im Dickicht, gestürzte Götter, die sich geflüchtet [illegible] beschirmt. Achtzehn solcher Statuen sollen antik sein und dem [illegible] finden sich in Menge, die an Felsen und Grotten in die Wand [illegible] am Wege liegen, quillt ein Blumenflor in über[illegible] die uns festzuhalten scheinen, wenn wir lautlos ein[illegible]

[illegible] stellt sich auf der Terrasse dar (am Ende des [illegible] die wir mittels einer [illegible]

[illegible] ein weiter, [illegible] fast im Duft mit dem Horizont ver[illegible] die feine [illegible] Dann, schon näher herangerückt, dehnt die [illegible] sind mit Mais bebaut; in langen [illegible] die tiefen, dunkleren Streifen sind jene



PARTIE AUS GIARDINO GIUSTI IN VERONA.



HOF EINES HAUSES IN VERONA.

Gräben, die zur Bewässerung die ganze Ebene durchschneiden. Aus ihrer Fläche ragt die Kuppel von S. Andrea in Mantua hervor, wir schweifen über die euganäischen Hügel, die noch ihren alten klassischen Namen tragen, wo Petrarca's Asche ruht; aber je mehr der Blick aus der Ferne zur Nähe zurückkehrt, desto dichter wird der Kranz der Villen, bis zuletzt das Auge auf dem Mittelpunkt der Rundschau haftet, auf der Stadt zu unseren Füßen.

Hier zeigt sich das Eigenartige, das Individuelle in der Bauart Verona's am schönsten, man sieht, wie schon der Strom und die schützenden Felsen gleichsam die Marken abgegränzt, auf denen die uralte Stadt sich erheben sollte, wie dann der Bau derselben durch die Jahrhunderte emporwuchs unter der Hand der Römer, der Gothen, der Ghibellinen, aus dem Geiste der Knechtschaft und dem Geiste der Freiheit! Hoch über die Dächer weg ragen die zierlichen Thürme, nicht nur diejenigen, mit denen die Kirche gegen Himmel strebte, sondern auch die, welche die Häupter mächtiger Familien sich aufgebaut zu einer Zeit, da jedes Haus eine Veste war. Viele von ihnen sind freilich zerfallen mit dem Zwang der Zeit, die sie erschaffen hatte, aber ihre Erinnerung ist uns schon in einem Gedichte des achten Jahrhunderts bewahrt, das achtundvierzig solcher Thürme nennt. Kaum ein anderer Ort in ganz Verona ist so dazu angethan, uns in geschichtliche Gedanken zu vertiefen, als eben der Giardino Giusti, dieser stille Hain, unter dessen Bäumen vielleicht schon Dante gewandelt, dessen Cypressen gleichsam über dem Grabe einer tausendjährigen Vergangenheit emporsteigen, dessen Stille uns innerlich scheidet von dem Gewühl der Außenwelt, das sie uns zeigt.

Hier fühlen wir das alte Recht, aus dem das Wort „Verona la degna" hervorging; hier sollte man zur Abendstunde weilen, wenn das ganze weite Häusermeer in glühendem Lichte schwimmt, wenn jede Woge der Etsch wie strömendes Gold ist, wenn in den Laubgehängen, wo es schon dämmert, die Nachtigallen sich regen. Kein rauher Schritt, kein fremdes Auge stört uns mehr, nur ein Liebespaar wallt langsam durch den dunkleren Seitengang, eng aneinander geschmiegt und mit sinnender Hand die Zweige streifend — Lorbeer und Myrthe! Verona war es ja, wo einst die tiefste Tragödie aller Liebe Beginn und Ende fand, wo Romeo und Julia sich liebten.

Freilich sind es nicht eben die äußeren Ueberreste, die uns mit Weihe daran gemahnen, aber was bedeuten sie neben dem unvergänglichen Eindruck, der sich seit drei Jahrhunderten an diese Stätte knüpft. Nicht das zerfallene Haus ist's, das den Liebreiz jener Gestalten erst in uns wachruft, nicht der zertrümmerte Sarg, der uns dieß Sterben vor die Seele führt, das Alles steht ja längst vollendet vor uns da und verfolgt uns mit heimlichem Zauber, so oft wir an einem Palaste die langen Fensterreihen leuchten sehen. Diese Erinnerung gehört Verona der ganzen Stadt, nicht der verwitterten Gasse, in welche die Sage sie verbannt hat.



PONTE DEL BORGHETTO BEI VALLEGGIO.

Das Haus, das man jetzt für den Palast der Capuletti ausgibt, steht in der Via S. Sebastiano; ein aus Stein gemetzter Hut, der über dem Thorweg sichtbar ist, soll als Beleg für die Vermuthung gelten. Aber der wüste Lärm, der aus dem Innern dringt und das Geräthe, das im Hofe wirr durch einander liegt, zeigt uns bald, daß wir vor einer osteria stehen, der wir gerne den Rücken kehren, und die selbst bei den Bewohnern verrufen ist. „La tomba di Giulietta", der Sarg, der einst die Leichen beider Liebenden vereint, steht im ehemaligen Klosterhof der Franziskanerinnen, und ist aus rothem Granit gehauen, dessen Ränder vielfach zerbröckelt sind. Der Deckel, auf dem man einst die Namen las, ist schon seit Jahren verschwunden, denn lange Zeit diente ja der leere Sarkophag nur zum Wassertroge und fremde Hände mochten ungescheut sich eine Reliquie aus den Steinen brechen. Jetzt ist die Wache schärfer, auch ein paar welke Kränze hingen über den zersplitterten Rand, die heimliche Hände hier niedergelegt.

Als ich Verona zum erstenmale sah (vor 1866), war es noch in österreichischem Besitz, und wenn man sich auch nicht eben in einer Festung fühlte, weil der Aufbau der Stadt hiefür zu weit ist, so war das militärische Element doch überwiegend merkbar. Kroatische Regimenter hielten die Garnison und wer Abends über die Piazza Brà hin ging, der sah die weißberockten Soldaten in zahllosen Gruppen schlendern; vor den Café's saßen die schmucken Uhlanenoffiziere beim Sorbetto, während die Musikkapelle ihres Regimentes spielte — den Radetzkymarsch und die Kaiserhymne. Aber die Signora, die in schwarzer Seide und mit langem, schwarzem Schleier vorüberging, wandte das Haupt zur Linken, ohne Gruß und Lächeln, denn „Verona la degna" schmachtete in der Hand der Fremden.

Jetzt hat der Adler die Stadt aus seinen Fängen freigegeben, in denen er sie zwei Jahrtausende gefesselt hielt, der Adler der römischen Legionen und der deutschen Kaisermacht, der Adler, der sich im Wappen der Skaliger über die Leiter schwang und jener doppelhäuptige, der bei Magenta und Solferino aus seinen Höhen sank. Das Caféhaus, vor welchem einst die kaiserlichen Reiter zechten, heißt jetzt „Vittorio Emmanuele", und der Bürger, der vom vino della riviera selig nach Hause taumelt, ruft ungestraft „Evviva l'Italia!"

* * *



VALSTAGNA.

Die Umgebung Verona's ist reich an Erinnerungen und an herrlicher Landschaft, wenn auch die letztere mehr durch große stilvolle Linien, als durch ihre Anmuth hervorragt.

Viele der Namen, die wir hier begegnen, sind freilich mit Blut in das Buch der Geschichte geschrieben, Custozza und Solferino, Novara und Montebello, und wer jemals diesen Weg mit Soldaten fuhr, der hat die düstere Macht empfunden, die diese Namen über die Gemüther haben.

Ich hab' sie gesehen jene verwitterten hochbeladenen Gestalten, wie sie sich um das Fenster drängten oder an die eiserne Gallerie des Wagens, wie sie hinüberdeuteten auf das heiße Feld und auf die alten Narben ihrer Stirn. Glühend stach der Sonnenbrand und in glühender Sonne zogen sie damals bergan mit gefälltem Bayonett, in wirbelnden Staub gehüllt, dem Sterben entgegen. Wie viele Tausende ihrer Gefährten liegen dort in den Hügelgräbern, wie viele Tausende werden dort noch sinken, wenn es wieder zum Kampf geht.

Das stand in den funkelnden Augen und über den gefalteten Brauen jener wilden, müden Soldaten; spürend sahen sie in's Weite, als fühlten sie das wallende Blut, das damals im Herzen Europa's pochte und die nahen Wolken, die damals am Himmel standen. Es war kurz vor 1866.

Gegen Mantua hin liegt Villafranca, die kleine Stadt, wo am 11. Juli 1859 die beiden Kaiser zusammentrafen, um die Bedingungen des Friedens festzustellen, während vor Venedig schon die französische Flotte stand und das Festungsviereck sich rüstete, eine Belagerung zu bestehen mit allen Schrecken Sebastopols. Weithin drang damals das bange Wetterleuchten jener Wolke, die sich über der lombardischen Ebene emporgeballt und das Erstaunen war fast unbegränzt, als plötzlich der Friede vor Europa lag.

Seine Wiege sind die Mauern des alten Castells, das schon von ferne die Stadt überragt und einst von den Skaligern gegen Mantua errichtet ward. Keck und scharf gezackt, wie ein echter Falkenhorst, greifen die Thürme empor in's Blau, der Boden (obwohl nicht selten felsig) ist doch von reichen Gräben und Kanälen durchschnitten, deren Alter oft zurückreicht bis in die Staufenzeit, schon Arrigo d'Egna, der mächtige Podestà, ließ eine solche „Fossa" bauen, die bis Somma campagna führt.

6



CASTELL VON VILLAFRANCA.

Ueberhaupt war Villafranca (obgleich es seinen Namen dem freien Handel dankt) eines der meist befestigten Städtlein im Veronesergebiet; vor Allem aber berühmt durch die Muraglia, eine Festungsmauer, die sechs Kilometer weit bis nach Valeggio reichte. Auch sie ward von den Skaligern im vierzehnten Jahrhundert erbaut und mit Zinnen, Thürmen und Thoren bewehrt, Borghetto aber ist berühmt durch die zerfallene Brücke, die hier den Mincio überschreitet. Gian Galeazzo Visconti errichtete sie, um dem Fürstenhaus der Gonzaga's zu trotzen und die Wasser des Mincio abzuleiten, durch welche Mantua geschützt wird; allein dieser Zweck blieb unerreicht, obwohl Galeazzo mehr als hunderttausend Zechinen darangesetzt. Das ganze tiefe Thal, wodurch Borghetto und das Castell von Valeggio getrennt sind, ward überbrückt; die Länge des Baues maß (nach Persico) fünfhundert Meter, die Breite fünfundzwanzigeinhalb, und vierzehn mächtige Thürme gaben dem Weg ein drohendes Gepräge. Der Kampf, den diese Zinnen fast herauszufordern schienen, blieb ihnen nicht erspart; am heftigsten aber tobte auch hier der Streit zur Zeit Bonaparte's, nicht unter dem großen schweigsamen Soldatenkaiser, wie er es später ward, sondern unter jenem feurigen Jüngling, der als General der Republik über die Alpen stieg, der auf der Brücke von Arcole stand mit fliegender Fahne und fliegendem Haar!

Schon damals, wenn man das zerbröckelte Mauerwerk genauer prüfte, fand man Stücke, die ganz dieselbe Mischung zeigten, wie die römischen Bauten in Sirmio und in der Umgegend des Gardasee; in dem tieferliegenden Schutt der Dämme fand man Münzen von Consuln und Kaisern; kurzum, es bleibt kaum ein Zweifel, daß wir bereits auf den Trümmern einer uralten römischen Brücke stehen. Längst ehe Bonaparte seine Schaaren in die Schlacht geführt, klang hier das „Ave Caesar“ aus römischem Munde, dieß unheilvolle Wort, das die Umgebung Verona's mit Blut getränkt!



BASSANO.

Von Verona in die Venezianischen Berge.

Der große Schienenweg, der jetzt von Trient nach Venedig führt, hat wie ein mächtiger Strom den ganzen Verkehr Venetiens an sich gerissen. Denn er allein besitzt jene magische Macht, die das heutige Geschlecht bezaubert, die Schnelligkeit — und deßhalb besitzt er die Herrschaft; all' die Millionen eiliger Pilger und kostbarer Frachten, die von Deutschland nach Wälschland gehen, folgen seiner Bahn. Wie vergessen in tiefster Einsamkeit ist jetzt das Venedische Gebirge, mit seiner kühnen Veste von Covolo und seinen sangesreichen Flüssen Brenta und Cordevole, mit seiner trotzigen Cittadella, mit seinen duftigen Thälern Valstagna, Carpanè und Val Sugana. Wie vergessen liegt jetzt auf steilen Felsenhöhen jenes seltsame Eiland deutscher Sprache, das man mit dem Namen der Sette Comuni (d. h. der sieben Gemeinden) bezeichnet, uralte germanische Siedelungen, die wie eine Wacht des deutschen Reiches in Wälschland stehen. Früher, bevor noch die Schienen den Pfad gewiesen, kam wohl bisweilen ein emsiger Forscher in die einsamen Berggehöfte, und mit Entzücken lauschten ihre Bewohner dem verwandten Laut, den Grüßen, die das ferne Vaterland ihnen sandte. Jetzt aber ist es stille geworden auch hier, Väter und Söhne beugen sich dem fremden Wort und nur das alte Mütterlein singt noch bisweilen ein deutsches Lied an der Wiege der Enkel. Wer jetzt emporsteigt in die Felsendörfer der Sette Comuni, der tritt an das „Sterbebett der deutschen Sprache".

Erst aber eh' wir den seltsamen Steig betreten, wollen wir Rundschau halten über das denkwürdige Gebiet, das mit rauhem Striche Venetien vom Trentino scheidet.

Fast alle die Städte, die dort liegen, haben ein altergraues Gepräge und in ihrer Geschichte finden wir die Spuren jener vernichtenden Völkerzüge, die Hand des Attila und Alboin, des Odoaker und Theodorich.

„Vandalen, Markomannen, Sueven, Gothen,
Auf, Attila! Auf, düst'rer Geiserich!
Werft diese Stadt hinunter zu den Todten,
Ihr Maß ist voll und ihr Gestirn erblich."

H. Lingg.



PORTA RUSTERI IN FELTRE.

So weht es uns hier an, und dennoch stieg aus den Trümmern neues Leben auf.

Da ist Feltre mit seinen gethürmten Mauerzinnen, eng auf einen Hügel zusammen gedrängt, mit der alten Porta imperiale, die an die Römerzüge der deutschen Kaiser mahnt, mit seiner Casa Guarniere, die aus der schönsten Gothik emporwuchs und der kleinen byzantinischen Kirche, die drüben auf Miesna von den Kreuzfahrern errichtet ward.

Und fast ganz ähnlich ist Belluno gelegen, auf reizendem Hügel, auch wie versteckt in den Alpen mit seinem riesigen Steinthor und dem schlanken Glockenthurm; alt und würdig sieht sich der gothische Palazzo municipale an und der Palast der Bischöfe, der schon zu Zeiten Barbarossa's gegründet war; wie blühende Ranken schlingt sich die Sage überall um diese Mauern. Sie greift zurück über die Zeiten von Plinius und Ptolemäus und berichtet uns, wie einst ein wilder Eber das Bergland verheerte, bis ihn ein Krieger aus dem Stamme der Kelten erlegte; erst dann kam die Stadt zur ungetrübten Blüthe.

Viel stiller ist Bassano, am Ufer der Brenta gelegen, da wo der Fluß aus den Bergen in die Ebene bricht; Künste und Wissenschaft schmückten die kleine Stadt, in deren Mauern die Da Ponte's und in deren Landgebiet



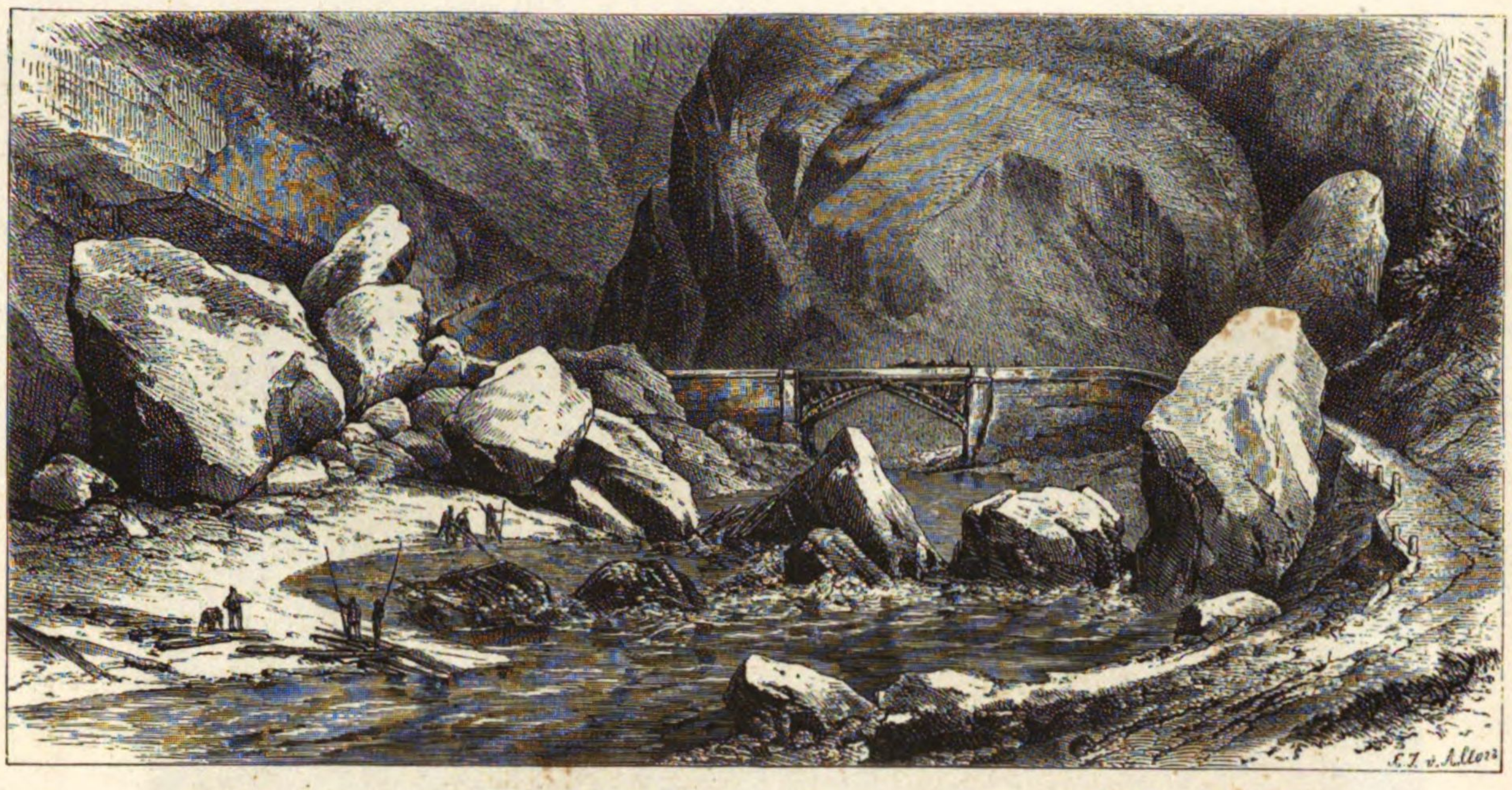
BEI PRIMOLANO IM SUGANA-THAL.

Canova geboren ward. Mit der stolzen Pietät, die die Italiener für ihre Meister haben, sammelten die Bürger alle Schätze, die sie von jenen Künstlern erreichen konnten; jede flüchtige Skizze, jeder unvollendete Entwurf war ihnen heilig.

Und so haben denn fast alle die kleinen Städte der venezianischen Alpen, so rauh und einsam ihre Außenseite scheint, doch ihren tiefen innerlichen Reiz; sie sind wie Menschen, deren herbe Gestalt uns schroff entgegentritt und die uns erst langsam empfinden lassen, wie viel schöne Gedanken, wie viel schwere Erinnerungen in ihrer Seele ruhen. Aber das schönste von allen bleibt doch immer die Natur, die stolze Landschaft, die sich stumm in's Weite breitet, die uns ihre Wunder nicht sagt, sondern nur ahnend errathen läßt. Schlendernd folgen wir dem Lauf der dunklen Brenta und hören Tasso's Lied:

Corre la Brenta al mar tacita e bruna.

Wir stehen auf der Gränze in dem Gebiete, wo Trentino und Venetien sich berühren, aber wenn uns Valstagna noch hell und offen entgegen lacht, verengt sich die Landschaft bald zum trotzigen Bergpaß, sowie wir nach Primolano kommen. Zerfallene Reste einer Skaligerburg schauen hernieder und bald betreten wir jene furchtbare Felsenschlucht, wo einst die kleine dräuende Veste Covolo allmächtig war.

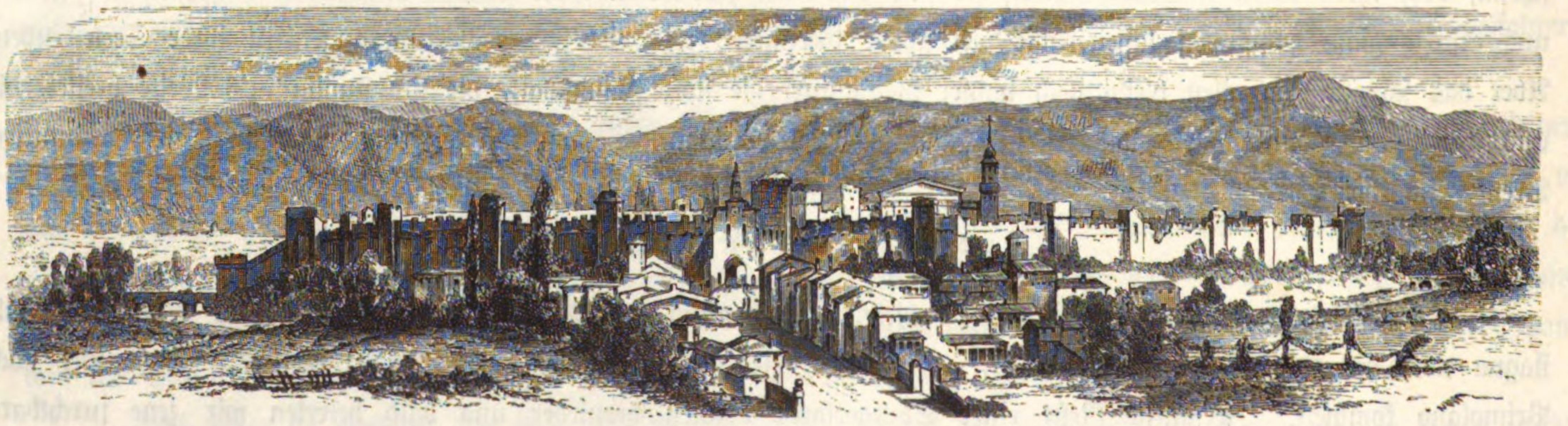


AM CORDEVOLE.

Der alte Heerweg, der von Deutschland nach Venedig führt, zieht hier vorüber; in tiefer Höhle liegt jenes Bollwerk vergraben. Adler und Geier horsteten da und lauerten auf die Beute, die vom Saumweg in die Tiefe stürzte, bis der Mensch sie verdrängte und selber seinen Horst hier baute, um des Feindes zu warten.

Schon 1004 finden wir Covolo zum erstenmale erwähnt, in jenem Engpaß hatte sich Arduin, der Herzog von Ivrea, mit seinen Kriegern verschanzt, um Kaiser Heinrich den Weg zu wehren, dann wurden die Skaliger Herren der Stätte (wie eine in den Felsen gehauene Leiter zeigt), bis endlich die Carrara kamen. Aber auch ihnen sollte die Herrschaft nicht gedeihen, denn alle die mächtigen Geschlechter Italiens, deren Name das Mittelalter mit Waffenlärm erfüllt, warben um den kühnen herrlichen Adlerhorst, die Visconti's in Mailand und die Dogen Venedigs, ja selbst der Kaiser Max, der es im Jahre 1509 eroberte und dauernd mit Tyrol verband.

Dal Pozzo, der die Festung zu Ende des vorigen Jahrhunderts besuchte, gibt uns von ihr ein lebensvolles Bild. Nur mit Seilen, an deren Ende sich ein breiter Gürtel befindet und die durch ein Zahnrad empor gewunden werden, war damals der Eingang in das hochgelegene Gemäuer möglich; alle Wände sind mit dem Hammer aus den Felsen geschlagen, die Waffenkammer und die Casematten, die kleine Kapelle und der Kerker für die gefangenen Feinde. Tiefe finstere Corridore führen in's Innere der Höhle, wo zwei Felsenquellen sprudeln, die in steinerne Behälter gefaßt sind. — In der Kapelle, dem Täufer geweiht, ist das heilige Sacrament verwahrt und wenn wir mit stiller Verneigung hinaus getreten, kommen wir an doppelte Thüren (die eine eisern, die andere von Eichenholz), hinter denen Pulver und Blei geborgen liegt. Flinten und Kartaunen, altes Feldgeschütz, das einst vor den Scharten stand und Tausende von Granaten liegen hier aufgethürmt, im Winkel aber ein Chaos von zackigen Steinen, die auf die stürmenden Feinde geworfen werden. Die Zahl der Vertheidiger war stets nur klein, denn die Casematten faßten kaum einige Hundert Mann, bewohnbare Räume waren es damals sechzehn.



CITTADELLA.

Zur Zeit, da die Venezianer Covolo beherrschten, war mit der Vertheidigung der Veste jenes kleine muthige Bergvolk betraut, von dem der Doge sprach: „I nostri fedelissimi Sette Comuni.“ Es war die deutsche Treue, der dieser Wahrspruch galt, denn die sieben Gemeinden, die hoch in den venedischen Bergen ihr Dasein fristen, sind aus uraltem deutschem Blut entsprossen, wenn auch das Wie ihres Daseins für alle Forscher noch heute ein Räthsel bleibt. —

Schon in den ältesten Zeiten, die uns eine Ueberlieferung zurückgelassen, sprach man von den „homines teutonici“, die die sieben Gemeinden im Vicentinergebirg bewohnten, und hielt sie für die Enkel jener blonden Cimbern, welche Marius bei Verona geschlagen. „Ich pin an Cimbro“ hörte man noch bis in die letzten Jahrzehnte die Leute sagen, wenn man sie nach Stamm und Name frug.



BERGFESTE COVOLO.

Die sieben Gemeinden, die mit ihren weit zerstreuten Berggehöften etwa dreißigtausend Seelen umfassen und deren Mittelpunkt der Flecken Asiago geworden ist, bildeten schon frühe eine kleine trotzige Republik, die mehr unter dem Schutz als unter der Herrschaft Venedigs stand. Sie hatten ihre eigene auf alten Sonderrechten ruhende Verfassung, deren Sammlung bis in die Zeiten Ludwig des Baiern hinaufreicht, und auch den umliegenden Völkerschaften galten sie stets als etwas Sonderliches, Fremdes, Geheimnißvolles. Da der Name für den Hauptort der sieben Comuni im eigenen Dialekte „Sleghe“ heißt, so nannte man die Bewohner jenes ganzen Gebietes Slegher oder mit italienischer Wendung Slaperi; daß sich in dieses Wort ein herber ironischer Beiklang einschlich, war kaum zu vermeiden. Es war der uralte Gegensatz zwischen deutschem und wälschem Geist, aber mit unbeugsamer Treue hielt das kleine Volk an diesem deutschen Geiste fest, so stürmisch auch die Lockung des Südens an seine Felsen pochte. Vor allen waren es die Frauen, die den Schatz der alten Ueberlieferung am treuesten bewahrten, auch Kirche und Schule wirkte lange Zeit in diesem Sinne. Es durfte auf der Kanzel der sieben Gemeinden nur deutsch gesprochen werden, und wenn die Heimath keine Priester bot, so kamen sie von Schlesien und vom Rhein, ja fast bei den meisten steht im Kirchenbuch der Beisatz „d'Alemagna“. Bald aber schlug die Kurie andere Wege ein, denn so oft die Gemeinden um einen deutschen „Pfaffen“ baten (das Wort wird dort noch im alten guten Sinne gebraucht), sandten die Herren vom Domcapitel einen Wälschen, der es den Kindern verbot, ihre Muttersprache zu reden, ja es kam bald so weit, daß man die Absolution verweigerte, wenn Einer zur deutschen Beichte kam.

So fanden denn freilich die Forscher, die etwa vor dreißig Jahren in die Sette Comuni kamen, nur noch verstreute, nur verlorene Laute der alten kräftigen Sprache; aus kargen Fragmenten, nicht aus der vollen gültigen Wirklichkeit, schöpften sie ihr Bild.

Im Uebrigen stammt die Forschung über die Eigenart des wundersamen Ländchens und noch mehr über die



HÜTTE IM BRENTA-THAL.

Herkunft seiner Bewohner nicht erst von heute. Schon Leibnitz wies mit Erstaunen auf diese seltsamen Sprachinseln hin und der König von Dänemark, welcher 1709 Italien besuchte, stieg selber hinauf in die sieben Gemeinden, um ihr Wort zu hören und zu ergründen. So meinten denn Viele (aus Höflichkeit), es könnten die Bewohner wohl gar uralte Dänen sein, andere leiten ihr Dasein von den Hunnen oder den Longobarden ab und glauben bald, daß ihr Dialekt sich den Alemannen, bald daß er sich dem Niederdeutschen nähere. Doch da wir den Streit nicht schlichten können, so wollen wir ihn nicht beginnen, nur so viel sehen wir klar, daß es Germanen sind, die uns hier grüßen mit blauen Augen und goldigem Gelock. —

Das freilich ist das einzige, was noch den alten Ursprung deutet und wenn wieder Jahrzehnte verflossen sind, dann ist vielleicht auch diese Spur verklungen. —

Es ward mir wundersam zu Muthe, als ich so langsam emporstieg in die sieben kleinen Gemeinden, in diese tiefe tannengrüne Einsamkeit. Mir fiel das Märchen von den sieben Zwergen ein, die im einsamen Walde einen gläsernen Sarg behüten, darin eine holde Maid mit geschlossenen Lippen schläft; den ganzen Tag gehen sie ihrer Arbeit nach und nur in stiller Abendstunde lauschen sie oft, ob sich die Wimper nicht regt, und die Lippen nicht athmen wie ehedem. Aber Alles ist todt und entschlafen, und dieß Schneewittchen ist die deutsche Sprache. —



VILLA GIUSTINIANI IN PADUA.

Von Verona zur Adria.

Wenn man von Verona nach Venedig fährt, so erheben sich in der Mitte des Weges die Berischen Hügel und zu ihren Füßen liegt eine Stadt knapp und gedrungen in ihrem äußeren Bau und doch in ihrem Innern reich an der herrlichsten Kunst. Das ist Vicenza, „die Stadt des Palladio". Auch sie besaß ihren Meister, dessen Stolz es war, mit seinem Besten die Heimat zu schmücken, und um seinetwillen tritt denn auch manch' freundlicher Gast in ihre Mauern.

Palladio, der 1518 in Vicenza geboren ward, war anfänglich Bildhauer, bis er in Rom von der Macht der antiken Architektur überwältigt und so der Baukunst gewonnen ward. Unter den Plänen, die für den Ausbau der Peterskirche bestimmt waren, findet sich noch der seinige; erst als die Verwerfung desselben entschieden war, kam er zurück in seine Heimat und die Säulenreihen, die er dort erschuf, wurden mustergültig für Europa.

Auch im Bau von Vicenza finden wir noch deutlich die Spuren der antiken Zeit; aber auf dem riesigen Platz, der einst das alte Forum bildete, steht jetzt das Rathhaus und die berühmte „Basilika", der Präfekturpalast und die Loggia del Delegato. Und das marmorne Standbild Palladio's sagt uns, wer der Schöpfer dieser Schönheit war.

Wenn man heutzutage das Wort „Basilika" gebraucht, so denken wohl die Meisten an einen kirchlichen Prachtbau, doch das ist nicht die älteste Bedeutung des Wortes. Denn jede oblonge Halle, die dem öffentlichen Verkehre einst diente, trug diesen Namen; die griechischen Philosophen und die römischen Richter versammelten sich in solchen Räumen, längst ehe die Kirche für ihre Andacht denselben Raum fand.

In diesem ältesten Sinne ist auch die Basilika des Palladio gedacht; es ist der eigentliche Palast der Stadt, der Mittelpunkt ihres öffentlichen Lebens, der Höhepunkt ihres bürgerlichen Stolzes. Diesen Gedanken mußten die weitgeöffneten doppelten Säulenhallen vor Allem zum Ausdruck bringen und in der glänzenden Erfüllung dieser Aufgabe liegt hier die Meisterschaft. Vicenza ist nur eine kleine Stadt, die keine vierzigtausend Bewohner zählt, aber wie mächtig tritt das Bewußtsein eigener Kraft und das Gefühl der Freiheit uns hier entgegen, die man wohl manchmal besiegen, aber niemals beugen kann.



SEMINARIO VECCHIO IN VICENZA.

Der gleiche Eindruck beherrscht uns, wenn wir das Museo Civico betreten (in dessen Sammlungen sich viele Curiosa finden), oder das Olympische Theater, das in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gestiftet ward, um die antike Bühne zu versinnlichen. Aber selbst über den Bannkreis der Stadt hinaus reicht jener künstlerische Geist, wenn wir z. B. an die Villa „La Rotonda" denken, von welcher Goethe in seiner italienischen Reise meint, daß „die Baukunst ihren Luxus niemals höher getrieben". Denn nicht zu ständigem Aufenthalt, sondern nur zu vorübergehendem Besuche ist der herrliche Bau errichtet, und nicht in den Innenräumen, sondern in der äußeren Architektur, die sich von allen Seiten mit der Pracht eines Tempels darstellt, liegt hier der Schwerpunkt.

Der große Saal, der durch eine Kuppel überwölbt ist, wird durch Oberlicht erleuchtet; doch leider haben die Kugeln der italienischen Kriege nicht wenig davon zerstört.

Aber sie trafen nicht blos in die Rotonda, sie trafen in's Herz der Stadt; das stolze Vicenza, das ehedem der Gegner Venedigs und der Visconti war, ist heute nur noch ein stilles Kind der Provinz und wenn wir jetzt in seiner Geschichte blättern, so finden wir mehr Leiden als Thaten. Nur die alte Erinnerung lebt und in ihrem Geiste möge das junge Geschlecht gedeihen.

* * *

Wir stehen vor Padua, in einer Stadt, über deren enges Gewinkel riesige Kuppeln und Thürme schauen. Dann aber kommen wir aus den verwahrlosten Gassen auf große, menschenleere Plätze und in weitgebaute Straßen, welche die spätere Zeit dem alten Gemäuer hinzugefügt; aber auch sie verlieren sich bald in öde Gärten und endlich ist es völlig still rundum. Ein Priester im breiten Hut, der belehrend zu einigen Kindern spricht, Verkäufer, die mit hallender Stimme dahingehen, und der Handwerksmann, der unter der offenen Thüre hämmert, das waren die ersten Gestalten, die uns in's Auge fielen. Nicht selten dient statt der Thüre nur ein zerrissener Vorhang, durch dessen Falten wir in das Treiben der Stube blicken, ein Zeisig, der von der Decke herniederhängt, singt zwitschernd seine Weise; an der Mauerecke stehen noch die Demonstrationen von 1866: „Vogliamo Vittorio Emanuele, Vogliamo l'Italia una" etc. Und wieder ziehen wir weiter, lange lange an dunklen Häuserreihen, die dicht am Wasser stehen und durch alterthümliche Brücken verbunden sind, denn die ganze Stadt, die ehedem Festung war, ist von Kanälen der Brenta durchkreuzt und zeigt noch vielfach die Spuren antiker Entstehung. Ja wahrhaftig, es ist das Alter, das uns

hier vor Allem in die Sinne fällt und uns im Schwanken läßt, ob wir Ehrfurcht gegen seine Würde, oder Widerstreben gegen seine Zerfallenheit empfinden sollen.

So kommen wir endlich nach weiter Wanderung auf die Piazza dei Signori, wo die Loggia di Consiglio steht, und wo die Vergangenheit uns doch mit allem Stolze entgegentritt. Hier wollen wir innehalten und des Ruhmes gedenken, der sich an diese Mauern knüpft, die Antenor gegründet, die Livius seine Heimat nannte, die schon zur Römerzeit (wie Strabo berichtet) ein Heer von zweihunderttausend Mann entsendeten. Man soll sich nicht wundern, wenn man bei den italienischen Städten immer wieder, fast ohne es zu wollen, in die alte Geschichte zurückgreift, denn das Geheimniß ihres Reizes bleibt eben doch das Gefühl, daß diese Städte schon in die frühesten Thaten und Leiden unseres Geschlechtes verwebt sind, daß fast keine große Epoche in der Culturgeschichte der Menschheit vorüberging, die nicht hier ihren Schauplatz und ihre Helden fand. Und so leichtlebig die Italiener sind, von diesem Gefühle historischen Zusammenhangs sind sie doch Alle durchdrungen und erhoben, die Pietät und der Cultus vergangener Größe ist ein edler Charakterzug des heutigen Italien. Wie stolz ist Mantua auf seinen Virgil, Verona auf Catull und Padua auf seinen Livius!

Von dem Fluche freilich, der auf der ganzen Geschichte Italiens im Mittelalter ruht, war auch Padua nicht frei, Städtekrieg und Herrenzwist verwüstete sein Gebiet, durch den Verrath ward Macht gewonnen und verloren, denn seine Fürsten übten die Politik des Macchiavell, längst ehe Macchiavell den „Fürsten" geschrieben.

Und doch gehörte Padua nicht ihnen allein, sondern es gab noch einen andern Gebieter hier, der den tönenden Titel führt „Il Santo" und dessen Name fast unzertrennlich von dem der Stadt geworden ist. Der kolossale Tempel, der seiner Verehrung dient, ist das Wahrzeichen Padua's; Straßen, Plätze und Schulen sind nach ihm benannt; auf allen Lippen lebt der hl. Antonius.

So haben wir denn vor unseren Augen die drei großen Faktoren, die in dem Bau fast aller Städte zur Geltung kommen; in den prächtigen Palästen ruht die streitbare Gewalt der alten Republiken, in den Tempeln, die mit Kunst und Schätzen aller Art erfüllt sind, hat sich frühe der prunkhafte Geist der Kirche verkörpert, und in dem dichten schwarzen Häusergewirr, das zusammengepreßt und eingeengt ist durch die expansive Kraft dieser beiden Mächte, in den kümmerlichen Gassen, an den Kanälen der Brenta entlang drängt sich das Volk, die müde sorgenbeschwerte Masse, die jahrhundertelang in dumpfem Drucke hinlebt, bis mit einemmale auch sie zur Macht wird und zeigt, daß sie furchtbarer ist als alle anderen Mächte. Fast alle italienischen Städte, und Padua nicht am letzten, haben dieß in blutiger Zeit erfahren.

Unter den Palästen, die dem öffentlichen Leben der Republik gehörten, ist der Palazzo della Ragione bemerkenswerth, der etwa zur Zeit des lombardischen Städtebundes erbaut ward und einen wunderbaren Saal mit getäfelter Decke hat, den man noch heute für den größten Europa's hält. Seine kolossalen Dimensionen lassen sich schon daraus erkennen, daß die Malereien allein mehr als dreihundert selbstständige Motive bieten; die Bodenfläche wird auf 16,500 Quadratfuß berechnet. Faßt man den Inhalt dieses ungeheuren Raumes zusammen, so bietet zwar der Palast viel Seltsames (wie das „trojanische Riesenpferd, ägyptische Statuen und mittelmäßige Bilder"), aber der Schwerpunkt bleibt doch stets in der äußeren architektonischen Erscheinung.

Allein selbst in dieser Beziehung ist ihm die Loggia di Consiglio mit ihren herrlichen Säulenhallen weit überlegen und nicht minder der Palazzo Giustiniani, der uns ganz auf klassische Namen führt. Denn sein Erbauer war Falconetto und seine Eigenthümer waren die Cornaro's, die durch die Oberhoheit Venedigs, der sich Padua seit 1405 ergeben hatte, hiehergekommen waren. Schon der Hof des Giustiniani ist reizend, aber mehr noch der Garten, in dessen holder Wildniß eine einsame Villa steht.

Nun sind wir nahe am „Santo", an der berühmten Kirche des hl. Antonius. Der überraschende Eindruck, den dieser Kolossalstil macht, liegt freilich mehr in den ungeheuren Massen, als in der Kunst, womit dieselben durchgebildet sind; denn die sieben Kuppeln, die Quer- und Längenschiff überwölben, wirken eher erdrückend als erhebend.

Hoch zu Rosse steht uns das herrliche Erzbild gegenüber, welches die Venezianer ihrem Helden Gattamelata errichtet haben, ein Meisterwerk Donatello's. Dann aber treten wir durch das große Hauptportal in's Innere, wo uns ganz das gedämpfte Licht umfließt, in dessen Schutz verschleierte Gestalten beten, das von den ehernen Reliefs die Härte und von den Bildern jede grelle Farbe tilgt. Unermeßlich dehnt sich vor unserem Blick das Längenschiff in's Weite; enggeschlossen und gedrängt sehen die Seitenkapellen sich an, als könnten sie die Fülle ihrer Kostbarkeit kaum tragen. Am reichsten von ihnen ist natürlich die Capella del Santo selbst, wo in geweihtem Schrein die Gebeine



PIAZZA DEI SIGNORI IN VICENZA.

des Heiligen verwahrt und in Marmorreliefs die Wunder erzählt sind, die Antonio gewirkt. Schwere silberne Leuchter und hängende Ampeln, in denen das ewige Licht brennt, vergoldetes Stuckwerk und in den Nischen heilige Statuen, das Alles vereint sich zu einem fürstlichen Ausdruck religiöser Pracht, zumal da wir fast überall die Meisterhand empfinden.



SAN ANTONIO IN PADUA.

Diese waltet indessen auch in den übrigen Theilen der Kirche, wenn wir z. B. in die Capella S. Felice treten oder in das Presbyterium mit seinen herrlichen Erzarbeiten von Riccio und Donatello. Die Capella San Giorgio, die zum Santo gehört, aber räumlich von ihm getrennt ist, ward in ihrem künstlerischen Werthe erst 1837 entdeckt, indem Ernst Förster, der berühmte Forscher Italiens, ihre Malereien aus dem Staube zog.

Unter den übrigen Kirchen Padua's ragen der Dom, Eremitani und Carmine hervor, für die Kunst aber ist ohne Zweifel die Madonna dell' Arena am wichtigsten. Der seltsame Name rührt daher, daß sie an die verschwundenen Reste eines römischen Amphitheaters angebaut wurde; ihr Werth liegt in den kostbaren Fresken des Giotto, die fast den gesammten oblongen Raum erfüllen.

Zum Ruhme, den die Waffen Padua's besaßen, kam schon in früher Zeit der Ruhm der Wissenschaft. Die hohe Schule, die von dem Kaiser Friedrich 1222 gestiftet ist, versammelte die lernbegierige Jugend aus allen Ländern Europa's. Noch jetzt sind wir erstaunt, wenn wir den herrlichen Hof mit seinen Säulenhallen betreten, wenn wir stille stehen vor den röthlichen Marmorschilden, die das Wappen edler Geschlechter tragen, ja wenn uns unter den Statuen des Hauses sogar ein Frauenbild begegnet. Es ist Lucrezia Cornaro Piscopia, die im Jahre 1684 starb und in Padua die akademischen Würden erhielt; nicht der geringste unter den ruhmgekrönten Namen, die uns Padua geschenkt. Aber ein Livius kam niemals wieder.



RIVA DEI SCHIAVONI.

Venedig.

Mitternacht ist vorüber. Durch die engen Kanäle streicht eine Barke, wie ein schwarzer Schatten erscheint die Gestalt des Gondoliers, wie ein Grabeslaut tönt der Ruf gia è, gia è, so oft die Gondel um die Ecke schießt.

Voll stand der Mond am Himmel, aber er reichte nicht in diese schmalen feuchten Gassen, nur wenige flimmernde Sterne blinken zwischen den thurmhohen Häusern, nur ab und zu glimmt noch ein spätes Licht an den vergitterten Fenstern. Horch, wer ist dort? — Hinter der halbgeöffneten Thüre, die fast an den Spiegel des Wassers reicht, späht ein Mädchen hervor und huscht zurück, denn das ist nicht die Gondel, die sie erwartet. Dort auf den steinernen Stufen, die von der Pforte zum Wasser führen, liegen die Schläfer; nur manchmal noch streift eine Barke an uns vorbei, so dicht, daß sich die Flanken beinahe berühren; mit geheimnißvollen Zeichen grüßen die Schiffer und mit wachsamen Augen schauen wir die vermummten Gestalten an, die dort in den Kissen lehnen. Dann ist es wieder stille, nur das Wasser hört man, das am Kiel vorüberrauscht, nur den Ruderschlag, bis auch dieser manchmal inne hält.

Wir horchen auf und nun dringen wunderbare Laute an unser Ohr; weit drüben über dem Lido rauscht das Meer, in das der Doge einst den goldenen Ring zum Zeichen seiner Vermählung warf, es ist die Zeit der Fluth, die langsam über die Lagunen steigt, bis hinein in den Canal Grande, wo die Paläste der alten stolzen Geschlechter stehen.

Alles schweigt, das Meer nur athmet
Und mit tiefem Klagelaut
Pocht an der Paläste Pforten
Die verwaiste Dogenbraut.



VENEZIANISCHE FISCHERBARKE.

Wahrhaftig, das ist es, was wir zu hören glauben, wir fühlen die bannende Macht des Meeres, aber wir sehen es nicht, wir sind gefangen in einem Labyrinthe enger Wasserstraßen, die sich endlos kreuzen und verwirren, wir wissen nimmermehr wohin?

So etwa prägt sich der erste Eindruck aus, den wir empfangen, wenn wir zur Nacht mit dem Schnellzug von Mestre kommen und von der Stazione in die Stadt fahren. Kein Pferd, kein Wagen ist ringsum sichtbar, nur das dunkle Gewühl der Gondeln, die sich mit schlangenartiger Behendigkeit auseinanderwirren; aller feste Boden schwindet unter den Füßen, nur die finstere schmiegsame Fluth ist da, aus der die verwitterten Häuser senkrecht emporsteigen. Der trübe dunkelfarbige Ton, den sie sogar am hellen Tage zeigen, steigert sich Nachts zur finstersten Oede und die lange verworrene Fahrt hat wirklich etwas stygisch Beklommenes. Denn die Enttäuschung macht stumm.

Wir fuhren in der Barke der „Luna", wo wir Wohnung nehmen wollten, und das Bild jenes dunklen Weges bleibt mir in unvergeßlicher Erinnerung. Wir waren seltsam gemischt; ein deutscher Professor mit langem vernünftigem Gesicht und eine schwere alte Dame, die aus der italienischen Provinz kam, dazu ein junges Ehepaar, das wohl auf seiner Hochzeitsreise war. Im Anfang ging das Geplauder ganz vergnüglich, aber je länger die Minuten und je enger die Gassen wurden, um so mehr ward der Druck des Unbehagens fühlbar. Unverwandt sah ich der jungen holden Frau in's Angesicht, um das die goldenen Locken fielen, aber nur dann und wann glitt ein Lichtstrahl aus dem nahen Fenster über ihre Gestalt. Welche wundersamen Züge, so schön und edel, wie das Antlitz einer Madonna, und doch noch ganz übergossen von dem ersten ahnungslosen Zauber der Kinderseele. Dichter zog sie den Mantel an sich und enger schmiegte sie sich an den Gatten, die großen glänzenden Augen machten schüchtern die Runde.



ANKUNFT EINER MILCHBARKE.

„Warum ist Alles hier so schwarz," frug sie mit halblauter Stimme, „die Mauern und die Gondeln und die Fluth; sieh nur die langen Koffer an, dort unter dem Tuche, sie sehen wahrhaftig aus als wären es Särge."

Lächelnd beruhigte sie der Gemahl und löste die kleine weiße Hand, mit der sie ihn faßte; man sah es, wie ihre Finger sich unruhig bewegten. Und von Neuem spähte sie rings umher an den Mauern empor und in die Fluth hinab. „Nicht wahr, Fiesko und der Mohr, die waren in Genua; aber es gibt doch auch einen Mohren von Venedig, ach, und der Bravo, der mit dem Dolch hinter der Thüre steht!" Der Professor lächelte grinsend; „ich glaube gar, Du fürchtest Dich," sprach der Gatte mit unerschütterlicher Ruhe. „Aber Maria!"

Auch der wälschen Matrone aus der Provinz begann es zu grauen, denn Furcht steckt an; sie rollte bedenklich die schwarzen Augen, es wäre doch fast besser, wenn jetzt ihr Mann, den sie sonst gern entbehrte, zur Stelle gewesen wäre. Und indem sie das letzte Wort erhaschte, sprach sie mit leisem Nicken des Kopfes nach: „Ave Maria."

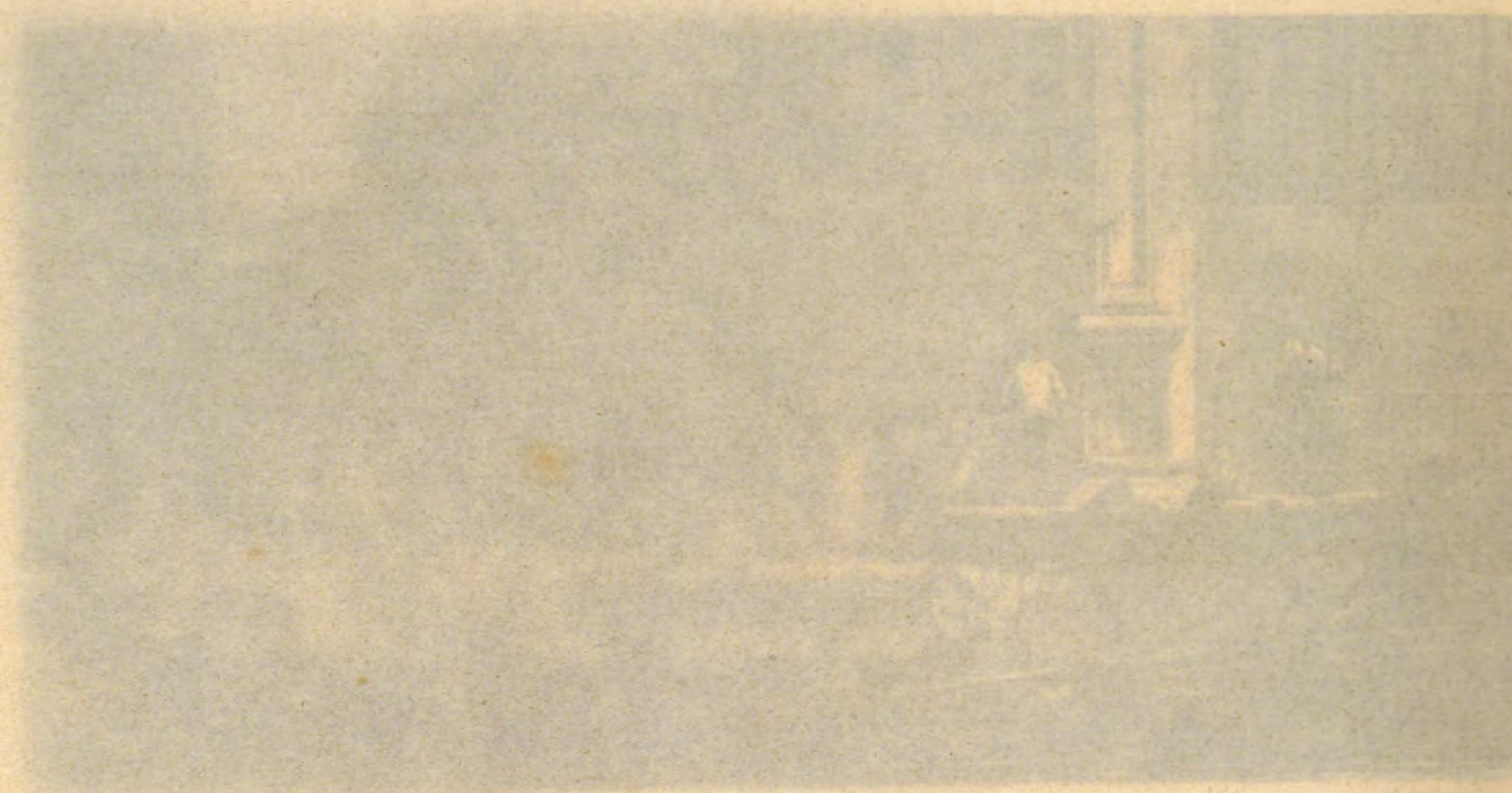
Endlich ward die Umgebung freier und leichter, ein voller Lichtstrahl floß uns aus der Thüre entgegen, die Barke hielt vor Albergo di Luna. Mit der kräftigen Hast, wie sie dem italienischen Facchino eigen ist, wurden die „Särge" ausgeladen, wir stiegen die schönen Treppen empor, die mit grünen Topfgewächsen geschmückt sind, ohne daß der Bravo hinter der Thüre stand, kurz es war Alles wieder gut; selbst die Matrone war froh, daß ihr Gatte doch nicht dabei war. „Felice notte" rief sie dem jungen Paare lächelnd nach.

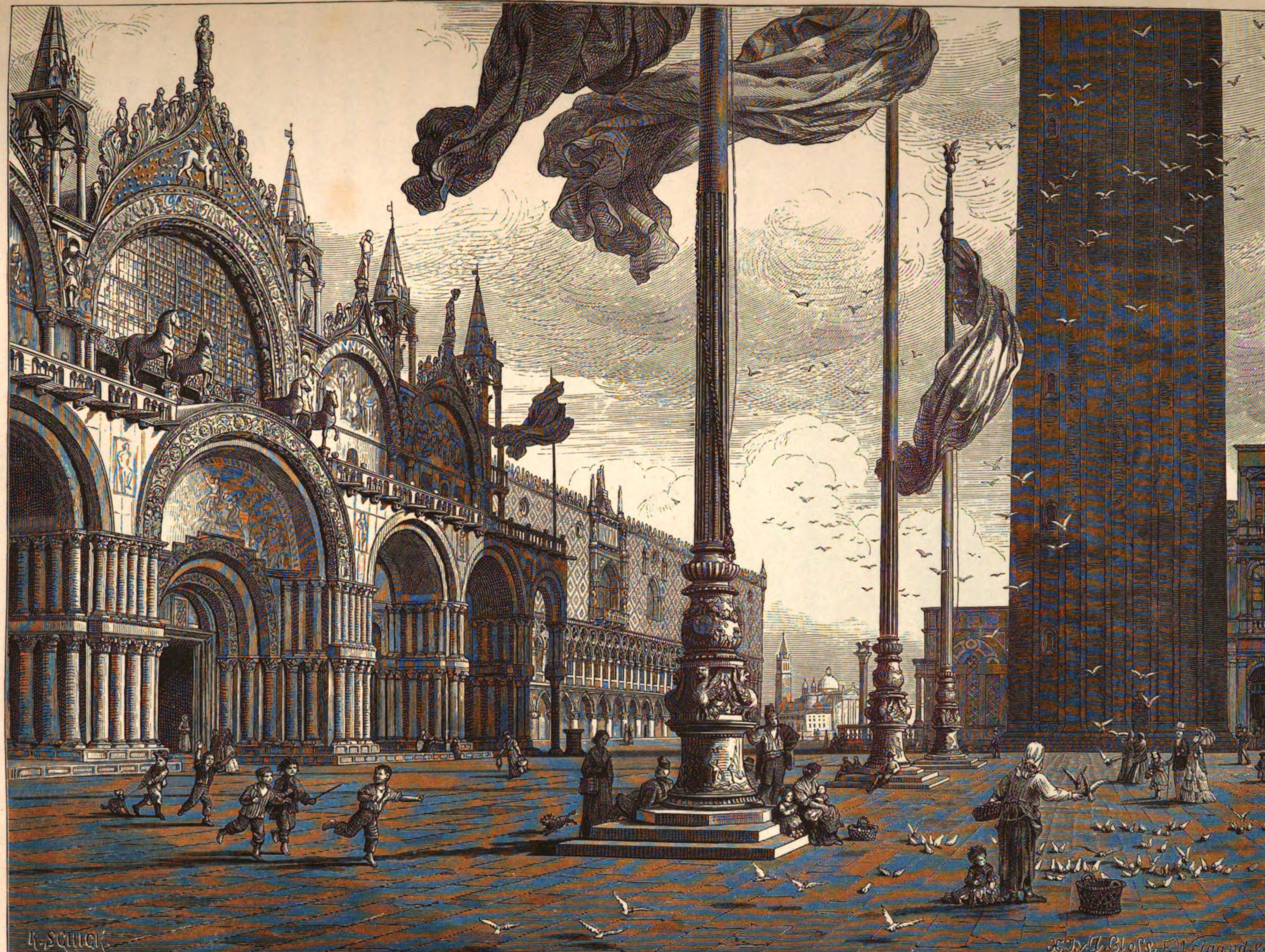
In vollen Strömen floß Maiensonne hernieder, als wir am folgenden Tag den Markusplatz betraten. Wer hätte ihn nie empfunden, den Zauber dieser Sonnenstrahlen, die zugleich den Frühling und den Morgen athmen, jenes Licht, das uns mit weckender Gewalt in's Innerste der Seele dringt.

Nun war der schwarze Schleier gelüftet, der gestern über Venedig lag, nun blaute das Meer und die alten grauen Quadern, aus denen die Paläste gefügt sind, glänzten so hart und markig, die zierlichen durchbrochenen Façaden glitzerten und blinkten, sie lebt noch die todte schweigsame Dogenstadt. Mit vollen Händen schüttet sie ihre Schätze vor uns aus, mit staunenden Augen messen wir die herrliche Gestalt, San Marco aber steht in ihrem Herzen.

Von allen vier Seiten ist der Markusplatz geschlossen, wenn auch nordöstlich die Piazzetta sich anschließt; die Einheit des Bildes wird dadurch nicht zerstückt, zur Rechten und Linken dehnt sich der Riesenbau der Procurazien, unten mit offenen Bogengängen, in denen die Menschenmenge fluthet und oben mit glänzenden Säulenhallen, in deren Gliederung sich Kraft und Anmuth streiten. Während die Procurazien durch einen Zwischenflügel (ala nuova) verbunden sind, der im Westen den Platz schließt, liegt vor uns die Markuskirche mit ihren gewaltigen Kuppeln und Hallen, mit ihren marmornen Spitzen und ihren mythischen Bildern, das Wunder Venedigs. Dicht davor die riesigen Flaggenstangen, von denen einst das Banner besiegter Königreiche herniederfloß und der Campanile, in dem die Glocken des hl. Markus tönen.







MARCUSPLATZ MIT PIAZZETTA IN VENEDIG.



SAN PIETRO IN CASTELLO.

Hier kommt uns zum erstenmale die weltgebietende Macht Venedigs zum ergreifenden Bewußtsein, hier faßt uns das Ahnen jener Märchengestalt unter den Städten, die nicht aus der Erde, sondern aus dem Meere heraufstieg, noch umflossen von dem Zauber des Morgenlandes und doch mit einemmale auf der Höhe abendländischer Cultur, so reich in Kunst und Waffen, in Haß und Liebe!

Venedig ist eine Sphynx, deren Räthsel wir niemals ergründen; es ist vergeblich, daß wir uns mühen, ein Bild zu finden für ihr geheimnißvolles Wesen, denn das Einzige duldet keinen Vergleich.

Wie das alte, so drängt sich noch das heutige Leben zusammen auf dem Markusplatz, wenn es auch nur die Schatten von damals sind.

Hier versammeln sich in sonniger Morgenstunde die Fremden, hier lungern die Cicerone's und an der Piazzetta die Gondoliere. Verkäufer aller Art drängen sich zwischen den Stühlen durch, die vor den Café's in den offenen Arkaden stehen. Aber der prunkhafte Glanz tritt doch erst mit der Nacht hervor, wenn aus den erzgetriebenen Kandelabern Hunderte von Flammen sprühen, wenn das Gold hinter den Spiegelscheiben der giojellieri funkelt und der Klang der rauschenden Musik über den Platz hinwogt. Dann kommen sie von allen Seiten, die Nobili mit ihren Frauen, an der Piazzetta drängen sich die Gondeln und die Straße Merceria wird zu enge für dieß Gewühl. Aber der Markusplatz scheint fast zu wachsen in dem blauen dehnenden Mondlicht, das in den Strahlenflimmer hineinlugt und sich schüchtern hinter den Säulen der Procurazien birgt. Fast scheint es, als hätte sein Hauch auch das Antlitz der schönen Frauen gestreift, deren holde Blässe (morbidezza) berühmt ist, die mit rauschender Schleppe über den Marmorboden wallen, nachlässig in den Arm des Gatten gelehnt, während die heißen Blicke über den schwarzen Fächer in's Weite schießen.

Bis tief in die Nacht hinein regt sich der Lärm und die Leidenschaft, die das öffentliche Leben Italiens durchdringt, dann verstummt allmälig das letzte hastige Wort der Männer; noch einen verstohlenen Blick senden die schönen Frauen und der Glückliche, den sie grüßen, versteht ihr Lebewohl. Um die Stufen der Piazzetta, die ganz von weißem Marmor sind, damit man sie auch des Nachts nicht verfehle, drängen sich wieder die Gondeln und nach allen Seiten vertheilt sich ihr Weg durch die dunklen todesstillen Wasserstraßen. Auf dem Markusplatz aber werden die großen Kandelaber gelöscht, die Musik ist abgezogen und an das Kapitäl der Säulen haben sich schon die Lazzaroni zum Schlafe hingestreckt. Immer tiefer hinein in die Mitte des Platzes rückt das lauschende Mondlicht, der letzte hallende Schritt verliert sich in San Moise und dann ist es lautlos in dem ungeheuern Raum.

Und wieder hören wir es rauschen drüben über dem Lido, nun ist Venedig, die Gebieterin des Meeres, allein in ihrer ganzen Schönheit und Verlassenheit. All' ihre Kinder sind eingeschlafen, betäubt vom lärmenden Spiel und

8



AUF DER INSEL TORCELLO.

frohen Geplauder, sie aber steht wie eine sinnende Wittwe, die sorgenvoll über die schaukelnde Wiege hinwegschaut. Was ist das heutige Geschlecht? Es sind die jüngsten ihrer Söhne, die keine Ahnung mehr haben von dem einstigen Glanz des Hauses, von der Schönheit ihrer Mutter, von der Leidenschaft, die dies Herz durchwühlte, als noch die Großen der Erde um die Gunst Venedigs warben! Es sind Kinder, die sich arglos in der zerfallenen Pracht ihres Elternhauses tummeln.

So stand die Stadt vor meiner Seele in jener einsamen Nacht; wie eine Ampel, die tief herabhängt in das matt erleuchtete Schlafgemach, hing der sinkende Mond am Himmel, die schaukelnde Wiege ist das Meer und in den Lüften bebte es leise: das waren die Seufzer der schönen Wittwe.

Aber der Nacht folgt der Morgen; in früher Stunde, da Alles wieder voll Sonne und Leben war, traten wir unter das Thor der Markuskirche, die einzig dasteht unter den Kirchen der Welt. Obwohl das Alter und die rauhe Luft auch ihren Schleier um diese Mauern legten, so brechen doch die leuchtenden Farben und die gewaltigen Formen durch alles Grau der Vergangenheit hindurch. Die ehernen Rosse, die über dem Portale stehen, bäumen sich auf, Kuppeln und Bogen wölben sich mit spannender Kraft; jedes Glied in dem ungeheuren Bau ist lebendig, aber im Ganzen liegt unerschütterlich jene tiefe prächtige Ruhe, die dem Gotteshause allein zu eigen ist.

Es ist schwer, sich von dem herrlichen Gesammteindruck zu lösen und an die Fülle reicher Einzelnheiten heranzutreten, die sich hier vor uns erschließen, fast jede von tief geschichtlicher Bedeutung, fast jede von tief vollendeter Schönheit.

Es sind jetzt genau achthundert Jahre, daß der Bau von San Marco vollendet ward. Seine kirchliche Weihe ward ihm durch die Reliquien des großen Evangelisten gegeben, seine geschichtliche Weihe liegt darin, daß er mit den Ereignissen der Stadt und ihrer Herrscher auf's innigste verknüpft ist. Er war der Schauplatz ihrer Triumphe und die Zufluchtsstätte ihrer Sorgen, Alles was es gethan und gelitten, that Venedig unter dem schützenden Flügel San Marco's.

Wer der Hauptfaçade entgegentritt, wird überwältigt von den Massen, die der Reichthum der Stadt und der Reichthum ihrer Schöpferkraft hier aufgethürmt. Fünf mächtige Bogen, durch fürstliche Säulen getragen, bilden den Eingang zur vorderen Halle, und die ehernen Thüren, die von hier in das Innere geleiten, die Mosaiken auf goldenem



SEUFZERBRÜCKE.

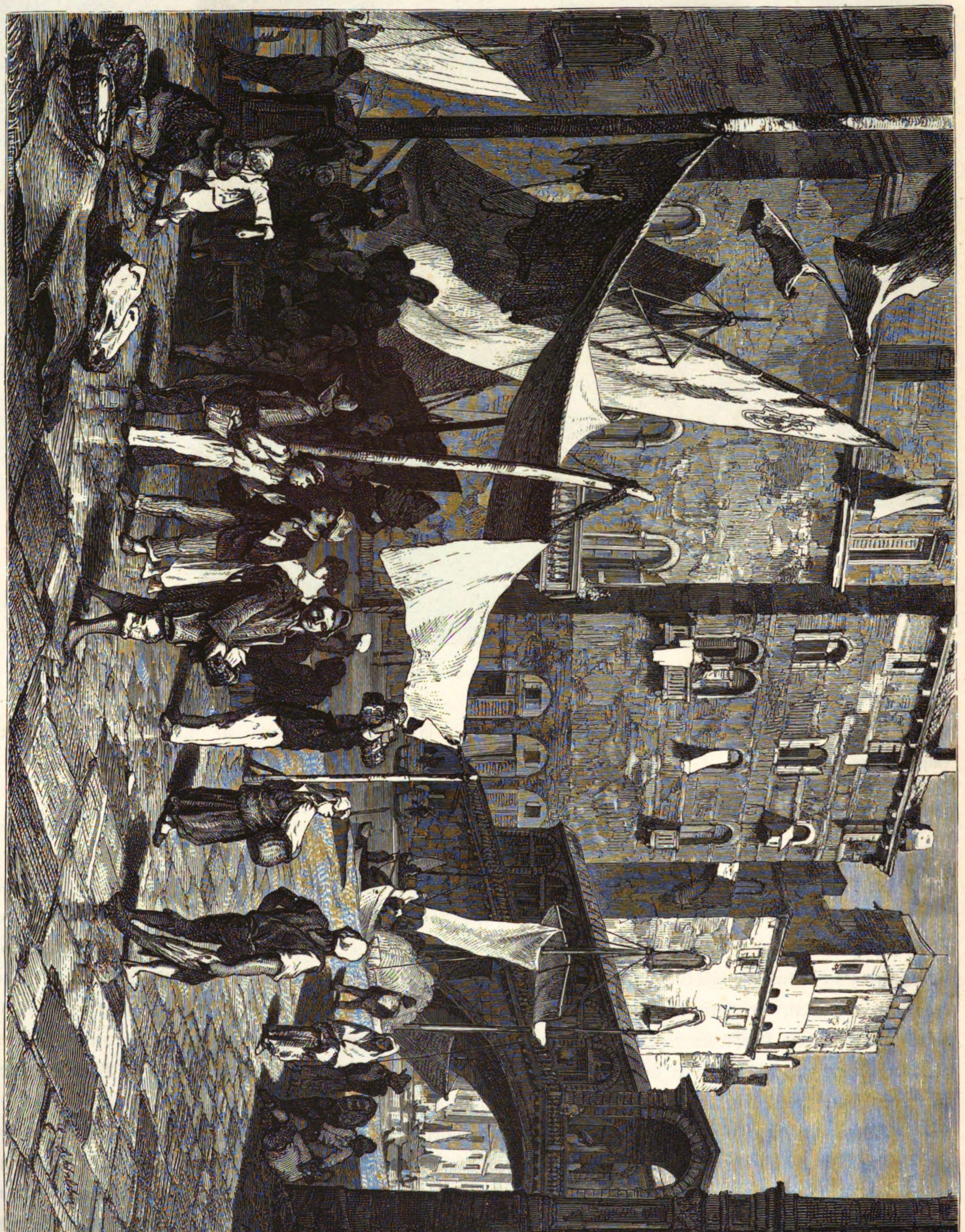
Grunde, der farbige Marmor, — das Alles ergreift uns so geheimnißvoll, daß wir stille stehen und staunend emporschauen.

Jedes für sich ist ein Wunder.

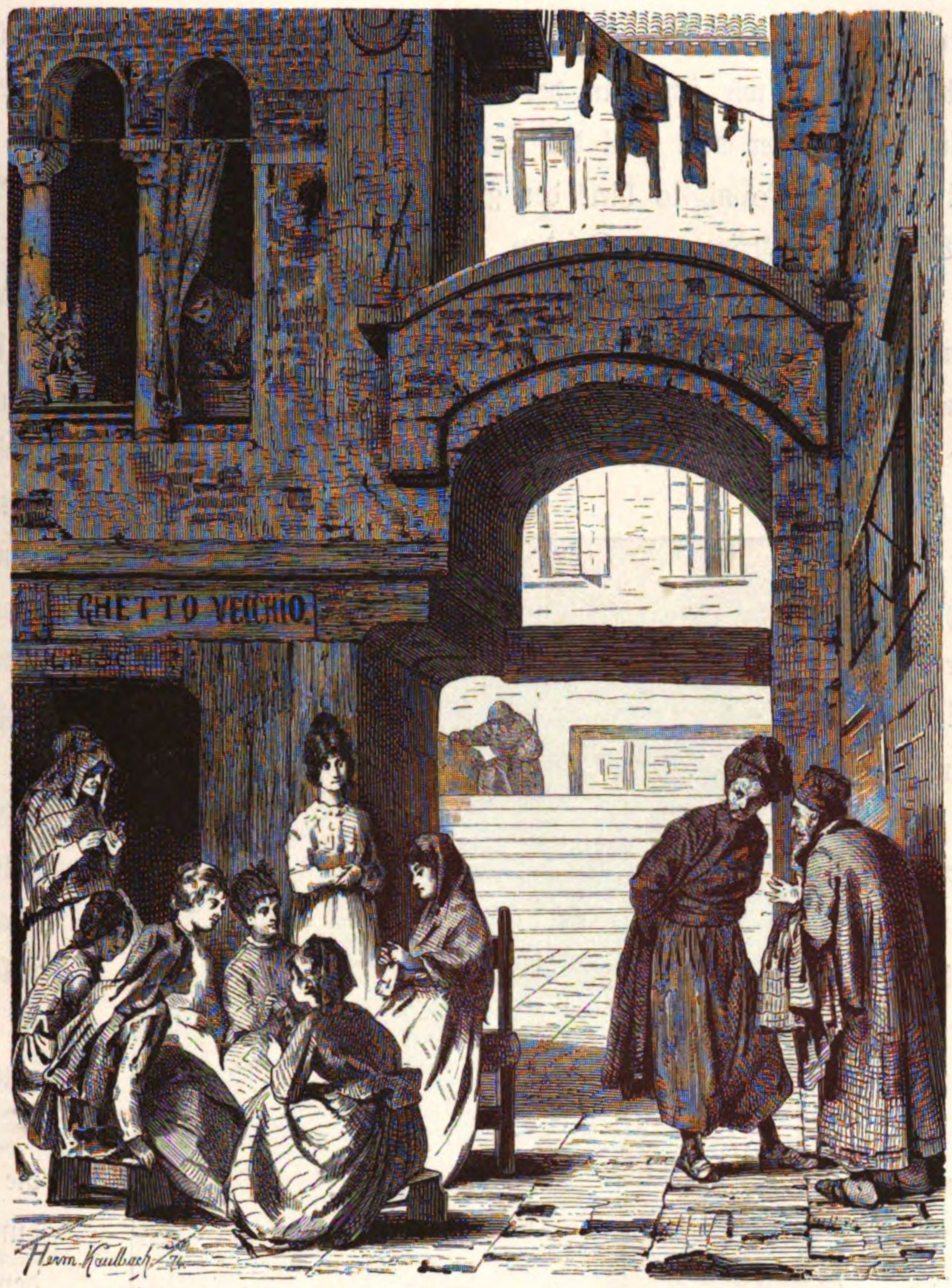
Wie bekannt stammt das berühmte Viergespann, das über dem Hauptportal steht, aus der römisch-antiken Zeit und war lange in Byzanz, der Hauptstadt des oströmischen Reiches, geborgen. Als Greis von fünfundneunzig Jahren führte der Doge Dandolo (1203) die Venezianer zum Sturme auf Konstantinopel; er war fast erblindet, aber das Feuer des Lebens glühte ihm noch in allen Adern, sein Name bezeichnet den Höhepunkt der kriegerischen Macht Venedigs; sein Denkmal sind die herrlichsten Bauten der Stadt. Aus allen Theilen der Welt trägt die Markuskirche Trophäen, jeder Stein ist historisch. Jene beiden gewaltigen Pfeiler an der Thüre des Baptisteriums stammen aus der Beute von Acri, die ehernen Flügelthüren waren einst in der Sophienkirche zu Stambul, die Marmorsäulen, die rechts und links vom Hauptportale stehen, sollen aus dem Tempel von Jerusalem genommen sein. Die breiten Quadern aber, auf denen wir stehen — drei rothe Marmorsteine — erzählen uns noch, wie Barbarossa einst vor Papst Alexander zu Boden sank: „non tibi sed Petro“ — „Et Petro et mihi“.

Wenn wir die Mosaiken betrachten, die das Deckengewölbe füllen, so stehen wir mitten im alten Testament, vor Formen, die bei aller Härte doch etwas Inniges und bei aller byzantinischen Steifheit doch einen würdevollen Ernst besitzen. Das Paradies, die erste Seligkeit und die ersten Schmerzen der Menschheit, sind ihr Gegenstand.

Dann aber eilen wir durch das Portal in's Innere, in dessen Dämmerung die tiefere Farbe vorherrscht. Alles ist mit Mosaiken bedeckt und mit dunklem Marmor verkleidet, auf der Brüstung, die den Chor und das Schiff der Kirche trennt, stehen schwarze eherne Apostel, und über dem Hochaltar, wo die Gebeine des hl. Markus ruhen, wölbt sich ein Baldachin auf gewundenen Säulen. Wie wunderbar wirkt das zusammen, wenn nun der Sonnenstrahl sich durch die Fenster drängt, wenn der rauschende Orgelton den letzten Winkel erfüllt, mit seinen unsichtbaren fluthenden



FISCHMARKT AN DER RIALTO-BRÜCKE.



GHETTO.

Wellen, wenn die Inbrunst all' der Geschlechter lebendig wird, die hier auf den Knieen lagen — mit ihren Bitten und ihrem Dank, so ganz von anderem Geist getragen, aber im Herzen so ganz wie unser Herz. —

Was San Marco für die Verherrlichung des religiösen Geistes bedeutet, das ist der Dogenpalast für die weltliche Macht Venedigs, er hat in Italien selbst kaum seines Gleichen. So wie er heute vor uns steht, ward der Dogenpalast im vierzehnten Jahrhundert begonnen und im fünfzehnten nach langer Unterbrechung vollendet; denn der frühere Bau, der schon in die Zeit der Karolinger fiel, wurde ein Raub der Flammen.

Zwei gewaltige Säulenreihen, die übereinander stehen, tragen den breiten massigen Oberbau: eine ungeheure hellgehaltene Fläche, deren ruhige Einheit nur durch die gothischen Bogenfenster unterbrochen wird, die das Licht in die herrlichen Säle leiten.

Hier ist jede Linie klassisch. Schon die Lage allein, die den Palast gleichsam in ideale Verbindung mit der Markuskirche setzt, die mit der einen Front gebieterisch gegen die Piazzetta hinaustritt und mit der andern gegen das Meer, weist auf die innere Bedeutung des Baues hin — es ist der Grundstein, der Eckstein aller venezianischen Herrlichkeit.

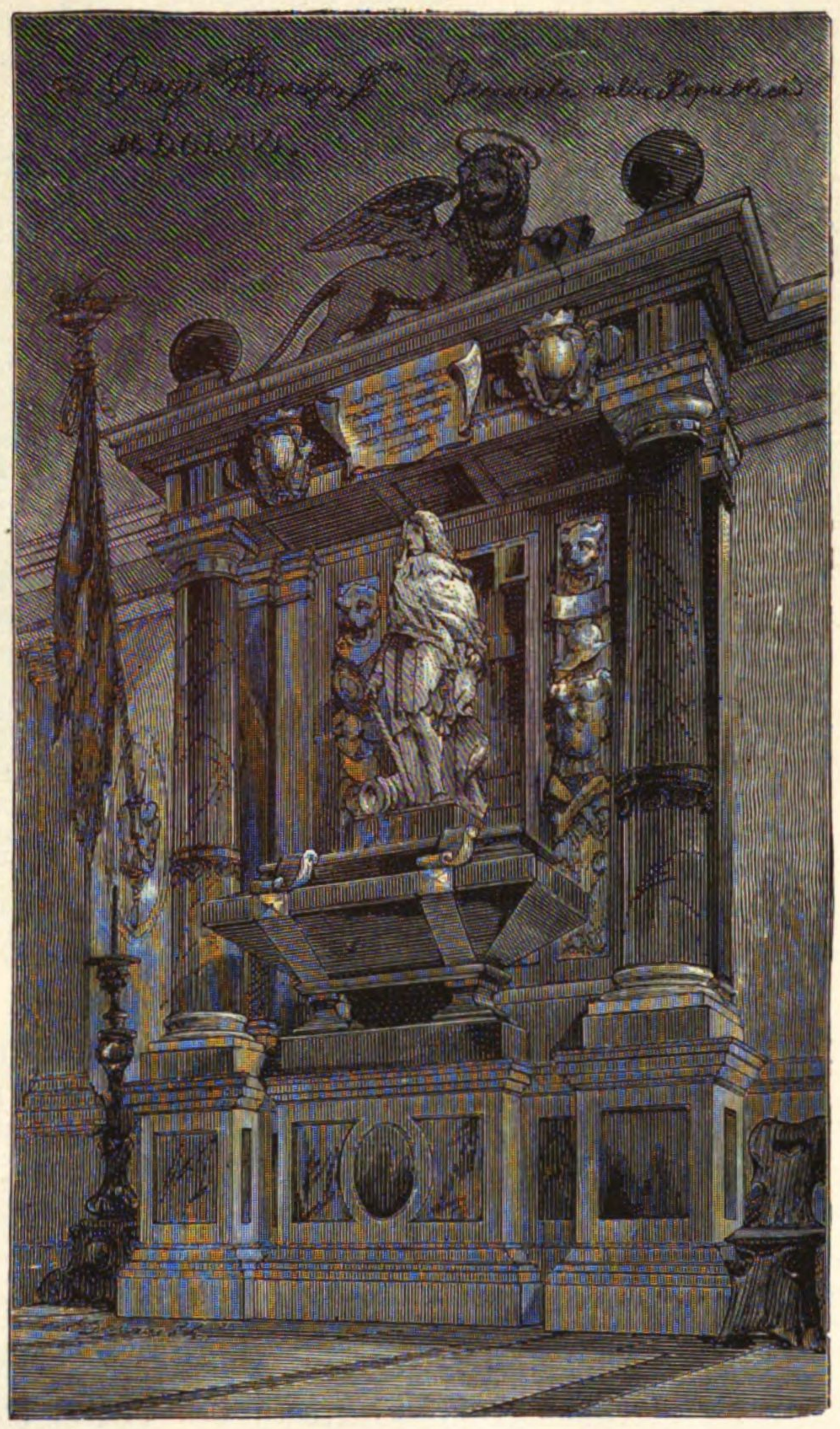
Selbst der Hof, in den die Porta della Carta führt, entfaltet sich fürstlich und hat etwas Gigantisches, längst ehe wir die Scala dei Giganti sehen, jene Marmortreppe mit den Gestalten des Mars und Neptun, auf deren oberster Stufe die Dogen die Krone nahmen.

Und nun empor zur Scala d'oro, zu den hallenden goldbelasteten Sälen, wo der „große Rath" seine Sitzungen hielt, wo die Statuen der großen Männer stehen, die aus der Republik hervorgegangen, und die Bilder der Dogen, die sie beherrscht. Aber immer noch streift über den Glanz ein leichter Schatten und an das Entzücken ein leises Grauen; denn an den Händen Venedigs klebt Blut, viel edles Blut, das der Leidenschaft geopfert ward. Da war die

Bocca di Leone, wo der Neid seine heimlichen Anklagen niederlegte; wir gehen an der Thüre vorüber, die zu den Kerkern und zur Seufzerbrücke führt, wir sehen in der Reihe der Dogen die schwarze Stelle, wo Marino Falieri's Bild getilgt ward, als sein Haupt unter dem Beil des Henkers fiel. —

In der Sala del Maggior Consiglio hielt der große Rath seine Versammlungen. Alle waren in Scharlach gekleidet; hier fielen die Würfel über Krieg und Frieden, über Schmach und Ehre, und der Stolz, der damals die Herzen hob, ist gleichsam verkörpert in den Meisterwerken, welche Wand und Decke schmücken. Ueberall Sieg und Krönung, überall Gott und Götter, ja Tintoretto, der in diesem Raum das größte Gemälde schuf, welches die Kunstgeschichte kennt, nahm keinen geringeren Gegenstand, als die Welt der Seligen! Venedig träumte nur vom Paradies.

Durch eine lange Reihe von Sälen schreiten wir weiter, hier ward durch die Nobili der Stadt der Doge gewählt und dort empfing er die Gesandten ferner Länder; hier war sein Schlafgemach, und hier schritten die Garden auf und nieder, die das Kleinod Venedigs, sein Leben, behüteten.



DENKMAL DES GENERAL FARNESE,
in der Jesuitenkirche.

Der Siegesbogen, durch den wir getreten sind, ward für Morosini errichtet, für den Helden, der Morea eroberte, für den Barbaren, dessen Geschosse das Parthenon zertrümmerten, der Hunderte von Athenern unter dem herrlichsten Schutt begrub, den jemals die Erde sah. Auch eine kleine Kapelle begegnet uns auf dem Weg, dort pflegte der Doge allmorgentlich des Gebetes, vom Rathe der Zehn begleitet, und in dem letzten Saal, den wir jetzt betreten, hielt dieser Rath sein blutiges Gericht.

Consiglio dei Dieci, das war der Schreckensname für alle Bürger der Stadt und was auch die Sorgfalt seiner Vertheidiger dagegen vorbringen möge, so frei die Republik in anderen Dingen war, hier hatte sie ein Gericht geschaffen, das nur in der Allmacht Robespierre's und in dem Blutdurst Marat's seines Gleichen fand.

Alle Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates (und damit alle) waren dem Urtheil dieser Behörde unterworfen; der Doge selbst stand unter ihrer geheimen Vehme, in tiefster Stille wurden die Zeugen vernommen, in tiefster Stille das Urtheil vollstreckt. Und damit das Verfahren vereinfacht werde, waren noch überdieß drei Inquisitoren ernannt, von denen Niemand wissen durfte, wer sie waren und wo sie tagten, aber sie waren da und ihre unsichtbare Allgegenwart lag wie ein dunkler Bann auf den Gemüthern.

Nicht in dem hochgewölbten Palast des Dogen, wo das Gold die Decke füllt, wo eine freie Kunst ihre Schätze schuf, lernen wir die letzte Wahrheit über Venedig kennen.

Wir müssen tiefer heruntersteigen, bis hinab in die Pozzi, in die Kerker, die unter dem Wasserspiegel liegen oder empor in die heißen bleiernen Kammern — dann ahnen wir den heimlichen Wurm, der diese Schönheit benagte, dann fühlen wir mit unsagbarem Grauen den Schatten, der auf dem Gewissen der stolzen Meereskönigin Venedig lastet. Und auch dieser Schatten gehört zum vollen Bilde.

Wer wüßte es nicht, wovon die Seufzerbrücke ihren Namen trägt, jener wunderbare schmuckvolle Bogen, welcher über den Rio del Palazzo führt, aus der herrlichsten Schönheit in den tiefsten Jammer!

Und wer hätte unbewegt die furchtbaren Piombi gesehen?



CAFÉHAUS AUF DER RIVA DEGLI SCHIAVONI.

[illegible] an der Thüre vorüber, die zu den [illegible] Stelle, wo Marino Falieri's [illegible]

[illegible] Sie waren in Scharlach [illegible] und der Stolz, der damals die [illegible] Ueberall Sieg und [illegible] schuf, welches die Kunst[illegible] träumte nur vom Paradies.

[illegible] die Nobili der Stadt der Doge [illegible] das war der Schreckensname für alle Bürger der Stadt und was auch die Sorgfalt seiner Vertheidiger dagegen vorbringen möge, so frei die Republik in anderen Dingen war, hier hatte sie ein Gericht geschaffen, das nur in der Allmacht Robespierre's und in dem Blutdurst Marat's seines Gleichen fand.



[illegible]

Alle Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates (und damit alle) waren dem Urtheil dieser Behörde unterworfen; der Doge selbst stand unter ihrer geheimen Behme, in tiefster Stille wurden die Zeugen vernommen, in tiefster Stille das Urtheil vollstreckt. Und damit das Verfahren vereinfacht werde, waren noch überdieß drei Inquisitoren ernannt, von denen Niemand wissen durfte, wer [illegible] lag wie ein dunkler Bann auf [illegible]

[illegible] wo eine freie Kunst ihre Schätze [illegible]

[illegible] die unter dem Wasserspiegel liegen [illegible] Wurm, der diese Schönheit benagte, [illegible] der stolzen Meereskönigin Venedig [illegible]

[illegible] jener wunderbare schmuckvolle Bogen, welcher über den Rio dal Palazzo führt, [illegible] in den tiefsten Jammer!

[illegible]



CAFÉHAUS AUF DER RIVA DEGLI SCHIAVONI.

Es war ein lachender Morgen im Mai, als wir dort oben standen, zuerst in den Gefängnißzellen und dann in der Folterkammer, an deren Decke noch der Haken hängt, daran man die Unglücklichen emporzog, deren Boden mit glatten Steinen bedeckt ist, damit das Blut sich leicht verwische. Man schaudert.

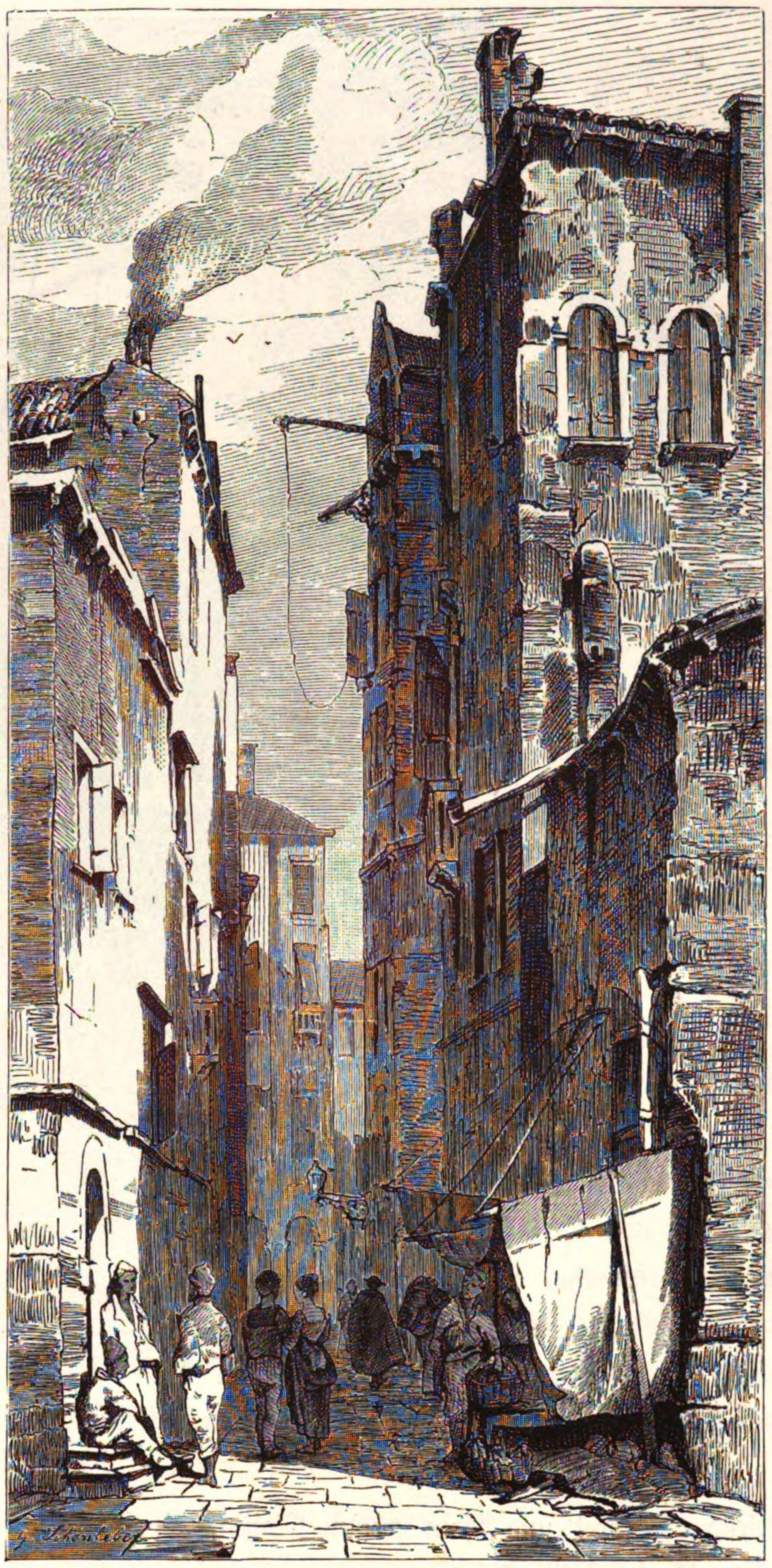
Ich dachte zurück an jene Zeit der Dandolo und Morosini, an die letzte Nacht Derjenigen, die hier zum Tode verurtheilt waren und an die Qualen Derer, denen man hier ihr Schuldig abgepreßt.

Der Markusplatz liegt fast zu Füßen; man hört des Abends die rauschende Musik und die schwärmenden Maskenzüge — es wird ein Fest gefeiert und droben unter den bleiernen Dächern liegt brütend ein Mann, den morgen der Henker weckt. Vielleicht ist auch er im fröhlichen Gewühle, der Freund der ihn verrathen, und der Mond, dessen Licht nur durch die Ritzen glimmt, leuchtet der Gondel, in der sein schönes Weib um fremde Minne wirbt. Er stöhnt, er stößt sich mit der Hand vor die Stirne —

nessun maggior dolore
che ricordarsi del tempo felice
nella miseria.

(Dante, la divina Commedia V. 41.)

Auch das ist Venedig — mit einem Gefühl der Erlösung treten wir wieder hinaus in's Freie, auf die herrliche Piazzetta, wo der Odem des Meeres weht, wo la Zecca ihre Säulenhallen öffnet, jene uralte Münzstätte, die schon 1280 goldene Zecchinen prägte. Und welches Gewühl von Gondeln, von allen Seiten schallt es: la barca, signore? commanda la barca? Das Ruder in der Linken, die Rechte zum leichten Gruß erhoben, empfängt uns der Gondolier; aus dem blauen Gewand, das mit rothem Gürtel umschlungen ist, schaut die offene Brust hervor und offen blickt uns das wettergebräunte Gesicht entgegen. Nur einen Augenblick, dann ist die schöne sehnige Gestalt in voller Bewegung, tief in die Fluth hinab taucht sich das Ruder und wie ein Pfeil schießt die Barke über den Canal grande.



STRASSE IN VENEDIG.

Es ist die größte jener vierhundert Wasserstraßen, welche Venedig durchziehen; fast eine Stunde lang dehnt sich der breite Strom von Santa Chiara bis zum Canal della Giudecca, hier stehen die herrlichsten Paläste jener alten großen Familien, die im goldenen Buche der Republik verzeichnet waren, in jenem Buche, das 1797 auf offenem Markte verbrannt ward, als die Sturmfluth von Westen auch über Venedig hereinbrach. Es war ein Orkan, wie ihn selbst die Kinder des Meeres noch nicht gesehen — sein Name war „Égalité“.

Auf dem spitzen Landstrich, der zur Linken vorspringt und der uns von den Stufen der Piazzetta schräg gegenüber liegt, steht die Dogana di Mare und das Seminar des Patriarchen, beide hoch überragt von der herrlichen Kirche Maria della Salute. Sie wurde zur Zeit der Pest von den Venezianern votirt, nachdem mehr als vierzigtausend Menschen der Seuche zum Opfer gefallen, und ist beinahe ein Wahrzeichen der Stadt geworden mit ihrer



AUF DER INSEL GIUDECCA.

riesigen Kuppel und ihren weißen Massen, die im Morgendufte verschwimmen. Fast auf allen Bildern Venedigs steht Maria della Salute.

Wir fahren vorüber bis wir zum Palazzo Contarini Fasan gekommen, dort hält der Führer das Ruder ein. Es ist eine der herrlichsten Façaden, die Venedig besitzt; schlank wie aus dem edelsten Metall gefeilt sind die Marmorbalkone, schmal und hoch die Bogenfenster mit ihren Säulen, durch die man hinaussieht auf den offenen Altan, und dennoch in all' dieser Anmuth eine Kraft, die uns glauben läßt, daß eine mächtige Zeit und mächtige Menschen hier walteten!

Nun drängen sich die großen Namen, hier steht Palazzo Corner und dort das Haus der Foscari, der Balbi und Mocenigo, Grimani und Loredan. Ueberall vor dem herrlichen Thor die weißen Marmorstufen, die tief hinab in's Wasser reichen, und die mächtigen schwarzen Pfähle, die den Gondeln zur Landung dienen; es fehlt nur eines, um dieß Leben der Blüthe aufzuwecken — die Menschen jener Zeit.

Die Fahrt geht weiter, ein prächtiger Bogen setzt plötzlich über den Canal grande: das ist die Rialto-Brücke, lange Zeit die einzige und noch heute die interessanteste, die Venedig jemals besaß. Fluthendes Leben drängt sich dort zusammen, es ist der Mittelpunkt für den kleinen Handel, hier sitzen die Fischer zu Markt, hier wurden die Gesetze der alten Republik veröffentlicht an einer Säule, die den Namen Gobbo di Rialto trägt, und auf der Brücke selber stehen zu beiden Seiten die kleinen botteghe (Kramläden), die aus Marmor gebaut und mit Blei bedeckt sind. Wie



STRASSENSCENE.

die Sage geht, entstanden die ersten derselben, weil man Besorgniß hegte, daß die Brücke sich senken möchte, und Da Ponte, den man um Rath befragte, rieth sterbend, man möge die beiden Enden des Bogens auf solche Weise belasten. So gewann der Rialto den bunten Ueberbau, der ihm jetzt beinahe etwas Wohnliches gibt und ihm ganz die imposante Kühnheit nimmt, die der freie Bogen ehemals besaß. Seine Weite mißt nahe an hundertfünfzig Fuß, der Unterbau, der im Wasser steht, ruht auf einem Roste von zwölftausend Pfählen.

Auf diese Weise sind ja bekanntlich fast sämmtliche Häuser und Paläste Venedigs dem Meere entstiegen; die Stadt an sich ist der kolossalste Pfahlbau, den jemals die Welt gesehen. Um die ungeheure Last zu tragen, konnte man nur die mächtigsten Stämme und das edelste Holz gebrauchen, das durch den immensen Seeverkehr aus fernen Ländern importirt ward, und noch im vorigen Jahrhundert geschah es, daß eine vornehme Familie beschloß, ihren herrlichen Palast am Canal grande einzureißen, um die kostbaren Cedernstämme, worauf derselbe gebaut ist, heraus zu nehmen; so wollte sie sich aus der entsetzlichen Verschuldung retten, aber die Republik versagte das verzweifelte Beginnen.

Unter den Palästen des Canal grande haben zwei eine internationale Bedeutung, d. h. sie zeigen uns nicht blos den Zauberglanz und die Fülle, zu der das heimische Venedig emporstieg, sondern den Weltverkehr, der damals die Lagunenstadt beherrschte. Der Fondaco dei Tedeschi, dicht an der Rialto-Brücke gelegen, war das gastliche Haus, in welchem die deutschen Kaufleute ihren Sammelpunkt und der deutsche Handel sein Centrum fanden; über Venedig ging der ganze Verkehr aus der Levante nach Norden. Und ebenso wie die Deutschen hatten die Türken ihr nationales Haus am Canal grande, den Fondaco dei Turchi, auch er ward von der Republik erworben und der freien Gastfreundschaft übergeben, hier ward der Koran gelesen und Allah gepriesen, er war der Mittelpunkt orientalischer Sitte. Zwar ist der Bau noch ziemlich erhalten, aber er theilt das Schicksal, das alle Paläste am Canal grande traf: er ist in fremden ungeweihten Händen.

„Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt."

(Göthe.)

Noch begegnen uns einige der herrlichsten Paläste, wenn die Gondel unter der Rialto-Brücke hindurchgleitet, Ca' d'oro mit seiner wunderbaren goldgeschmückten Façade und Pesaro mit seinen wuchtigen Mauern, aber schöner als alle andern steht Vendramin-Kalergis vor unseren Blicken.

9

Kaum hörbar schmiegt sich die Gondel an die steinernen Treppen, wir treten durch das kolossale Thor, und im legitimsten Französisch weist uns der Portier über die Treppen. Es ist der Palast der Herzogin von Berry, jetzt dem Grafen Chambord zu eigen, dessen Spur wir allerwärts begegnen. Kein anderer Prachtbau Venedigs, von den vielen, die ich besucht, zeigt so tief die Schmerzen des Verfalls, diese Mischung von herrlicher Vergangenheit und sterbender Gegenwart. Wir schritten hindurch über Gänge und Säle, vorbei an herrlichen Statuen und verhüllten Gemälden, aber hier war ein mächtiger Spiegel zersprungen und dort der gelbe Damast zernagt, und sogar der Führer sah so grollend und verfallen drein, als stürbe ihm selber diese Herrlichkeit.

Auf der goldenen Wiege, an der wir vorübergingen, prangten die Lilien, und dennoch steht das alte Geschlecht der Besitzer verwaist, allerlei Hausgeräthe liegt in der kleinen Kapelle, aber keine Glocke tönt und keine Kerze leuchtet; eine Ohnmacht spricht uns an aus dieser Pracht, die wir mit Grauen empfinden.

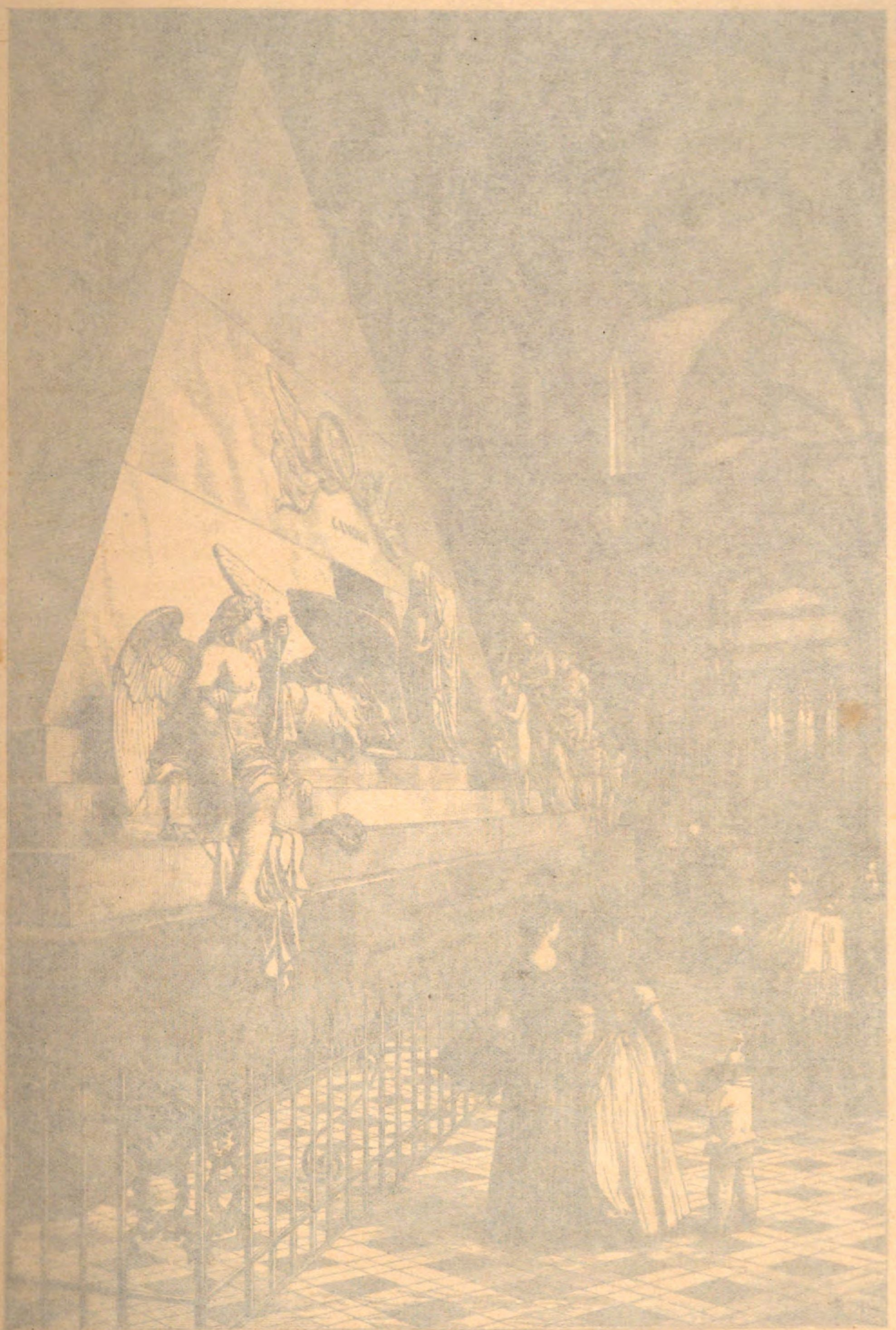
Es wäre thöricht, aus dem Preis der Dinge auf den Werth derselben zu schließen, allein für den tiefen Verfall, in den Venedig hinabsank, gibt es kaum ein beredteres Zeichen, als die Ziffern des Palazzo Vendramin. Derselbe Palast, der vor dreihundert Jahren um sechzigtausend Dukaten verkauft ward, kam vor wenigen Jahrzehnten um sechstausend Dukaten in den Besitz der Herzogin von Berry.

So eilen wir durch die lange Reihe der Paläste dahin, bis an die Mündung des Canal grande, bis zur Insel S. Chiara, wo die Lagune sich öffnet und die Einsamkeit des Meeres beginnt. Rothe Tonnen, die den Schiffen zur Warnung dienen, schaukeln sich auf der Fluth und bis hinüber, wo die Terra firma in Duft verschwimmt, reichen die Bogen der riesigen Brücke. Es ist die größte Brücke der Welt, denn sie mißt fast zwölftausend Fuß in der Länge und zählt mehr als zweihundert Joche; den Gedanken des Xerxes, der den Hellespont überbrücken wollte, hat die Gegenwart an Venedig erfüllt; denn auf eisernen Schienen rollen wir über die Fluth hinweg in's Innere der Stadt. Fast alle Wege, die wir bisher begangen, zeigen uns nur die Spuren todter Größe; fürstliche Bauten, die in geräuschloser Stille verfallen und fürstliche Geschlechter, die das Schicksal ihrer Paläste theilten; wir gingen durch eine ausgestorbene Welt, deren Puls seit Menschenaltern erloschen ist, wo sich das Leben kaum mehr wehrt wider das Sterben.

Ganz anders blickt uns Venedig an, wenn wir uns nun vom Markusplatze, der stets den Ausgang bildet, in die Handelsstraßen der Stadt vertiefen. Man geht durch den „Uhrthurm", der für die nördliche Façade des Platzes so charakteristisch ist und dessen Schlagwerk zwei eherne Männer regieren, in die Merceria, die auf den Ponte Rialto führt, dann stehen wir mitten in der Gegenwart mit ihren stürmischen Forderungen und ihrer ganzen Hast. Nicht das Sein, sondern das Haben ist hier die Losung, nicht die Würde, sondern nur die Klugheit der alten Venezianer waltet hier. Es ist ja bekannt genug, daß die Ideen des großen Geldverkehrs aus Italien ihren Ursprung nahmen, wie dieß noch heute die Namen sagen, aber auch hier war Venedig allen voraus. Es hatte die älteste Bank in Europa, die bis in die Zeiten Barbarossa's zurückreicht und deren Entwicklung in den Gesetzen der Stadt einen wichtigen Faktor bildet; alle Verfügungen, welche auf sie Bezug nahmen, wurden von den Stiegen des Rialto verkündet. Hier war die Börse, hier ward der große Handel über die Schätze des Orients gepflogen, hier tauschte Venedig den Reichthum seiner Industrie gegen den Reichthum der Natur, ehe England und Holland seines Handels Meister wurden.

Nicht weit von Rialto liegt auch die älteste Kirche Venedigs, S. Giacomo, deren Erbauung in das sechste Jahrhundert fällt, wenn wir einer Inschrift über der Thüre Glauben schenken. Fast die sämmtlichen Kirchen Venedigs (und man zählt deren hundertundzwei) sind reich an Schätzen der Kunst, obgleich es uns hier nur vergönnt ist, wenige derselben hervorzuheben. Schon durch den weiten herrlichen Raum, der sie umgibt und durch ihre mächtigen Dimensionen wirkt die Kirche dei Frari bedeutend; ihr Inneres aber birgt das stolze Grabmal des Tizian und die imposante Pyramide, unter der Canova ruht, der Orden dem sie gehört, sind die Franziskaner. Den Dominikanern war die Kirche S. Giovanni e Paolo (oder wie sie im Volke genannt wird Zanipolo) geweiht, auch sie hat wie S. Marco und Frari einen offiziellen Charakter. Denn der Sieg, den Venedig gegen Cypern gewonnen, wurde alljährlich hier gefeiert; für alle Dogen ward hier die Todtenmesse gehalten und manche wählten die Kirche selbst zu ihrer letzten Ruhestatt. Wir erinnern an Morosini und Mocenigo, an Giustiniani und Loredan, am herrlichsten von allen aber prangt das Grabmal des Andrea Vendramin.

In einer riesigen hoch überwölbten Säulennische, von Adlern getragen, erhebt sich der Sarkophag; schlafend



VENEDIG. GRABMAL CANOVA'S IN S. MARIA GLORIOSA DE' FRARI.

[illegible] das schöne Thor, und im [illegible] Herzogin von Berry, jetzt dem [illegible] Geschick, von den vielen, [illegible] Schöpferkraft und sterbender [illegible] verhüllten Gewändern, [illegible], und sogar der Führer sah so [illegible]

[illegible] das alte Geschlecht [illegible] und keine Kerze leuchtet; [illegible]

[illegible] allein für den tiefen Verfall, [illegible] Palazzo Vendramin. Derselbe [illegible] vor wenigen Jahrzehnten um [illegible]

[illegible] Mündung des Canal grande, bis zur [illegible] Rothe Tonnen, die den Schiffen [illegible] wo die Terra firma in Duft verschwimmt, [illegible] fast zwölftausend Fuß in [illegible] der den Hellespont überbrücken wollte, [illegible] über die Fluth hinweg in's Innere [illegible] todter Größe; fürstliche Bauten, [illegible] ihre Paläste theilten; wir gingen [illegible] wo sich das Leben kaum mehr wehrt [illegible]

[illegible] der stets den Ausgang bildet, in [illegible] der für die nördliche Façade des Platzes [illegible] die Merceria, die auf den Ponte Rialto [illegible] und ihrer ganzen Hast. Nicht das [illegible] der alten Venezianer waltet hier. [illegible] nahmen, wie dieß noch [illegible] Bank in Europa, die bis in [illegible] einen wichtigen Faktor bildet; [illegible] verkündet. Hier war die Börse, [illegible] den Reichthum seiner Industrie [illegible] wurden.

[illegible] deren Erbauung in das sechste [illegible] Fast die sämmtlichen Kirchen Venedigs [illegible] uns hier nur vergönnt ist, wenige [illegible] durch ihre mächtigen Dimensionen [illegible] des Tizian und die imposante [illegible] Den Dominikanern war die [illegible] auch sie hat wie S. Marco [illegible] wurde alljährlich hier [illegible] die Kirche selbst zu ihrer letzten [illegible] am herrlichsten von allen aber [illegible]

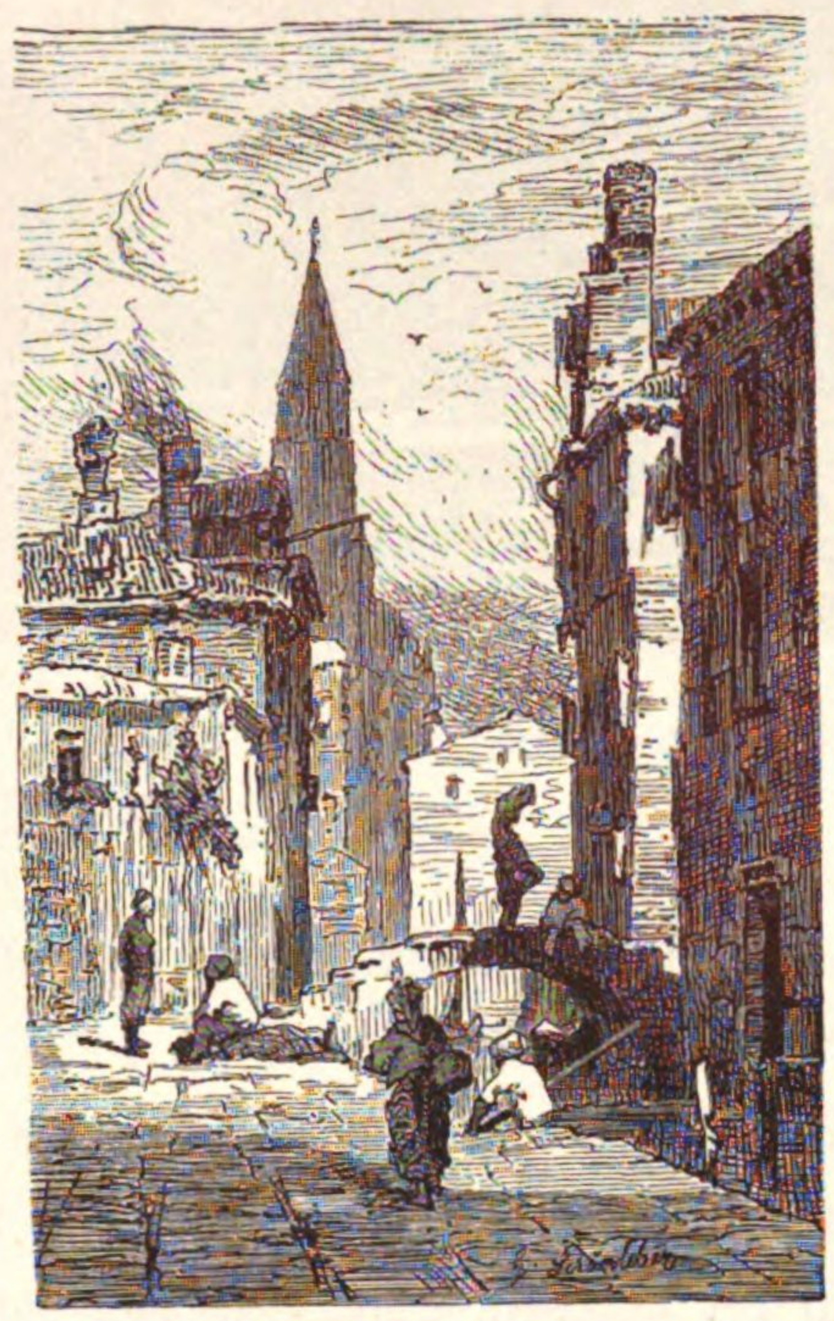
[illegible] erhebt sich der Sarkophag; schlafend



VENEDIG. GRABMAL CANOVA'S IN S. MARIA GLORIOSA DE' FRARI.

ruht hier das steinerne Bild des gewaltigen Dogen und die Tugenden, deren Gestalten ihn umgeben, wie sie im Leben ihn umgaben, beschirmen seinen ewigen Frieden. Von den übrigen Kirchen nennen wir San Rocco mit seiner berühmten Schule, auf der Giudecca steht il Redentore, ein Meisterwerk Palladio's und derselbe hat auch S. Giorgio Maggiore gebaut. Wo es möglich ist, umgibt die Kirchen ein freier Platz, andere aber stehen mitten im engsten Gewinkel der Gassen, ja hinter Scalzi dehnt sich sogar der Ghetto aus. Es mögen wohl siebenhundert Jahre sein, seit er mit seinen jetzigen Bewohnern bevölkert ward, denn früher waren sämmtliche Juden auf die Insel Giudecca verbannt und noch zu Zeiten Karl V. wurden sie genöthigt, sich durch ein rothes Abzeichen auf dem Hute zu unterscheiden. Nun ist ihr Treiben ziemlich ungestört. Dichte plaudernde Gruppen umlagern die enge Ghettostraße, die an den großen Festtagen Israels in einen grünen Garten verwandelt wird; von einem Fenster zum andern reichen die Laubgehänge und rothe Teppiche schmücken den Balkon, aber noch mancher Shylok wandelt unter den kichernden Mädchen.

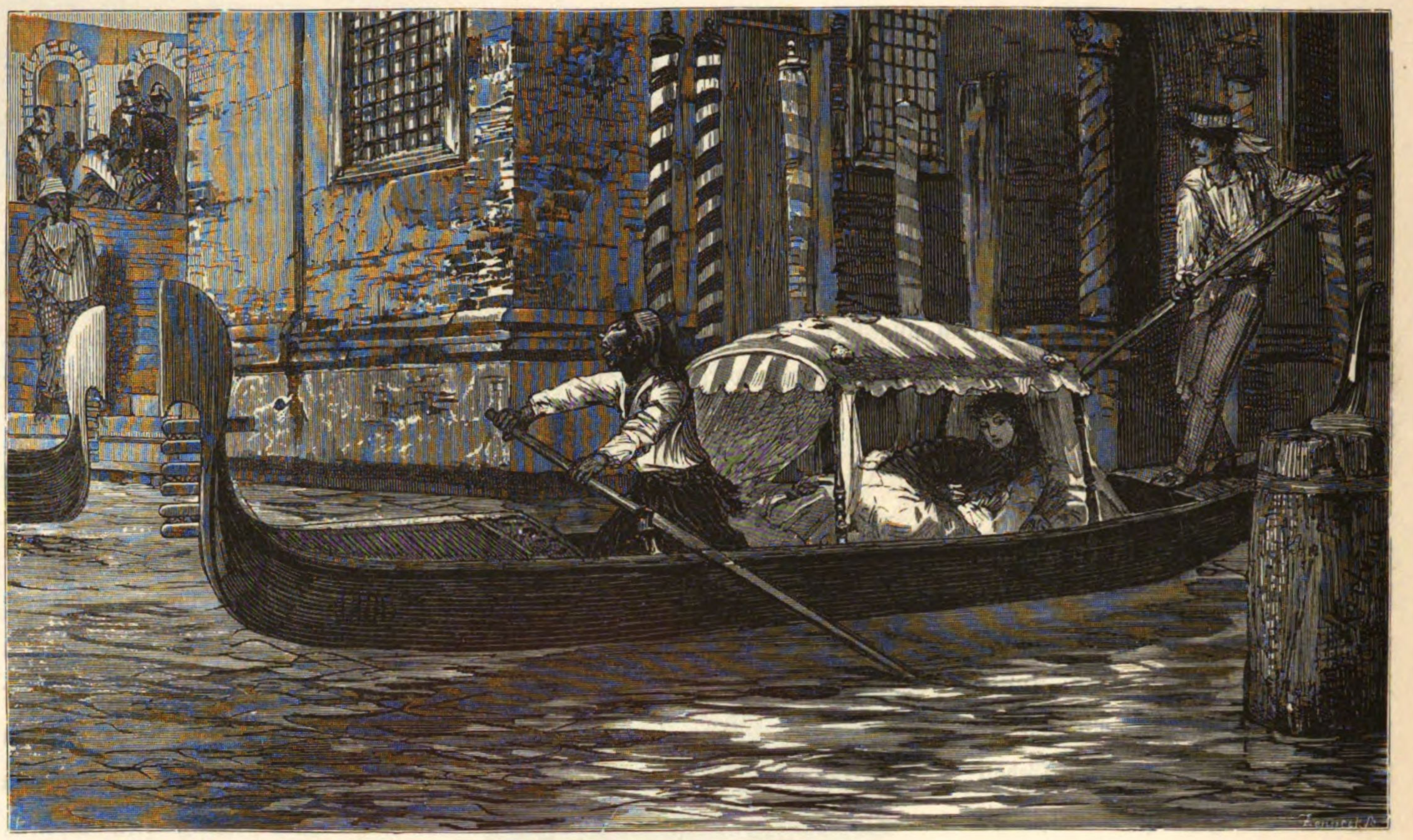
So reich indessen Venedig an Schönheit ist, eines mangelt der Stadt doch ganz, das ist die Natur. Wer sie genießen will, muß flüchten in die Giardini pubblici, auf den Lido oder an die kleinen Inseln von Chioggia und Torcello, wo die Fischerhütten stehen, aus dem Gebälk zersplitterter Schiffe gezimmert. Die öffentlichen Gärten Venedigs sind eine Schöpfung Napoleon's, der Hunderte von Mauern, ja selbst geweihte Mauern niederriß, um Venedig diesen Tummelplatz zu schaffen, das seltenste Geschenk, das er bieten konnte, ein mächtiges Stück festes Land, eine Wanderung im Grünen. Man geht die Riva dei Schiavoni entlang, die von der Piazzetta gegen den Lido führt, ein stattlicher Quai mit breiten Quadern, auf denen das Volk sich tummelt und vor dem in langer Reihe die Schiffe ankern. Die einen hissen die Flagge auf, das Sternenbanner der Union, oder die stolzen Farben des deutschen Reiches, an andern werden die Flanken neu betheert, die Matrosen aber, die müßig sind, liegen schlafend auf dem Verdeck. Immer wieder kommen wir an Brücken vorüber mit flachen breiten Stufen, die die Kanäle überschneiden, zur Linken steht das Arsenal mit seinen ungeheuren Werften und Magazinen, von den beiden steinernen Löwen gehütet, die Morosini einst aus Athen entführte. Jahrhunderte lang genoß dasselbe einen europäischen Ruhm und kein anderes der Erde schien mit ihm vergleichbar; die Aufsicht war drei „Patronen" anvertraut, die aus dem Kreise der Nobili gewählt wurden und alle Nacht mit der Prüfung der Wache wechselten. Der Ammiraglio del Arsenale hatte den Palazzo ducale zu beschützen, während die Wahl eines neuen Dogen stattfand, er befehligte den Bucentaur, wenn der Gewählte hinausfuhr in's Meer, um den Ring in die Fluth zu werfen, ein Heer von Arbeitern stand unter seinem Befehl. Zur Zeit, da die Republik am mächtigsten war, lagen ohne Unterlaß zehntausend der herrlichsten Eichenstämme im Wasser, um dem Schiffbau zu dienen; jedes Seil und jede Eisenrolle hatte ihr geheimes Erkennungszeichen und schon der Diebstahl eines Nagels war mit fünfjähriger Galeere bedroht. Hier lag auch der weltberühmte Bucentaurus vor Anker, das prunkende Fahrzeug der Dogen, das ganz mit Gold und rothem Sammt überladen, in dem selbst der Boden mit Ebenholz und Perlmutter gedeckt war. Vierundachtzig goldene Ruder bewegten die Barke über die blaue Fluth und das Jauchzen einer stolzen Menge gab ihr das Geleite!



STRASSE IN VENEDIG.

Hohen Ruhm genoß auch ehedem die Waffensammlung, welche sich im Arsenal befindet, denn sie bot den reichsten historischen Ueberblick, aber fremde Hände griffen allzeit gern in diese Kostbarkeiten, und jeder Sieger nahm aus ihr seine Trophäen.

Es währt nur kurze Zeit, so treten wir aus diesem eisernen Kreise in das Grün der Gärten, die uns vor allem durch das herrliche Gesammtbild fesseln, das sie vor uns entfalten. Von hier aus müssen wir den Blick auf die Giebel und Thürme der wunderbaren Meerstadt werfen, wenn das Abendlicht sie vergoldet oder wenn die Dämmerung ihren Schleier um Maria della Salute legt; hier werden die Lagunen breit und mächtig, oft mit schäumenden



GONDELFAHRT.

Wogen gekrönt und die Gestalten, die uns auf langsamer Wanderung in den breiten Fußwegen begegnen, haben noch manchmal etwas vom Adel der alten Nobili.

In ganz Venedig findet man kein Pferd, nur hier auf dem weichen Pfade, der neben der Hauptstraße entlang führt, zeigt sich ab und zu ein Reiter, und verblüfft schauen die spielenden ragazzi dem Wunderthiere nach.

Die Giardini pubblici liegen auf der äußersten Spitze Venedigs, auf jenem Dreieck, das hart in die Lagunen hineinsticht. Wer mit der Barke noch weiter fährt, der kommt an den Lido, auf die langgestreckte Düne, welche die Lagunen vom offenen Meere trennt und dann an die murazzi, jene furchtbaren Wälle, die die Stadt vor der Adria beschützen.

Hier gewinnt man am besten das Bild der wunderbaren Lage Venedigs, wie zwischen das feste Land und das offene Meer sich jene seichte Fluth hineingedrängt, die man laguna viva und morta nennt, und aus deren Fläche die geheimnißvollste Stadt der Welt emporstieg. Vom festen Land wie vom fluthenden Meer ist die lockere Masse der Lagunen durch Dünen wie durch gigantische Bauten getrennt, aber in's Meer hinaus sind ihr mächtige Thore geöffnet, auf welchen die Schiffe die offene See gewinnen. Porto di Lido, Malamocco, Porto dei tre Porti ist ihr Name. Der Flächenraum, den die Lagune bedeckt, mißt über hundertsiebzig Quadratmeilen, die murazzi allein, die bei Palestrina gegen das Meer errichtet sind, haben eine Länge von mehr als achtzehntausend Fuß und sind Mauern, die über vierzig Fuß Dicke und dreißig Fuß Höhe besitzen.

Am Porto di Lido ist die Düne weich, niederes Gestrüpp wuchert auf dem welligen Sande und zitternde Gräser säumen den Meeresstrand, den die Wogen verlangend überströmen. Die Fluth ist dunkel wie blauer Stahl, der mächtige Dampfer verschwindet am dämmernden Horizont, flatternd im Winde kehrt das leichte Segel der Barke heim.

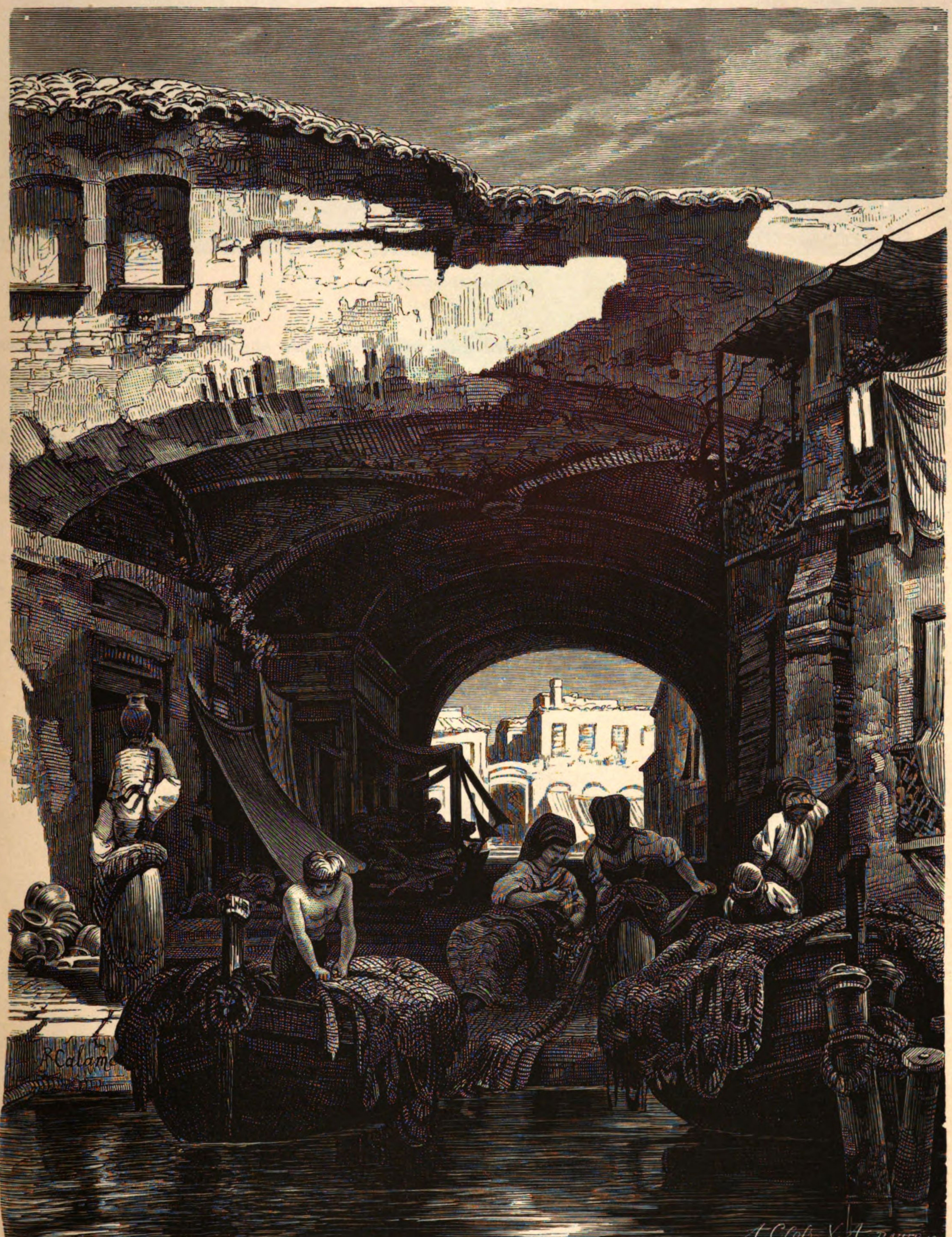
Wir schauen hinaus in die endlose Weite, fern kreist die Möve mit weißem Flügel, dann verschwindet auch sie in der Unendlichkeit des Meeres.

Vor der kleinen Osteria aber, die auf dem Lido steht, unter den grünen Akazien, beim Scheine buntfarbiger Lampen ist es bis tief in die Nacht lebendig. Da zecht das fröhliche Volk der Schiffer, bis die letzte Barke vom Ufer stößt und durch die schwellenden Lagunen heim zieht, die während der Fluth fast um Manneshöhe steigen.

Ein ferner, aber zauberischer Gesang empfängt uns, wenn wir spät an der Piazzetta landen, es sind die



PARTIE IN CHIOGGIA.



PARTIE IN CHIOGGIA.

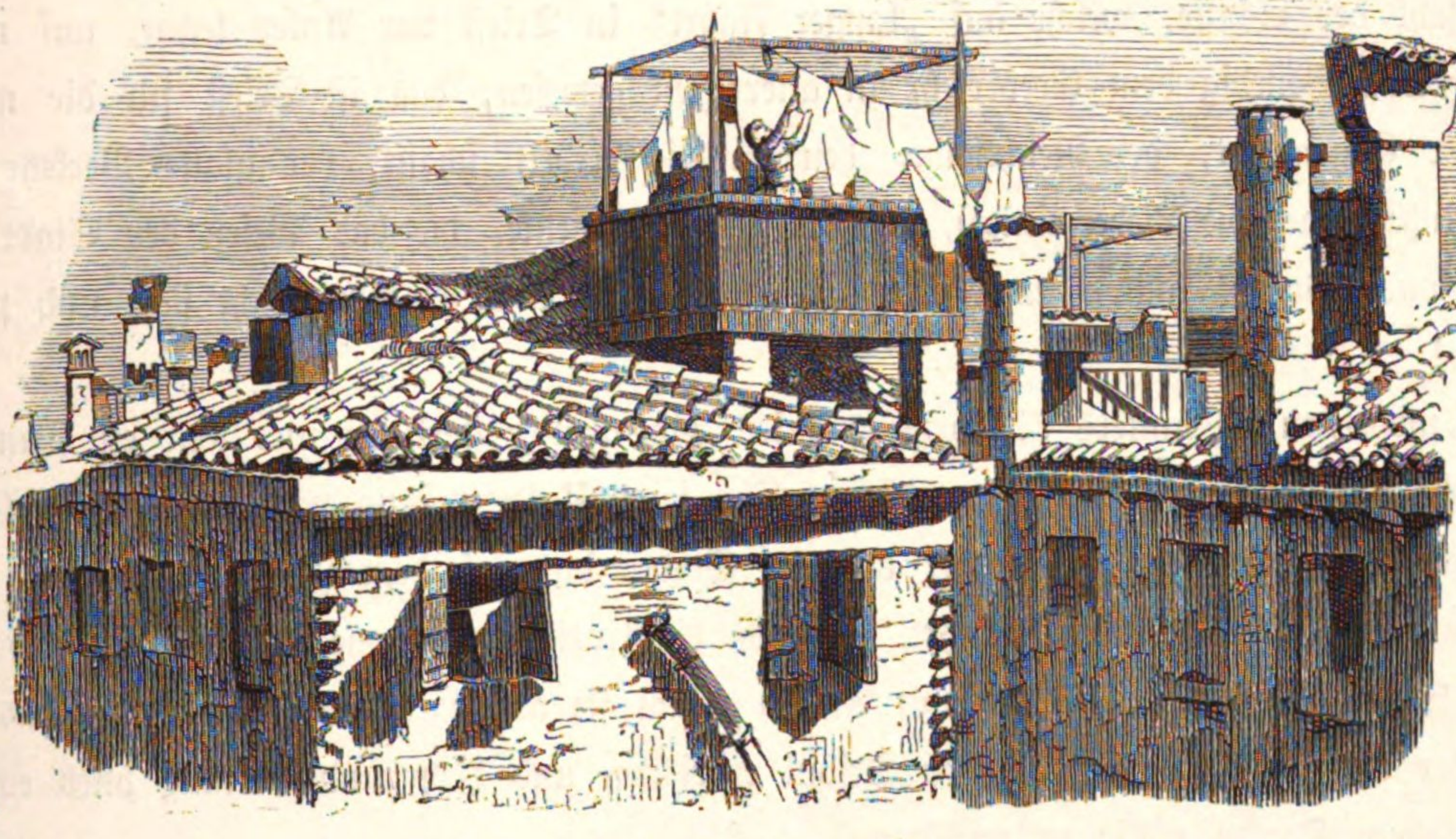


AUS VENEDIG'S LAGUNEN.

Gondoliere, die, den Canal grande hinaufziehend, ihre alten Lieder singen, Lieder die noch niemals in fremde Hand gekommen, aber die in ihrem Gedächtniß ewig weiter leben. —

Endlich aber naht die Stunde des Scheidens — der letzte Gang wie der erste führt uns zum gleichen Ziel, noch einmal auf die Piazza San Marco. Vor der goldbelasteten Kirche steht der stolze Campanile, der Glockenthurm, auf dessen kühne Gallerieen wir in steiler Windung steigen. Aus dem niederen Gemach des Thürmers, aus dem Dachwerk wo die Glocken hängen, über deren Gebrauch der Doge allein gebot, treten wir hinaus in's Freie, und wie aus mächtigem Zauberwort steigt nun das Meer und die Terra firma vor uns empor. Die Berge Verona's und der ferne Duft der Adria, die Spitzen der Paläste und die Spitzen der Masten liegen da draußen, ein Meer von Häusern und von Wogen!

Und wieder ist es Zeit der Fluth. Während sie langsam steigt, sieht es sich an, als sänke die Stadt hinab in die wachsenden Wellen, es wird uns zu Muth, als müßte sie sinken immer tiefer und tiefer, — bis hinab in's Grab.



AUF DEN DÄCHERN.

Nach Triest und Miramar.

Wir sahen dem Dampfer nach, der in mondbeglänzter Nacht durch den Porto di Lido in See ging. Kaum läßt sich mehr die lange Säule des Rauches erkennen, die seinen Weg bezeichnet oder das rothe Licht, das auf den Masten aufgezogen ward, in vollen Zügen rauscht das Meer um's Steuer, das Steuer aber ist gerichtet nach — Triest.

Fast allnächtlich machen die prächtigen Dampfer des Lloyd diesen Weg und es ist wohl ein zauberhaftes Bild, wenn man so am Maste lehnend hinausblickt und horcht und fühlt, wie das Unendliche sich vor uns ausdehnt: das unabsehbare Gewölbe des Himmels, die Unermeßlichkeit der Fluth, die ganze Einsamkeit des Meeres.

In sonniger Morgenstunde, wenn der scharfe Frühwind über das Deck streift, landet der Dampfer im Hafen von Triest, dessen kolossale Bauten uns beim ersten Blicke sagen, welcher Weltverkehr hier zusammenfluthet.

Schiffe mit hoher nordischer Flagge und die „vapori", die nach der Levante ziehen, liegen nebeneinander, ja man berechnet die Zahl der Schiffe, welche auf „langer Fahrt" in Triest vor Anker legen, auf mehr als dreizehntausend im Jahre. Was Venedig dem Seeverkehr in alter Zeit gewesen, das ist Triest für die moderne Welt; der erfinderische Geist der Gegenwart, der Reichthum, den rastlose Arbeit schafft, der glatte Verkehr aller erdenklichen Nationen (die der Nutzen statt die Liebe einigt), das sind die Elemente, die das Wesen der Stadt bedingen. Mehr als vierhundert Millionen Francs laufen im Jahr durch ihre Hand, und sie sollte nicht stolz und prächtig sein, nicht bauen und schwelgen!

Trotz seines modernen Charakters ist übrigens Triest von uralter Herkunft und war ein Tummelplatz illyrischer und keltischer Völkerschaften, längst ehe die Römer 177 v. Chr. seine Unterwerfung vollzogen. Damals hieß es Tergeste und ward mit unglaublicher Raschheit romanisirt; die alte Stadt, die auf dem Hügel (nicht hart am Meere) stand, war im Geviert gebaut und mit Thürmen bewehrt, sie sollte die trotzigen Stämme zwischen den Alpen und der Adria im Zaume halten. Durch die Hände Attila's und Alboin's kam sie an Karl den Großen, bis das mächtige Venedig aller Nachbarn Meister ward, sie mußte jährlichen Tribut entrichten und Jahrhunderte lang blieb es das Streben der eifersüchtigen Dogen, ihren Handel völlig zu zerstören.

Aber den Venezianern trat der Kaiser gegenüber, denn Triest war ja eine Stadt des deutschen Reiches; im Jahre 1508 vertrieb Max I. die kühnen Belagerer und auf den Reichstagen Germanien's ward wiederholt um die Freiheiten von Triest verhandelt. Freilich ward mehr und mehr aus der kaiserlichen Oberhoheit ein österreichisches Patronat, bis der Doppeladler endlich volle Herrschaft gewann.

Seine commercielle Hebung, auf die Venedig mit tödtlichem Hasse sah, verdankt Triest der großen Maria Theresia, ihre Gesetze befreiten den Handel von allen Fesseln, sie eröffnete dem Verkehre der verschiedenen Nationen jene freie



Nach Triest und Miramar.

[illegible] Nacht durch den Porto di Lido in See ging. [illegible] die keinen Weg bezeichnet oder das [illegible] in vollen Zügen rauscht das Meer um's Steuer, [illegible]

[illegible] Dampfer des Lloyd diesen Weg und es ist wohl ein [illegible] und horcht und fühlt, wie das [illegible] die Unermeßlichkeit der Fluth, die ganze [illegible]

[illegible] streift, landet der Dampfer im Hafen [illegible] hier zusammenfluthet.

[illegible] Levante ziehen, liegen nebeneinander, ja [illegible] legen, auf mehr als dreizehn- [illegible] ist Triest für die moderne Welt; der [illegible] der glatte Verkehr aller erdenklichen [illegible] die das Wesen der Stadt bedingen. Mehr [illegible] und sie sollte nicht stolz und prächtig sein, nicht [illegible]

[illegible] Herkunft und war ein Tummelplatz illyrischer [illegible] Unterwerfung vollzogen. Damals hieß es Tergeste [illegible] auf dem Hügel (nicht hart am Meere) stand, [illegible] zwischen den Alpen und der Adria im [illegible] kam sie an Karl den Großen, bis das mächtige Venedig [illegible] und Jahrhunderte lang blieb es das Streben der [illegible]

Aber den [illegible] denn Triest war ja eine Stadt des deutschen Reiches; im Jahre [illegible] und auf den Reichstagen Germanien's ward wiederholt um die [illegible] Triest verhandelt. [illegible] mehr aus der kaiserlichen Oberhoheit ein österreichisches [illegible] der Doppeladler [illegible]

Seine commercielle [illegible] Hafen sah, verdankt Triest der großen Maria Theresia, ihre [illegible] den Handel von allen [illegible] dem Verkehre der verschiedenen Nationen jene freie



TRIEST.

Bahn, welche ihm (zum Theil aus religiöser Intoleranz) bisher versagt war. Ungehemmt strömen jetzt Griechen und Muselmänner aus der Levante herbei, friedlich stehen die Tempel aller Bekenntnisse nebeneinander. Aber auch der Haß Venedigs ist gerächt — Alles, was es ehedem zur See gewesen, ist heutzutage Triest.

Der Schwerpunkt der Stadt und ihrer ganzen Bedeutung liegt naturgemäß im Hafen; von hier aus haben wir den herrlichsten Blick auf ihre wunderbare Lage, hier strömen sichtbar alle die Millionen zusammen, von hier geht jener merkwürdige Canal grande aus, auf dem die schwersten Schiffe bis tief in's Innere der Stadt gelangen.

Die Anlage des Hafens erfolgte kurz nach Beginn des dreißigjährigen Krieges, obwohl es damals nur ein Bassin für kleine Barken war, das man errichten wollte; die jetzigen kolossalen Bauten, bei denen das Meer mit Steinen zugeschüttet und Berge abgegraben wurden, waren unserem Jahrhundert vorbehalten. Auch der Leuchtthurm, welcher auf der äußersten Spitze von Santa Teresa steht, ist erst im Jahre 1834 errichtet.

Ohne Zweifel ist der glänzendste Platz im Innern der Stadt die Piazza della Borsa, und das ist bezeichnend für Triest: denn überall stehen die commerciellen Interessen im Mittelpunkt, der Corso, die Baukunst, ja selbst die Kirchen sind ihnen dienstbar. Dicht neben der Börse steht das Tergesteum, ein riesiger Palast, der 1840 aus der alten Dogana errichtet und zum Sammelpunkt der südlichen Handelswelt bestimmt ward; hier befinden sich die Bureaux des österreichischen Lloyd, prächtige Lesesäle und Druckereien, und in den glasgedeckten Gallerien, die das Gebäude durchkreuzen und zur offenen Promenade dienen, zeigt sich der ganze Drang der südlichen Völker, mit ihrem öffentlichen Leben nach Außen zu treten.

Sicherlich ist aber auch der Lloyd von all' den großen Institutionen, die hier geschaffen wurden, die bedeutendste, und seine Entstehungsgeschichte ist gleichsam das Prototyp jener stolzen gemeinnützigen Schöpfungen, an denen Europa heute so reich ist. Zu den Gründern und Leitern desselben gehörte Baron Bruck, der spätere österreichische Finanzminister; im Anfang war die Thätigkeit nur auf das Versicherungswesen beschränkt (1831), bis sich das Bedürfniß fühlbar machte, die wichtigen Nachrichten, welche über den Schiffsverkehr an die Gesellschaft gelangten, systematisch zusammenzustellen und dem größeren Publikum zu vermitteln. So ergab sich denn von selbst aus dem bisherigen Geschäftsbetrieb ein zweites neues Unternehmen, das „Giornale del Lloyd Austriaco", das bald auch in deutscher Sprache erschien und den Anfang jener kolossalen literarischen Thätigkeit bildete, über welche der Lloyd zur Stunde gebietet. Die prachtvollsten geographischen Werke, Karten, Holzschnitte, Kupferstiche, sowie zahlreiche Zeitschriften erscheinen nun in seinem Verlage.

Aber der dritte und wichtigste Zweig seiner Thätigkeit begann erst dann, als er die großen Dampferlinien errichtete, die jetzt den ganzen Verkehr des Orients beherrschen, als man jenen Schritt weiter ging, daß es sich nicht nur um rasche Verbreitung, sondern auch um rasche Gewinnung von Nachrichten handle, kurz, daß die Benutzung aller commerciellen Fakta auf der Leichtigkeit des Verkehrs beruht.

Nachdem der Gedanke gefunden war, war es nicht schwer, die Mittel zu finden; die Schiffe wurden in London gebaut und am 16. Mai 1837 fuhr der erste Dampfer des Lloyd nach Constantinopel. Das war der Wendepunkt. Von der ungeheuren Expansivkraft, welche die Gesellschaft von nun ab entwickelte, von dem Scharfblick, womit sie ihr Netz erweiterte und die Verbindung mit den übrigen großen Verkehrsinstituten fand, kann sich der Laie kaum ein Bild machen, auch dafür gibt es kein anderes Wort als das Talent.

Der Orient und die Westküste des Schwarzen Meeres, die untere Donau und der Po empfangen jetzt von Triest ihren regelmäßigen Verkehr; das ursprüngliche Capital, das nur anderthalb Millionen betrug, war 1870 schon verzehnfacht, die Zahl der Dampfer stieg nahe bis siebzig, das Material, das nur für ihre Heizung benöthigt ward, kostete über zwei Millionen Gulden im Jahr. Freilich erscheint das nur begreiflich, wenn man auch die Ziffern der Leistung kennt, wenn man bedenkt, daß im gleichen Jahre mehr als eine Million hundertachtzehntausend Meilen zurückgelegt und über dreihunderttausend Passagiere befördert wurden, daß der Gütertransport nahe an sechs Millionen Centner reichte. „Avanti" ist die stolze Devise der Gesellschaft und Niemand führt sie mit besserem Recht.

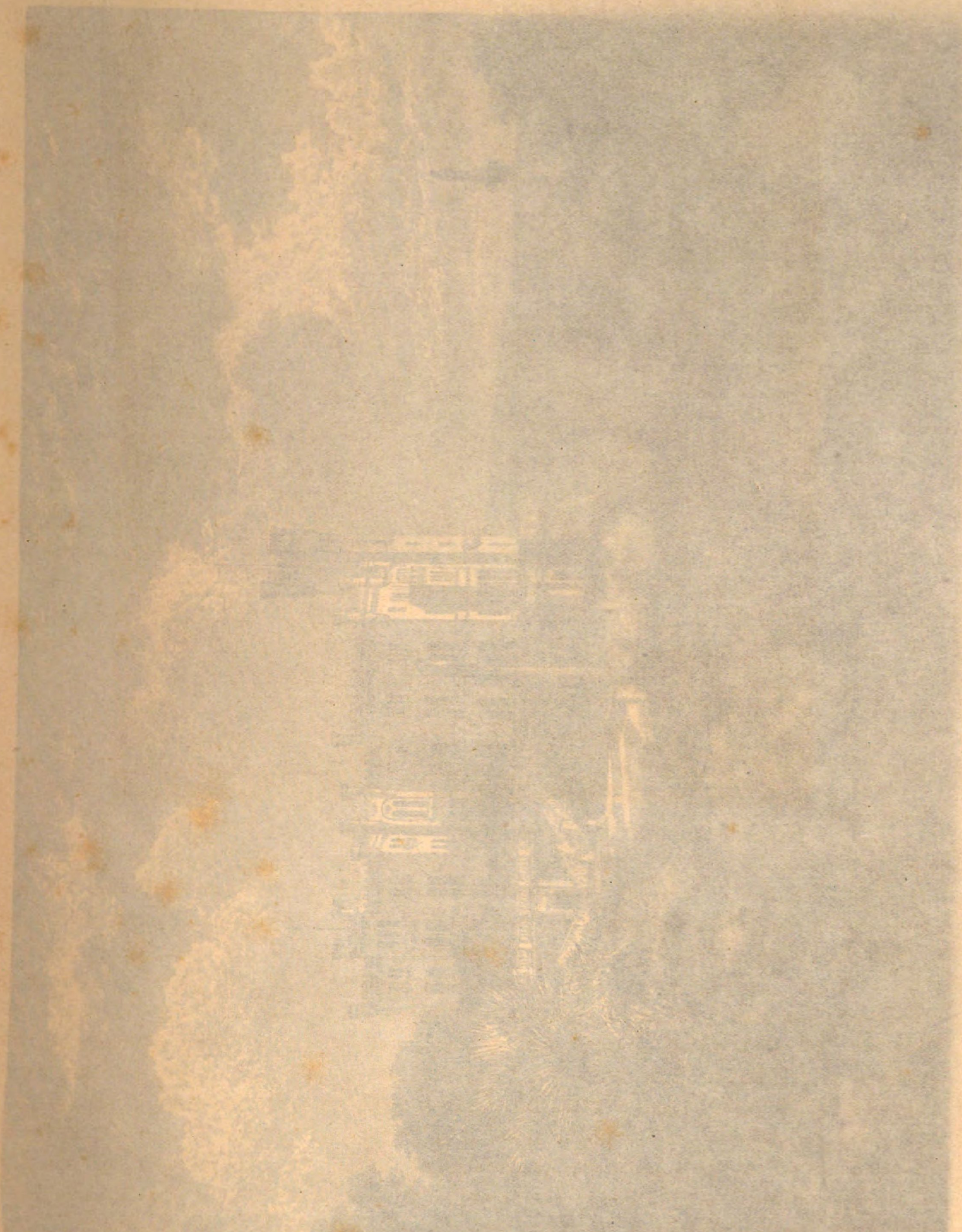
Wenn uns das Tergesteum mehr den stillen arbeitsamen Geist und die intellektuelle Macht empfinden läßt, die solch ein Unternehmen leitet, so sehen wir im Arsenal des Lloyd, das seit 1857 vollendet und auf vier Millionen neunhunderttausend Gulden gewerthet ist, die tausend rührigen Hände, die daran schaffen, hier wird die äußerliche Machtentfaltung, der Verbrauch an physischer Kraft uns klar.



GROTTE VON SAN SERVOLO BEI TRIEST.

Aber noch eines — woher der seltsame Name, was bedeutet der Ausdruck Lloyd? Wohl nicht allen ist es gegenwärtig, daß Herr Lloyd ursprünglich nichts anderes war, als der Besitzer eines Caféhauses in London; er hatte die Restauration der Börse und in seinen Lokalen versammelten sich Agenten und Makler, um dort begonnene Geschäfte zu besprechen und abzuschließen. Schon zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ging das Geschäft in den Besitz einer kaufmännischen Gesellschaft über, die es für ihre regelmäßigen Versammlungen benützte und bald an allen Enden der Erde Vertreter gewann. Die Berichte, welche von denselben eintrafen, wurden hier angeschlagen und später in Lloyd's list veröffentlicht, einem Blatte, das seit 1800 täglich erscheint. Auf diese Weise entwickelte sich das weltberühmte englische Institut und nach diesem Beispiel ward der österreichische Lloyd gegründet.

Vom Tergesteum, wo der letztere seinen Sitz hat, führt der Corso in die Altstadt, die uns starke Befestigungen und manche Spuren der Antike zeigt. Nur wenig ist von den Kirchen Triest's zu berichten, wohl aber müssen wir ein Grab besuchen, das jeder Deutsche mit Ehrfurcht nennt. Es ist die Ruhestätte Winckelmann's, die wir meinen, jenes mächtigen Mannes, der die Antike neu belebt hat und 1768 in Triest ermordet wurde, als er eben seinem Begleiter Arcangeli eine Sammlung alter Goldmünzen zeigte. Lessing, obgleich mit Winckelmann vielfach im Widerstreit, meinte doch, daß er ihm gerne ein paar Jahre seines eigenen Lebens gegeben hätte; so hoch schätzte er sein Verdienst.





MIRAMAR.



WINCKELMANN'S DENKMAL.

Aber auch die Manen eines anderen Mannes treten uns entgegen, wenn wir Triest und seine Umgebung durchwandern. Zwei Punkte sind in derselben besonders bemerkenswerth, die Grotte von San Servolo und ein Schloß, welches bei Grignano weit in die See vorspringt. Das ist Miramar; das war die ritterliche Burg und das Tusculum Maximilians, ehe er der Tragödie von Queretaro entgegenging. Hohe mächtige Dämme, aus istrischem Gestein erbaut, schützen die Zinnen vor der Fluth, breite Treppen führen durch grünbelaubte Gänge hinab zum Ufer, wo es sandig ist und weich; meilenweit sieht man vom Söller über die blaue Adria. Selbst der Fremdling, der durch diese Bogengänge schritt, der nur einmal den Nachtigallen lauschte, die dieß dunkle Grün erfüllen, fühlt etwas wie Sehnsucht in seinem Herzen, wie mag es dem Fürsten ergangen sein, der hier den Traum seiner glücklichen Jugend träumte!

Unter den Kugeln des Feindes, den er geistig überwinden wollte, sank sein Leben, in Wahnsinn liegt sein Weib, die edle Königstochter, und verödet steht am Meeresstrand das Schloß von Miramar.



BLICK AUF MANTUA BEI PONTE SAN GIORGIO.

Mantua.

Es ist Winter, in der Morgenfrühe wird Reveille geblasen und ein Bataillon von Grenadieren zieht gemessenen Schrittes auf die breite Bastion hinaus. In ihrer Mitte geht ein Gefangener mit gesenktem Haupt, aber ungebeugt und unerschütterlich dem Ziel ergeben, für das er sein Leben wagte; vor all' den Kasematten, wo sie vorüberziehen, stehen die Männer mit schluchzender Geberde, um ihn noch einmal zu sehen, ihren Führer und Helden. Das ist Andreas Hofer, der Sandwirth aus dem Passeyerthal. Als man am Platze angekommen, ward ein Carré gebildet, nach rückwärts geöffnet; die Schützen treten vor, er weist die Binde zurück, die ihm die Augen decken soll und gibt selber den Befehl zum Feuer.

Von zwölf Kugeln getroffen stürzt er zu Boden, aber erst die letzte, die noch nachfolgt, erlöst seine Seele; sie werfen ein schwarzes Tuch über die Leiche und im gemessenen Schritt, wie sie gekommen, ziehen die Grenadiere heim.

So starb der Held von 1809 auf den Wällen von Mantua und man darf wohl sagen, der Schuß, der damals krachte, hallt nach in der Erinnerung des Volkes bis heute. Das Blutgericht, das damals gehalten wurde, war so verletzend für das Gefühl der Zeitgenossen, daß es der Stadt, wo es vollzogen ward, gleichsam ihr unauslöschliches Merkmal aufgedrückt. Wer nur den Namen Mantua auf die Lippen nimmt, der nennt den anderen Namen dazu: Andreas Hofer; er ward gewissermaßen der Märtyrer der Stadt.



CERTOSA BEI PAVIA.

So urtheilt das heutige Geschlecht und wir haben es fast darüber vergessen (über dieser einen Gestalt, die ganz der Neuzeit angehört), wie uralt eigentlich die Erinnerungen und der Ruhm dieser stolzen Veste sind, wie viel andere große Namen hinter den Wällen Mantua's ihre Heimat suchen.

Denn in vollem Maße theilt diese Stadt die Eigenart, die wir den meisten Städten Oberitaliens vindicirten; ihre Geschichte ist mächtiger als die Geschichte so manchen Staates. Fast jede zählt Geschlechter, die den Herrschern Europa's ebenbürtig zur Seite standen, fast jede hat ihren Helden aus antiker Zeit, der noch im Bewußtsein des heutigen Volkes unverkümmert lebt. Wie wir in Verona den Spuren Catulls und in Padua den Manen des Livius begegneten, so finden wir hier Virgil, den großen Sänger der Aeneide, der schon in seinen georgischen Liedern die schilfbekränzte Fluth des Mincio begrüßt und sich sehnt, daß die Musen ihn wieder zur Heimat führen.

Aber auch an all' den tausend Stürmen, die dem Sturze des römischen Kaiserreiches folgten, an all' den Thaten und Leiden, die das Mittelalter über Italien brachte, hatte Mantua seinen vollen Theil. War es doch hier, wo Alboin und Autharis das Scepter schwangen, wo die deutschen Kaiser, wenn sie auf ihren Römerzügen die Lombardei durcheilten, so gerne einen Rasttag hielten! Erbittert stritten um den Besitz der Stadt Heinrich IV. und die Gräfin Mathilde, Hildebrands mächtige Freundin; blutig ward in den Straßen gekämpft von den mächtigen Adelshäuptern, die alle nach Herrschaft geizten, bis endlich Gonzaga die Herrschaft gewann.

Mehr als dreihundert Jahre behauptete sich sein Geschlecht im Besitze derselben, denn es war kampflustig und stark, so oft der Krieg an die Mauern pochte und von offenem Sinn für das Schöne, wenn es galt, die Heimat zu schmücken und den Bürgerstolz zu wecken. Was Giulio Romano in dem herrlichen Schlosse gemalt, was Alberti in Mantua erbaute, ist aus dem Mäcenatenwort dieser Fürsten erstanden, nicht Florenz allein hatte seine Mediciäer.

Betrachten wir die Stadt in ihrer äußeren Lage, so ist sie auf zwei Inseln des Mincio errichtet, der sich hier mächtig aufgestaut und wie ein See die Stadt umgürtet. Fünf gewaltige Thore führen hinaus auf die großen Straßen von Süden und Norden, ein breiter Mühlendamm führt von der Stadt zur Citadelle und schwarze hochgeladene Barken, die bis an's Ufer des Adriatischen Meeres fahren, liegen in Porto-Catena vor Anker. So zeigt uns denn die Stadt, wie sie mitten im Wasser steht, mit ihren furchtbaren Forts ein düsteres, wehrhaftes Bild; mehr und mehr hat sich der Geist der goldenen Renaissance verflüchtigt und ist dem Geiste kriegerischer Verschlossenheit gewichen. Nicht die Schönheit, sondern nur die Stärke war das Grundprincip der späteren Entwicklung.

Und in der That ist Mantua heutzutage eine der fürchterlichsten Festungen, die Europa besitzt, denn während die Stadt selber kaum achtundzwanzigtausend Bewohner zählt, reichen ihre Casematten für eine Armee von vierzigtausend Mann; tief in's Wasser hinein sind doppelte Bollwerke gebaut, knarrende Zugbrücken führen darüber und jedes der Thore starrt von neuer Befestigung. Weithin werden von hier aus alle Straßen beherrscht, vergeblich belagerten im Juli 1796 die Franzosen den Platz und grauenhaft waren die Opfer, welche der Feind im Jahre 1797, 1799 und 1814 brachte, ehe Mantua sich ergab. Diese Jahre sind es recht eigentlich, welche der Stadt jene finsteren Furchen in's Antlitz prägten, die wir heute an ihr gewahren; aber wie es damals zum Schauplatz der großen Gewaltthat ward, als der reitende Bote von Mailand das Todesurtheil gegen den tyrolischen Helden brachte, so ward es später in den traurigen Jahren nach 1848 der Schauplatz jener finsteren politischen Processe, in denen nicht die Schuld des Einzelnen, sondern die Freiheit der Völker verurtheilt ward.

Ueber der schwülen Stimmung aber, die diese Erinnerungen uns wachrufen, lastet bleiern die Atmosphäre, welche aus den sumpfigen Niederungen des Flusses aufsteigt und der mörderische Bundesgenosse der Belagerten wird, besonders wenn fremde Truppen die Stadt bedrängen.

Alle diese Eindrücke freilich, welche die Festung Mantua uns nahelegt, vergessen wir rasch, sobald wir nun Mantua die Stadt betreten, wenn wir durch die inneren Gassen schreiten, an Palästen und Theatern vorüber, durch eine andere Zeit, durch eine Fülle von Meisterwerken, die kaum ihres Gleichen haben. Nicht die zerstörende Hand des Krieges, sondern die schaffende Hand der Kunst wird jetzt unser Führer. — Als Mittelpunkt der Stadt muß die Piazza S. Pietro gelten, die uns den Dom und den alten Palazzo ducale zeigt, den Sitz der höchsten geistlichen und weltlichen Gewalt. Von hier bis zur Straße vom grünen Kreuz und zum Teatro sociale drängt sich der dichteste Verkehr; der originelle Anblick aber wird dadurch gesteigert, daß der eine jener See'n, zu welchen der Mincio sich aufstaut, bis hart an den Platz reicht: nur eine Brücke führt von hier zur Lunetta.



BERSAGLIERI, EINEN BAHNZUG ERWARTEND.

Im alten Schloß der Herzoge von Mantua ist Giulio Romano der herrschende Meister, er hat den von Bonaccolsi begonnenen Bau zu seiner künstlerischen Bedeutung erhoben, indem er dem Inneren neue Gestalt gab; er hat die Mauern desselben durch seine trojanischen Fresken für alle Zeiten berühmt gemacht.

Noch reicher an Werken dieses Meisters ist der Palazzo del Te, in welchem acht Säle von seiner Hand geschmückt sind, unerschöpflich durch die Fülle ihrer Gegenstände und unerreichbar an Grazie wie an Größe. Das erstere gilt von dem Saal der Psyche, das zweite von der Sala dei Giganti, wo uns die himmelstürmenden Titanen fast schreckhaft gegenübertreten. Die ungeheure Expansivkraft, welche jene Zeit besaß, zeigt sich am besten in der Wahl ihrer künstlerischen Motive, die ja mit Vorliebe auf die alte Götterwelt zurückgriffen; jeder kleine Duodezfürst wollte

seine Versammlung von Olympiern und seinen Saal voll Giganten haben. Vielleicht erschiene diese Leidenschaft uns heute lächerlich, wäre nicht ihre Darstellung in die Hände von Künstlern gefallen, die dem Streben nach politischer Größe ihre ganze künstlerische Größe dienstbar machten, und auf solche Weise den kleinen Höfen einen unvergänglichen Nimbus gaben. Was anderen Dynastien ein großer Minister oder ein großer Feldherr geleistet, das leisteten den italienischen Fürsten des sechzehnten Jahrhunderts die großen Künstler, deren Namen mit dem ihrigen unauflöslich verknüpft sind.

Und dieß fühlte man auch in einem Volke, das so ausgeprägten Sinn für öffentliche Ehre und öffentliche Schmach besaß; die Stellung, welche Giulio Romano am Hofe der Gonzaga's und bei der Bürgerschaft der Stadt genoß, war in der That eine glänzende. Denn nicht nur der Adel der Geburt, auch die Geistesaristokratie errang sich eine gewisse Souverainetät in jenen „Republiken"; Giulio Romano war nicht der Diener, sondern der Freund des Herzogs, der ihn berufen, sein Haus ward vom Volk geehrt, wie eine geweihte Stätte, sein Tod ward als nationales Unglück betrauert. „Wir haben unseren Giulio Romano verloren, unsere rechte Hand," schreibt Herkules Gonzaga im Jahre 1546.

Und in der That ward auch das künstlerische Leben der Stadt fast zugleich begraben mit diesem unersetzlichen Meister; der Letzte aus dem Stamme der Gonzaga starb 1707 in jener ganzen Versunkenheit, die das Erbtheil der Letzten ist, und hinterließ die gewaltige Veste der neidischen Zeit, wie einen Erisapfel, um dessen Besitz Deutschland und Frankreich, Oesterreich und Savoyen buhlten. Länger als ein Jahrhundert währte ihr Streit — jetzt aber weht die Trikolore des einigen Italiens, wo ehedem Andreas Hofer dem Kaiser Franz das letzte Lebehoch gebracht, ehe das Kommando tönte: Feuer!

Mailand.

Nicht seiner äußeren Erscheinung, aber seinem inneren Werthe nach zählt Mailand zu den bedeutendsten Charakteren Italiens; es ist mehr als Phrase, wenn man es die „moralische Hauptstadt" des Landes nennt. Was mußte nicht Alles geschehen in Thaten und Leiden, bis endlich das Vaterland geeinigt war, und wenn auch die Begeisterung für diesen Wunsch das ganze Volk durchfluthete, der Löwenantheil an der Arbeit fiel doch dem Norden Italiens zu. Hier vor Allem, in Piemont und bei den Lombarden, war jener nüchterne, strenge Geist, der zum Wollen auch die That fügt, den keine Noth des Erduldens schreckt, und im Erdulden wenigstens ist keine andere Stadt mit Mailand vergleichbar. Achtundvierzigmal ist es belagert worden, und achtundzwanzigmal ward es erstürmt; so oft die Wogen des Krieges sich über die lombardische Ebene ergossen, schlugen sie brandend an seine Mauern; wie ein Fels aus dem Meere ragt Mailand aus der stürmischen Geschichte des Mittelalters. Aber neben all' dieser Kampfeslust, neben jenem männlichen Trotz, der recht eigentlich die Signatur der Stadt war, blühte doch immer in unerschöpflicher Fülle Kunst und Wissenschaft, Reichthum und Minnedienst, ja, es entstand sogar im Scherz die Sage, der Name Mailand bedeute die „Stadt der Maiden".

So gingen zwei Jahrtausende im Sturm über dieß kühne Haupt der Lombardei hin und wir glauben es kaum, daß dieselbe Stadt, in der wir die weißen Soldaten Radetzky's sahen, die 1859 begeistert rief: „Vittorio Emanuele", zweihundert Jahre vor Christus schon von den Römern belagert ward, daß Theodosius hier Hof hielt und Attila hier sengte. Furchtbarer aber als dieß Alles war das Strafgericht Barbarossa's, dessen Gattin hier so tiefe Schmach erduldet, daß er schwur, die Stadt dem Boden gleich zu machen. Mit eisernen Haken wurden damals die Gebäude niedergerissen und Feuer an ihr Gebälk gelegt; erst auf den Trümmern Mailands sah der Kaiser seine Sühne. Zwei Jahrhunderte später finden wir die Visconti im Vollbesitz der Stadt; die Mittel, mit welchen sie ihre Herrschaft befestigten, waren dieselben, die jeder Gebieter Italiens damals übte, dieselben, wie sie Machiavell im „Principe" berühmt gemacht; nur daß sie der eine kühner als die anderen zu gebrauchen wußte.

Grausame Zeiten, voll Blut und Gewaltthat, mußten vergehen, ehe das Geschlecht der Sforza das Herzogthum Mailand gewann. Sie kamen aus niedrigem, ja bäuerlichem Stamme, aber der Gründer ihrer Würde besaß doch wenigstens persönlichen Muth und zeigte, was der Glaube an einen hohen Beruf vermag, bis seine Enkel wieder in den Fluch der alten Tradition versanken.

Der volle Zwang des Despotismus indessen kam über Mailand erst, als Karl V. es in die Hände Spaniens übergab, in denen es bis zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts verblieb. Wie man über die Herrschaft Oesterreichs dachte, die darauf folgte, ist allen Zeitgenossen bekannt; vergeblich berief man deutsche Gelehrte und Künstler, um der Stadt neuen Nimbus zu geben, — aber Mailand wollte nicht deutsch sein, es wollte nichts sein als ein Theil des einigen Italien! Entsetzliche Jahre vergingen, bis der Friede von Villafranca kam und der König im brausenden Jubel in Mailand einzog.

Es ist wunderbar genug, daß eine Stadt, die so unwandelbar im Kreise nationaler Entwickelung stand, doch äußerlich so wenig nationale Charakteristik zeigt. Denn Jeder, der Italien unbefangen durchzieht, wird sich gestehen, daß das italische Element in Mailand am wenigsten zu Tage tritt; das Leben, die ganze Physiognomie der Stadt hat vielmehr einen cosmopolitischen Zug, wie er jeder Großstadt eigen ist, und gar manche Straßen könnten ebenso gut in Paris sein.

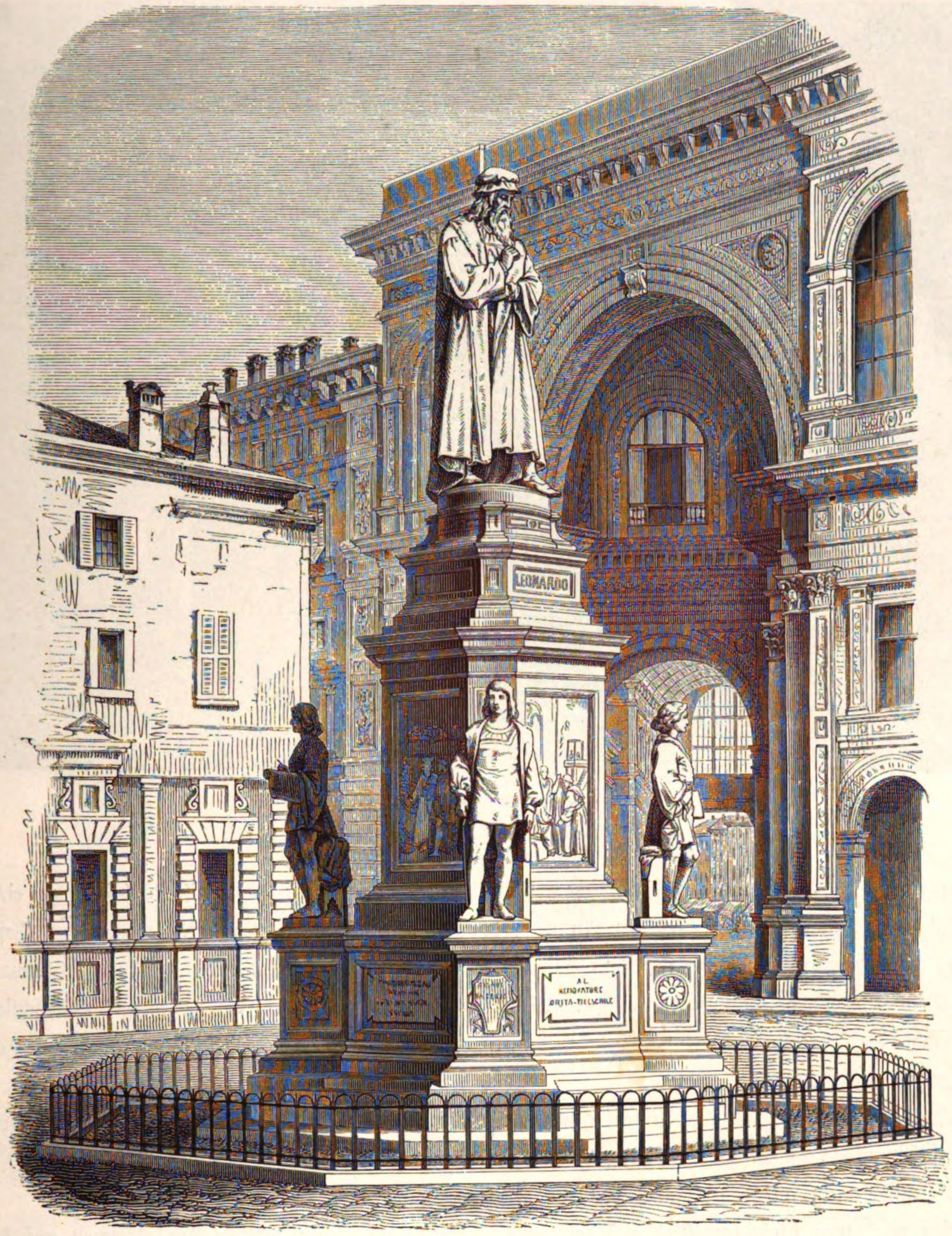
Am ehesten besitzen noch die neuen Wege (vor Allem die Gallerie Victor Emanuels) ein südliches Gepräge; dieß Bedürfniß nach hohen glänzenden Räumen, wie es hier zum Ausdruck kommt, ist doch das eigentliche Wahrzeichen der Italiener, deren ganzes Leben nach Außen drängt. Man muß des Nachts in die lombardische Hauptstadt kommen, an einem Festtag, wo Alles erleuchtet ist, und dann durch diese Hallen gehen, wo Tausende von Menschen fluthen und Tausende von Flammen strahlen, dann wird man inne, was für Italien die Nacht bedeutet und daß es wirklich Italien ist, in dem wir weilen.

Der Grundstein zu diesen glänzenden Hallen, die schwerlich ihres Gleichen haben, ward am 4. März 1865 gelegt, der Schöpfer derselben stammt aus Bologna. Im Mittelpunkt des ungeheueren Kreuzes, das zum Grundriß diente, erhebt sich eine Kuppel, reich mit Fresken und Karyatiden geschmückt, in dem Achteck aber, das von der Kuppel überwölbt wird, stehen die Statuen der berühmtesten Italiener. Rafael und Dante sind hier; stürmisch schaut Savonarola hernieder und Arnold von Brescia, der große Erreger des Volkes! Hier ist es auch, wo Macchiavell sein Denkmal fand, und ebenbürtig an politischer Weisheit, überlegen an politischer Freiheit, steht Cavour ihm gegenüber.

Die ganze Halle, zu deren Erleuchtung zwölfhundert Gasflammen dienen, zeigt uns das Leben eines südlichen Bazars; sechsundneunzig der prächtigsten Magazine breiten uns hier ihre Schätze aus, funkelnden Schmuck und schwere Teppiche, Statuen und Bilder. In den Café's sind die Flügelthüren geöffnet, daß man die rothen Sammtkissen und die riesigen Spiegel sieht, unablässig drängen sich die Zeitungsverkäufer heran an die plaudernden Gruppen und singen ihre bekannte Weise: „Perseveranza“, „Fanfulla“, „Nazione“ — cinque Centesimi.

So wirkt Alles zusammen, um die Galleria zum glanzvollen Mittelpunkt des öffentlichen Lebens zu machen: die massive Pracht des Baues und die leichte Schwungkraft des Verkehrs, emsiger Fleiß und vornehmer Müssiggang. In den Giebelfeldern stehen die Bilder der Welt: Europa, Asien u. s. w., aber der feste Grund, auf dem wir wandeln, aus dem dieß Meisterstück emporstieg, ist das uralte Mailand; hier eint sich, wie in keiner andern Stadt Italiens, der Bürgerstolz mit cosmopolitischem Geiste.

Auf dem Corso und in der Galleria begegnet sich zumeist der gesellige Verkehr, wenn die strenge Arbeit zu Ende ist und Alles Athem holend in's Freie eilt. Hier allein werden wir sofort in die italienische Welt versetzt, an die uns weder der Bau der Stadt, noch die Haltung der Bürger sonderlich gemahnt; nur die Gesellschaft ist jenes Zauberwort, das das innerste Wesen des Italieners mit plötzlicher Macht erweckt, und ihm Alles entlockt, was er an Geist, an Liebenswürdigkeit und Schönheit besitzt. Wer in Mailand nur die großen Comptoirs oder die Stätten geistiger Arbeit betritt, der wird ernste, emsige Menschen finden, die fast mit nordischer Strenge ihre Pflichten üben; erst wenn wir des Abends auf den Corso kommen, wandelt sich das Bild, nun erst sind die Mailänder im vollen Sinne Italiener! Mit doppelter Raschheit fließt jetzt die Rede, in prächtigen Falten fällt den Frauen der Schleier über die Schulter, duftig und zart blinkt die helle Seide, in die man sich seit Ostern kleidet. Denn, in der That, selbst in den Frauen lebt jener energische Geist, der an allen öffentlichen Dingen Antheil nimmt, und Aleardi hat ihnen aus der Seele gesprochen mit seinem Gedicht le donne Veneziane alle Milanesi. Mailand war damals

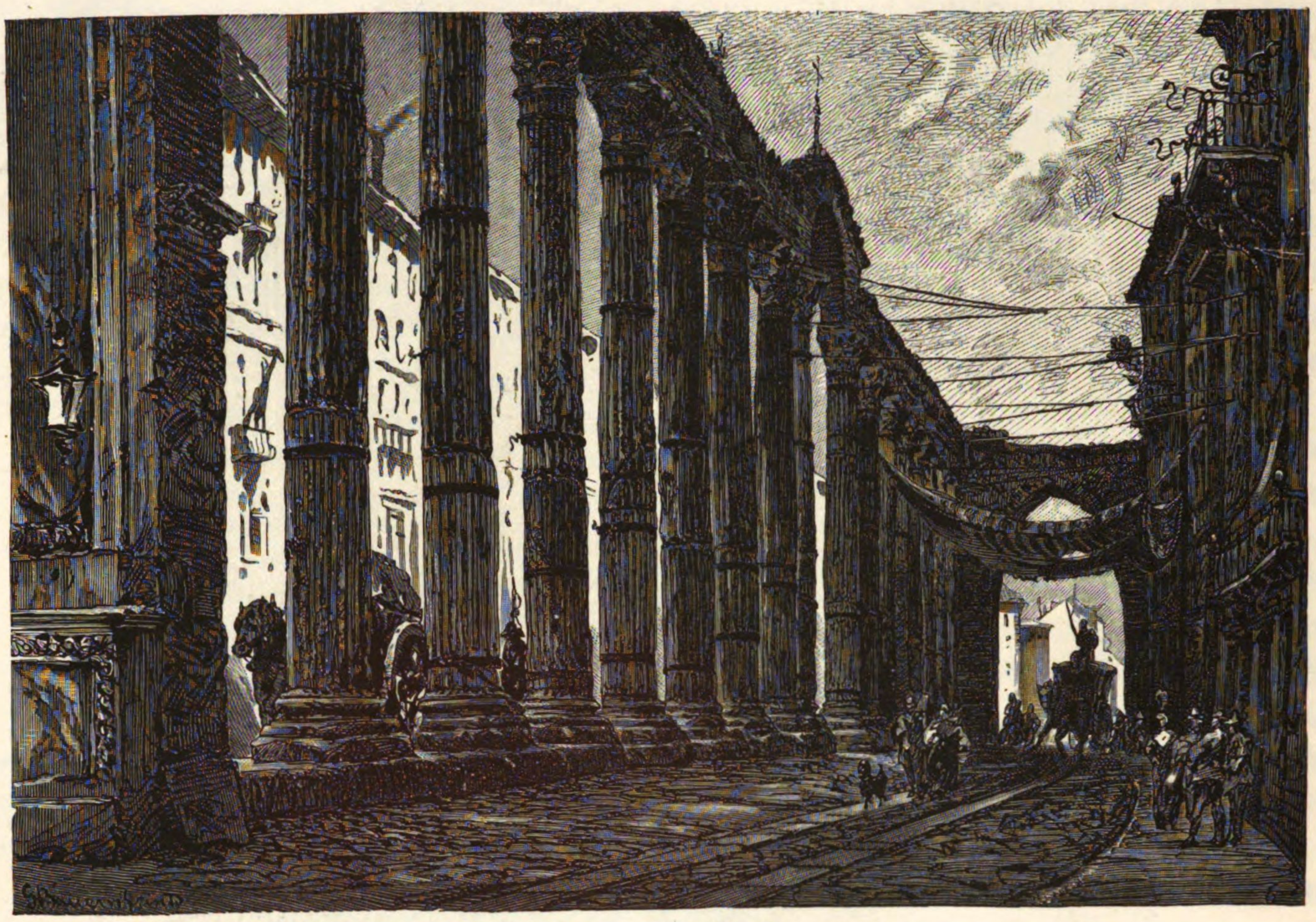


DENKMAL DES LEONARDO DA VINCI.

schon dem einigen Italien verbunden, aber Venedig schmachtete noch in fremder Hand und mit lauten Jammerrufen klingt sein Lied von dem Stern Italiens:

„Cupido di brillar sulle lagune“.

Der Grundton, der durch alles Leben in Mailand geht, ist modern; so reich auch die Erinnerungen an eine große Vergangenheit uns umgeben, die Kraft der Gegenwart bleibt doch — allmächtig! Selbst da, wo ihr vergangene Formen zum Ausdruck dienen, tritt sie uns siegreich entgegen. An der Piazza dei Mercanti, aus deren geschlossenen Räumen einst die drakonischen Gesetze des Podestà verkündet wurden, hallt jetzt der Lärm der beweglichen Börse, und in den Loggien, wo einst theologischer Streit erklang, sitzt die Handelskammer zu Rathe. Und so alt auch die Stiftung des Ospedale Maggiore ist, die großartige Entwickelung seines Zweckes, diese Gleichheit Aller, die der Kummer gleichgestellt, bleibt doch immer das geistige Eigenthum der Neuzeit. Man konnte Solches ahnen in früheren Jahrhunderten, aber verwirklicht mit voller bewußter Freiheit hat es erst die Gegenwart.



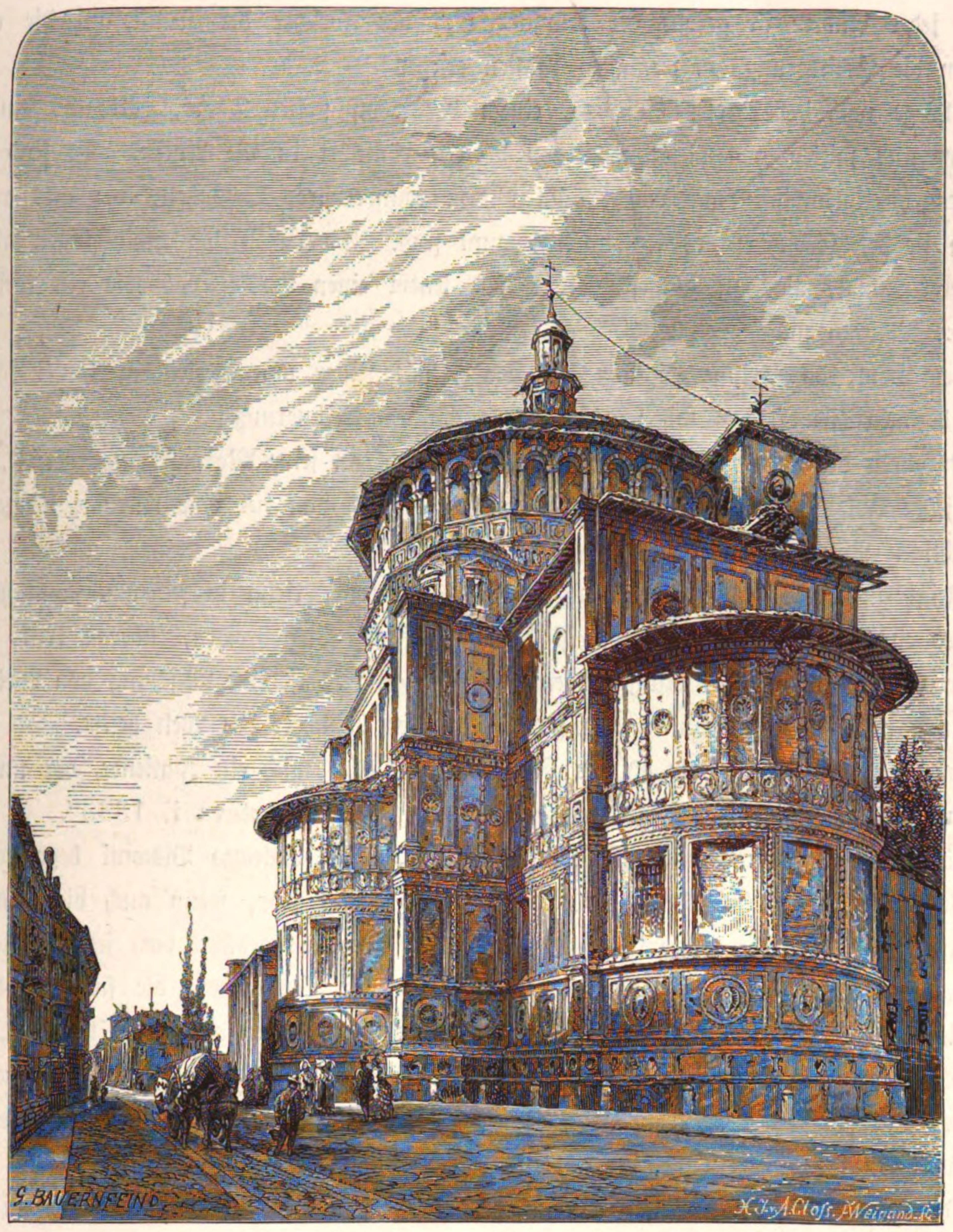
SÄULEN VON SAN LORENZO.

Etwa im Jahre 1784 wurden sämmtliche wohlthätige Stiftungen, welche Mailand besaß, zu einem einzigen Fond vereinigt, auf welchen alle Bedürftigen Anspruch haben, von der verarmten Wittwe fürstlicher Geschlechter bis zur Bettlerin, die sorgenvoll ihr Kind auf dem Schooße wiegt; neben dieser Armenspende aber sind etwa dreitausend Betten für Kranke verfügbar, und diese riesigen Mittel werden verwaltet im Sinne edelster Menschlichkeit; unter ständiger Aufsicht der Protektoren, im ständigen Gedenken der edlen Geber, deren Bildnisse alle zwei Jahre in den Hallen des Hauses zur Ausstellung gelangen.

Welchen Umfang übrigens die Anstalt gewonnen hat, mag man daraus erkennen, daß die Aktiven derselben bereits über siebenundvierzig Millionen betragen, daß im Jahr etwa einundzwanzigtausend Kranke und zehntausend kleine Kinder (letztere meist auf dem Lande) von ihr verpflegt werden.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf das politische Gebiet, so weisen zahllose Reminiscenzen auf das Geschlecht der Bonaparte hin, aber auch das ist ja ein tief moderner Zug, wenngleich die Geschichte nun zum zweitenmal diesen Namen entthront hat. Denn mit keiner andern Stadt hatten die Napoleons so tiefe persönliche Beziehungen als gerade mit Mailand. Hier war es ja, wo einst der Mann, der mit fliegender Fahne auf der Brücke von Arcole stand, die eiserne Krone auf's Haupt nahm, wo der Vicekönig Eugen verschwenderisch Hof hielt; wo Napoleon III. nach Magenta seinen Einzug feierte und sich als Retter Italiens huldigen ließ. Solche Erinnerungen behalten mindestens für jene Generation, die sie erlebte, eine unbeschreibliche Macht, denn die Thatsache, nicht die Reflexion ist es, womit die Massen rechnen, woran sie denken, so oft sie zum stolzen Arco della Pace emporschauen. Dazu kommt, wenigstens bei denen, die edler fühlen, ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit, denn nichts ist falscher, als diesen schönen Zug dem italienischen Charakter zu bestreiten; sie wissen es wohl, daß sie den letzten Ausbau ihres eigenen Vaterlandes Deutschland verdanken, aber den Grundstein ihrer Einheit legte doch der Kaiser von Frankreich zu einer Zeit, da Niemand ihn legen konnte, als er. Dieß mag den Cultus Napoleons entschuldigen, wie wir ihm bisweilen in Wort und Bild hier begegnen; er hatte vielleicht etwas Verletzendes, so lange er dem allmächtigen Cäsar galt, aber das ist gemildert, seit er der Erinnerung an eine gefallene Größe gilt.

Mit welcher Wärme übrigens die Italiener an jedem Namen hängen, der fördernd in die Geschichte ihres



SANTA MARIA DELLE GRAZIE.

Landes eingriff, wie lebendig das Andenken an alle Männer genährt wird, die zum Ruhme Italiens das Ihre beigetragen, dafür finden wir auch anderwärts hundertfältige Belege.

In jeder größeren Stadt sind die Plätze und Straßen nach ihren besten Bürgern genannt, vor den Denkmalen, die ihnen die Nachwelt setzt, spielen die Kinder und lernen spielend den Stolz, den sie als Männer hegen. Ueberall wird der Zusammenhang mit den Heroen der Nation in begeisterter Weise gepflegt und fast immer durch den Anblick des Schönen vermittelt; wir nennen statt Aller nur den großen Cavour!

Auch in Mailand steht sein herrliches Denkmal, aber selbst bis in die kleinsten Kleinigkeiten steigt diese Popularität hinab; auf jeder Banknote, die dem Bürger durch die Hände läuft, ist das Bildniß des berühmten Mannes, der so staatsmännisch klug durch die Brille schaut; die beliebteste Cigarre, die der Kutscher raucht und der Gentleman nicht verachtet, heißt Cavour. Kurz, es ist beispiellos, welche Vielseitigkeit, welche Eindringlichkeit die Italiener einem Gedanken zu geben wissen, der einmal in ihrem Herzen das Bürgerrecht gewonnen hat.

Wir schlendern weiter, durch die Contrada di Brera und treten in einen hohen Säulenhof mit prächtigen Statuen: hier sind die wissenschaftlichen Schätze Mailands vereinigt und auch die Gemäldegallerie, die hier verwahrt wird, bietet Perlen der alten Meister. Wer, der es jemals sah, vergäße wieder Rafael's Sposalizio? Wer vermöchte es zu beschreiben, so wie er es sah? Wir fühlen wohl, daß diese schlichten Schilderungen gerade der Kunst am meisten schuldig bleiben, denn mit wenigen Worten ein volles Urtheil zu sprechen, wäre verwegen, und mit jener Hingebung darauf einzugehen, die allein ihrer würdig ist, fordert Bände statt der Seiten.

Mehr als jeder Andere ist gerade der Künstler und der Forscher der Kunst auf die eigene Anschauung verwiesen, ihm kann die Schilderung am wenigsten Italien ersetzen!

Auf dem Wege nach der Porta Ticinese, einem der zwölf stolzen Thore, hält uns ein seltsamer Anblick fest; ein Bild, das uns mitten aus dieser modernen Welt zurückführt in die Antike. Es sind die Colonne di San Lorenzo, sechzehn korinthische marmorne Säulen von wunderbarer Schönheit, die aus römischen Thermen stammen und schon in den Gedichten des Ausonius genannt sind. So ruhen die Schöpfungen aller Zeiten vereint im Bannkreis unserer Stadt, aber sie alle sind klein vor jenem einen Werke, das wie ein weißer Demant vom dunkeln Ringe dieser Mauern umschlossen wird.

Das ist der Dom, das heilige Signum der Stadt, mit seiner marmorbleichen, tausendfältigen Gliederung, mit seinen kühlen, dämmertiefen Hallen, mit seinen weltgeschichtlichen Erinnerungen.

Lange Zeit waren die schmutzigen, niederen Häuser bis dicht an seine Marmorwände gerückt, so daß jede freie Entwickelung und jeder volle Anblick des Bildes fehlte; jetzt aber hat man für eine würdige Umgebung gesorgt und weithin freien, mächtigen Raum geschaffen.

Feenhaft steigt aus demselben nun der ungeheuere Bau empor, riesig in seiner Gesammtheit und doch fast duftig leicht in allen einzelnen Theilen. Ueberall ist die breite Fläche durchbrochen, überall tritt der Drang hervor die schweren Massen zu entlasten und in luftige Höhen emporzusteigen; es ist eine Mischung von Weihe und Phantasie, von versteinerter Kraft und flüchtigem Spiele, wie sie kein anderes Bauwerk der Welt besitzt.

Stumm und staunend standen wir an der Via Capellari, bis mich ein Italiener, der uns lange zugesehen, beim Arm ergriff und mit schwungvoller Geberde sprach: „Ecco ciò, che poteva il 1386“.

Damals nämlich wurde der Dom von Mailand durch Johann Galeazzo Visconti begonnen, und wenn es auch noch vieler Jahre, ja der Jahrhunderte bedurfte, bis er vollendet war, wenn auch die Hände aller Nationen an diesem Meisterstück der Menschheit mitgewirkt, der Ruhm des Gedankens gebührt doch jener fernen Zeit.

Mit innerer Spannung steigen wir über die breiten Marmorstufen empor, die sich vor den fünf Portalen der Façade ausbreiten. Ein Blinder, auf den Pfeiler gelehnt, murmelt mit dumpfer Stimme „Misericordia per un cieco“; verwahrloste Kinder, die auf den Treppen lungernd spielen, rufen uns zu: „Un' soldo signor, un' soldo“ und strecken die Hände aus; mit listiger Miene tritt ein Führer heran, der uns schon seit der Ecke gefolgt war und raunt uns in's Ohr: „La cattedrale, signor, un guida per la cattedrale!“

Das sind die Hindernisse, die in Italien jede Schwelle belagern; doch mit einigen Centesimi und mit beredten Fingern befreit man sich leicht, man darf nur nicht viele Worte brauchen, sonst hat man verlorenes Spiel.

Das Mittelportal wird nicht durch eine knarrende Thüre, sondern durch einen ungeheueren Vorhang von der Straße getrennt, man drängt ihn langsam bei Seite und nun umfängt uns die gigantische Halle mit ihrer heiligen Dämmerung, mit ihren himmelhohen Säulen.

An einem fernen Seitenaltar tönt eine feine silberne Klingel, die zur Wandlung ruft, und mit verhülltem Antlitz sinkt die Matrone in's Knie, der Priester im Ornat, der eben aus der Sakristei getreten, von zwei Knaben gefolgt, hält stille und pocht an die Brust. Dort in der Nische, vor dem vergitterten Beichtstuhl kniet ein Mädchen im schwarzen Gewand, das Antlitz glühend wie Scharlach und die leuchtenden Augen emporgerichtet; sie ist der Welt entrückt, sie sieht und hört nicht mehr, sie weiß es nicht, daß sie fast laut ihre Sünden bekennt, die Sünden der schönen Francesca da Rimini! „Al tempo dei dolci sospiri . . . .“

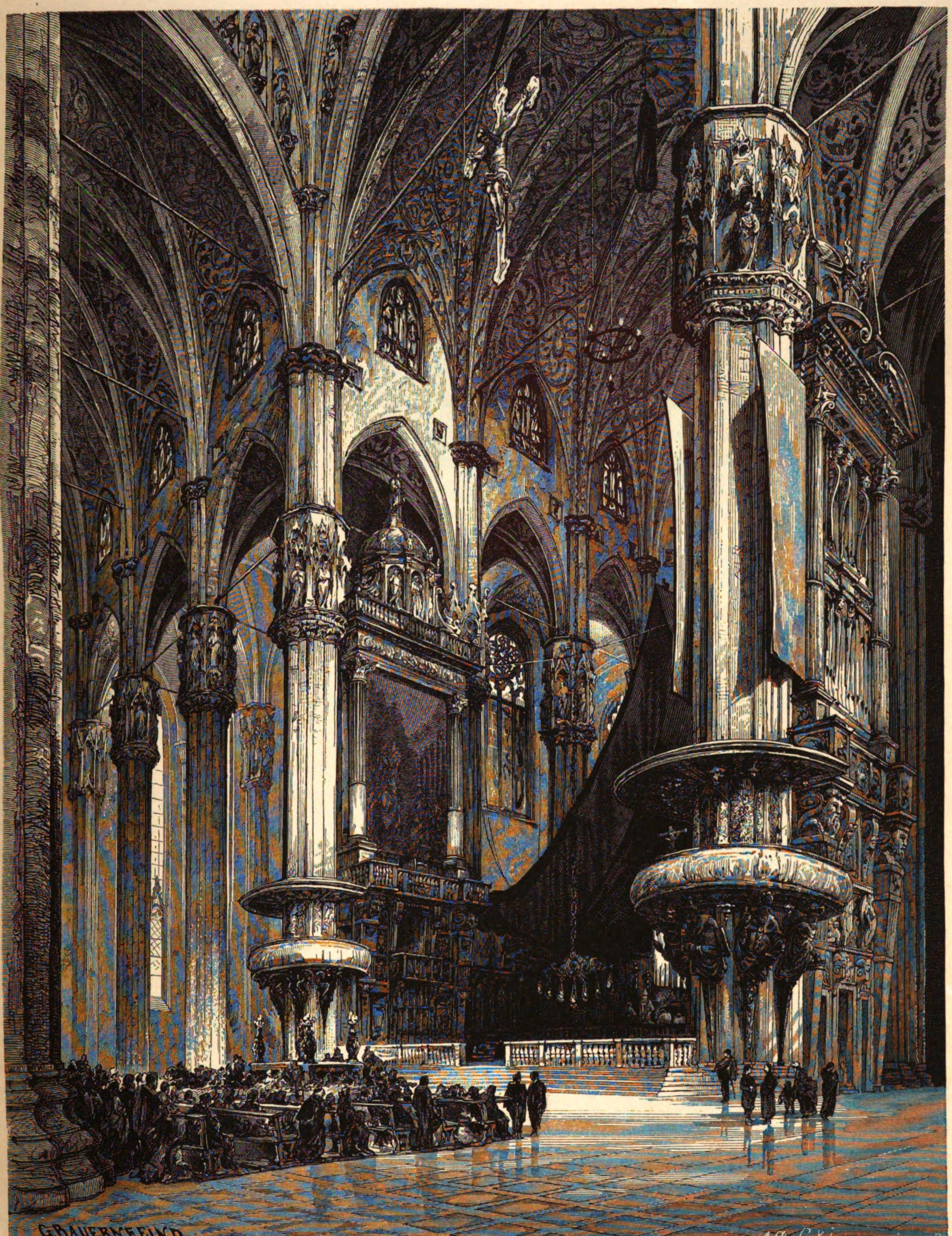
Lautlosen Schrittes ging ich weiter, sie hatte mich nicht gesehen, sie hatte die Glocken nicht gehört, die oben zu läuten begannen, sie trug nur einen Gedanken in der Seele und auf den gerungenen Händen: — Misericordia!

Im nächsten Kirchenstuhle saß ein altes Mütterlein, dem das graue Haar unter dem Schleier hervorsah; auch sie war versunken in eine Welt, auch sie hatte ihr Herzeleid. Nur mit einem einzigen Blicke streifte ich das schöne kummervolle Gesicht, aber ich verstand die Geschichte, die in demselben stand. Es war die Geschichte vom verlornen Sohn, für ihn flüstert sie hier seit Jahren ihr tägliches Gebet: — Misericordia!

Eine wunderbare Gewalt ruht über diesen Hallen, ein Zauber, der selbst den Fremden, selbst den Gottentwöhnten in seine Kreise zieht. Es ist nicht blos die Macht, die der ungeheuere Raum und das schöne Maß seiner Theilung auf die Sinne übt, es ist nicht Luft und Licht allein, was uns mit mystischer Gewalt umschwebt, sondern



IM DOM ZU MAILAND.



IM DOM ZU MAILAND.

es ist etwas Geistiges, etwas Innerliches, in dessen mächtiger Strömung wir hier stehen, ja, etwas Seelisches, das so zur Seele spricht. In dem Herzensgeheimniß der Millionen, die hier beteten und weinten, liegt die geheimnißvolle Kraft, in der Ergriffenheit der Tausende, die hier vor unsern Augen knieen und vor Jahrhunderten hier knieten, liegt das Ergreifende dieser Stätte.

Das ist ihre eigentliche Weihe, das ist ihr unsichtbarer, wunderthätiger Schatz, der mehr fesselt, als alle silbernen Ampeln und goldenen Gefäße. Er ist's, der in den wunderbaren Orgeltönen fluthend lebendig wird.

Der Grundriß des Domes zeigt uns ein Kreuz, dessen innere Länge nahezu vierhundertfünfzig Fuß beträgt und in fünf Schiffe zergliedert ist; die ganze Grundfläche umfaßt mehr als hundertzehntausend Quadratfuß. So ist es wohl ein weiter Weg, alle diese Räume zu durchwandern.

Schon früher stand an der Stelle des jetzigen Domes eine uralte Kirche, aus deren Abbruch indessen keine Ueberreste in den neuen Tempel verwendet wurden. Denn der Marmor, der aus den Brüchen von Condoglio kam, war unerschöpflich, und die Gaben, die für das prächtige Denkmal flossen, waren im Anfang überreich. Galeazzo Visconti selbst opferte einen großen Theil seiner Beute und seiner Juwelen, Marco Carelli bot ein Geschenk von fünfunddreißigtausend Dukaten und Papst Bonifazius IX. versprach allen Lombarden, daß sie dieselben Abläße, wie für eine Pilgerfahrt nach Rom gewinnen könnten, wenn sie nach Mailand pilgerten und ein Drittel der dadurch ersparten Summe für den Tempelbau zur Verfügung stellten.

Sicher war derselbe anfänglich viel einfacher gedacht, als ihn die spätere Zeit gestaltete; man hatte zwar die fünf großen Thore und die zweiundfünfzig achteckigen Säulen schon damals aufgenommen, aber man wollte nach Ambrosianischem Ritus nur einen einzigen Altar errichten. Alle Seitenaltäre, die jetzt in der Kirche stehen, kamen erst zur Zeit des hl. Karl Borromäus dorthin und sind größtentheils von Pellegrini entworfen, der auch den unterirdischen Gang nach dem Palaste des Erzbischofs baute.

Wenn wir eingetreten sind zwischen zwei Säulen aus rothem Granit, die dem Hauptportal eine kolossale Verzierung leihen, schreiten wir alsbald über den Meridian hinweg, der hier durch die Kirche läuft und im Jahr 1786 in den Marmorboden gelegt ward. Dann treten uns die stolzen Denkmäler entgegen, wie sie die Päpste und ihre Nepoten damals in den Kirchen Italiens errichteten; Statuen und Bilder drängen sich an jedem Altar, darunter auch jener widerlich-anatomische Bartholomäus, der seine eigene Haut über dem Rücken trägt. Und zu dieser ästhetischen Unthat fügte der „Künstler" noch die überflüssige Inschrift, daß dieß Standbild nicht von Praxiteles, sondern von ihm, von Marcus Agrates, stamme.

Weltberühmt ist der siebenarmige Leuchter, der seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts dem Dom von Mailand gehört und dessen Ursprung noch heute ein Räthsel ist. Wie die verschlungenen Aeste eines Baumes winden sich die dunkeln Arme aus dem mächtigen Stamm, den kämpfende Thiergestalten umklammern; daneben erhebt sich die Statue Madonna del Albero und zu ihren Füßen schläft Cardinal Borromeo, den Manzoni in den „Promessi Sposi" verherrlichte. Das Grabmal seines großen Ahnherrn, des hl. Karl selbst befindet sich unter dem Chor; den Sarg, in dem sein Leichnam bestattet ist, hat König Philipp IV. von Spanien gespendet. Er ist von lauterem Golde, und wenn Ignazio Cantù uns recht berichtet, umschließt die Cappella di San Carlo einen Werth von mehr als vier Millionen Francs.

Doch so erhaben auch das Innere des Domes ist, fast noch gewaltiger gestaltet sich der Eindruck, wenn wir nun die vielen hundert Stufen emporsteigen und in's Freie treten auf das Dach des unermeßlichen Baues. Feenhaft nehmen uns hier die Marmorbilder gefangen, die tausendfältig die spitzen Pfeiler überragen, feenhaft wirkt die blaue Kette der Alpen, aus deren Tiefen schimmernd der Montblanc taucht, in deren endlosen Reihen die großen Päße liegen, die der Weltverkehr sich auserwählt: Mont-Cenis und Splügen, Gotthardt und Stilfser-Joch.

Die Anzahl der Statuen wird auf zweitausend geschätzt und der Ursprung derselben vertheilt sich auf fünf Jahrhunderte; berühmt ist das Bild der Eva; auch Canova hat dem Dom drei Meisterwerke gespendet, Rebekka, St. Dasius und Napoleon I. Der Letztere ist ohne Zweifel das prächtigste, hoch über Mannesgröße, und kühn wie die Bilder der antiken Helden steht der Cäsar unseres Jahrhunderts dort, in geballter Faust die Lanze haltend, womit er Europa niederwarf. So sieht er herab regungslos und marmorkalt auf die Stadt, die er einst beherrschte, in der sein Sohn Eugen glänzenden Hof hielt. Aber noch eine feine ironische Symbolik kommt hinzu, denn vierzehn Blitz-



CORSO VITTORIO EMANUELE.

ableiter schützen das Dach des Baues gegen Wetterschläge und um den künstlerischen Eindruck nicht zu stören, hat man als Träger derselben jene Krieger erwählt, die mit Lanze und Speer bewaffnet sind, unter ihnen den großen Corsen. Er, der seine gewaffneten Blitze über die Erde zucken ließ und Länder mit ihnen versengte, ist nun das stumme Werkzeug geworden, um den Blitz zu entwaffnen, der machtlos durch seine Hände gleitet. Ob sich wohl Mailand rächen wollte, das er im Jahre 1800 im Sturm genommen, ob es nur eine Fügung wundersamen Zufalls ist?

Stundenlang kann man auf der breiten Plattform des Daches, in diesem Wald von Marmorthürmen wandeln und immer bieten sich neue Gestalten dar; verschlungene Blumen und Blätterwerk, Drachenhäupter, aus deren Schlund das Wasser herabschießt, wenn die lange Regenzeit beginnt, Alles aus blendendem Gestein, Alles so stumm und doch so beredtsam!

An den Wänden stehen Tausende von Kritzeleien in allen Sprachen der Welt, und wenn es auch häufig nur schlecht geschriebene Namen sind, so verräth uns doch mancher die heimliche Ergriffenheit, die an solcher Stätte wach wird! „Vale carissima“ schreibt ein Priester am Tag seiner Weihe; Sprüche aus Byron und Dante, aus Rousseau



MAILÄNDER DAME.

und Goethe sind keine Seltenheit; in schwärmerischer Wallung wacht die Vaterlandsliebe auf, wie die tausendfachen Evviva's für das einige Italien bekunden. Ja wahrhaftig, es herrscht eine wundersame Gehobenheit in dieser luftigen Höhe. Und doch wie nahe liegt der Weihe das Handwerk; in der rauchenden Pfanne da drüben sieden sie flüssiges Blei, mit dem die Ritzen ausgegossen werden, und wenn eine Stunde der Rast kommt, dann rücken die sonnverbrannten Gesellen zusammen und ziehen die Würfel aus der Tasche und die kupfernen Soldi. — So sah ich sie sitzen mit überschlagenen Beinen und funkelnden Augen — cinque — sei — dieci —; „Accidente“ (treff' dich der



MÖNCH AM BRUNNEN IN DER CERTOSA

Schlag) schrie Jener, der verloren hatte. Lange, lange lehnt' ich über der weißen Brüstung und sah hinaus an die Alpen und hinab auf die braunen Dächer der Stadt; es lag etwas schwelgerisches in dieser unermeßlichen Ferne!

Von den übrigen Kirchen Mailands verdient vor Allem die Basilika des hl. Ambrosius Erwähnung, die noch in's vierte Jahrhundert reicht und ihre Entstehung dem großen Kirchenvater verdankt, für dessen erhabene Einfachheit der ambrosische Ritus das beste Zeugniß gibt. Und diesen Charakter trägt auch der ganze Bau, so viel immer die spätere Zeit daran geändert hat; ohne besondere Schönheit wohnt ihm doch die tiefste Würde inne und jener Ernst, den jede große Vergangenheit zurückläßt.

Hier vor dem Hochaltar fand die Bekehrung des hl. Augustin und die Krönung der italischen Könige statt, Berengar's und Otto des Großen und jener beiden, die dann der römische Bannstrahl traf: Heinrich IV. und Ludwig des Bayern. Goldene Schätze und werthvolle Alterthümer füllen auch hier die Kirche, aber ihr höchster Schatz bleibt doch ihre Geschichte.

Der Ruhm, den Maria delle Grazie besitzt, ruht in dem berühmten Abendmahl des Leonardo da Vinci, das sich indessen nicht in der Kirche selbst, sondern in den dazu gehörigen Klosterräumen befindet. Die wundersame

Leidensgeschichte des Bildes und die erhabenen Gestalten desselben sind heutzutage Allen bekannt, auch denen, die niemals Italien besucht, aber trotz aller Verwüstung ist der Eindruck, den das Original gewährt, doch keiner Nachbildung erreichbar. Im Waffenrock und in der Kutte zog die barbarische Zeit dagegen zu Felde, aber soviel sie auch davon hinweggetilgt, die Spur geweihter Größe vermochte sie nicht zu tilgen und diese wird übrig bleiben, so lange nur noch eine Linie sichtbar ist.

Am Abend, wenn durch ganz Italien hin ein lärmendes Treiben erwacht — da pochen auch in Mailand die Pulse des Lebens schneller. Dann kommt überall ein großes Wort zu Recht, das wir bisher noch kaum genannt und das doch für Italien die höchste Bedeutung hat, wir meinen das Theater. Freilich ist es weit weniger ein Kunstgenuß, dem man andächtig lauscht, sondern der Zauber der Geselligkeit, dem man sich lärmend hingibt; aber wie dem auch sei, der Schauspieler und Sänger bleibt doch in diesem Land ein unentbehrliches Element. Und das fühlen sie auch viel mehr, als die vornehme Gleichgültigkeit, womit das Publikum ihre Leistungen überplaudert; ihr Stolz liegt nicht darin, daß man sie andächtig anhört, sondern darin, daß man sie nie vermissen kann. Als Venedig allein noch ausgeschlossen aus der Italia una war, da stand sein berühmtes Teatro Fenice still und dieß Schweigen war der beredteste Protest gegen den Gang der Weltgeschichte.

Dieß Selbstbewußtsein geht durch alle Kreise der italienischen Bühne und selbst der letzte Statist nimmt einen Theil von jener Bedeutung in Anspruch, welche die ersten Künstler für Italien besitzen. Es ist mir unvergeßlich, wie ich auf dem Bahnhof einer kleinen Stadt zwei Gestalten begegnete, die pathetisch auf- und niederschritten und durch ihr Mienenspiel die Neugier fesselten. Noch schmutziger und zerrissener als die Kleider des Mannes waren die seiner Frau, der die grauen Locken ungekämmt in die Stirne hingen, stark an Hekuba gemahnend. „Ihr seid wohl Bänkelsänger," wollte ich eben fragen (die Hand schon in der Tasche), aber der Mann kam mit der Antwort zuvor: „Siamo artisti dramatici.“ Und dabei machte er eine Geberde, wie sie Talma nie kühner machte; Hekuba aber maß mich mit einem Blicke, wie ich ihn kaum an der Ristori gesehen.

Das Eldorado aller italischen Künstler, die hohe Schule ihres Erfolges ist und bleibt indessen die Scala in Mailand. Wer hier seine Lorbeeren gewonnen, der ist willkommen auf jeder fremden Bühne, wer in diesen unermeßlichen Räumen mit mächtiger Stimme durchdrang, der ist des Sieges überall gewiß. Unbestritten gilt die Scala für die erste Oper Italiens; auch in dieser Beziehung bleibt Mailand die — moralische Hauptstadt!

Der seltsame Name „Scala" stammt von einer Marienkirche, auf deren Trümmern das jetzige Gebäude errichtet ward, neben San Carlo in Neapel das größte, das Europa besitzt. Fünffach thürmen sich die Logenreihen empor, die mit dem Parquet beinahe viertausend Zuschauer fassen; alles ist so kostbar und verschwenderisch, wie es nur vor Beginn der französischen Revolution und dann unter dem Kaiserreich der Brauch war. Napoleon und Josefine, Eugen und seine Marschälle saßen hier mit ihrem glänzenden Hofstaat; es war eine Zeit des schweren Druckes für Italien, aber der Schein des Glanzes und des Glückes ward ihr abgetrotzt — denn das ist der Wille aller Cäsaren.

Dießmal war es ein anderes Bild, vor dem wir standen; wieder war das Haus mit tausend Flammen erleuchtet und die sammetrothen Logen strahlten von Seide und Diamanten, es war „théatre paré", aber der Ehrengast, dem es galt, war ein deutscher Prinz, der mit soldatischem Schritt in die Loge trat, das eiserne Kreuz von 1870 auf die Brust geheftet. Man gab die „Sonnambula", dieß schaurig schöne Bild von Bellini; vor dem letzten Akt kam das Ballet, in dem der ganze Zauber weiblicher Schönheit verschwendet wird, und doch war dieß Alles nicht der Mittelpunkt jenes Abends.

Was seine wahre Bedeutung war, das trat in jenem Augenblick zu Tage, als der Führer der zweiten Armee, der die furchtbaren Schlachten von Metz geschlagen, in die Loge trat, als Alles sich von den Sitzen erhob und die Hymne erscholl: „Heil Dir im Siegeskranz". Es war eine Stunde der Versöhnung zwischen zwei gewaltigen Nationen, die zur gleichen Zeit die Erfüllung ihrer Sehnsucht gefunden, die sich lange hassen mußten, eh' sie sich endlich lieben durften. Das war der Gedanke, der in den leuchtenden Augen aller Männer und in der wogenden Brust der Frauen lebte: in dem tausendjährigen Kampf zwischen Deutschland und Wälschland ist endlich Friede geschlossen!

Längst war Mitternacht vorbei, als das Theater der Scala geschlossen ward, aber noch war es auf allen Gassen lebendig, noch war die „Galleria" festlich beleuchtet und die zahllosen Gruppen, die vor den Café's politisirten,



LAGO DI COMO. BLICK AUF MALGRATE VON LECCO AUS.

sprachen vom einigen Deutschland und vom einigen Italien. So wogten die Menschenmassen und die Gedanken bis zum grauenden Morgen.

Es war ein ergreifendes Bild jene Nacht in Mailand und doch beschlich mich eine heimliche Sehnsucht, die mich forttrieb aus der gewaltigen Stadt und der selbst die herrliche Certosa nicht mehr genügen wollte, — die Sehnsucht nach der Natur. Nur mit wenigen Worten sei hier des Wunderwerkes gedacht, das kaum fünfzehn Miglien von Mailand liegt, einsam und majestätisch aus der lombardischen Ebene emporsteigend.

Die Certosa di Pavia ward fast gleichzeitig mit dem Mailänder Dom erbaut: Kirche, Kloster und ringsum zahllose Räume; aber alles das ist in einem Stil gedacht und zu einer künstlerischen Einheit vollendet, wie sie kaum ein anderer Bau Italiens übertrifft. Stummes Entzücken faßt uns, wenn wir vor dieser zauberhaften Façade stehen; ein Geist der Weihe weht in diesen Hallen, in diesen einsamen Gängen, dem wir uns willenlos ergeben. Da ist nicht jener leere lebensmüde Müßiggang, wie ihn so manche Klöster zeigen, sondern da waltet eine Würde, eine Kraft, die das Leben in stiller Sammlung vertieft, statt es im Lärm des Tages zu vergeuden. Nicht Gedankenarmuth, sondern Gedankenfülle ist der Stempel dieser Einsamkeit und die herrlichsten Werke der Kunst erheben das Gemüth der Pilger, die an diese Pforte gehen. Auch das ist Andacht. Fast einen vollen Tag verweilten wir in den klassischen Räumen der Certosa, dann ging es zurück nach Mailand und morgen soll es von hinnen gehen, an den herrlichen Comersee, wo der Lärm der Weltstadt sich leise verwandelt zur mondbeglänzten Idylle!



BELLAGGIO VON VILLA GIULIA AUS

Drei Seen.

Lago di Como.

Bei Cadenabbia ist eine Straße, die unter grünen Rebgeländen und [illegible] die Landschaft verhüllend, bis sie sich plötzlich aufthut und die Berge in der duftigen [illegible] del Paradiso" nannten die Bewohner diesen Weg und sein holder Wohllaut [illegible] Herz, so lange wir hier weilen, denn nicht jene Straße allein, nein, das [illegible] Seen ist ein Weg durch's — Paradies. Schon haben wir manches Meisterstück [illegible] unserer Wanderschaft begegnet, hier aber hat die Natur ihr Meisterstück [illegible] einzelne Sterne sehen, die durch ihren Glanz alle andern überragen, so wird es uns hier [illegible] lichen Dreigestirn am Himmel Italiens.

Wie wohl thut das, wenn wir uns flüchten aus dem rauschenden Lärm der Stadt [illegible], wir wandeln zu Fuße hinab aus dem steilen Dörflein an's Ufer; der Bauer, der mit [illegible], die Kinder, die über die Mauer des Hohlweges lugen — Alles lacht uns entgegen aus [illegible] der Bettler am Weg ist eingeschlafen in der milden Frühlingssonne und träumt, er wäre [illegible].

[illegible] welcher Balsam in allen Lüften, wie trägt schon der Wind uns den Odem der [illegible] zu, den er im



[illegible]

[illegible] die Menschenmassen und die Gedanken bis [illegible]

[illegible] mich eine heimliche Sehnsucht, die [illegible] genügen wollte, — die Sehn[illegible] das kaum fünfzehn Miglien [illegible]

[illegible] Kirche, Kloster und ringsum [illegible] Einheit vollendet, wie sie kaum [illegible] wenn wir vor dieser zauberhaften Façade stehen; [illegible] dem wir uns willenlos ergeben. Da ist nicht [illegible] da waltet eine Würde, eine Kraft, die [illegible] Nicht Gedankenarmuth, sondern [illegible] der Kunst erheben das Gemüth der Pilger, [illegible] verweilten wir in den klassischen Räumen [illegible] gehen, an den herrlichen Konterfei, [illegible]



BELLAGGIO VON VILLA GIULIA AUS.

Drei Seen.

Lago di Como.

Bei Cadenabbia ist eine Straße, die unter grünen Rebgeländen und blauem Himmel dahinzieht, oft die Landschaft verhüllend, bis sie sich plötzlich aufthut und die Berge in der duftigen Fluth sich spiegeln. „Via del Paradiso“ nannten die Bewohner diesen Weg und sein holder Wohllaut klingt uns unablässig in's Herz, so lange wir hier weilen, denn nicht jene Straße allein, nein, das ganze prächtige Gebiet der drei Seen ist ein Weg durch's — Paradies. Schon haben wir manches Meisterstück von Menschenhand auf unserer Wanderschaft begegnet, hier aber hat die Natur ihr Meisterstück geschaffen; wie wir am Himmel einzelne Sterne sehen, die durch ihren Glanz alle andern überragen, so wird es uns hier zu Muth vor diesem herrlichen Dreigestirn am Himmel Italiens.

Wie wohl thut das, wenn wir uns flüchten aus dem rauschenden Lärm der Stadt in diese kosende Seeluft; wir wandeln zu Fuße hinab aus dem steilen Dörflein an's Ufer; der Bauer, der mit seinem Maulthier vorüberzieht, die Kinder, die über die Mauer des Hohlweges lugen — Alles lacht uns entgegen aus großen dunkeln Augen; selbst der Bettler am Weg ist eingeschlafen in der milden Frühlingssonne und träumt, er wäre ein König.

Und welcher Balsam in allen Lüften, wie trägt schon der Wind uns den Odem der Kühlung zu, den er im

Fluge den Wogen raubt, wie hören wir's schon von Ferne branden in der schmalen klaren Felsenbucht! Ach, das Herz geht uns auf und die Seele wird uns weit, es klingt um uns wie ein Jubelruf: Via del Paradiso!

Das sind die Bilder, die der Wanderer empfängt, der leichten Fußes am Ufer der drei Seen dahinzieht; aber auch Jenen, die nur der großen Heerstraße folgen, bietet der stete Wechsel niedlicher Städte und einsamer Wildniß ein köstliches Bild. Nirgends gibt es Villen, die den Zauber ländlicher Stille so sehr mit klassischer Weihe vereinen, nirgends vergißt man die Welt so leicht und findet sie doch so schnelle wieder, wenn man sie wiederfinden muß.

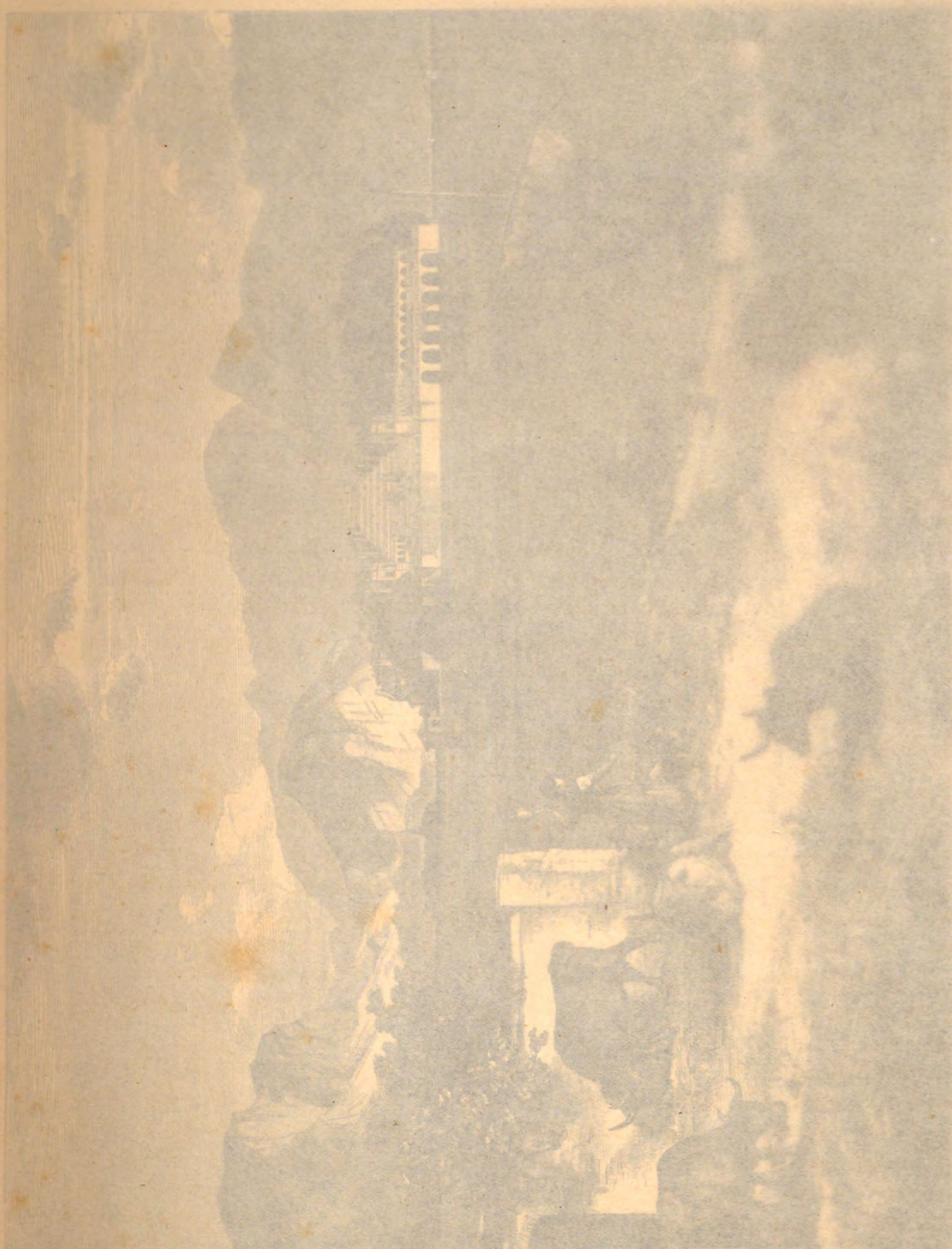
Wir halten zuerst am Lago di Como an, vor jenem langen tiefen Becken, das mehr als vierzig Miglien im Umfang mißt und sich endlich in zwei Arme theilt, die weit auseinander streben, genannt nach den Städten Lecco und Como. Die letztere von Beiden, deren nördliche Häuser schon die Wellen bespülen, ist das Ideal einer kleinen lombardischen Stadt; fest gedrungen in ihren architektonischen Zügen, reich an Schönheit und streitbaren Erinnerungen und doch beweglich im ganzen Leben und Treiben.

Ein niedliches Theater durfte den Bürgern nicht fehlen, das Lyceum mahnt an die großen Namen, die Como ihre Heimath nennen, an die beiden Plinius und an die beiden Päpste Innocenz XI. und Clemens XIII., an Jovius und Rezzonico. Sie sind der Stolz der Stadt, worauf die Bürger gerne den Fremden weisen, wenn der Fremde nach ihren Schätzen frägt. Auch Volta stammte aus Como.

Der Dom zählt zu den schönsten, die Oberitalien besitzt, vielleicht ist er der schönste von allen nach Mailand selbst. Strenge Gothik und eine seltene Würde, die nur in der (späteren) Façade und am Chor bisweilen Renaissance-Motive einließ, zeichnen ihn aus; das runde mächtige Portal ist umgeben von einer glänzenden Ornamentik, die uns zahllose Heiligenbilder zeigt, alle von steinernem Schnitzwerk zierlich umrahmt und übertont mit jenen Farben, die nur der Hauch der Jahrhunderte den Bauten gibt. Aber über der freien Künstlerkraft schwebt zugleich g e i s t i g e Freiheit, die das Erhabene nicht in die Schranken eines Glaubens bannt. Denn mitten unter den Heiligen schauen uns deutsche Kaiser-Gestalten und antike Heroen an, zur Rechten und Linken stehen die Bildnisse zweier Männer, die ja auch in ihrem Sinne Apostel des Lichtes waren! Wir meinen den älteren Plinius, den tiefen Forscher der Natur, der sein Leben im Dienste der Wissenschaft beim Ausbruch des Vesuv verlor und seinen jüngern Schwestersohn, der jene wunderbaren Briefe schrieb, die uns noch heute zum Herzen dringen.

Ihr Wohnsitz war die Villa Pliniana, die auf der Höhe bei Torno zwischen schweigsamen Wäldern liegt, so ernst und schön, als ahnten wir noch die Weihe, die edle Menschen der Stätte geben, wo sie gelebt. Unbewußt treten wir in den Bannkreis ihrer Gedanken. Dort im Hofe sprudelt noch heute die Quelle, von der schon der jüngere Plinius seinem Freunde schreibt, daß sie dreimal des Tages steige und falle, an Fluth und Ebbe gemahnend; mit Sorgfalt erzählt er uns, wie ein Ring, den er dort in's Trockene niederlegte, zuerst ganz leise überspült und dann vollkommen von der Fluth bedeckt ward, bis sie ihn sinkend wieder an's Licht gebracht. Die Frage nach diesem Geheimniß ist das Geschenk, das er dem Freunde Licinius aus seiner Heimath mitbringt. Hier an der rauschenden Quelle, deren ewiges Steigen und Fallen das tiefste Bild unseres inneren Lebens zeigt, ruhte der Weise am liebsten; hier schrieb er seine herrlichsten Zeilen, aber sein Herz war leicht, wenn auch sein Geist mit schweren Räthseln rang. Denn „hier bin ich von keiner Hoffnung und keiner Furcht bedrängt (spricht er entzückt im ersten Buche), kein Wort klingt an mein Ohr, kein Wort aus meinem Munde, das mich gereuen müßte. Nie höre ich in bitterem Ton über die Menschen schmähen.“ —

Am Landungsplatze zu Como drängt sich in buntem Gewühl der ganze Verkehr des See's, den die Dampfer täglich in seiner vollen Länge durchmessen. Wie farbenreich ist dieser Lärm, dieß Auf und Nieder, dieß Kommen und Gehen, wie lebendig ist das Bild, wenn draußen an einzelnen Dörflein, wo der Dampfer nicht landet, die Barke durch die schäumenden Wellen steigt, bis sie die Flanken des gewaltigen Schiffes erreicht hat. Mit aller Hast senken sie dann die Leiter, auf der man behende hinunter steigt in das schwankende Boot; der Dampfer steht doch stille, aber gleichwohl ist Alles in ruheloser Bewegung. „Aspetti, aspetti,“ — „partenza Signora,“ — „corpo di Dio“ hallt es von allen Seiten und im nächsten Moment stöhnt die Maschine in rauchigen Athemzügen, die Räder schäumen und der Dampfer segelt von dannen. Die Barke aber ist abgestoßen und steuert langsam dem Ufer zu; man sieht den blauen Schleier im Winde fliegen, der das frauenhafte Antlitz der jungen Gattin verhüllte. Nun sind sie allein, fort aus dem Menschengewühl des Schiffes und bis tief an's Gestade herab, wo die einsame Osteria aus dem Grünen



[illegible] Ach, das Herz geht uns auf [illegible]

Das sind die [illegible]; aber auch Jenes, die [illegible] ein köstliches Bild. [illegible] erwähnen, nirgends vergißt man die [illegible]

[illegible] Erinnerungen [illegible]

[illegible] an die großen Namen, die Como [illegible] XI. und Clemens XIII., an Jovius [illegible] wenn der Fremde [illegible]

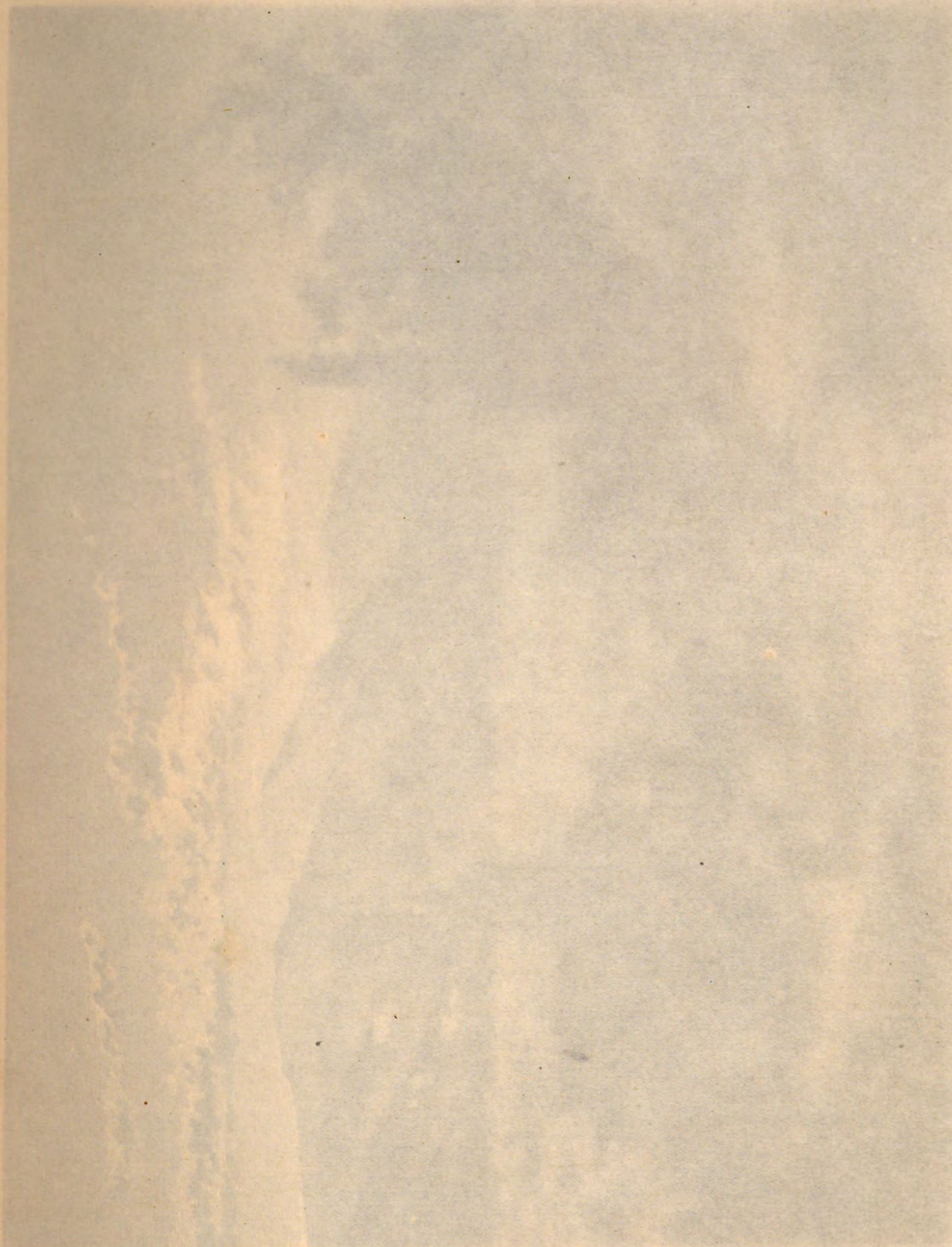
[illegible] von allen nach Mailand [illegible] Renaissance- [illegible] Ornamentik, die uns [illegible] mit jenen Farben, die nur [illegible] zugleich geistige Freiheit, [illegible] Heiligen schauen uns deutsche [illegible] zweier Männer, die ja auch in [illegible] den tiefen Forscher der Natur, der sein [illegible] Schwestersohn, der jene wunder- [illegible]

[illegible] schweigsamen Wäldern liegt, so [illegible] wo sie gelebt. Unbewußt treten [illegible] die Quelle, von der schon der jüngere [illegible] an Fluth und Ebbe gemahnend; mit [illegible] zuerst ganz leise überspült und dann [illegible] Die Frage nach diesem Geheimniß [illegible] Hier an der rauschenden Quelle, deren [illegible] ruhte der Weise am liebsten; hier schrieb [illegible] mit schweren Räthseln rang. Denn „hier [illegible] im ersten Buche), kein Wort klingt an [illegible] in bitterem Ton über die Menschen [illegible]

[illegible] Verkehr des See's, den die Dampfer [illegible] dieß Auf und Nieder, dieß Kommen und [illegible] wo der Dampfer nicht landet, die Barke [illegible] erreicht hat. Mit aller Hast senken sie [illegible] der Dampfer steht doch stille, aber [illegible] „perdonano Signora," — „corpo di Dio" hallt es [illegible] die Räder schäumen und der Dampfer [illegible] langsam dem Ufer zu; man sieht den [illegible] Gattin verhüllte. Nun sind sie allein, fort aus dem [illegible] wo die einsame Osteria aus dem Grünen

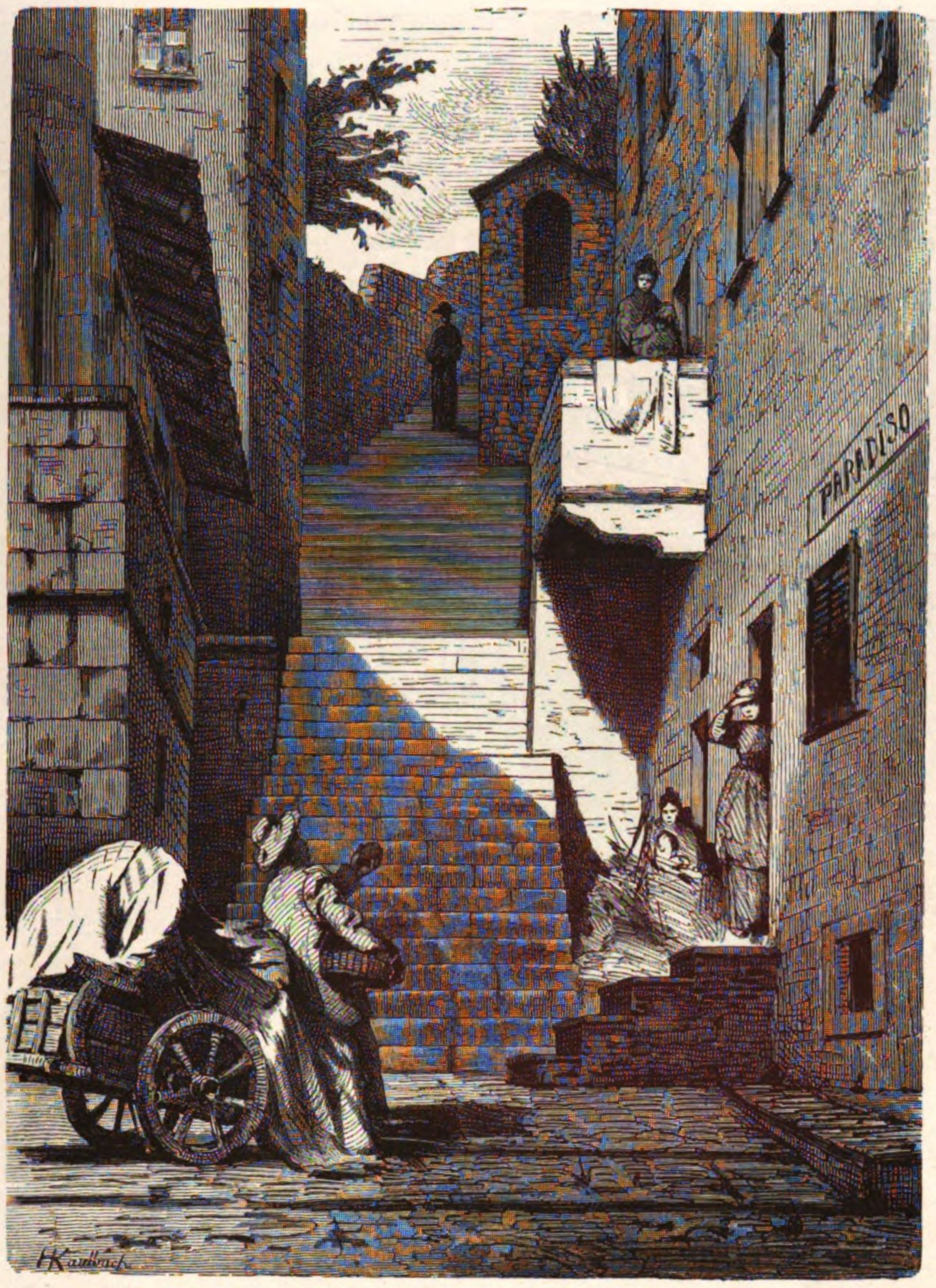


LAGO MAGGIORE MIT ISOLA BELLA UND ISOLA PESCATORE.





COMO.

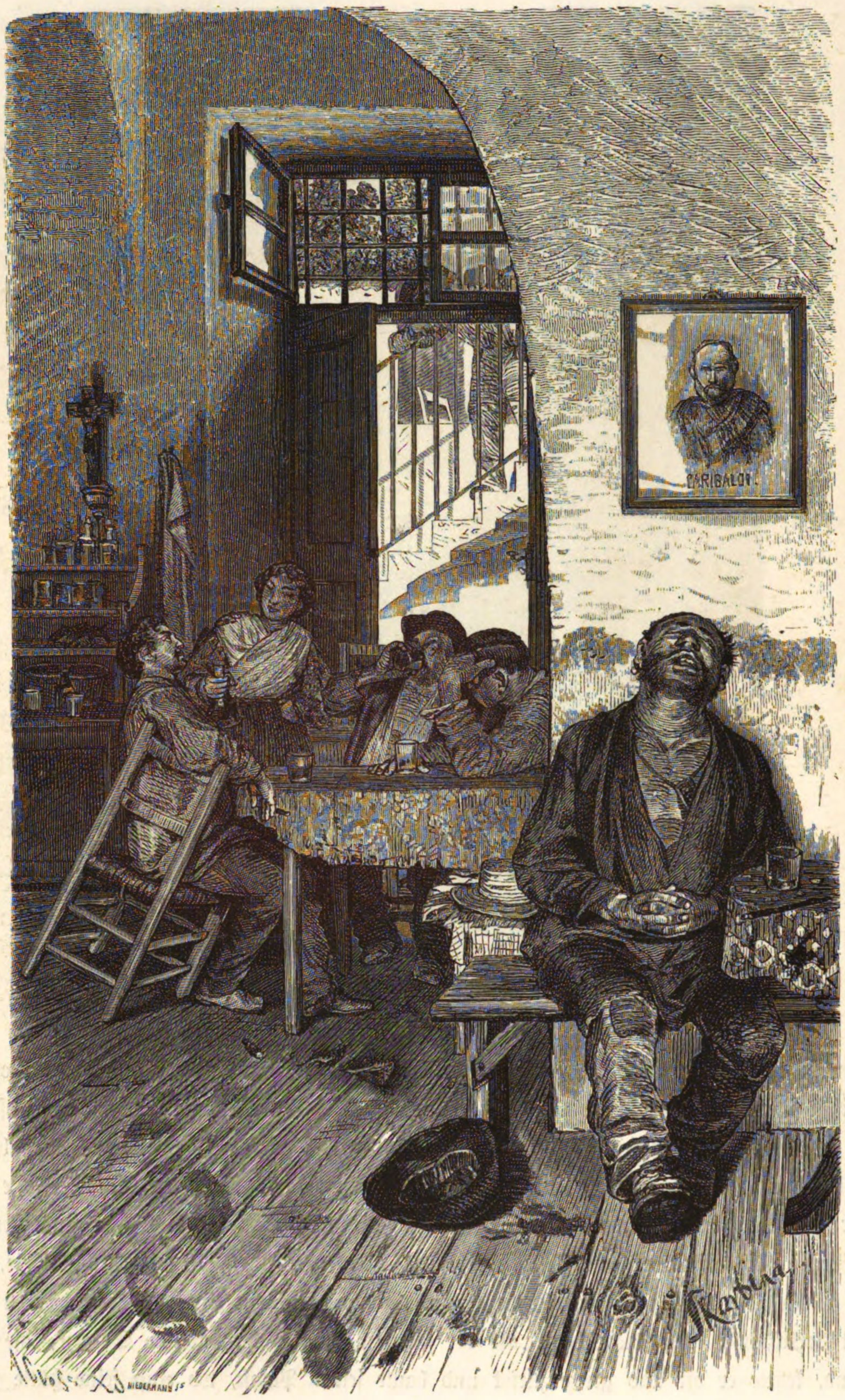


STRASSE IN TREMEZZO.

blickt, reicher Oelwald und Rebgelände. Lachend winkt ihnen noch der Eine und Andere vom Borde des Dampfers nach mit dem weißen Tuche, aber sie sehen es nimmer und der flüchtige Seewind zerstreut ihr Geflüster . . .

Längst ist die Barke den Blicken entschwunden und ihr seliges Liebespaar; vor uns aber breitet sich all' der Zauber aus, den italische Ufer haben; Villen an Villen tauchen empor aus schattigem Dunkel, kühle Grotten thun sich auf, von bläulicher Fluth umspült, dann wieder winkt ein Kirchlein von der Höhe und kühn gewunden biegt die Straße um die felsigen Ecken. Die erste berühmte Villa, die unter allen hervortritt, ist die Villa d'Este, gebaut von dem Cardinal Pompeo Gallio, der dort unten im Dorfe Cernobbio als der Sohn eines Fischers geboren ward. Hier hatte er seine Kinderzeit verträumt; aber auch dann, als der Purpur ihn drückte und die Sorgen, die unsichtbar in den Purpur gewebt sind, kehrte er oft und gerne zurück und baute seinen Palast, wo einst seine Hütte stand. Hier durch das dunkle Grün der Taxusgänge sah man des Abends die hohe Gestalt in rother Seide wandeln, hinter ihm in ehrerbietiger Ferne gingen beredtsam flüsternd seine geistlichen Begleiter; es waren neue wichtige Nachrichten eingetroffen von Rom, vom Gesù und aus dem Vatican. Pompeo aber stand bekümmert still, so oft die Bäume sich öffneten und einen vollen Blick auf die blaue Fluth gewährten, er lauschte, wie die Fischerknaben singend nach Hause fuhren und dachte der Zeit, da er selber leichtbeherzt in der Barke saß. Nun saß er im Schifflein Petri und dem Steuer so nahe; nun fuhr er auf den Wogen einer sturmbewegten Zeit, denn schon hatte Karl V. müde dem Reich entsagt und in allen Geistern gährten Luther's mächtige Worte. Wie dröhnende Hammerschläge drang ihr Widerhall bis nach Italien; wie die wetterschwülen Wolken, die dort über den Bergen emporstiegen, so war auch Rom umwölkt und seine Zukunft. Düsterblickend stand Pompeo stille, flüsternd sprachen die Genossen, leise brandeten die Wogen.

Jahrhunderte waren vergangen — und da, wo einst der Cardinal gewandelt, weilt nun die verstoßene Gattin des einstigen Königs von England, Prinzessin Caroline mit ihrem Gefolge. Damals, von 1815—1820,



OSTERIE IN LUGANO.

wurden die heutigen großen Anlagen begonnen, ein reizendes kleines Theater erbaut, daneben zahllose Räume für die Dienerschaft, die der fürstlichen Frau in ihr Exil gefolgt war.

God save the queen! war ihre Loosung.

Bald zeigt sich immer mehr der cosmopolitisch-internationale Charakter, welchen die Ufer des Comersee's besitzen. Denn alle Völker, alle Formen des Reichthums und des Ruhmes sind hier vereint.

„Trubetzkoy", sagt uns der Matrose lächelnd, indem er die blendenden Zähne zeigt, als wir an einem Schloß auf hoher Felsenspitze vorüberfuhren und, mit gehobener Hand den hohen Rang des Besitzers weisend, fügte er pathetisch hinzu: „Principe Russiano." Um wie viel lieber und geschmeidiger spricht er den nächsten Namen



SCHLUCHT DER PIOVERNA BEI BELLANO.

aus „Villa Taglioni“, er hebt sich gleichsam auf die Zehen und sieht es mit rascher Miene unserem Nicken ab, daß man auch in Deutschland die große Ballerina kennt und würdigt.

Es ist ein klassischer Reiz, den alle diese stolzen Villegiaturen haben; ein Hauch von jenem Geiste ist zurückgeblieben, mit dem die Alten ihre Villen bauten und auf's Land zu reisen pflegten, nicht um eine Weile in rauheren Lebensformen müssig zu gehen, sondern nur, um in erhöhter Muße, angeregt von der Natur und getragen von allem äußeren Glanze, ihr geistiges Leben zu steigern. Die Villa Pliniana (die wir oben genannt) ist gleichsam der Ahnherr all' jener Bauten, es ist etwas von ihrem Geiste übergegangen auf jeden eigenen Herd, den fremde Pilger sich hier gegründet, wenn auch so mancher der glücklichen Besitzer sich dessen schwerlich bewußt ist. Aber die tieferen

Augen des einsamen Wanderers, der mit dem Blick der Sehnsucht in diese Wunder schaut, die fühlen es wohl, wie viel Glück in diesen Mauern ruht. Der Weg zieht vorüber an weißen Marmorterrassen, auf denen Apoll und Aphrodite stehen; Orangen und Cypressen beschatten die Gärten und in den Beeten glüht es in allen Farben vom Feuer der Rose bis zu den dunkeln Nachtviolen. Leise rauschen unten die Wogen und wenn wir aus ihrem Klingen die alte ewige Frage hören: wo ist das Glück? — dann überkömmt es uns, wie ein geheimer Schauer, als wäre alle Herrlichkeit der Welt auf dieser Scholle festgebannt.

Die glänzendste von allen Villen aber, die der Comersee besitzt, die „Regina del Lario“, ist die „Villa Carlotta“, nicht weit von dem reizenden Cadenabbia. Hier hat Natur und Kunst ihr Höchstes aufgeboten, um einen Fürstensitz zu schmücken; hier steht Thorwaldsen's Alexanderzug, hier jenes entzückende Bildniß Amor und Psyche, in dem Canova der Liebe hinreißenden Ausdruck gab.

In landschaftlicher Beziehung verdient Bellaggio den ersten Rang, an der Stelle, wo die beiden Arme des See's sich theilen; sein Name ist in weiter Welt bekannt.

Hoch über dem Dorf, das keck in die Fluth hinaustritt, ragt die Villa Serbelloni empor, das schlanke Gitter durch Pinien und Cedern verhüllt; nach allen Seiten schweifen die Blicke und auf allen Seiten schimmern leuchtende Wogen, niedliche Häuser im Grün und schlanke Barken, die nach Melzi fahren. Wo sich hier und dort ein Thal eröffnet, in dessen Tiefen wir nur im Fluge blicken, wenn die Barke vorüberrauscht, da brausen uns wilde Berggewässer entgegen; „L'Orrido di Bellano“ ruft uns der Schiffer zu, indem er vom Ruder weg auf die Wogen deutet, die sich in silbernem Staub vom höchsten Felsen stürzen und den Wasserfall der Pioverna zum schönsten erheben, den der Comersee besitzt. Der große und herrschende Strom, der den See durchfluthet, ist indessen die Adda, die erst bei Malgrate, gegenüber von Lecco, wieder hervortritt. Eine mächtige steinerne Brücke, schon aus der Zeit der Visconti, verbindet die beiden Orte, denn der See ist schmal und der Verkehr der Ufer unendlich lebendig. Eine prächtige Straße führt von hier nach Como und ein breiter Canal reicht bis Mailand hinab; aber das sind nicht unsere Wege; noch hält uns der Bannkreis jener drei Seen gefangen und mit offener Freude folgen wir dem Ruf, der uns auf dem Dampfboot in Menaggio umdrängt: „Per Porlezza, Signori“ — „per il lago di Lugano“.

Lago di Lugano.

Es fällt mir oft das Märchen ein von einem König, der drei holde Töchter hatte, aber immer waren die Freier im Streit, wer von den Dreien die schönste sei. Zuletzt aber trug doch die kleine den Sieg davon; ihr fehlte zwar der hohe fürstliche Wuchs, der die älteste zierte, sie hatte nichts von jener geistig-ernsten Tiefe, wodurch die zweite sich erhaben fühlte, aber ein Liebreiz, etwas schmeichelnd Holdes war ihr zu eigen, das mächtiger, als alle anderen Gaben wirkte.

So geht es fast mit jenen wunderbaren drei Seen, die hier am Südhang der Alpen liegen: dicht neben einander. Groß und majestätisch, schon durch den Namen überlegen, dehnt sich der Lago Maggiore vor unseren Blicken; durch seine Erinnerungen für Geist und Kunst ragt der Comersee hervor, aber die Perle der Schönheit ruht in jener lichtblauen Fluth, die sich schlank und schüchtern zwischen die beiden größeren Seen hineinschmiegt, im Lago di Lugano.

Nur mit wenigen Dörfern gehört der See dem Königreiche Italien, der größere Theil seiner Ufer ist Schweizerland, und fast scheint es, als fände die Mischung verschiedener Elemente, die im Charakter des Volkes fühlbar ist, auch in der Landschaft ihren Ausdruck.

Wer mit den Bewohnern dieser Ufer auch nur kurze Zeit verkehrt, den wird ihr Wesen wohlthätig berühren, es ist die ganze liebenswürdige Lebendigkeit, womit in Italien selbst der gemeine Mann uns begegnet, jene Art von Grandezza, aber es fehlt die bedenkliche Kehrseite, die man euphemistisch dolce far niente nennt. In dieser Beziehung half der härtere Geist der Schweiz ergänzend nach, die energische Thatkraft, die den Bürgern innewohnt, ist sicherlich unter diesem Einfluß erwachsen. Die Vorzüge zweier Stämme verbinden sich hier.

Aber, wie gesagt, auch der Reichthum der Landschaft ruht in diesem Geheimniß wechselseitiger Ergänzung, der volle Reiz des Südens ist ausgegossen über diese Fluth und doch sind die Gipfel der Berge kühn zerklüftet, und



BETTELMÖNCH IN DER BRIANZA.

[illegible] folgen wir dem [illegible] „per il lago [illegible]

[illegible]

[illegible] immer waren die [illegible] den [illegible] davon; ihr fehlte [illegible] wodurch die zweite [illegible] das mächtiger, als alle anderen [illegible]

[illegible] der Alpen [illegible]: dicht neben [illegible] der Lago Maggiore vor unseren [illegible] aber die Perle der Schönheit ruht [illegible] größeren Seen hineinschmiegt, im Lago [illegible]

[illegible] der größere Theil seiner Ufer ist [illegible] Elemente, die im Charakter des Volkes [illegible]

[illegible] den wird ihr Wesen wohlthätig berühren, [illegible] der gemeine Mann uns begegnet, [illegible] Art von [illegible] dolce far niente nennt. In dieser Beziehung [illegible] die den Bürgern innewohnt, ist sicherlich [illegible] sich hier.

[illegible] gesagt, [illegible] in diesem Geheimniß wechselseitiger Ergänzung, [illegible] des Südens ist [illegible] sind die Gipfel der Berge kühn zerklüftet, und



BETTELMÖNCH IN DER BRIANZA.



MONTE SALVATORE AM LUGANERSEE.

wo eine einsame Bucht sich aufthut, da schaut uns das Felsgestein so grau und trotzig an, als weilten wir fern an einem Bergsee der deutschen Alpen. Orangen und Myrthen, silbergraue Oliven und goldene Reben blühen hier in verschwenderischer Fülle, aber hoch darüber sehen wir mächtige Wälder mit kühlem Tannenduft und dunklen Farben — es ist deutscher Wald unter italischem Himmel.

Der See zieht sich schmal dahin in zahllosen Windungen, wie sie sonst nur ein ungeduldiger Strom ertrotzt, aber eben darin beruht die Mannigfaltigkeit des Ausblicks und der Gegend. Denn immer wieder erschließt sich unverhofft ein neues Bild, in kühner Steigung springt die Straße um eine Felsenecke, dann rauscht ein schäumender Bach herab und plötzlich stehen wir vor einer Riesenbrücke, die quer durch die Mitte des Sees führt. Sie steht bei Bissone und hat eine Länge von mehr als dritthalbtausend Fuß; in kühnem Schwunge reiht sich Bogen an Bogen, feenhaft ist der Blick, der sich hier über die verschiedenen Arme des Sees erstreckt. Die bizarre Gliederung des schmalen Beckens läßt sich hier am besten übersehen, und ebenso wunderbar als die äußeren Formen sind auch die Verhältnisse seiner Tiefe.

Während dieselbe an manchen Stellen, z. B. bei Oria, beinahe tausend Fuß erreicht und so den deutschen Bergseen fast gleichkommt, mißt sie hier, wo die Brücke von Bissone nach Melide führt, kaum einige Klafter, so daß noch viele der Meinung sind, der Luganersee sei früher nicht mehr als ein niederer Teich gewesen, der wesentlich von unterirdischen Quellen genährt ward. Die grandiose Brücke, die von Lucchini erbaut wurde, ist seit 1847 dem Verkehr übergeben.

Eigentlich könnte man jeden Punkt des Sees einen Glanzpunkt nennen; will man aber das Wort im strengsten Sinne fassen, so gebührt doch der Stadt Lugano das erste Recht. Sie ist der Mittelpunkt des Cantons Tessin oder der sogenannten italienischen Schweiz, nachdem sie im sechzehnten Jahrhundert durch den Herzog von Mailand an die Eidgenossen verkauft worden war, und noch heute scheint sich Alles zu vereinen, um die Stadt auf jede Weise zu fördern.

Wie die Landschaft, so zeigt auch das Klima hier den Höhepunkt südlicher Milde, ein tiefer Golf und hohe Berge bieten köstlichen Schutz. Verkehr und Handel, Kunst und Wissenschaft werden gepflegt und aus allen Theilen der Welt kommen Gäste in dieß heitere Paradies. Der Fremde, der einige Tage in Lugano verweilen will, geht in der Regel in's Hôtel du Parc und das ist fürwahr das idealste Hotel, das auf dem weiten Erdenrund sich finden läßt. Da haben wir einen Palast mit wunderbarem Garten, der Jedem gehört, so lange es ihm beliebt, man fühlt sich unbewußt daheim und träumt, daß all' die Herrlichkeit, die wir hier sehen, unser eigen sei.



ROTUNDE DES HERKULES AUF ISOLA BELLA.

Die Gebäude des Hotels reichen dicht an das Ufer herab; von den breiten steinernen Terrassen sehen wir hinaus auf die blaue Fluth, in der der Monte S. Salvatore sich spiegelt.

Nur wenige Schritte von hier ist die Kirche degli Angeli mit dem berühmten großen Freskobild von Bernardino Luini, das uns mit erschütternder Erhabenheit die Kreuzigung des Herrn zeigt. Es ist ohne Zweifel das Unicum, das Meistergut der Stadt, aber auch in anderer Beziehung gewahren wir allerorts die Spuren künstlerischen Sinnes und selbst die Villen, die jetzt von reichen Fremden errichtet werden, streben darnach, sich kleine Gallerien der besten modernen Meister anzulegen. Für eine derselben ist das letzte riesige Bild Piloty's bestimmt, das die Verstoßung der Anna Boleyn durch Heinrich VIII. darstellt.

Die herrlichste Promenade am Ufer hin bietet der Quai; das Volksleben zeigt sich am frischesten an jenen Tagen, wo Markt gehalten wird. Dann mischen sich bunte Trachten aller Art in einander, Bergvolk und Schiffervolk, Schweizer und Italiener, und schwirrend erfüllt das geflügelte Wort die Luft — Grüße und Flüche, wie's eben von Herzen geht.

Unter den Fremden, denen Lugano gastliches Obdach bietet, finden sich häufig berühmte Gäste, Männer, die nicht vom Müssiggang, sondern von ernsten Thaten oder von einem reich bewegten Leben hier Ruhe suchen.

Zu ihnen zählte Mazzini, der Jahre lang in einer Villa bei Lugano verweilte, auf fremder Erde, aber doch



BUCHT VON PALLANZA.

dem Vaterlande nahe, dessen Größe und Einheit das Ziel seines Lebens war. Wer ihm auf seinen einsamen Spazierwegen begegnete, dem mußte die tiefe Würde seiner Erscheinung unvergeßlich bleiben, umsomehr, da sie ja allen Traditionen widersprach, die der Deutsche mit diesem Namen verband.

Aber auch ihm ist die Zeit gerecht geworden, denn nicht der eigenen Macht, sondern nur der Macht seines Volkes galt sein Streben, er blieb edelmüthig und arm, sittenstrenge und pflichttreu bis zur letzten Stunde: eine fast antike Enthaltsamkeit war der Grundzug seines Wesens. So lautete bei seinem Tode das öffentliche Urtheil ganz Europa's, nicht blos Italiens und so sprachen schon damals die Bürger Lugano's von ihm, in deren Mitte er lebte. Die äußerliche Erscheinung hatte eher etwas altväterlich-aristokratisches, die schwarze Binde reichte hoch an den Hals hinauf und das feingeschnittene Profil trug den Ausdruck menschenfreundlicher Milde.

Das war Mazzini; die Männer zogen den Hut, wenn er vorüberging und den Kindern lächelte er freundlich entgegen; die Armen hatten keinen edleren Freund als ihn.

Das Grab, das er bei Pisa fand (wo er die letzten Lebenstage verbrachte), birgt auch den höchsten Schatz, den er je gewonnen, die Erde des einigen Vaterlandes.

Lago maggiore.

Stolz und gebieterisch, über dreißig Miglien lang und eine schauerliche Tiefe bergend, liegt der Lago maggiore vor uns. Seine nördlichen Ufer reichen bis an die rauhen Berge der Schweiz, wo die Simplonstraße herunterzieht und schneeige Gipfel über die Tannen schauen; dann aber strömen die blauen Wellen fort bis an die heißen Gefilde der Lombardei, immer glühender werden die Farben, immer klarer die Luft, in zügelloser Fruchtbarkeit zeigt uns der Süden seine Blüthe.

Die Ufer sind dicht bewohnt; dort klammern sich niedere Hütten an den Felsenhang, hier stehen breite moderne Paläste, mit aller Pracht geschmückt; und heidnische Ueberreste mahnen uns an die Römerzeit, die ihren Göttern hier Tempel und ihren Schwelgern Villen baute. Aber auch die Natur mit ihrer wilden vulkanischen Kraft hat hier gebaut; die zerklüftete Felsenkette, die unweit Pallanza das Ufer krönt, zieht unter der blauen Tiefe weiter und wo sie über den Spiegel emporsteigt, da bildet sie jene wundersamen Inseln, die wie ein Zaubergarten mitten in den Wogen liegen.

Die kleinen Städte, die sich am Ufer erheben, haben etwas alterthümlich-echtes in ihrer Bauart: ein kleiner Hafen mit dunklen Barken, ein breiter, steinerner Quai und an den Häusern offene Arkaden und lockende Gärten. Die Gassen sind eng und steil und auf der Höhe thronen zerfallene Ruinen. Die belebteste Stunde ist die, wenn der Dampfer landet und das bewegliche Volk sich um die Fremden schaart, sonst zieht nur die hochgeladene Post oder ein Vetturin mit klingenden Schellen vorüber. Das Bürgermeisteramt, das Posthaus u. dgl. sind stets die wichtigsten Gebäude und ihre Bewohner sind die Würdenträger des Ortes, die Bevölkerung ist liebenswürdig und arbeitsam, wenn sie auch ihre „berechtigten Eigenthümlichkeiten" hat. So sehen uns die kleinen Flecken und Städte am Lago maggiore an, Pallanza und Angera, Locarno und Canobbia.

Welch wilder Aufruhr ist dort vor dem grauen verwitterten Amtsgebäude, hinter dessen Gitterkasten verschiedene Plakate stehen, man meint, die Leute stürmen das Haus oder wollen sich einen neuen König wählen. Nicht doch — es war nur die Ziehung des Lotto und die Zahlen sind hier soeben verkündet worden, die Zahlen stehen hier an der Mauer. Der Fischerjunge mit dem strahlenden Gesicht dünkt sich reicher als Krösus und Rothschild zusammen, er hat fünfundzwanzig Lire gewonnen — fünfundzwanzig Lire, es ist eine Summe, die er kaum fassen kann. „Accidente," kreischt ihm die alte hagere Frau entgegen, mit dem Korb voll Limonen im Arm, denn der Gewinn war ihr selber bestimmt; sie hat sich zur Jungfrau verlobt mit sieben Rosenkränzen und der Todtengräber des Dorfes lieh ihr das Geld zum Einsatz. In toller Hast rollen zwei Gassenjungen über das Pflaster, die sich scharf in den Haaren liegen, birbone, brigante, canaglia — das fliegt nur so durch die Luft, wie die zerrissenen Lottozettel, denn Paolo hat dem Giuseppe fünf Soldi versprochen, wenn er gewinnen sollte und nun will er sie nicht bezahlen! Das Publikum bildet Spalier für den entscheidenden Zweikampf, es ist ein Gottesgericht, neugierige Gesichter lugen aus dem benachbarten Fenster und mit unbeschreiblichem Pathos ruft der Straßenkehrer, dem sie zufällig unter den Besen kommen, als er den Streitpunkt erfahren hat: Ah — Santi Apostoli, che infamia!!

Dann aber, wenn der Lärm verklungen, begibt man sich wieder zur Collekte und setzt von neuem, denn was dießmal nicht gelang, kann wohl das nächstemal gelingen. Die Alte freilich verlobt sich dießmal zu zwanzig Rosenkränzen statt zu sieben. Das sind Volksscenen, wie man sie in den kleinen Städtchen und Flecken Italiens jede Stunde erleben kann.

In Pallanza nahmen wir eine Barke und fuhren hinüber nach den borromäischen Inseln. Zwei von ihnen sind arm und schlicht, S. Giovanni und die Isola de' Pescatori, die nur von Fischern bewohnt wird. Zwischen den niederen Häusern läuft die schmale Gasse dahin, an schweren Pflöcken hängen die Barken und durch die schwanken Netze zieht der Abendwind. Nackte Kinder spielen im Ufersand, uralte Einfalt liegt in den Liedern, die aus dem Munde der Fischer kommen, wenn sie heimwärts ziehen.

Doch dem Idyll der Armuth folgt ein Idyll der Pracht, sobald wir nun an der Isola Bella landen, die terrassenförmig aus der blauen Fluth emporsteigt. Die Gärten, welche jetzt dieselbe schmücken, wurden im siebzehnten Jahrhundert durch den Grafen Vitaliano Borromeo angelegt, der dunkle Grotten und schattige Alleen auf dem felsigen Eiland schuf; die Erde, in der die Bäume wurzeln, ward in Kähnen vom Festland hieher gebracht, und nun, nachdem zweihundert Jahre verstrichen sind, ist das Grün hoch emporgeschossen und aus den nackten Klippen erstand ein feenhafter Garten.

Dicht am Ufer auf der untersten Terrasse zieht sich ein breiter Gang hin, ganz überschattet von Orangen und Granaten, von Citronen und Myrthen, die Stämme haben eine riesige Stärke erreicht und zwischen den Zweigen schlingen sich wilde Rosengehänge hindurch und singende Vögel bergen sich in ihrem Dunkel. Dann treten wir in einen Lorbeerhain, dessen Kronen Alles andere überragen; dort stand vor mehr als siebzig Jahren ein junger Mann mit flammenden Augen, und in Gedanken versunken schnitt er tief in die Rinde das Wort — battaglia. Sein Name war Bonaparte, es war wenige Tage vor der Schlacht von Marengo — ein Lorbeerbaum war seine Tafel.

Auch droben in dem öden Palaste, der seine Front gegen die Simplonstraße kehrt, begegnen wir noch den Spuren des kühnen Eroberers, man zeigt noch jetzt das Lager, auf dem Napoleon damals schlief und das kein anderer seitdem beschritt. Aber in den Stolz, solchen Gastfreund zu bergen, mischte sich doch die Furcht, und Reisende, die 1803 die Insel besuchten, erzählen uns, daß die Mehrzahl der kostbarsten Gemälde und Statuen damals entfernt war, um sie vor den „kunstliebhabenden Klauen der Franken" zu flüchten.

Das ganze Schloß, das ziemlich barok gebaut ist, wie es die Zeit der Errichtung mit sich brachte, macht einen altfränkisch steifen Eindruck und mahnt uns an jenen Stil, der in den französischen Schlössern seine höchste Entwicklung fand. Wirklich prunkhaft ist der sogenannte Thronsaal, doch auch die übrigen Gemächer mit ihren Säulen und Marmorböden, mit ihren weißen Statuen, die aus dem Dämmerlichte uns entgegenlauschen, haben etwas fürstlich-prächtiges — wenn es auch eine Pracht ist aus todter Vergangenheit.

Weit weniger künstlich und eben deßhalb unendlich lockender ist die Isola Madre, auf die wir nun in leichter Barke übersetzen; der milde Lufthauch trägt uns den Duft der blühenden Gärten entgegen, silberne Fischlein springen aus der Fluth und tauchen wieder hinab, es ist der ganze Zauber der Morgenfrühe, der uns umgibt.

Die Isola Madre ist die größte der borromäischen Inseln und liegt im Mittelpunkte derselben, so daß die übrigen fast wie ihre Kinder erscheinen. Hier ist es einsam und stille, nur ein Schloßvogt, der die Gärten und den unbewohnten Palast versorgt, herrscht auf der Insel und öffnet freundlich das Thor, wenn wir die hohe Felsentreppe emporgestiegen. Die Gärten der Insel bergen eine Vegetation aus allen Zonen, ein eigener Park ist für die hohen nordischen Tannen geschaffen und auf der andern Seite blühen Palmen und Cedern, Zuckerrohr und Thee. Hier ist der Traum des berühmten Liedes erfüllt:

„Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'."

Den Schlußpunkt des Sees gegen Süden hin bildet Sesto Calende, wo der Ticino seinen Ausfluß hat; die wichtigste Stadt aber an jenem südlichen Theile ist Arona. Hell und behäbig sieht das freundliche Städtchen sich an, in dem der Handel zu hoher Blüthe und der Verkehr zur stärksten Entwicklung gediehen ist; in seinen Kirchen finden sich stattliche Fresken, aber das Meisterstück frommer Kunst bleibt doch das Riesenstandbild des Heiligen, der zu Arona seine Heimath hat.

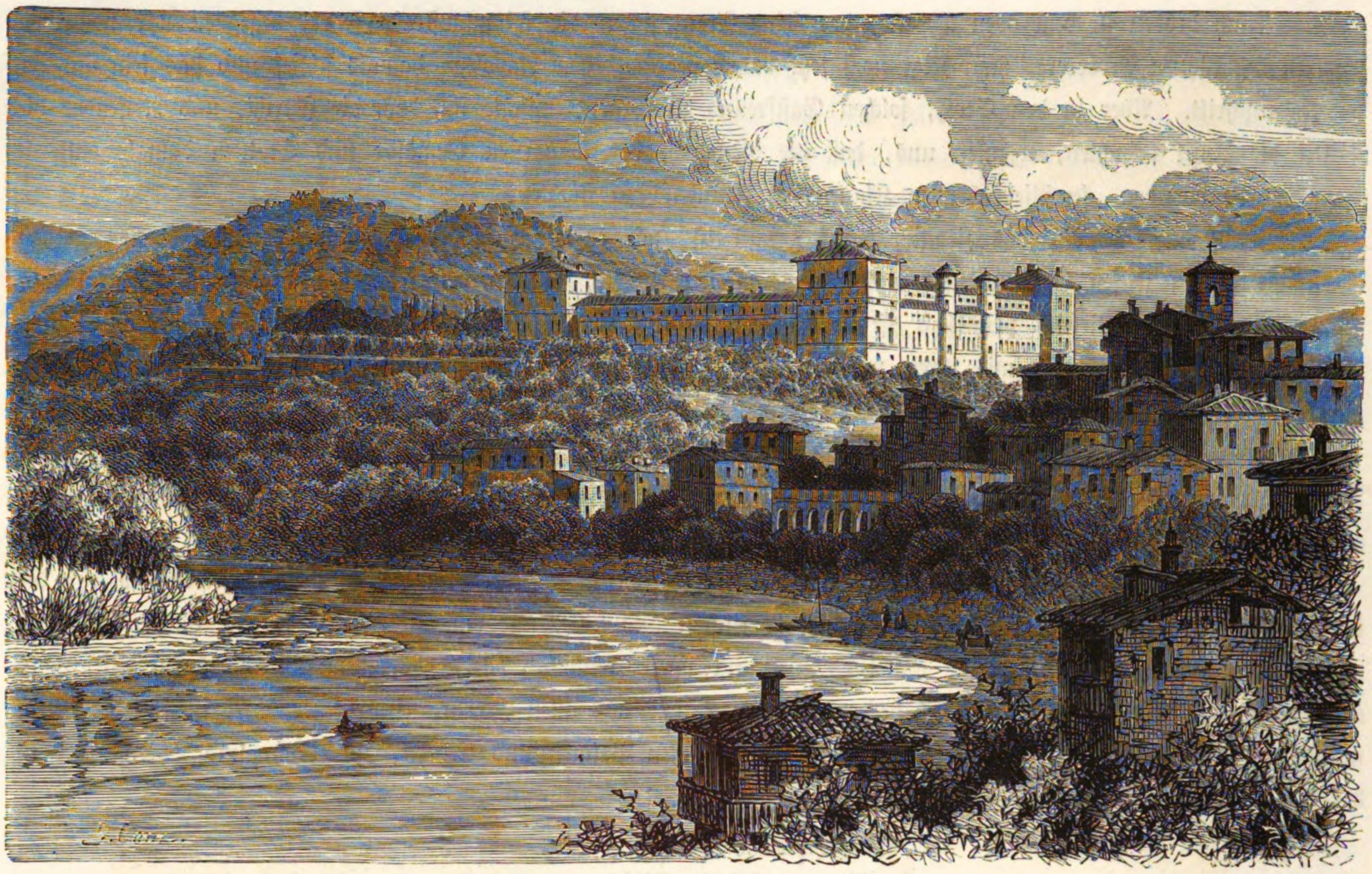
Auf einem Hügel, der hoch emporragt, erhebt sich, aus Granitblöcken geformt, ein Piedestal, das nahe an fünfzig Fuß mißt; dort steht die Statue des heiligen Carolus Borromäus, der einst der Erzbischof von Mailand und einer der mächtigsten Vertreter kirchlicher Allmacht war. Das Denkmal, das bereits im siebzehnten Jahrhundert zur Vollendung kam und mehr als eine Million Franken gekostet hat, ward aus den Mitteln der Familie und aus freiwilligen Beiträgen der Anwohner erbaut, die Höhe der Figur beläuft sich allein auf etwa siebzig Fuß.

Wie allenthalben zu lesen ist, stammt der Entwurf von Cerano, die Ausführung ward an Falconi und Zanella übertragen, die dem Bildniß seine heutige Gestalt verliehen. Segnend breitet der Heilige die Hand über die Stadt, in der er geboren, sein Haupt ist entblößt und seine Hände halten das Buch der ewigen Wahrheit. Hoch über dem Hügel ragt das zerfallene Schloß, wo einst seine Wiege stand, in seinen Zügen steht jener tiefe, begeisterte Ernst, der sein ganzes Leben trug; die Macht der Kirche war sein Losungswort, aber er hatte über diesem Wort nicht die Macht der Menschenliebe vergessen.

Das Bild wirkt mehr durch seine kolossalen, als durch seine künstlerischen Verhältnisse, aber dennoch verfehlt es nicht einen gewaltigen Eindruck zu machen, wenn man sich des großen Gedankens bewußt wird, dem dieß Leben geweiht war.

In dunklen, massigen Conturen hebt es sich ab vom bleichen Abendhimmel, und wenn wir schon weit von Arona hinweg sind, sehen wir noch die schwarze Riesengestalt mit der segnenden Hand.

Immer ferner rückt sie und ferner, wir erinnern uns aus den Kindertagen des Mannes, der auf die rauhen Berge stieg, um die Armen zu trösten, der während der Pest an allen Sterbebetten stand — aber immer ferner und ferner rückt das Bild, die Gegenwart hat keine solchen Gestalten mehr; auch er ist ein Riese der Vergangenheit!



MONCALIERI BEI TURIN.

Turin.

Wir stehen am Ufer des Po. Ueber das Mauergelände des Kapuzinerberges schauen wir hinab auf die weite, dunkelfarbige Stadt mit ihren riesigen Plätzen, alle Straßen sind streng im rechten Winkel gebaut, und über den röthlichen Ziegeldächern wölben sich mächtige Kuppeln. Dann kommen grüne Gärten und weit hinter ihnen die blaue Kette der Alpen mit schneeigen Gipfeln.

Hoch über alle andern ragt der Monte Rosa und Monte Viso hervor und zwischen den zerrissenen Klüften des Vorgebirgs sieht man die Mündung der wilden savoyischen Thäler. Die Luft, die der Nordwind von dort herüberträgt, ist herb und kräftig, wir fühlen nichts von jenem weichen Odem und jenen weichen Farben, wie sie uns sonst der Süden zeigt, sondern etwas Ernstes, in sich Gefestetes spricht aus den Zügen der Stadt; die Thatkraft überwiegt die Phantasie. Das ist die alte tapfere Residenz der Sarden, die Italien einig und frei gemacht, das war Jahrhunderte lang die Hauptstadt des kleinen Piemont, auf dessen Energie das Vaterland sein Hoffen setzte, das ist die Heimat des großen Grafen Cavour. — Obwohl Turin bereits zu Römerzeiten eine stark befestigte Colonie war, wie sich aus der Anlage der Straßen noch jetzt erkennen läßt, so beginnt seine eigentliche Bedeutung für die Geschichte doch erst, als es im eilften Jahrhundert an das Haus Savoyen kam, dem es bis zur Stunde zu eigen ist. Ja, es wird wenige Städte geben, die so eng mit dynastischen Traditionen verknüpft und doch mit so tiefem Patriotismus für das große gemeinsame Vaterland erfüllt sind.

Das Haus Savoyen ist es denn auch, dessen Spuren wir in Turin auf Schritt und Tritt begegnen, so oft ein Denkmal oder ein Palast sich vor uns erhebt. Es wirkt bestimmend auf die Physiognomie der Stadt; die Namen Amadeo und Emanuele, Philibert und Carlo Alberto kehren überall wieder; wir sehen unwillkürlich in dieser Architektur des achtzehnten Jahrhunderts den „Prinz Eugen", den „edlen Ritter", schreiten, dessen Sieg dereinst die



FONTAINE IN GIARDINO REALE.

Stadt vor den Franzosen rettete. Und diesen Eindruck kann die moderne Hand nicht verwischen, so vielfach sie auch die alten Formen überkleidet hat. Es ist freilich wahr, Turin besitzt nicht von ferne den Reiz, den andere Städte des Südens haben, aber dennoch fühlen wir uns unbedingt sympathisch berührt; Alles ist echt und gediegen, was wir hier erblicken und eine Art von tiefer Achtung tritt an die Stelle des überraschten Entzückens.

Die wichtigsten Straßen Turins sind die Via di Po, Via di Roma und Dora Grossa, die noch den alten römischen Heerweg erkennen läßt, welcher von hier in die Berge führte. Der Punkt, wo sie zusammentreffen, ist die Piazza Castello, ein ungeheures Geviert, auf dem der Palazzo Madama steht und in dessen Nähe sich die wichtigsten offiziellen Gebäude befinden. Der Palast der Madama (nach deutscher Redeweise der Königin Mutter) sieht sich wunderbar an, denn nicht wie ein zierliches Kunstwerk, sondern wie eine trotzige Festung aus rohem Ziegelbau,



KAPUZINERBERG.

mit Epheu überwuchert, steht er auf dem riesigen freien Raume. Wir schlendern gemächlich an dem braunen Gemäuer vorbei; die Thürme sind so verwittert, als sollten die Falken darinnen nisten, bis wir mit einmal an die Façade kommen, die der Via di Dora Grossa gegenübersteht. Nun wandelt sich das Bild; sie ist von Juvara mit glänzender Pracht gebaut und aus der rauhen Veste, die uns von drei Seiten entgegenschaut, ist plötzlich ein Fürstenschloß mit allem Pomp des achtzehnten Jahrhunderts erstanden. Auch in den königlichen Palast mit seinem prachtvollen Garten tritt man von der Piazza Castello ein, zwei eherne Dioskuren halten vor dem Hofthor Wacht und unter dem Portale stand ein schnurrbärtiger Castellan oder wie sonst sein Titel lauten mag.

Da der Zutritt für Jedermann auf's Liberalste offen steht und da es eben Sonntag war, so drängte sich zahlloses Landvolk in die fürstlichen Räume und ich mußte lächeln, so oft sie mit scheuer Ehrfurcht dem schnurrbärtigen Portier eine tiefe Verbeugung machten. Sie meinten offenbar, daß am Sonntag Nachmittag auch der König unter der Thür seines Hauses steht und feiernd in's Blaue schaut, wie es der Bauer zu thun gewohnt ist.

Neben den weiten Wohngemächern und Sälen, die der Palazzo Reale umfaßt und die zum großen Theil mit Motiven aus der Landesgeschichte geschmückt sind, enthält derselbe auch eine berühmte Waffensammlung. Die letztere bietet außer der reichen historischen Uebersicht noch viele persönliche Curiosa, so die Rüstung des Prinzen Eugen, den Degen, den Napoleon bei Marengo trug und die Fahne, welche die päpstlichen Truppen bei Castelfidardo verloren.

Daß übrigens auch die jüngsten Ereignisse, aus denen die allmälige Wiedergeburt Italiens hervorging, auf den monumentalen Charakter Turins bedeutenden Einfluß übten, wird Niemand Wunder nehmen; denn nirgends kann man ja die Geschichte so leicht auf der Straße lernen, als in Italien; wer immer mit tapferem Geiste oder mit tapferer Faust sich um die Einheit des Vaterlandes verdient gemacht, der darf des ehernen Dankes sicher sein. „Gli Italiani d'ogni provincia", steht auf dem Denkmal Vicenzo Gioberti's, das 1860 errichtet ward, und doch hatte Gioberti mit den verfehltesten Mitteln der Welt die Unabhängigkeit Italiens erstrebt, indem er sie mit Hülfe des Papstthums zu erreichen hoffte. Aber die Italiener vergaßen dem hochherzigen Manne bald den Irrthum, den er begangen, und hielten nur den Gedanken fest, der das Ziel seines Lebens war: „L'independenza d'Italia".

Obwohl der Verkehr seit Verlegung der Residenz bedeutend abgenommen, sind die Straßen Turins doch noch

immer ziemlich belebt; die Häuser sind hoch und mit Altanen geschmückt, im Erdgeschoß liegen offene Arkaden mit prächtigen Magazinen. Wenn man die engeren Gassen aufsucht, trifft man nicht selten interessante Höfe, zum Theil mit altersbraunen hölzernen Treppen und grünen Schlinggewächsen geschmückt, an den belebtesten Straßenecken stehen Kioske, wo man Zeitungen verkauft und Carrikaturen aus allen Theilen der Welt.

Mit pathetischem Schritt zieht ein Seiltänzer über die Straße, gefolgt von einem schönen vierjährigen Kinde: auf dem nächsten größeren Platze beginnt die Vorstellung von neuem; ein paar Knaben spielen auf dem glatten Pflaster, vor der Spiegelscheibe eines herrlichen Magazins steht eine junge Frau aus dem Volke und ordnet ungescheut ihr Halstuch, das in Verwirrung gerathen ist. Andächtig hält der Abbate, der eben vorübergeht, und mustert die herrlichen Waaren, die hinter dem Spiegelfenster ruhen; in dem nächsten Haus ist die Sparkasse, ein großer Bienenkorb steht als Symbol über der Thüre.

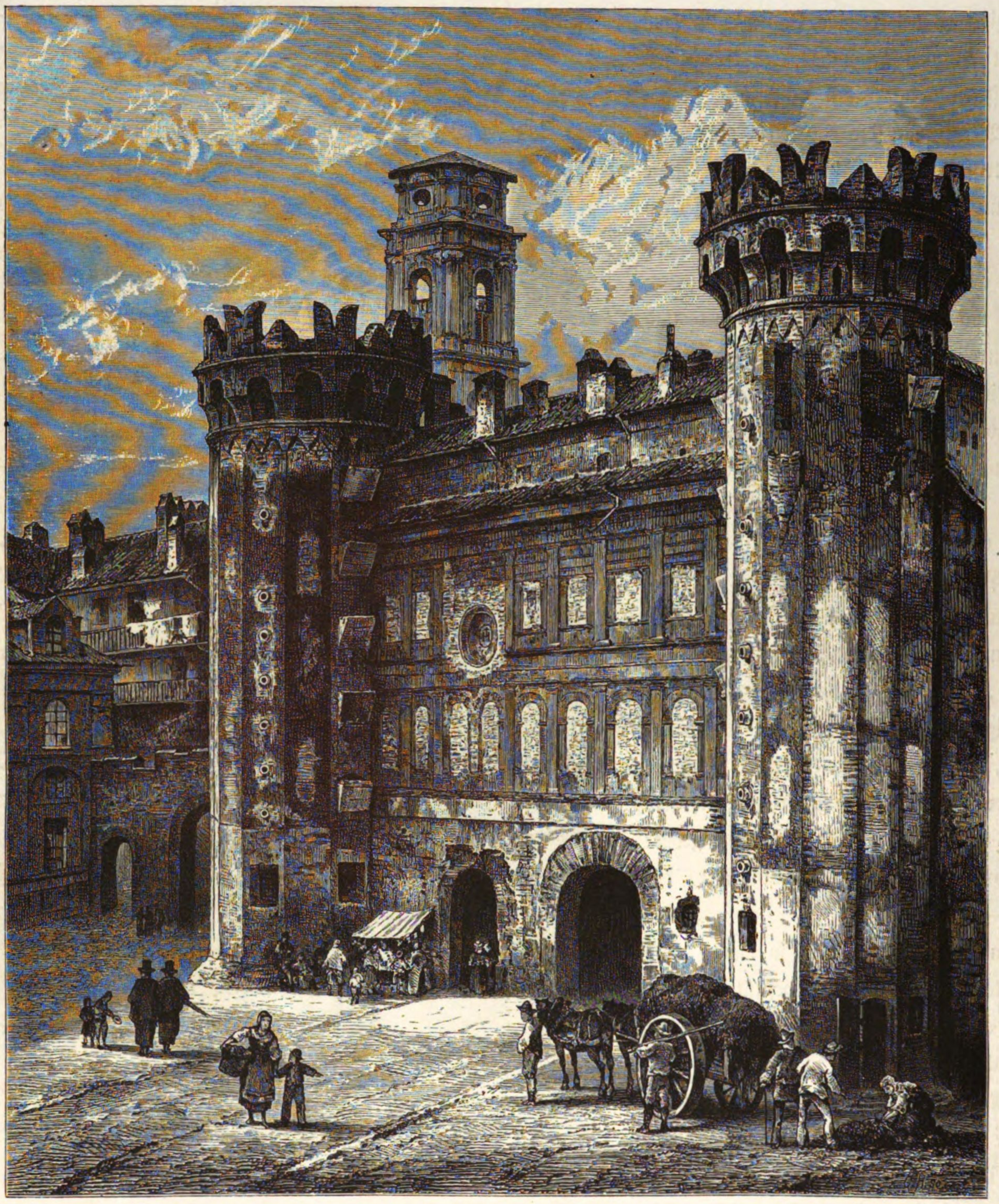


WEG ZUR CHIESA DI SUPERGA.

Da es Sonntag war, so waren auch Nachmittags die Kirchen gefüllt, Gran Madre di Dio und La Consolata, vor Allem aber der Dom, in dem einst der junge Rousseau zum katholischen Glauben übertrat. Jetzt (es war etwa Nachmittags um 3 Uhr) ward Christenlehre im Dom gehalten; auf der einen Seite saßen die Knaben, auf der andern die Mädchen, beide im Carré auf niederen Bänken. Noch hatte der Unterricht nicht begonnen und die kecken Jungens conversirten so laut und lebhaft, als gelte es die höchsten Fragen der Politik; nur zwei, die bereits als Ministranten gekleidet waren, verschmähten das profane Geplauder und freuten sich, so oft ein geistlicher Herr vorüberging und mit entrüsteter Miene sein Bst— in die Schaar hineinwarf.

Endlich kam der Lehrer selbst; mit Chorrock und Stola bekleidet, trat er in die Mitte des Carré's und den Katechismus in der Hand, begann er zu examiniren. Allein schon der erste versagte, er faßte ihn bei den Ohren und wollte ihn auf die Strafbank führen, doch der Kleine begann auf's Heftigste zu parlamentiren, es sei auch so richtig, wie er es gesagt, er könne sich nicht vor allem Publikum blamiren lassen, und als der Rechtsstandpunkt nicht durchdrang, appellirte er an die Barmherzigkeit des Allmächtigen. Misericordia di Dio, rief er laut und ließ sich schluchzend auf der Strafbank nieder.

Welch' anderes Bild da drüben bei den Mädchen! Reizende Kindergesichter lugten uns hier entgegen, die eine hatte das Kinn besorgt in die Hand gestützt, die andere ließ die braunen Augen schweifen, die älteren aber (mit zwölf bis vierzehn Jahren) trugen schon den schwarzen Schleier und spielten erregt mit dem Fächer, so oft eine Frage kam, die ihnen heiß zu machen schien. Ich werde den entrüsteten Blick niemals vergessen, mit dem die größte von



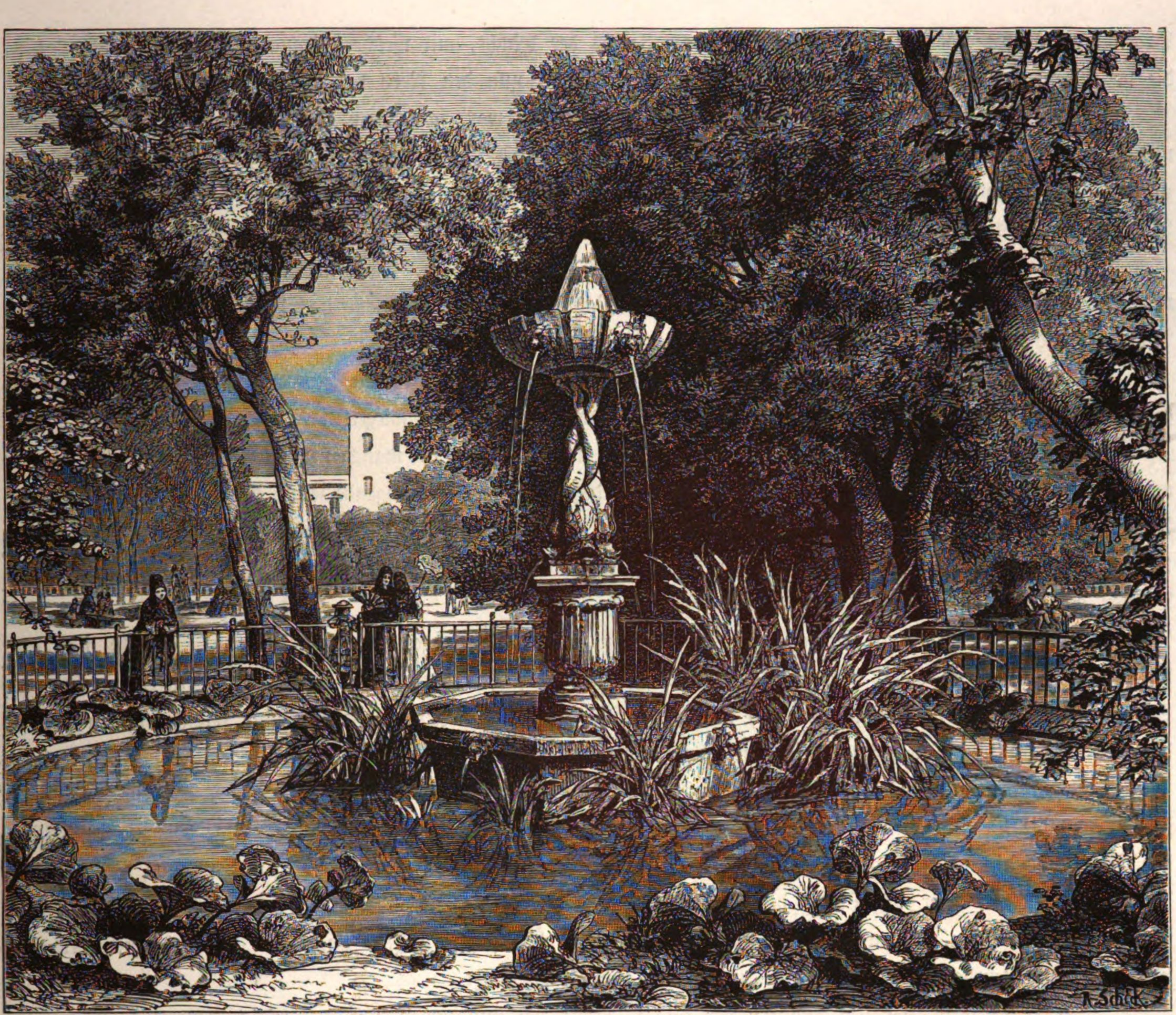
PORTA PALATINA.

ihnen dem Priester nachsah, dem sie auf drei verschiedene Fragen die Antwort schuldig blieb und der so ungalant war, ihre Unwissenheit mit Achselzucken zu konstatiren.

Nachdem der Unterricht beendet war, ward noch ein gemeinsames Gebet verrichtet. Wie ein Taubenschwarm, der sich niederläßt, fielen die Kinder auf die Kniee, wie ein Taubenschwarm, der in die Lüfte steigt, erhoben sie sich wieder und mit buntem Gedräng und Geplauder schwirrte die kleine Schaar durch die breiten Pforten des Domes.

Nun ist es wieder stille geworden in den hohen kühlen Hallen und schweigsam schauen die steinernen Grabdenkmäler des Hauses Savoyen herab, die hier in der Cappella del Sudario ihre Stätte fanden.

Die Könige ruhen droben in der Superga, einer einsamen Kirche, die etwa drei Stunden von Turin gelegen ist und weithin das Land beherrscht, ihre Entstehung dankt sie den stürmischen Tagen, da unter den Mauern Turins die feindlichen Heere standen. Damals that Victor Amadeus das Gelübde und Juvara vollendete den Bau; für die Rettung des kleinen Piemont war er gelobt, wer ahnte damals, daß nach hundertsiebzig Jahren die Hauptstadt der savoyischen Könige Rom heißt!!



FONTAINE AUF ACQUA SOLA.

Genua.

Wir stehen zu den Füßen einer Fürstin, die sich thronend im weißen Marmorkleid erhebt, um ihre Stirne hat die Natur Lorbeer und Myrthe gewunden und Rosen um den wogenden Busen; in ihren Armen ging das herrliche Geschlecht der Doria's zu Grunde — La Superba war der Name, den die staunende Zeit ihr gab.

Wie viel von dieser Blüthe ist auch hier vergangen, aber das letzte, was in stolzen Seelen stirbt, das ist der Stolz und den hat Genua sich noch bis heute bewahrt; es hat seine weltgebietende Macht verloren, aber vom Throne großer Erinnerungen gibt es keine Entthronung. Das Diadem, womit die Felsen ihr Haupt geschmückt, das konnte kein Sieger ihr vom Haupte reißen, und die rauschende Huldigung, die ihr das blaue Meer alltäglich entgegenträgt, ist durch kein Machtgebot verstummt. Sie ist noch heute, was sie vor drei Jahrhunderten gewesen — La Superba!

Im äußeren Leben freilich hat sich vieles gewandelt, seit Genua nach seiner souveränen Stellung dem kleinen Königreich Sardinien einverleibt worden ist. An die Stelle der weltbewegenden Plane, mit denen sich einst die

14

Dogen trugen, trat jetzt der stille Bürgerfleiß; das Pathos der Macht, mit welcher Genua aufgetreten, erlosch; nicht die politischen, sondern nur die commerciellen Interessen bildeten nun den Nerv des öffentlichen Lebens.

Allein, wenn auch ihr Wirkungskreis ein kleinerer geworden war, so gewann doch die Rührigkeit, der Scharfsinn und Ehrgeiz der Genuesen rasch wieder neue Ziele, mit aller Kraft seiner Vorzüge und Fehler strebte das Volk zum zweiten Mal emporzukommen, zu glänzen, zu überflügeln! Sie hatten es nicht vergessen, daß einst der Greif ihr Wappen war, das mythische Thier, das die scharfen Klauen mit dem schwungvollen Fittich vereint.

Jedes kühne Unternehmen, das der regsame Geist der Zeit erfand, ward in Genua prüfend beachtet, jeder politische Gedanke, der der Größe und dem Stolz des Vaterlandes diente, brachte das Blut der alten Superba in Wallung, und die Klugheit schloß die Begeisterung nicht aus.

Nirgends ward die Italia Una so stürmisch begrüßt, nirgends ward die Hymne auf Garibaldi so jubelnd gesungen, als in der Stadt, an deren Strand Andrea Doria's Palast sich spiegelt.

Es ist wahr, bei all' der wunderbaren Schönheit macht Genua in manchen Theilen seiner Architektur einen müden, verfallenen Eindruck, aber man fühlt es zugleich, daß eine neue, verjüngende Kraft durch diese hundertjährigen Marmorglieder strömt; Genua allein kann unter all' den herrlichen Städten, die Italien im Mittelalter besaß, den schönen Mythus des Phönix erfüllen, der für Venedig ewig verloren ist. Wie eine stumme Verheißung steht an den Pforten der Stadt das Standbild des großen Columbus.

Der Anblick, welchen Genua bietet, wenn man vom Meere gegen den Hafen kommt, entzieht sich jeder Beschreibung, denn der Golf, woran es liegt, stellt nicht eine sanfte Curve dar, sondern einen tiefen, vielgezackten Schnitt in das felsige Land, auf dem sich nun terrassenförmig die himmelhohen Häuser und Paläste erheben, bis an das steile Gebirg hinan, das im Rücken der Stadt gigantisch emporsteigt.

Schon die Natur hat hier eine Veste gebaut, die jedem Angriff furchtbare Abwehr bietet, aber noch drohender starren uns die Befestigungen entgegen, welche die Menschenhand hinzugefügt. Sie baute riesige Dämme in's Meer, den Molo vecchio und Molo nuovo, in dessen Nähe der Leuchtthurm (lanterna) steht, und pflanzte Batterien auf die schroffen Höhen, aber die Pracht der Gegend ist so unverwüstlich, daß alle diese Forts dieselbe nicht mindern, sondern nur vermehren. Denn sie fügen sich ohne Zwang in das felsige Gestein und geben der Schönheit nur einen Charakter von Wehrhaftigkeit und Kraft, der sie noch imposanter macht.

Im Hafen aber, vor den Mauern der Stadt, dehnt sich stundenweit ein unermeßlicher Mastenwald mit den Flaggen aller Länder; hier liegen furchtbar gewaffnet zwei Panzerschiffe der Marine und dort Kauffahrer aus Amerika und Segelschiffe aus den indischen Gewässern; alle Sprachen ertönen und zwischen den Masten hindurch drängen sich kleine Barken mit ihrer Last. Die Zahl derselben beläuft sich auf zweitausend. Während der eine Theil des Hafens ausschließlich kriegerischen Zwecken dient, ist der andere ganz dem Handel gewidmet und zu jeder Stunde des Tages offen. Hier tritt uns der riesenhafte Verkehr der Stadt und die ganze Beweglichkeit des südlichen Lebens am schlagendsten vor Augen, es ist ein Lärm und ein Gewühl, eine Fülle von Scenen und Gestalten, die jeder Wiedergabe spottet.

Auf dem breiten Quai, der am Wasser entlang läuft und von welchem steinerne Stufen hinunterführen, tummeln sich die Schiffer und die facchini, alle mit offener Brust und sonnenverbranntem Gesicht, aber doch schaut uns aus Staub und Armuth so manches Antlitz entgegen, das die Spuren edelster Schönheit trägt. Der äußere Anblick dieser Lastträger ist freilich erschreckend; wenn einer überhaupt einen Rock hat, ist er so bunt geflickt, wie eine farbige Karte, aber viele sind bis an die Hüften nackt oder tragen nur ein Hemd aus blauer Wolle, das über dem Beinkleid mit einem Gürtel umschlungen wird. Gleichwohl, so arm sie sind, so qualvoll ihr Tagwerk ist, fühlt sich doch jeder von stolzem Selbstgefühl getragen, das merkt man erst, wenn plötzlich ein Streit unter ihnen ausbricht und zwei mit geballter Faust gegen einander stürzen.

Auch der Polizeimann, der daneben steht, weiß das gar wohl und appellirt an diesen Stolz, er mengt sich nicht mit herrischen Worten ein, sondern frägt nur, ob sich die beiden — „Signori" denn nicht schämten, ihrer Würde so viel zu vergeben, zumal in Gegenwart des „Signor forestiere". Das wirkt; wie ein grollendes Wetter, das vorüberzieht, verzieht sich der Streit; der italienische Tagelöhner will sich vor dem fremden gentleman keine Blöße geben.



SALITA SAN PAOLO IN GENUA.

[illegible] und welcher Genua aufgetreten, erlosch; nicht [illegible] der Born des öffentlichen Lebens.

[illegible] so gewann doch die Rührigkeit, der Scharfsinn [illegible] Vorzüge und Fehler strebte das Volk zum [illegible] nicht vergessen, daß einst der Greif ihr [illegible] Fittich vereint.

[illegible] ward in Genua prüfend beachtet, jeder [illegible] brachte das Blut der alten Superba in [illegible]

[illegible] ward die Hymne auf Garibaldi so jubelnd [illegible] sich spiegelt.

[illegible] Genua in manchen Theilen seiner Architektur einen [illegible] verjüngende Kraft durch diese hundertjährigen [illegible] Städten, die Italien im Mittelalter besaß, den [illegible] Wie eine stumme Verheißung steht an den [illegible]

[illegible] vom Meere gegen den Hafen kommt, entzieht sich jeder [illegible] nicht eine sanfte Kurve dar, sondern einen tiefen, vielgezackten [illegible] Häuser und Paläste erheben, bis an [illegible]

[illegible] Abwehr bietet, aber noch drohender [illegible] Sie baute riesige Dämme in's Meer, [illegible] steht, und pflanzte Batterien auf [illegible] Forts dieselbe nicht mindern, [illegible] und geben der Schönheit nur einen [illegible]

[illegible] unermeßlicher Mastenwald mit den [illegible] und dort Kauffahrer aus Amerika [illegible] Masten hindurch drängen sich [illegible] Während der eine Theil des Hafens [illegible] zu jeder Stunde des Tages offen. [illegible] des südlichen Lebens am [illegible] Formen und Gestalten, die jeder [illegible]

[illegible] Stufen hinunterführen, [illegible] Gesicht, aber doch schaut [illegible] Schönheit trägt. Der äußere Anblick [illegible] ist er so bunt geflickt, wie eine farbige Karte, [illegible] aus blauer Wolle, das über dem Beinkleid mit einem [illegible] ihr Tagwerk ist, fühlt sich doch jeder von stolzem [illegible] unter ihnen ausbricht und zwei mit geballter Faust [illegible]

Auch der Polizeimann [illegible] Stolz, er mengt sich [illegible] herrischen Worten [illegible] nicht schämten, ihrer Würde [illegible] zu vergeben, zumal in [illegible] ein grollendes Wetter, das [illegible] verzieht sich der Sturm [illegible] gentleman keine [illegible]



SALITA SAN PAOLO IN GENUA.



PORTA VECCHIA DELLA LANTERNA.

Desto ungestörter balgen sich die Rangen, die am hohen Quai auf und nieder klettern; hart am Rande desselben geht das hochbeladene Maulthier mit seiner Kornfracht; dort fischen ein paar lose Jungen, auf einer schwimmenden Tonne reitend. Drüben werden Kohlen geladen, aber die Träger derselben sehen wahrhaft erschreckend aus, ein langes, rußgeschwärztes Tuch hängt ihnen vom Kopfe in die Stirn und über die Schulter auf den Rücken herab; es ist kaum mehr ein menschliches Angesicht, das aus dieser schwarzen keuchenden Masse hervorlugt.

„Un batello, signor, un batello", ruft uns ein Schiffer an und löst die Barke von dem eisernen Ring, um uns mit staunenswerther Sicherheit durch diese schwimmenden Mauern hindurchzulenken. Nur wenn man dicht an ihre Flanken kömmt, begreift man es, welche Riesenleiber diese Schiffe haben, und es ist wunderbar lockend, so in kleiner, harmloser Barke umherzufahren zwischen ihnen und ihrem Schicksal.

Wer kann es sagen, auf welchem Grunde schon der Anker ruhte, den sie hier lichten, wer kann es sagen, an welchen Klippen einst diese Flanken stranden; wie viele Hunderte von Leben dereinst mit diesem Koloß zur Tiefe sinken? Das ganze Geheimniß des Meeres, das ganze Wagniß, das der Mensch mit der ersten Seefahrt seinem Geschlecht vererbte, steht uns hier vor Augen.

Viele der Schiffe tragen am Schnabel das Bild des Columbus, andere ein Marienbild und wieder andere die löwenartige Büste Garibaldi's.

Ueberall wird auf- oder abgeladen, gehämmert oder gewogen, hier lernt man den Begriff der „Waare", den wir häufig nur nach unserem kleinen eigenen Bedarfe messen, im Millionenmaßstab kennen, aber auch den klaffenden Gegensatz von Reichthum und Armuth. Denn auf eben diesen Ballen und Säcken, auf diesen Millionen, die Fremden gehören, schlafen die armen facchini, von der nächtlichen Arbeit erschöpft, und wenn sie erwachen, blicken sie mit Neid auf das kleine Feuer, das dort in einer Barke brennt, um die Polenta zu kochen und auf die Fässer mit



ABEND AM MOLO.

süßem Wein, die hier zur langen Reise verladen werden. Früh und spät, Winter und Sommer — immer dasselbe Elend! Und dennoch, wenn sie auch noch so arm sind — so haben sie doch eines, ein Vaterland; um wie viel ärmer noch sind jene, die dort auf jenem Auswandererschiffe stehen, das heute nach Brasilien abgeht!

So winden wir uns hindurch zwischen tausend Gegensätzen, bis wir an den Rand des Hafens kommen, den die beiden Moli sichelförmig umschließen und jetzt erst lichtet sich allmälig das Gewühl. Der weiße blendende Leuchtthurm glänzt, um die riesigen Quadern brandet die Fluth und endlich fahren wir hinaus in die offene See. Es wird uns fast bange in dem kleinen schwankenden Fahrzeug — wie anders wogt jetzt das Meer — es ist wie der Herzschlag der Freiheit nach dem Herzschlag der Gefangenschaft.

Nur wenige Gestalten begegnen uns mehr da draußen, ein reicher Kaufherr, der mit acht Ruderern seinem Schiffe entgegenfährt, das von ferne in Sicht kommt, fliegt blitzschnell vorüber, weit drüben liegt ein mächtiger Dampfer, der aus der Levante eintraf und Quarantäne halten muß. Die Kleider der Matrosen sind an den Tauen aufgehangen und flattern im Winde, der sie desinficiren soll; mit lustigem Sprunge tauchen die Delphine aus der Fluth.

Wir sind schon ziemlich weit vor dem Hafen, da sehen wir es schwanken und wogen und in abgerissenen Tönen streift der Glockenschall über die Fluth. Bald hatten wir uns dem seltsamen Gegenstande genähert und fanden ein Läutsignal, das wohl vor gefährlichen Stellen warnen soll; an einem riesigen Anker hängt ein rothes Floß und in der Pyramide, die auf demselben errichtet ist, eine riesige Glocke. Die Hast, mit der die unsichtbare Hand des Sturmes hier läutet, die Wucht, mit der die überfluthende See den angeschlagenen Ton erstickt, das Ungestüm, womit die gefesselten Balken sich von der Kette loszureißen trachten, hat etwas unheimlich Gewaltiges. Wie gespenstig muß erst dieß Läuten sein in grausiger Wetternacht!

Eine kleine Barke kam uns draußen entgegen, in der ein junges Ehepaar (wohl auf der Hochzeitsreise) saß, aber die arme kleine Frau war todtenblaß und hatte sich auf den Boden der Barke gesetzt, so daß der sprühende Schaum,



MARKT AUF PIAZZA DI PESCHERIA

der über den Rand flog, ihr in den Locken hing. Es mußten Deutsche sein, — „Guten Morgen," rief ich hinüber, da schlug sie die Augen auf, aber sie sah nur die thürmende Woge und im Nu war der schöne blaue Blick wieder geschlossen.

Der Hafen Genua's ist von der Stadt durch einen langen Damm getrennt, dessen Plattform eine der schönsten Promenaden bildet und in dessen Bogenhallen unermeßliche Waarenmagazine liegen. Etwa alle hundert Schritte führt ein Thor aus dem Hafen nach der Straße, überall kreuzen sich eiserne Schienen, um den Transport der ungeheuern Lasten zu erleichtern, hundertfach stehen die kleinen Esel- und Maulthierkarren hier bereit, daß die Luft vom Geschrei der wiehernden Thiere hallt. Oft sind drei oder vier vor einander gespannt, da die Straßen zu enge sind, viele sind wegen der scharfen Biegungen des Weges mit Schellen versehen und traben mit lautem Geklingel über das Pflaster.

Sobald man den Hafen verlassen hat, ändert sich die Physiognomie der Stadt und andere Eindrücke gewinnen die Oberhand. Jene furchtbare, sklavenartige Arbeit, die eben nur die See erfordert, ist einer leicht beweglichen, ja in den großen Handelsstraßen selbst einer vornehmen Geschäftigkeit gewichen, das maritime Element ist aus dem öffentlichen Leben zurückgetreten, wir sind auf festem, auf steilem Lande.

Diese schmalen und engen Gassen, die zwischen acht- und neunstöckigen Häusern wie ein Bergsteig in die Höhe führen, mit Ziegelsteinen gepflastert und nur für den sicheren Schritt des Maulthiers fahrbar, geben dem Straßenverkehre Genua's ein ganz einziges Gepräge und liefern eine Fülle von fesselnden Staffagen, wie sie Rom und Venedig nicht schöner bieten.

Ich stieg die Salita San Paolo hinan; hier wuschen und dort kochten sie, ein Höckerweib saß unter der Thür und plauderte mit einem Schwarm von Frauen, die ihr Kind an der Brust trugen. Mühsam und gravitätisch

ging ein Abbate im breitkrämpigen Hut vorüber und neugierig sahen ihm die Weiber nach: ich dachte mir, es müsse wohl ein besonderer Würdenträger sein und fragte dann, wer es gewesen. Da zuckte das Höckerweib die Achseln und sprach mit gleichgültig-souveräner Miene: „Ah, non lo so — un prete, un fanatico.“

Der Geschäftsverkehr drängt sich am dichtesten zusammen an der loggia dei Banchi, wo die berühmte Börse von Genua ihren Platz hat, und die strada degli orefici beginnt; dieß wunderbare Schmuckkästlein von Genua. Wie ein goldenes Netz breiten sich hier die herrlichen feinen Filigranarbeiten aus, Laden drängt sich an Laden und all' diese herrlichen Schätze sind auf himmelblauen Sammt gebettet, der hell durch die goldenen Fäden schimmert.

Allein dieß Alles ist Reichthum, den erst der eigene Fleiß geschaffen, doch auch jener andere ist in Genua daheim, der seit Jahrhunderten als müheloses Erbtheil in der Hand der großen fürstlichen Geschlechter ruht, der sich in marmornen Palästen versteinert hat und in zauberischen Gärten emporblüht.

Wir finden ihn, wenn wir durch die via Balbi gehen oder durch die strada nuova und nuovissima und Carlo Felice. Hier strömt der Verkehr der vornehmen Welt zusammen, hier fliegen fürstliche Equipagen dröhnend vorüber und jeder Name, nach dem wir fragen, ist ein Stück der Geschichte.

Da steht der Palazzo Ducale, in welchem einst die Dogen wohnten, das herrliche Municipalgebäude gehörte vormals den Doria's; Spinola und Pallavicini, Durazzo und Balbi — sie überbieten sich an Herrlichkeit. Besonders prächtig sind in all' den genuesischen Palästen die Höfe, die stets hoch über dem Niveau der Straße liegen.

Wenn man von dort aus durch das ungeheure Thor getreten, das den Palast nach außen schließt, dann kommt man zuerst in einen kleinen Vorbau, aus dem eine breite Marmortreppe mit mäßiger Steigung emporführt in den inneren Hof. Wer verbindet nicht in Deutschland mit diesem Worte etwas Unschönes und Abgelegenes, kurzum den Gegensatz bescheidener Nützlichkeit, in dem der Hof zur Pracht des Hauses steht, hier aber sind wir mitten in einer Säulenhalle von weißem Marmor, jedes Stockwerk zeigt uns ein Viereck prächtiger Arkaden, der Boden ist mit Quadern gedeckt und um die Fontaine, die in der Mitte sprüht, sind blühende Orangen gepflanzt oder prächtiger Oleander.

Von hier erst führt die Haupttreppe empor in die fürstlichen Gemächer; das erzgetriebene Geländer zu beiden Seiten ist vergoldet, eine ungeheure Hängelampe gießt, wenn es dunkel wird, ihr Licht über die Gäste aus, die hier emporsteigen. Ueberall sind die Flügelthüren von Mahagoniholz und in den Sälen hängen Meisterwerke der klassischen Kunst. Wie herrlich muß ein Fest in diesen Räumen sein, wenn über diese Treppen die schönen Frauen Genua's auf und nieder wallen, in der Hand den beredtsamen Fächer, den goldenen Pfeil im Haar und in den Augen jene Gluth, in der die Liebe reift.

»Amo ed amor trasporta mi!«

Der Bau, vor dessen Eingang zwei steinerne Löwen wachen, ist die Universität, ihr Hof zählt zu den schönsten, die Genua besitzt, wenn auch die Ausschmückung noch überall die geistliche Hand erkennen läßt, die diese Mauern geschaffen hat. Es war das ehemalige Colleg der Jesuiten und wurde fast ganz von einem einzigen Mitglied des Ordens erbaut, das dem reichen vornehmen Genuesergeschlecht der Balbi angehörte.

Ueber die breiten Treppen fluthet jetzt die lärmende Studentenschaar, rasch herunter und langsam hinauf, überall sind an den Wänden steinerne Tafeln zu sehen, deren Inschrift einen wichtigen Gedächtnißtag verkündet und Statuen, die an berühmte Gelehrte mahnen. Andere stellen in allegorischer Gewandung verschiedene Tugenden dar (die unter der Studentenschaft freilich nur in effigie zu finden sind), alle Säulen und Wände erscheinen mit zahllosen Kritzeleien bedeckt, denn der demonstrative Geist, der die Italiener beherrscht, hat in der academischen Jugend seinen natürlichen Höhepunkt.

„Evviva Garibaldi, Rè della Republica,“ stand mit langen Lettern auf einem Marmorstein und kein Pedell fand seit zehn Jahren Muße, diese — staatsrechtliche Meinung mit dem Schwamm zu berichtigen; andere waren subjektiver und begnügten sich mit einem „lungho addio“, bevor sie schieden. Auffallend sind auch die vielen englischen Inschriften, die auf eine internationale Frequenz der Universität hindeuten. — „Farewell for ever“ war mehr als einmal zu lesen.

Treten wir wieder aus dem fürstlichen Bau in die Straße, so umringt uns ein Heer von Gassenjungen, die verwegene Räder schlagen und uns auf den Händen entgegentanzen, mit vielsagenden Seitenblicken auf das gefüllte Portemonnaie der forestieri. Ihre Kunst dünkt ihnen wichtiger, als alle Künste, die man da drinnen lernt, im



VIA SAN LUCA IN GENUA.

[illegible]

[illegible] der Boden ist mit Quadern [illegible] prächtiger Oleander.

[illegible] Geländer zu beiden [illegible] die Gäste aus, die hier [illegible] Meisterwerke der klassischen [illegible] schönen Frauen Genua's [illegible] und in den Augen jene [illegible]

[illegible]

[illegible] Hof zählt zu den schönsten, [illegible] erkennen läßt, die diese Mauern [illegible] und wurde fast ganz von einem einzigen Mitglied des [illegible] der Balbi angehörte.

[illegible] Studentenschaar, rasch herunter und langsam hinauf, [illegible] Inschrift einen wichtigen Gedächtnißtag verkündet [illegible] in allegorischer Gewandung verschiedene Tugenden [illegible] sind), alle Säulen und Wände erscheinen mit [illegible] Italiener beherrscht, hat in der academischen Jugend [illegible]

„Evviva [illegible] langen Lettern auf einem Marmorstein und kein [illegible] fand seit [illegible] Meinung mit dem Schwamm zu berichtigen; andere [illegible] bevor sie schieden. Auffallend sind auch die vielen [illegible] der Universität hindeuten. — „Farewell for ever" war [illegible]

[illegible] wir wieder [illegible] Straße, so umringt [illegible] ein Heer von Gassenjungen, die [illegible] Räder schlagen [illegible] mit [illegible] Seitenblicken auf das gefüllte [illegible] der forestieri. [illegible] wichtiger, als alle [illegible], die man da drinnen lernt, im



VIA SAN LUCA IN GENUA.

Palazzo della Università, und wer möchte es versuchen, diesen glücklichen Wahn zu stören? Aber selbst die Spiele der kleinen Kinder, die ohne Anspruch auf Zuschauer über Brücken und Rampen klettern, sehen so halsbrecherisch aus, daß einem biedern deutschen Papa das Blut gerinnen möchte. Sicherlich haben die Schutzengel in Italien noch zehnmal mehr zu thun, als bei uns.

Berühmt durch seine Gemäldegallerie ist der Palazzo Brignole-Sale, aber auch sein Aeußeres ist merkwürdig genug, denn er ist glühend roth, und wenn es dunkelt, steht er wie ein feuriger Rubin in diesen Häusermassen; ja, oft sieht es beim Abendscheine aus, als stünde der ganze Bau in Flammen. Palazzo Rosso nennt ihn das Volk.



AM HAFEN VON GENUA.

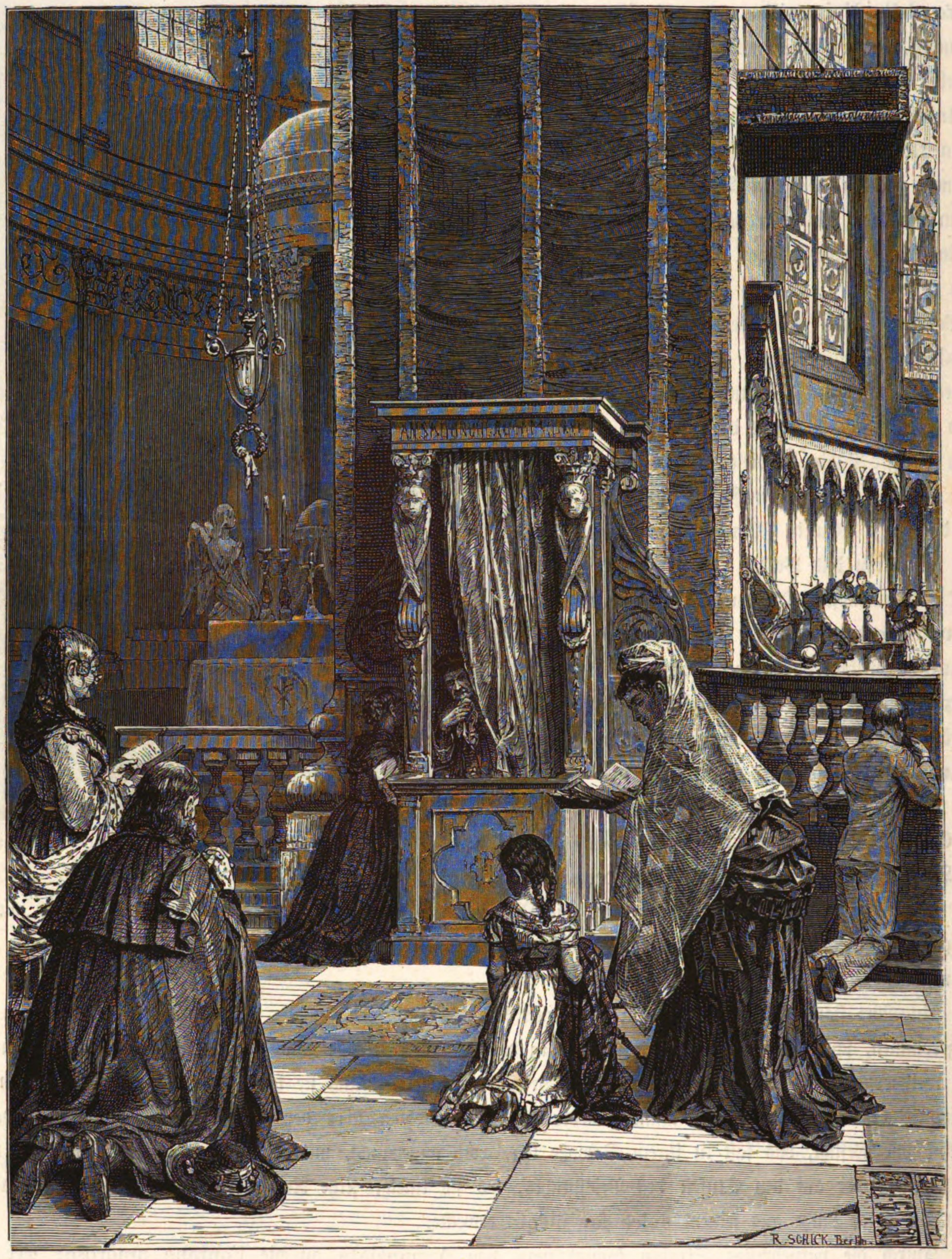
Die bedeutendsten Kirchen, welche Genua unter vielen anderen besitzt, sind Maria di Carignano, berühmt durch die Aussicht, welche die Kuppel bietet, und S. Annunziata, deren Innenräume mit seltener Pracht überfüllt sind. Bis auf das Capitäl der weißen Marmorsäulen ist die Decke mit Gold beladen und dieser Eindruck steigert sich noch, wenn das rothe Licht durch die Purpurvorhänge der Kuppel herniederfluthet. In der Regel wird die Kirche erst um vier Uhr Nachmittags geöffnet, aber auch dann ist sie gewöhnlich stille und menschenleer; es fehlt das bienenartige Gesumme, das den Kirchen Italiens so oft die Weihe nimmt.

Ungestört stand ich in dem weiten, erhabenen Raume; nur ein einsamer Mönch, der von der heißen Straße hierhergekommen, schritt langsam auf und nieder, in dem Breviere lesend; und vor dem leeren Beichtstuhl kniete ein junges, weißverschleiertes Mädchen, das wohl den Priester erwartete. Auch sie hatte ein Buch vor sich, aber mit dem Lesen wollte es nicht recht gehen; immer wieder sah sie verstohlen über den Rand desselben herab auf das edle, rafaelisch-schöne Gesicht, das fast in ihrem Schooße lag, roth angehaucht, mit geschlossenen Augenlidern. Es war ein junger Bettler, der auf den Stufen des Beichtstuhls, wo sie kniete, seine Rast gesucht und eingeschlafen war, ohne daß ihn die holde Nähe aus seinem dolce far niente erweckte.

Durch die vornehmsten Straßen kommt man von Annunziata an die Fontane amorose; hier ist der Anstieg zu der passeggiata dell' Acqua-Sola, der beliebtesten Promenade aller Genuesen. Da das Plateau, auf welchem sich diese Anlage hinzieht, fast hundertfünfzig Fuß über dem Meere liegt, so schweift der Blick in unbegränzter Weite über die Dächer der Stadt und die felsigen Bastionen hinaus auf die blaue Fluth.

Weit weg von Acqua-Sola und seinem belebten Treiben stieg ich wieder an's Meer hinab, durch steinige Gassen und einsame Pfade, bei denen nur der Zufall mein Führer war. Ein drohendes Gewitter stand am Himmel als ich in der Nähe des Palazzo Doria allmälig in's Freie kam; marmorbleich hoben sich die weißen Häusermassen ab von dem schwarzen Gewölk, das sich draußen zusammenballte; nun sah ich es erst, wie kühn die Züge in diesem Antlitz sind. Dunkel und schaumgekrönt rauschte draußen das Meer, nie war der Name „La Superba“ so wahr, wie jetzt, da die Stadt in majestätischem Grolle stand!

An der Mura dei Zingari, an der Zigeunermauer, die durch einige westliche Vorstädte herunterführt, stieg



STUNDE DER BEICHTE IM DOM SAN LORENZO.

ich die steile Gasse herab, aber der Sturmwind trug die staubigen Wolken auch hier hinauf, bis ich in eine kleine, schmutzige Osteria flüchtete, die hart am Wege lag. Dort unter dem Vordach des Hauses, das mit dichtem Weinlaub umrankt war, saßen rußgeschwärzte Gesellen, Arbeiter aus dem Arsenale und hielten ihren Abendtrunk, denn die Löhnung war eben vertheilt worden und morgen war Sonntag — der Tag des Herrn. Sie stießen an, daß die Gläser klirrten, während draußen der Sturmwind brauste, es war ein Höllenlärm, wenn sie stritten und sangen, aber dennoch muß man ihnen dasselbe Lob gewähren, das die wälschen Arbeiter sich in Deutschland errungen haben, das Lob der Mäßigkeit und Sparsamkeit. Denn nur der Lärm ist größer, nicht der Consum; drei Italiener, die eine Flasche Wein vertilgen, machen mehr Spektakel, als dreißig Deutsche, die Gambrinus einen Eimer opfern. Es ist das



HAFEN VON GENUA.

Vergnügen der Geselligkeit, des Plauderns, des Streitens, das die Leute zusammenführt, „un bicchier' di vino“, das sie dabei gelegentlich leeren, ist nur Mittel zum Zweck.

Deßhalb ist es auch lange nicht so gefährlich sich in ihre Gesellschaft zu mischen, als es von Ferne den Anschein hat, im Gegentheil, der Fremde wird höflich und rücksichtsvoll empfangen, man schafft ihm Platz und vermeidet Alles, was ihn verletzen könnte, man zeigt eine freudige und ehrliche Ueberraschung, wenn er im Stande ist, geläufig mitzusprechen. Das waren die Eindrücke, mit denen ich aus der Schenke an der Zigeunermauer schied.

Zwei Punkte sind es noch, die jeder Fremde in Genua besucht, und zu denen wir auch den Leser geleiten möchten, ehe wir weiterziehen. Der eine von ihnen ist der majestätische Friedhof, ein langes Viereck von Arkaden, das durch einen weißen marmornen Kuppelbau überwölbt und von dunklen Cypressen beschattet wird.

15

Es hat immer seinen eigenen schwermüthigen Reiz, wenn man so draußen in der Fremde weilt, mitten im rauschenden Lärm des Lebens, sich dann und wann in eine Stunde geweihter Einsamkeit zu vertiefen; in Gedanken, die uns nur durch ihre Menschlichkeit bewegen und den Gegensatz der Länder und Völker hoch überragen. Wie viel Schönheit, wie viel Glück und Herzeleid liegt hier begraben auf dem stolzen Campo Santo zu Genua; man kann Stunden lang unter den weißen Marmorkreuzen wandeln und an das fremde Schicksal fremder Namen denken.

Wie immer, wenn ich nach Genua kam, so macht' ich mich auch dießmal auf den gewohnten Weg, der fast eine halbe Stunde weit vor die Stadt führt, aber der custode, der an dem eisernen Gitterthore stand, zuckte die Achseln und fragte nach dem permesso des Municipiums. Das war früher niemals der Brauch gewesen, sondern der Eintritt stand Jedermann frei; nun aber ward strenge Censur geübt, denn ohne daß die Fremden es wußten, herrschte in Genua — „l'epidemia". Das war es, was mir der Wächter mit flüsternder Stimme anvertraute, nachdem er im lauten offiziösen Ton erklärt: „Il cimetero è chiuso." Und das war allerdings genug, um ohne Widerrede Kehrt zu machen.

Der letzte und glänzendste Zielpunkt für alle Fremden aber, die in Genua verweilen, ist die Villa Pallavicini, bei Pegli, ein Meisterstück schöner Natur, bei dem es wohl entbehrlich gewesen wäre, daß der Besitzer noch so viele Millionen für Kunst oder Künsteleien verwendete. Denn wenn dieselben auch den Park gar anmuthig schmücken und von einer Ueberraschung in die andere führen, so liegt doch der wahre Werth dieses zauberhaften Besitzes nicht darin; das blaue Meer, das seine unermeßliche Fluth vor diesen Marmorterrassen ausdehnt, das uns entgegenrauscht, so oft in den Camelienwäldern sich die Zweige öffnen, die Nachtigallen, die hier schlagen, die Blumen, die aus allen Zonen der Welt hier duften, das ist der wahre Reichthum der Villa Pallavicini. Und neben diesem sinkt der Werth der mittelalterlichen Ruinen, der Kioske und Grotten, die man hier aufgestellt, nothwendig herab, wenn uns auch sicherlich nichts ferner liegt, als etwa dem gemeinnützigen und edlen Gebrauch, den der fürstliche Besitzer von seinen Schätzen macht, zu nahe zu treten.

In dieser Beziehung tritt allerdings der Gegensatz zwischen den Deutschen und den Romanen merkwürdig hervor; die ersteren stehen mit offenem Munde da, und schauen auf das Meer hinaus, die letzteren drängen sich gestikulirend durch die niedere Thüre der „cabane rustique"; bei den einen herrscht die stumme Bewunderung, bei den andern die laute Neugier vor.

Die Gesellschaft, der ich mich angeschlossen, bestand in der Mehrzahl aus Franzosen, und da viele von ihnen laut zu denken pflegten, so gab es köstliche Scenen. „Ah quel séjour de paix et d'innocence," rief ein hohläugiger alter Herr, als er am Arm seiner Maitresse in das reizende Schweizerhäuschen eintrat; eine dicke Dame kniff jede Knospe mit den Fingern und fand, daß die „italienischen Knospen" unendlich weit hinter den französischen zurückstehen. „Tiens, nos boutons sont beaucoup plus avancés," sprach sie befriedigt zu ihrem Sohne, einem vorwitzigen Jungen, der freilich aussah, wie eine sehr avancirte Knospe. Jede Minute kam ein pathetischer oder elegischer Aufschrei — ravissant, charmant, gracieux, majestueux — es war unendlich ergötzlich, und heiterer, als wir gekommen, kehrten wir zurück nach Genua, um noch einen letzten Tag dort zu verträumen.

Niemals sind schöne Städte schöner, als in der Stunde, da man scheiden muß. Herrlich leuchtete Himmel und Meer und die weißen Marmorpaläste; es ist noch heute des Namens werth, den es einst getragen, das stolze Genua, wenn auch ein leiser Seufzer durch das Wort klingt: La Superba!



PEGLI AN DER RIVIERA DI PONENTE.

[illegible] in der Fremde weilt, mitten im [illegible] Einsamkeit zu vertiefen; in Gedanken, [illegible] und Völker hoch überragen. Wie viel [illegible] Campo Santo zu Genua; man kann [illegible] Schicksal fremder Namen denken.

[illegible] auf den gewohnten Weg, der fast [illegible] eisernen Gitterthore stand, zuckte die [illegible] niemals der Brauch gewesen, sondern [illegible] denn ohne daß die Fremden es wußten, [illegible] mit flüsternder Stimme anvertraute, [illegible]" Und das war allerdings genug, um ohne [illegible]

[illegible] die in Genua verweilen, ist die Villa Pallavicini, [illegible] gewesen wäre, daß der Besitzer noch so viele [illegible] nach den Park gar anmuthig schmücken und [illegible] dieses zauberhaften Besitzes nicht darin; [illegible] das uns entgegenrauscht, so oft [illegible] die Blumen, die aus allen Zonen [illegible] Villa Pallavicini. Und neben diesem sinkt der Werth der [illegible] nothwendig herab, wenn uns auch sicherlich [illegible] den der fürstliche Besitzer von seinen Schätzen [illegible]

[illegible] den Deutschen und den Romanen merkwürdig [illegible] auf das Meer hinaus, die letzteren drängen sich [illegible] herrscht die stumme Bewunderung, bei [illegible]

[illegible] und Grotten, und da viele von ihnen [illegible] la paix et l'innocence," rief ein hohl- [illegible] eintrat; eine dicke Dame kniff [illegible] weit hinter den französischen [illegible]," sprach sie befriedigt zu ihrem Sohne, einem [illegible] Jede Stimme fand ein pathetischer oder [illegible] es war wirklich ergötzlich, und heiterer, [illegible] Tag hier zu verträumen.

[illegible] Herrlich leuchtete Himmel [illegible] den es einst getragen, das stolze [illegible] La Superba!



PEGLI AN DER RIVIERA DI PONENTE.



STRANDSCENE.

An der Riviera di Ponente.

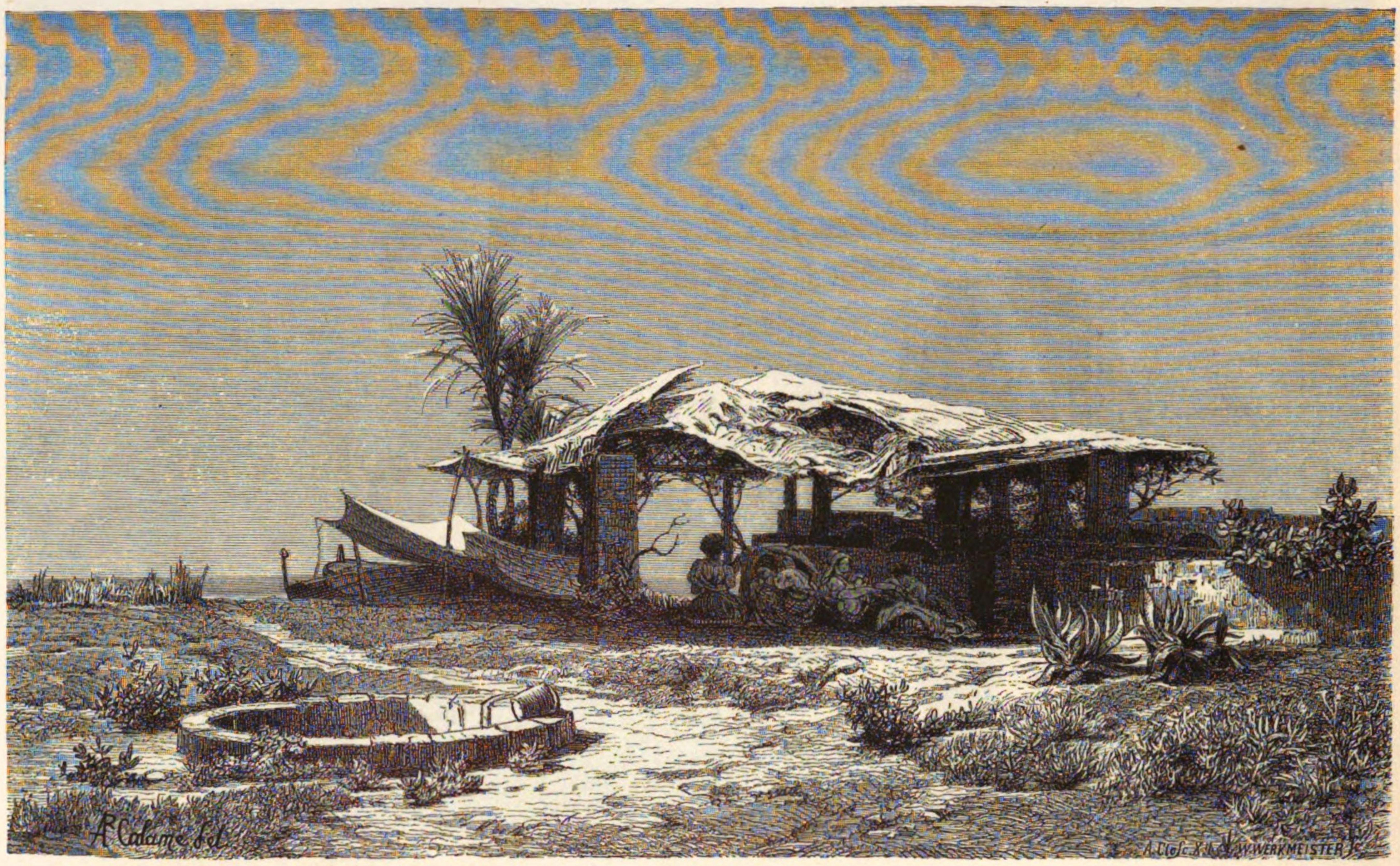
Der kleine Flecken Pegli, in den man von der Villa Pallavicini zurückkehrt, liegt schon an der Riviera di Ponente. Von Genua bis Nizza hin reicht dieser wunderbare Weg, dem vielleicht keine Küste der Welt an Schönheit vergleichbar ist, immer geht es am Meer entlang, dessen fluthende Farben unablässig wechseln und wachsen; jedes Dorf hat sein besonderes Merkmal. Das eine einen römischen Kaiser und das andere einen römischen Papst, der dort geboren ward, ein drittes rühmt sich seiner Palmen, und wieder eines seiner Schlachten, die eine vergangene Zeit dort schlug.

Bis in die letzten Jahre war man genöthigt, den Weg von Genua bis Nizza auf der Fahrstraße zurückzulegen; ohne Unterlaß fuhren die schweren Diligencen und der leichtbewegliche Vetturin aneinander vorüber; das knallte und klingelte, man warf sich Grüße zu und war zufrieden, wenn man nach langer Fahrt in Loano oder Albenga die Nachtherberge nahm.

Wie hat sich das Alles jetzt gewandelt! Nun fährt man mit der Bahn in sieben Stunden von Genua nach Nizza, mehr als siebzig Tunnels durchmessend und oft so dicht am Meere, daß die zornigen Wogen ihren Schaum auf den jagenden Eilzug werfen; aber freilich geht in der Regel an Schönheit eben soviel verloren, als an Geschwindigkeit gewonnen wird.

Von Genua bis nach Savona hin bleibt sich die Küste ziemlich gleich; fast überall, wo wir durch größere Orte kommen, sind ungeheure Werften am Strand errichtet, auf denen Hunderte von rührigen Händen zimmern; an manchen Stellen konnte man dreißig Schiffe zählen, die nebeneinander lagen.

Im feuchten Ufersande aber, den die Fluth geglättet, standen die Fischer und zogen zu zehn und zwölf an



BEI BORDIGHERA.

einem Seil die Netze ein, die draußen im Meere lagen, von einer rothen Tonne bezeichnet, während andere in kleinen Segelbarken zum Fange fuhren. Alles, was hier schafft und wirkt, ist nackt bis an die Knie; die Schiffer tragen rothe phrygische Mützen, und der Führer, der auf dem schmalen Sträßlein sein Maulthier treibt, singt sich vergnügt eine Romanze vor. Auf dem Karren aber, den das Maulthier zieht, war etwas mit plumper Kreide geschrieben; wir lasen es mit dem Fernrohr ab, und die seltsame Devise hieß — „Morte ai stupidi!"

„Tod den Dummen!" — wie kommt dieß Losungswort in die Seele eines Eseltreibers?

Reich an blühender Anmuth sind die kleinen Dörfer, die da am Meeresstrand (gar oft auf hohem Felsen) hingen, in Gärten und Rebgeländen versteckt, mit Feigen- und Olivenbäumen geschmückt, hinter denen manches holde Kind grüßend hervorsah. Fast überall steht in den Gärten der sogenannte Riesenhanf, der oft bis zur Höhe des ersten Stockwerks schießt, und sich ansieht wie ungeheures Meerschilf; in den Felsenspalten, wo sich weiche Erde angespült, stehen Aloen mit ihren starren spitzigen Blättern.

Bestimmend für den Eindruck der ganzen Fahrt sind übrigens die zahllosen Tunnels, deren wir oben gedachten; der Wechsel zwischen einem unbegränzten Horizont und dem leeren dunklen Nichts tritt so jäh und häufig ein, daß es in mancher Stunde wirklich scheint, als triebe ein Dämon mit uns sein Spiel. Licht und Nacht, Nacht und Licht, das wiederholt sich oft mit der Schnelligkeit eines Blitzes; wie ein funkelnder Dolch, der plötzlich gezückt wird, trifft uns der Sonnenstrahl, wenn wir aus dem dröhnenden Schachte brausen, man zuckt zusammen, aber schon im nächsten Augenblicke ist es wieder finster und das donnernde Gerassel beginnt von Neuem, denn die beiden Tunnels sind kaum zehn Schritte von einander entfernt. Man spielt mit Blitz und Donner am hellen Sonnentag!

Dann aber kommen wieder lange Strecken, wo wir dem Meere frei und schrankenlos gegenüberstehen, um das wunderbare Spiel der Farbe zu belauschen, das diesem Proteus eigen ist.

Wenn der Horizont in der Ferne blaßgelb herabsinkt, dann ist die Woge draußen dunkel, wie schwarzer Stahl; aber wenn der Himmel sein finsteres Gewölk zusammenballt und über den Fluthen aufthürmt, dann erbleichen diese und der weiße Gischt rollt auf blaßgrünen Wogen einher. Das ist die unheimliche Farbe des Sturms! Bisweilen schimmert Alles wie feines Silbergrau, die zitternde Blendung des Mittags bricht aus bewölktem Himmel, es kommt der Abendschein mit rosenfarbem Lichte, bis sich endlich die volle Purpurgluth des Sonnenuntergangs über die Fluth ergießt.



[illegible]

[illegible] bezeichnet, während andere in kleinen [illegible] bis an die Knie; die Schiffer tragen [illegible] sein Maulthier treibt, singt sich vergnügt [illegible] war etwas mit plumper Kreide geschrieben; [illegible] „Morte ai stupidi!“

[illegible] eines Eseltreibers?

[illegible] Meeresstrand (gar oft auf hohem Felsen) [illegible] geschmückt, hinter denen manches holde [illegible] der sogenannte Riesenhanf, der oft bis zur Höhe des ersten [illegible] Meerschiff; in den Felsenspalten, wo sich weiche Erde angespült, [illegible]

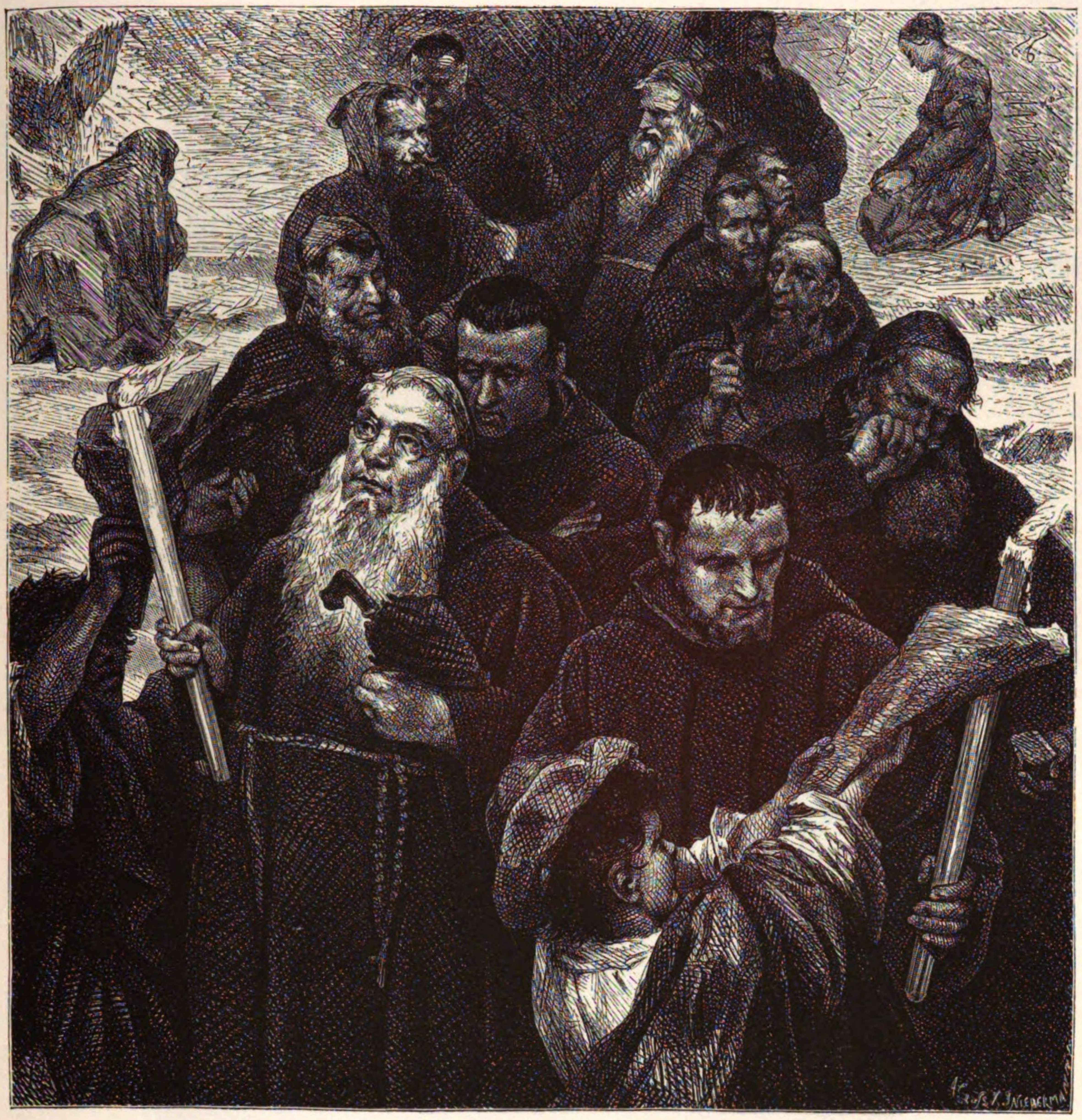
[illegible] übrigens die zahllosen Tunnels, deren wir oben gedachten; [illegible] leeren dunklen Nichts tritt so jäh und häufig ein, daß [illegible] mit uns kein Spiel. Licht und Nacht, Nacht und Licht, [illegible] wie ein funkelnder Dolch, der plötzlich gezückt wird, trifft [illegible] brausen, man zuckt zusammen, aber schon im nächsten [illegible] beginnt von Neuem, denn die beiden Tunnels sind kaum [illegible] und Donner am hellen Sonnentag!

[illegible] wir dem Meere frei und schrankenlos gegenüberstehen, um das wunderbare [illegible] Proteus eigen ist.

Wenn der Horizont [illegible] niedersinkt, dann ist die Woge draußen dunkel, wie schwarzer Stahl; aber wenn der Himmel [illegible] und über den Fluthen aufthürmt, dann erbleichen diese [illegible] Gischt rollt [illegible] Das ist die unheimliche Farbe des Sturms! Bisweilen [illegible] wie feines Silbergrau, [illegible] des Mittags bricht aus bewölktem Himmel, es kommt der [illegible] mit rosenfarbem Lichte, [illegible] Purpurgluth des Sonnenuntergangs über die Fluth ergießt.



SAN REMO.

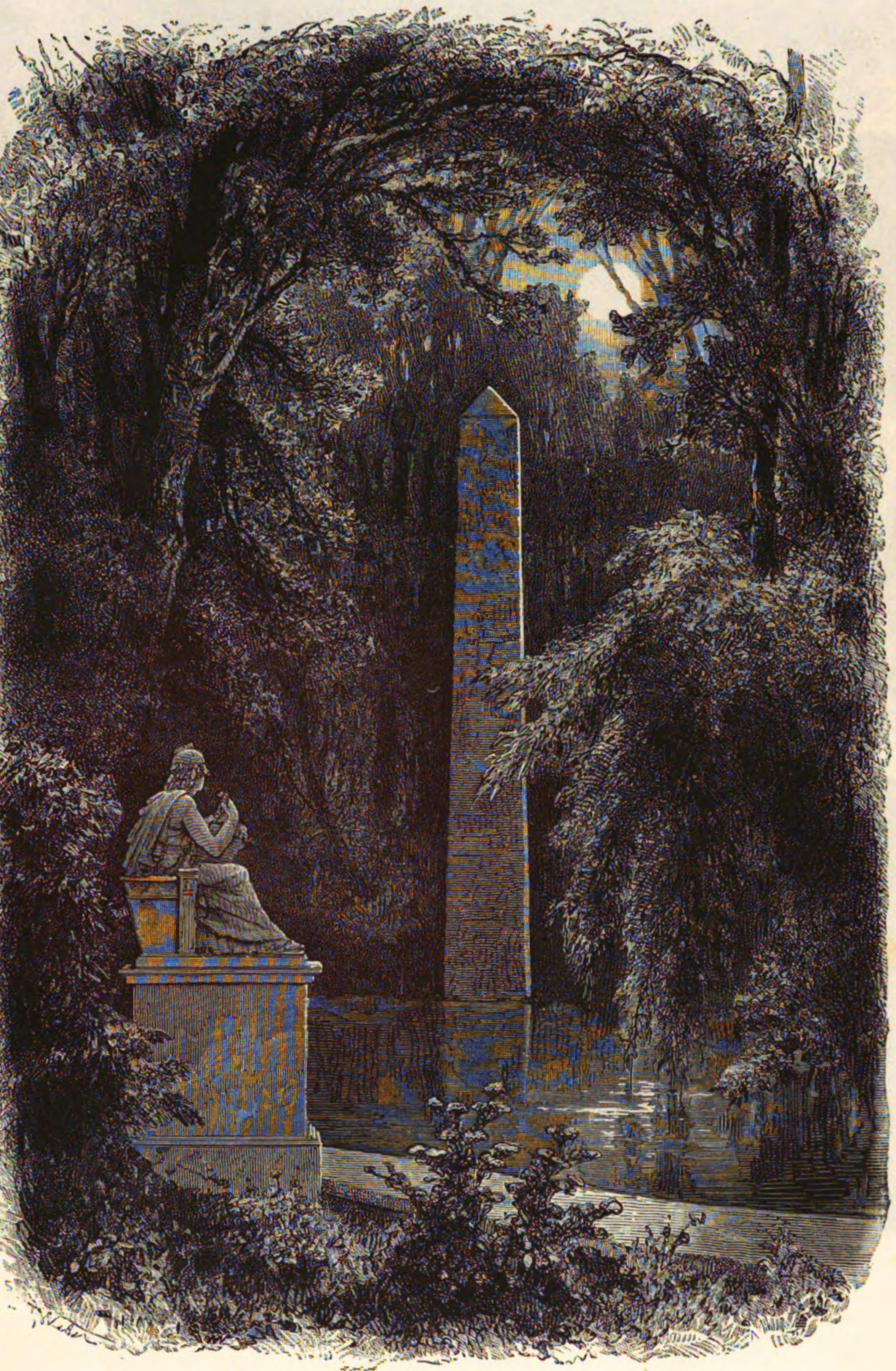


PROCESSION.

Aber all' das sind seltene Höhepunkte, denn mondenlang liegt jeden Tag der klare blaue Himmel über dem mittelländischen Meere, und mondenlang glänzt die Fluth nur in blauem Azur, soweit das Auge reicht.

Der kleine Flecken, der dort auf dem Hügel beginnt, noch mit alterthümlichen Mauern versehen, und sich herabzieht bis an's Meer, heißt Finale; in Oneglia ward Andreas Doria geboren, dann kommt das durch seinen Hafen berühmte Städtlein Porto Maurizio. Schon das schmale Terrain, das zwischen dem Meere und den Bergen übrig bleibt, von schwarzem Geröll und grünen Oliven erfüllt, bringt es mit sich, daß die Lage aller dieser kleinen Städte gar steil und malerisch ist, selbst wenn man absieht von den reizenden Staffagen. An einem Fenster, das hart auf die See hinausgeht, sitzt ein junges Weib mit der Spindel und singt der scheidenden Sonne nach; unter den Zweigen des Orangenbaumes, der in der Mitte des Gartens steht, spielen ihre schwarzgelockten Kinder. Und an den Bahnhöfen selber, welches Treiben, welche Regsamkeit, wie viel pittoreske Gestalten; es ist fast schade, wenn man mit dem Schnellzug fährt, der seltener anhält. Trotzdem beherrscht derselbe die ganze Linie, und es ist überraschend, wie viele Leute auch aus den untersten Ständen denselben benützen, denn die grausame Phrase, „time is money" steckt auch die Italiener an.

In dem Coupé, in das ich eingestiegen, saß eine Gestalt, die uns Alle höchlich ergötzte, ein runder Pfarrer aus der französischen Provinz, der just auf einer Ferienreise begriffen war und als das Ideal gutmüthiger Lebenslust erschien. Bei jeder Station, wo der Zug zu halten schien, schmunzelte er mit dem ganzen Gesicht und sprang eilig



OBELISK IN DER VILLA PALLAVICINI.

heraus, um zu fragen, wie lang der Aufenthalt hier währe? „Cinque minuti“ — und dann lief er zum Buffet und holte eine Flasche dunkelrothen Weines, die regelmäßig bis zur nächsten Station wieder leer war, wo das Manöver von Neuem begann.

Der erste von den berühmten drei Curorten, die uns auf der Riviera di Ponente begegnen, ist San Remo, ein Städtlein, das nahezu 12,000 Einwohner zählt. Es verdankt den Schutz, den es vor rauhen Winden genießt, dem doppelten Felscap, das im Osten und Westen die tiefgelegene Bucht umschließt; das Städtchen selber ist weit in's Land hineingebaut, während die neuen Paläste und Villen, die im Winter den Fremden dienen, sich alle der Küste nähern. So theilt sich San Remo mit scharfen Conturen in die hochgelegene Altstadt und das „quartier maritime“.

Die erstere ist in der That ein architektonisches Chaos, das kaum seines Gleichen hat; breite Bogen führen von einem Hause zum andern, um die alten hohen Mauern zu stützen, die so manchen Angriff von saracenischen Piraten bestanden haben. Das Klima von San Remo ist berühmt wegen seiner Milde und Gleichmäßigkeit und selbst die Vegetation, die doch auf der ganzen Riviera eine verschwenderische Fülle zeigt, hat sich hier noch unendlich gesteigert; wir wandeln zum erstenmale unter Palmen, von denen manche achtzig Fuß hoch sind. Von hier werden auch die zur



AUS EINER VILLA BEI BORDIGHERA.



AUS EINER VILLA BEI BORDIGHERA.

Feier des Palmsonntages bestimmten Zweige nach Rom gesendet, und zwar von der Familie Bresca, der dieß Privilegium vom Papste Sixtus V. verliehen ward. Den Anlaß hiezu bot der bekannte Obelisk von rothem Granit, der heute noch auf dem Petersplatze in Rom steht, und dessen Aufzug rettungslos mißlungen wäre, hätte nicht der Matrose Bresca aus San Remo mit Lebensgefahr den Seilen nachgeholfen.

Der eigentliche und berühmteste Palmengarten jedoch an der gesammten Küste ist Bordighera, wo diese herrlichen Bäume in solcher Menge vorhanden sind, daß Zweige derselben bereits als Ausfuhrartikel nach Frankreich und Holland gehen.


BORDIGHERA.

Bald hinter Ventimiglia, wo man die französische Gränze überschreitet, gelangen wir nach Mentone, und auch dieser Ort ist in halb Europa heilsam bekannt geworden. Die Lage der Stadt ist ähnlich wie die von San Remo, denn von beiden Seiten wird die Bucht durch Vorgebirge eingefaßt und im Rücken geben die hohen Berge der Seealpen Schutz. Auch die Bauart ist die gleiche, denn die Altstadt erscheint so tief als möglich in's Land hineingerückt und liegt malerisch auf dem Hügel, während sich an der Küste hin die hellen geräumigen Häuser erheben, die für die Wintergäste errichtet und oft um viele tausend Franken vermiethet werden.

Die Vegetation übertrifft an Pracht, wenn dieß möglich ist, fast noch die Städte, die wir bisher an der Riviera begegnet haben, vor Allem sind hier die Citronenbäume reich und kräftig; jeder Gassenjunge, der sich im Schmutz herumtreibt und keinen Knopf mehr am Rocke hat, trägt doch im Knopfloch seine weiße Blüthe.

Das Klima von Mentone ist eines der glücklichsten in ganz Europa. Nur viermal in dreiundvierzig Jahren ging das Thermometer für einige Stunden unter Null herab, sehr oft war die niedrigste Temperatur des Winters acht Grad Wärme, während die Sommerhitze fast nie jene Höhe erreicht, die man in Petersburg oder Paris alljährlich verzeichnet.

Früher war Mentone eine „Apanage" jenes kleinen Fürsten, dessen Gebiet wir auf der nächsten Station berühren; jetzt ist es der Hauptort eines französischen Cantons, nachdem der Prinz von Monaco im Jahre 1860 vier Millionen Franken empfing, „pour céder une ville, qui ne lui appartenait pas."

Monaco — das ist das nächste große Wort, das jetzt auf allen Lippen liegt und eine sichtbare Erregung unter die Passagiere des Zuges bringt, denn dort in dem goldstrotzenden Casino steht die berühmte Spielhölle, die zu den „berechtigten Eigenthümlichkeiten" dieses Duodezstaates zählt. Es wäre wohl der Mühe werth, hier auszusteigen und bis zum nächsten Zuge tausend Napoleond'ors zu gewinnen, — denkt mancher, der kaum hundert zu verlieren hat.

Die Lage des Fürstenthumes, dessen Länge man in etwa dreißig Minuten durchmißt, und das an manchen Stellen nur hundertfünfzig Meter breit ist, ist einzig in ihrer Schönheit. Ein ungeheurer Fels, der vom Lande in die See vorspringt und fast senkrecht in's Meer fällt, trägt auf seinem Plateau das Fürstenschloß und die Häuser der kleinen Stadt. In den Gärten, welche dieselben umgeben, stehen Pinien und Cypressen und an den Gehängen des Felsens selbst, wo dieser kleine Terrassen bildet, blühen Aloen und Reben. Die gezackten Mauern aber und Wälle, welche die Stadt umschließen, keck aus dem Felsen herausgebaut, geben dem ganzen Bilde ein kühnes, befestigtes Ansehen, das an den alten Piratensitz erinnert, dem dieser Fels einst diente. Tiefblau fällt sein Schatten in's Meer; in kühner Windung läuft die Straße am Ufer hin.

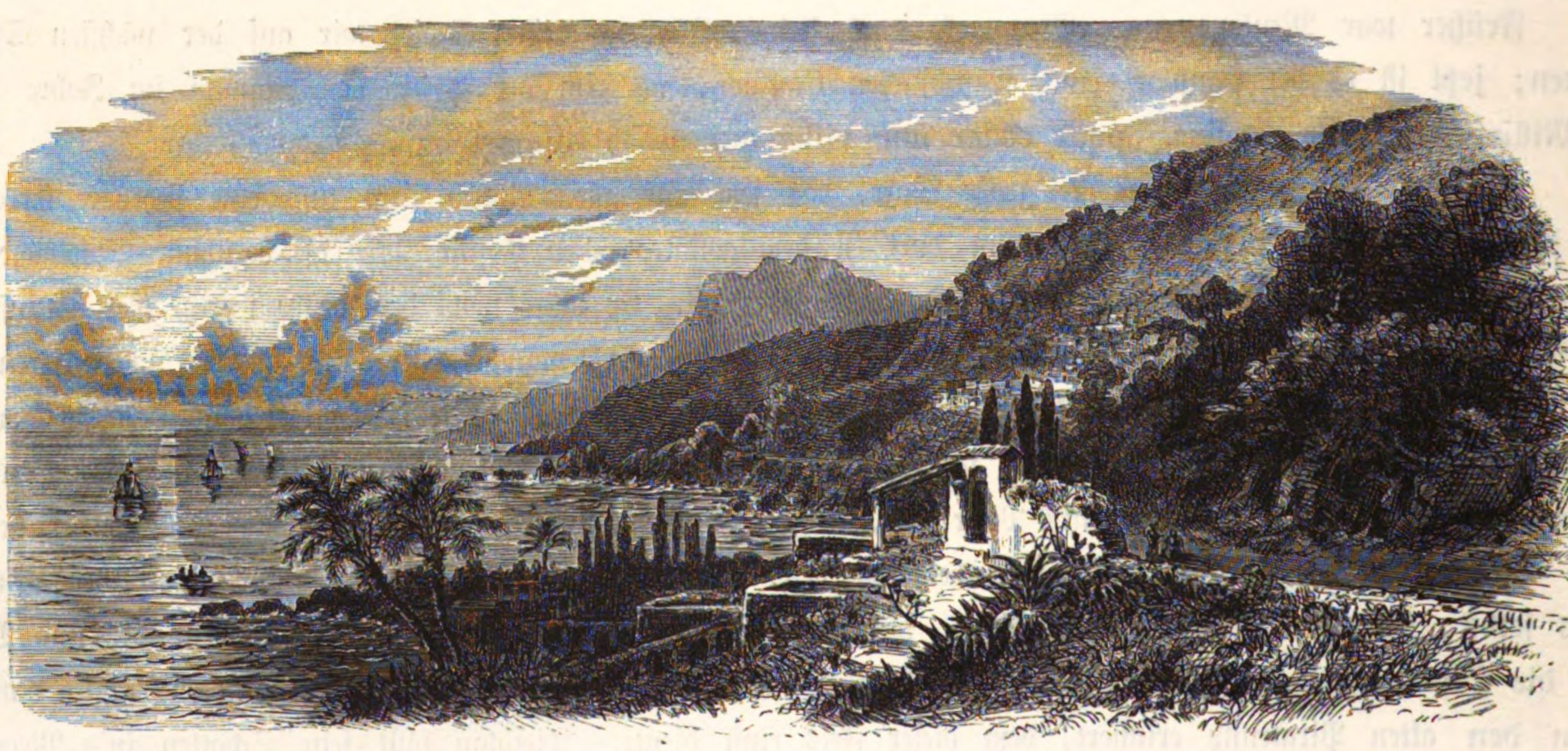


HAFEN VON MONACO.

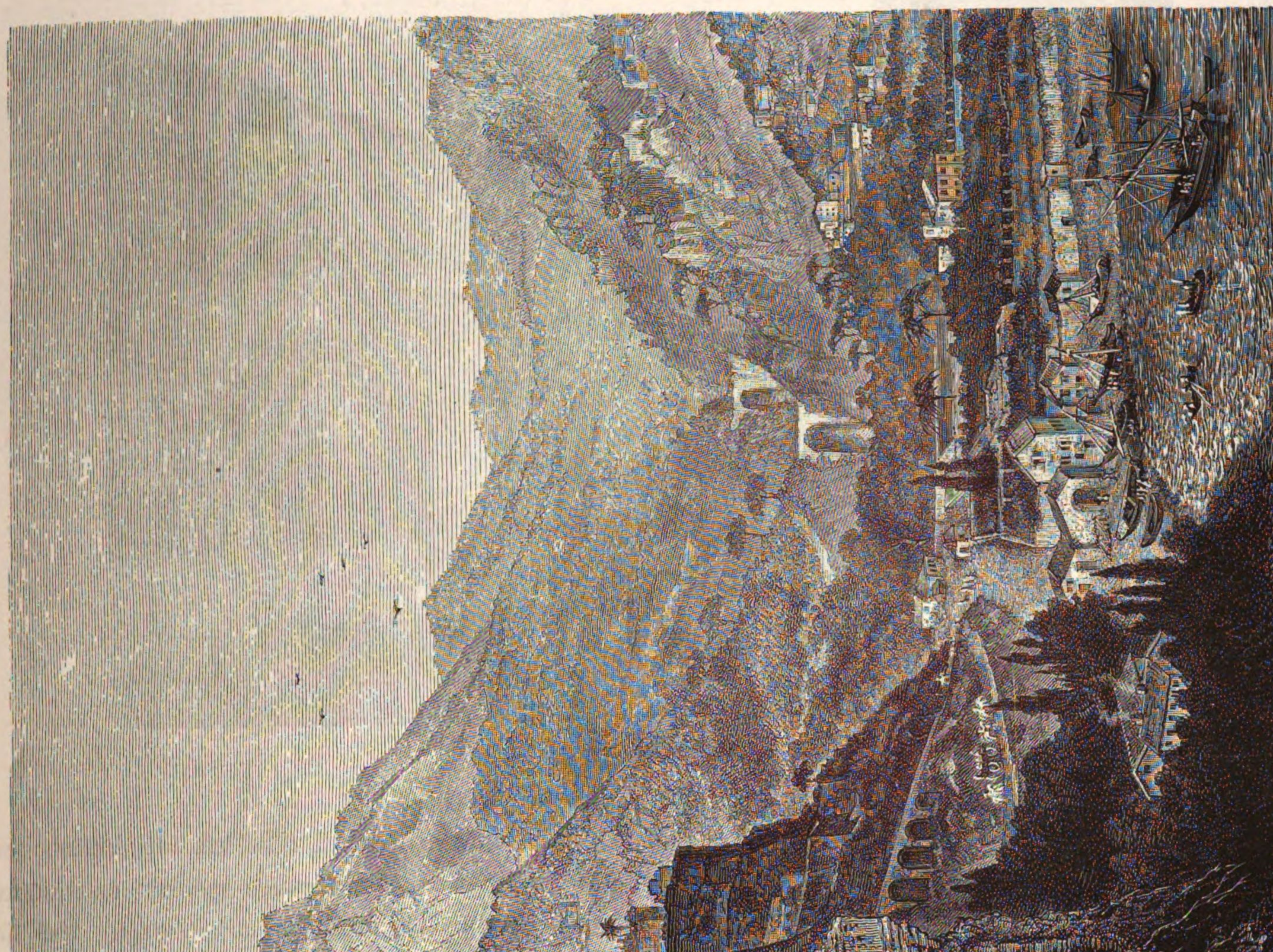
Auf der anderen Seite, fast gegenüber, liegt Monte Carlo mit dem Casino, zu dem eine prächtige Straße, glatt wie das feinste Parquet, emporführt; überall sind Anlagen von den kostbarsten exotischen Pflanzen, überall gewahrt man, daß hier mit den Ziffern der Millionäre gerechnet wird.

Der Eingang des Casino's, das auf einem herrlichen freien Platze steht, ist mit Marmorsäulen geschmückt, dann erst kommen die einzelnen prachtvollen Säle, in denen Bälle und Concerte gehalten werden, ein Lesezimmer mit den Journalen der halben Welt, und endlich die fürstlich ausgestatteten — Salons de jeu. Alles ist streng auf französischem Fuße, man hört kaum ein anderes Wort, man sieht kein anderes Geld auf den grünen Tischen. Der Zutritt zu den letzteren erleidet übrigens mannigfache Beschränkung, denn alle Minderjährigen, alle Personen aus den dienenden Ständen, und alle Jene die — nachlässig gekleidet sind, werden prinzipiell aus den Spielsälen verbannt. Man hält Alles auf gute Manieren, und wie es bei den Fechterspielen in der Arena kein höheres Ziel gab als „mit Anstand" zu Grunde zu gehen, so gilt dieß auch für den Gentleman, der sich am grünen Tisch zu Grunde richtet.

Daß es aber trotz alledem nicht an Fällen mangelt, wo einer sich mitten im Saal eine Kugel vor den Kopf schießt, hat der letzte Winter gezeigt.



REVOIR BEI SAN REMO.



MONACO.



KLOSTERHOF ZU PESIO.

Die Controle über die Gäste des Spielsaals ist übrigens auch bei Jenen, deren Toilette kein selbstverständliches Veto enthält, noch ziemlich strenge; Niemand darf ohne Eintrittskarte, die vom „Commissaire spécial" unterzeichnet ist, den Spielsaal betreten, die Karte aber wird nur gegen genaue Angabe der Wohnung ausgehändigt. Auf die verbindlichste Weise der Welt übt man das Recht an einander zu zweifeln.

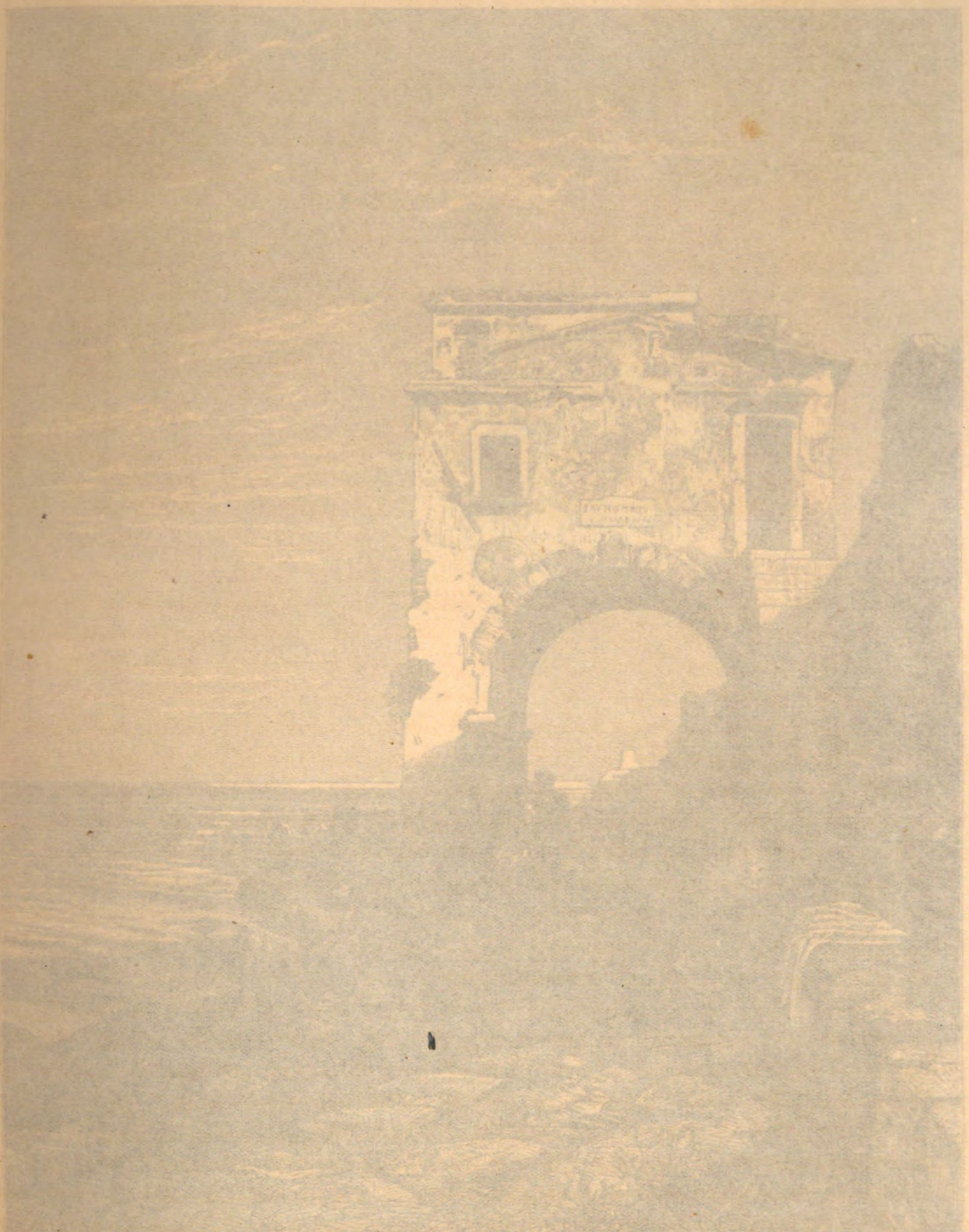
Ueberall in Sälen und Corridoren treibt sich ein Schwarm von gallonirten Lakaien umher, und selbst ihre glattrasirten Gesichter haben schon jene Blasirtheit angenommen, die im „Cercle des Etrangers" zum guten Ton gehört. So nämlich wird das löbliche Institut der Spieler in seiner Gesammtheit bezeichnet, dieser Titel steht auf den grünen Karten, welche der Fremde erhält — „valable pour un jour". Die Autorität aber, die das Ganze leitet, und die an allen Ecken und Enden unterschrieben steht, ohne daß man sie jemals sieht, heißt „l'Administration", sie scheint das Faktotum von Monaco, und macht sich jedenfalls um die Finanzen desselben sehr verdient. Denn sicherlich ist nicht umsonst das Sprüchwort entstanden:

»Son Monaco sopra un scoglio
Non semino e raccoglio
E pur mangiare voglio.«

(Ich bin Monaco, auf dem Felsen thronend, ich säe und ernte nicht, aber leben will ich doch.) Das Mittel, wovon es lebte, bot früher die Seeräuberei, jetzt bietet sie das Spiel, also immerhin ein moralischer Fortschritt! Von einer „industrie utile" wissen die französischen Chronisten des Landes, die wir zu Rathe zogen, wenig zu berichten.

Wie jedes Fieber, so steigert sich auch das Spiel, wenn es Abend wird, der ganze Saal glüht dann in strahlendem Kerzenlicht, und um die grünen Tische wird das Gedränge immer dichter, so daß die vorderste Reihe, wo die Stammgäste sitzen, entrüstet zurückblickt. Kein Wort des Jubels, kein Wort der Klage erschallt, nur das immer gleiche Klirren des Goldes; nur das Auge, nicht die Lippe darf hier sprechen, denn auch das gehört zum guten Ton, auch das steht in den Gesetzen der allmächtigen „Administration". Aber wie beredt sind diese Blicke, wie furchtbar deutlich ist dieß Mienenspiel!

Unermüdlich wirft die vornehme Dame dort mit den finsteren, massiven Zügen ihre Zwanzigfrankenstücke auf dieselbe Ziffer, aber wieder kommt eine andere Ziffer zum Gewinn; wie Wetterwolken zieht die brütende Berechnung



STRAND BEI SAVONA.



[illegible]

[illegible] Toilette kein selbstverständliches [illegible] „Commissaire spécial" unterzeichnet [illegible] der Wohnung ausgehändigt. Auf die [illegible]

[illegible] gallonirten Lakaien umher, und selbst [illegible] „Cercle des Etrangers" zum guten [illegible] bezeichnet, dieser Titel steht auf [illegible] Die Autorität aber, die das Ganze leitet, [illegible] heißt „l'Administration", [illegible] sich jedenfalls um die Finanzen derselben sehr verdient. Denn [illegible]

[illegible] sopra un scoglio
[illegible]
[illegible]

[illegible] ernte nicht, aber leben will ich doch.) Das Mittel, [illegible] das Spiel, also immerhin ein moralischer Fortschritt! Von [illegible] die wir zu Rathe zogen, wenig zu berichten.

[illegible] wenn es Abend wird, der ganze Saal glüht dann in [illegible] das Gedränge immer dichter, so daß die vorderste Reihe, wo [illegible] Wort des Jubels, kein Wort der Klage erschallt, nur das immer [illegible] Lippe darf hier sprechen, denn auch das gehört zum guten Ton, [illegible] „Administration". Aber wie beredt sind diese Blicke, wie furchtbar [illegible]

[illegible] den finsteren, massiven Zügen ihre Zwanzigfrankenstücke auf [illegible] wieder kommt [illegible] zum Gewinn; wie Wetterwolken zieht die brütende Berechnung



STRAND BEI SAVONA.



MENTONE.

über ihr Gesicht, so oft der Croupier mit kalter Hast die verlorenen Schätze an sich nimmt. „Cinq mille francs" flüstert sie jetzt ihrer Nachbarin zu, es war offenbar die Summe, die sie heute Abend verloren hatte, aber noch standen drei starke Rollen Gold vor ihr, noch war eine Stunde bis Mitternacht. „Messieurs, faites votre jeu!"

Hinter ihr stand ein junger Herr aus der Pariser Gesellschaft, der jedenfalls der Minderjährigkeit sehr knapp entronnen schien; allein wer wird mit einigen Wochen knausern bei Leuten, die in einer halben Stunde fünfzehntausend Franken verlieren. Solche Thaten stempeln allein schon zum Manne. Fünfzehnmal hintereinander setzte der junge Vicomte ein Tausendfrankbillet auf die Ziffer 17 (man erzählte sich, es sei ein bedeutungsvoller Tag für seine Geliebte), und fünfzehnmal zog der Croupier das feine weiße Blatt mit den blauen Lettern an sich, als wäre es ein Streifen Papier, der hinderlich im Wege liegt. Zuletzt lief doch ein leiser Schauder durch die Menge, sie war ja in ihrem empfindlichsten Nerv, in ihrer Gewinnsucht getroffen; der junge Vicomte aber ging schmollend hinaus auf die Marmorterrasse, wo sich die Flüchtigen unter Rosenhecken und Orangenbäumen versammeln. Was wird der alte Vicomte sagen, wenn der nächste Brief seines Sohnes kommt? Der Tag war gut für die Bank; nur ein einziger von all den Gästen gewann constant, ein Mann mit widerlicher Judasmiene, der jedesmal seine Silberlinge hinwarf und die goldenen Napoleons dafür zurücknahm; er wählte den niedrigsten Einsatz — fünf Francs.

Ich will nicht leugnen, daß die Erfahrungen, die ich hier berichte, mich auch beträchtlich höher zu stehen kamen, als sie eigentlich werth sind, und daß Monaco stets zu meinen theuersten Erinnerungen zählen wird. Allein der „imitatorische Reflex" (wie die Gelehrten sagen) ist niemals stärker, als wenn man Andere gewinnen sieht, und so mag man immerhin den Anfang wagen, wenn man nur Vernunft genug behält, um rechtzeitig das Ende zu finden.

Die beiden Gebäude, welche das Casino flankiren, enthalten ein prachtvolles Café, ganz im hohen Stil der Pariser Boulevards und gegenüber das große Hôtel de Paris. Fünf prächtige Pforten, von Säulen getragen, führen in die geräumige Restauration; von dem Luxus der Tapeten und Spiegelscheiben läßt sich nur schwer eine



BAUERNSTUBE IN BRIGA.

Beschreibung bieten. Um die einzelnen Tische aber sind zierliche spanische Wände gestellt, die die betreffende Gesellschaft vor profanen Blicken beschützen und nur dem Garçon mit dem Champagnerkorb einen Zutritt lassen. Helles Kichern von silbernen Stimmen klingt hier hervor, man hört das Rauschen der seidenen Roben, das sind jene Damen, die im Théatre de la Gaîté und Palais royal ihre Logen haben und die Pariser Mode beherrschen; sie leben von dem alten tröstlichen Spruche: „Unglück im Spiel, Glück in der Liebe."

Man kann in Monaco wohl einen fesselnden Tag verleben, wie nicht leicht anderwärts, aber zuletzt — geht man doch gerne wieder weg, selbst wenn die nächste Station nicht Nizza wäre, Nizza — die „Perle des mittelländischen Meeres".

Der Eindruck, welchen diese Stadt gewährt, ist nach allen Seiten hin gleich reizvoll; die Landschaft hat sich bis zur schrankenlosen Pracht entfaltet und auch räumlich erweitert, überall ringt das alte echte Volkselement von Italien mit der französischen — Civilisation, die sich der Oberfläche und des äußeren Verkehrs vollkommen bemächtigt hat. Ueber diesen lokalen Gegensätzen aber breitet sich noch der Gegensatz all jener internationalen Elemente aus, die die Stadt von Oktober bis zur Mitte April bevölkern und auf die schon der Name zahlreicher Gebäude hinweist. Da ist die deutsche protestantische Kirche und dort der russische Tempel; hier die Promenade des Anglais und dort ein Laden, der sich als Dependenz eines Pariserhauses avisirt. Unter dem Titel „Aux graces enfantines" werden Kinderkleidchen ausgeboten, selbst der Blumenhändler, der in der ärmlichsten Behausung wohnt, schreibt über seine Thüre: „Maison spéciale pour l'exportation de fleurs en France, Belgique et Angleterre". Ueberall zeigt sich der Pariser Ton zwischen Anmuth und Anmaßung wechselnd, und das Theater, wo man die fille de Madame Angot spielt, schreibt als beste Reclame auf den Zettel: „Grand succès parisien".

Nizza liegt hart am Meere, aber das Meer bildet dort nicht jene Bucht, wie in San Remo oder Mentone, und der Hafen, der auf der Ostseite der Stadt errichtet ward, ist so unbedeutend, daß der Seeverkehr es nie zu besonderer Blüthe brachte.

Hier auf der östlichen Seite liegt auch die eigentliche Altstadt, die sich um den Schloßberg zusammen-



NIZZA



[illegible] Wände gefällt, die die betreffende Gesellschaft [illegible] einen Zutritt lassen. Helles Kichern [illegible], das sind jene Damen, die im [illegible]; sie leben von dem [illegible]

[illegible] abwärts, aber zuletzt — geht [illegible] Nizza — die „Perle des mittel-[illegible]

[illegible] reizvoll; die Landschaft hat sich [illegible] das alte echte Volkselement von [illegible] des äußeren Verkehrs vollkommen bemächtigt [illegible] jener internationalen Elemente gab, die [illegible] zahlreicher Gebäude hinweist. Da [illegible] die Promenade des Anglais und dort ein [illegible] „Aux graces enfantines“ werden [illegible] Behausung wohnt, schreibt über seine [illegible] Belgique et Angleterre“. Ueberall zeigt [illegible] Theatre, wo man die fille de Madame [illegible] parisien“.

[illegible] Bucht, wie in San Remo oder Mentone, [illegible] unbedeutend, daß der Seeverkehr es nie zu [illegible]

[illegible], die sich um den Schloßberg zusammen-



NIZZA.



AM LEVENZASTRAND BEI BRIGA.

drängt (in Gestalt eines Dreiecks); hier sind noch ab und zu jene schmalen, schmutzigen Straßen, die mit allem was Fuhrwerk heißt, auf dem feindlichsten Fuße stehen. Der westliche Theil dagegen und die ganze Küste gehören ausschließlich dem colonisirenden Talent der Fremden; denn mehr als achtzig der herrlichsten Villen haben dort ihren Platz gefunden; überall wandeln auf den Promenaden englische Matronen mit ihren Töchtern, die gleichgültig und vornehm zur Seite blicken, wenn die Offiziere der grande armée mit dem Lorgnon nach ihnen schielen und sich im Style Grecourts entgegenflüstern „tiens, quel charmant édifice".

Gichtbrüchige Lords fahren im Rollstuhl vorüber, den oberen Theil der Times in der Hand, den unteren auf den Knieen; noch im November trägt man den Strohhut und den weißen Leinenrock. Oh, welcher Anachronismus für ein deutsches Gemüth, wenn man sich denkt, daß Frau und Kinder daheim schon unter schneebedeckten Dächern wohnen. Der berühmteste Sammelpunkt für die vornehme Welt ist übrigens nicht blos die Promenade des Anglais, die von der brittischen Colonie im Jahre 1822 begonnen ward, um die nothleidenden Arbeiter zu beschäftigen, sondern ganz besonders der Jardin public, der gleichfalls nahe am Meer liegt und die kostbarsten exotischen Pflanzen enthält.

Da ist ein Myrthenbaum von wahrhaft kolossalen Formen, da stehen die herrlichsten Palmen, die in ganz Nizza zu finden sind; diejenige aber, die im Centrum des Gartens prangt, „fut planté en l'honneur de l'annexion"!!

Ganz nahe am Jardin public geht ein kleiner Fluß in's Meer, Paillon genannt, der dadurch unter seines Gleichen hervorragt, daß er fast niemals Wasser hat; nur sein zerklüftetes steiniges Bette starrt uns entgegen. Um so mehr Wesens wird von den Brücken gemacht, die über denselben führen, wie überhaupt die ganze Redeweise von einer fast komischen Großstädterei durchdrungen ist. Alles ist Avenue oder Boulevard, quai oder square, überall ward die französische Renomage an Stelle der italienischen Traditionen aufgepropft, und wo es nur immer ging, gab man das (vergängliche) Wörtchen impérial noch in den Kauf. Kurzum, nicht blos der große Palmenbaum im Jardin public, auch noch verschiedenes Andere wurde — eingesetzt zur „Ehre der Annexion".

Ich war in hohem Maße gespannt, als ich vor einem Jahre nach Nizza kam, welchen Eindruck wohl die Wandlungen von 1870 dort zurückgelassen und wie überhaupt der Deutsche im südlichen Frankreich empfangen werde. Obwohl auf einige Unannehmlichkeiten gefaßt (wie sie blonden Haaren besonders nahe stehen), ging ich trotzdem in ein Hotel, das ausschließlich von Franzosen besucht war, aber mit Vergnügen gestehe ich, daß man mir sowohl an



STRASSE IN TENDA.

öffentlicher Tafel, wie im Einzelverkehr stets taktvoll und liebenswürdig begegnete; wem das zu viel des Guten schien, der hielt sich wenigstens reservirt ohne zu schmähen. Und doch war Politik beinahe das einzige, das immer wiederkehrende Gespräch, und die öffentliche Stimmung war durch den Prozeß Bazaine, der eben begonnen hatte, noch in besonderem Maße gereizt.

Jede Auskunft, die ich erbat, ward höflich gewährt, nicht selten ging der Gefragte selbst als Begleiter mit, kurz die Passion, daheim die Honneurs zu machen, überwand das Vorurtheil gegen den Fremden.

Nur ein einzigesmal bei einem gemeinsamen Frühstück, an welchem auch Italiener theilnahmen, gab es drohende Scenen, denn die Erbitterung der Franzosen gegen die letzteren war neu entflammt, da der Besuch des Königs Victor Emanuel in Berlin noch alle Gemüther beschäftigte. „Vous êtes des ingrats,“ scholl es schon beim ersten Glase Champagner über den Tisch; „ihr flüchtet euch unter die preußische Pickelhaube,“ rief der Pariser erhitzt dem Piemontesen zu. „Warum habt ihr nicht lieber die preußische Pickelhaube mit dem Schwert zerschlagen, anstatt mit Worten darüber herzufallen,“ fuhr jener drohend auf, „an Gelegenheit hat es euch doch weder bei Metz und Orleans, noch vor Paris und Belfort gefehlt?“ „Parcequ'on nous a trahis“, kreischten unisono die Franzosen, „lisez-donc le procès Bazaine, si on sait lire en Italie, voilà le numéro du jour.“

Die Temperatur war bedenklich gestiegen, und ich leugne nicht, daß es mir allgemach schwül ward, denn nun war der Streit von den „undankbaren“ Italienern glücklich auf die siegreichen Deutschen hinübergespielt, nun kam die Reihe an mich. Ich sah wohl den zornerglühten Blick, den mir mein Gegenüber zuwarf, als wollte er sagen: „auch dieser ist einer aus der Schaar des Galiläers“. Ich hörte wie er absichtlich laut zu seinem Nachbar sprach, daß er auf diesem Blondkopf schon die unsichtbare Pickelhaube wittere u. dgl. mehr.

Nun (dacht' ich mir), wenn selbst ein Mann wie Michelet jeden Deutschen, welcher durch Frankreich zieht, als „Reisespion" denuncirte, „der seine geographischen Notizen an Bismarck und Moltke sendet", warum sollte ein Pfefferkrämer von Marseille vernünftiger sein?

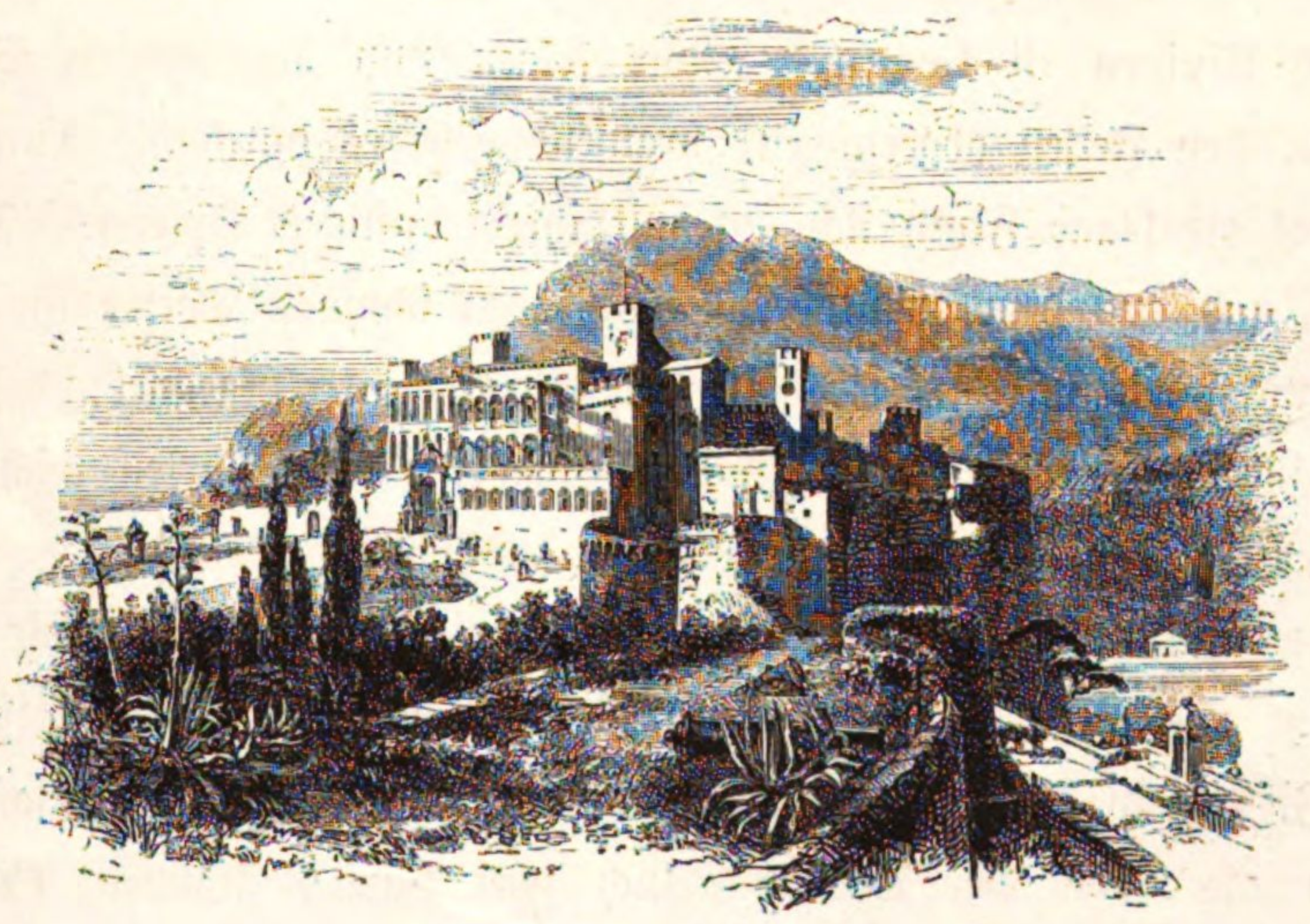
Treibt er's zu bunt, so mag er spüren, daß die Deutschen von 1873 etwas anderes sind, als die von 1863; einstweilen aber mag er noch ein wenig plaudern, bis das rechte Schlagwort kommt, um ihn zu fassen. Aber siehe da, die eigenen Landsleute selbst kamen dieser spitzigen Scene zuvor; ein alter stattlicher Fabrikherr aus Paris fuhr den Polterer unsanft an: „Du reste à quoi est bon tout cela? Je ne suis pas Napoléon moi et ce monsieur là n'est pas Monsieur Bismarck. Finissons-en!"

Dann ward, wie ja die Franzosen immer ein pathetisches Wort zur Stelle haben, auf den Völkerfrieden toastirt; begeistert stieß man die Gläser an, nur einer ließ das seinige stehen, der zürnende Mann aus der Heimath der Marseillaise. In seinem Lexikon war das Wort Friede für immer gestrichen, es gab nur mehr das Wort „Revanche"; die Andern aber gingen wohlgemuth über seinen Groll zur Tagesordnung über, und die Tagesordnung hieß — veuve Cliquot.

Wenn Nizza selbst so ziemlich die pittoreske Verwilderung verloren hat, die wir stellenweise in echt italienischen Städten finden, wenn hier fast Alles der eleganten französischen Politur sich fügte, so bieten uns doch die Ausflüge in das umliegende Bergland noch allen Reiz einer einsamen Wanderung. Besonders gilt dieß von jenem Wege, der über den Col di Tenda und nach Valdieri führt, wo Victor Emanuel seine Jagden hält; hoch über das zerfallene Gemäuer der kleinen Stadt ragen die schneeigen Gipfel herein, und obgleich von den Befestigungen, die im Mittelalter gegen die Saracenen errichtet wurden, nur noch wenige Ueberreste sichtbar sind, so hat sich doch die Erinnerung an ihre wilde Gegenwart mannigfach erhalten.

Nicht weit von Tenda liegt das Dörflein Briga, fast dreitausend Fuß über dem Meere, malerisch an das Ufer der Levenza gebaut und in der tiefsten Einsamkeit verloren. Wie Nomaden leben die Männer bei ihrer Heerde in den Bergen, die Frauen aber, wenn sie daheim entbehrlich sind, steigen nach Nizza hinab und verdienen sich dort ihre Mitgift.

Ein anderer Punkt, der in jenen Berggebieten berühmt ward, ist die Certosa von Pesio, ein altes Kloster, auf dessen innerem Hofe mächtige Bäume stehen, die ihren kühlen Schatten auf die Zellen der Mönche werfen. So mancher Pilger suchte hier Rast, der auf mühevollen Wegen seiner Sünden ledig werden wollte; jetzt ist es eine Zufluchtsstätte für Kranke, denen der Arzt die starke Bergluft anbefohlen. Berge und Meer, sie sind ja das Beste und Größte, was die Natur geschaffen, in ihnen liegt die Hoffnung und das Geheimniß aller Genesung!



SCHLOSS MONACO.



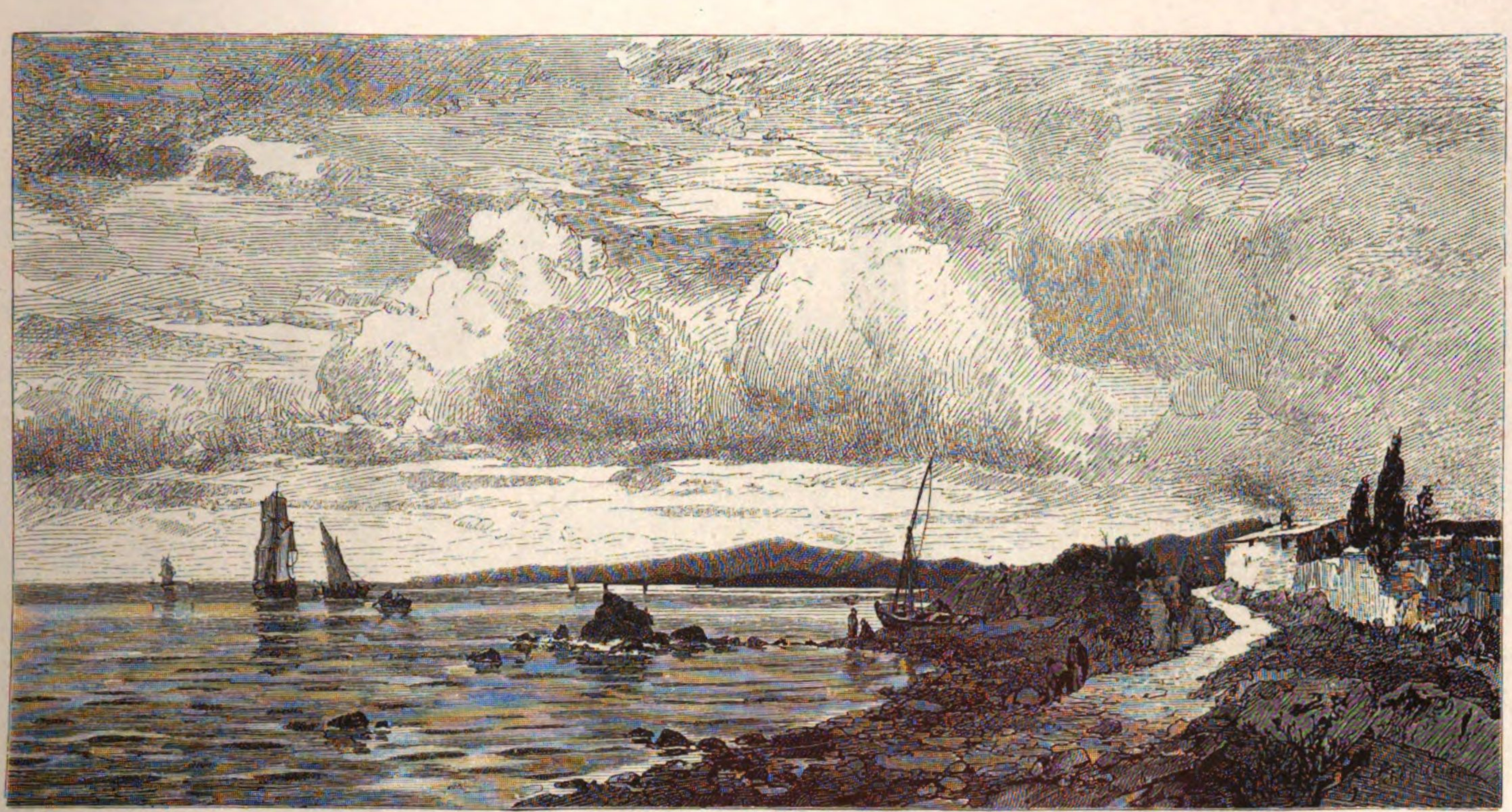
LAVAGNA. HEIMKEHR VOM FISCHFANG.

An der Riviera di Levante.

Nach beiden Seiten hin breitet der Golf, als dessen Mittelpunkt das stolze Genua erscheint, seine blühenden Ufer, gegen Abend und Morgen, und daher stammt auch der Name jener wunderbaren Küsten — Riviera di Ponente und Riviera di Levante. Wir folgen nun der letzteren Straße, auch sie ist, wie der Weg nach Westen, den Felsen abgerungen, brausend geht es durch die Tunnels der steilen Küste, dann thut mit einemmal die blaue Fluth sich auf mit ihrem duftigen Spiegel. Das Ufer ist von Oliven und Myrthen bekränzt und aus dem grünen Schatten lugen schmucke Dörfer und Villen.

Die erste größere Station, die uns auf der Riviera di Levante begegnet, heißt Nervi, eine kleine Stadt, die als Curort berühmt und im Winter viel von Deutschen besucht ist; ihre Gärten reichen dicht an's Meer und sind mit ewigem Grün gesegnet; hohe Berge schützen sie vor rauhem Wind.

Fest geschlossen im mächtigen Halbkreis stehen dieselben vor uns, sobald wir nach Lavagna kommen; das glänzende weiße Städtlein steht wie auf einer erhabenen Bühne, und auch der Held soll dieser Bühne nicht fehlen. Lavagna ist die Heimath der Fieschi, die schon im elften Jahrhundert jene Grafschaft besaßen, aus ihrem Blute stammt der bekannte Verschwörer gegen die Macht der Doria's. Auch zwei Päpste, Innocenz IV. und Hadrian V., sind der gleichen Stadt und dem gleichen Stamme entsprossen; aber selbst im gegenwärtigen Jahrhundert trat der verrufene Name noch einmal in der Weltgeschichte hervor, als im Jahre 1835 das bekannte Attentat auf dem Boulevard du Temple gegen Louis Philippe stattfand. Ob der Thäter den Namen Joseph Maria Fiesco, den er in Anspruch nahm, wirklich besaß, ist heute noch unentschieden, nur so viel steht fest, daß er schon zweimal wegen Verschwörung



STRAND BEI QUINTO.

zum Tode verurtheilt war und wenigstens den düsteren Nimbus theilte, der seit dreihundert Jahren auf diesem Namen ruht.

Bald hinter Lavagna taucht Sestri di Levante aus der Fluth hervor, auf einer schmalen Landzunge gelegen, an deren Ende ein steiler Felsen steht, den man Isola benannt hat. Um die Zinnen der Burg, die dort oben thront und um die Wipfel der Pinien, die sie umgeben, spielt das goldene Abendlicht; die Wogen brechen sich an dem feuchten Gestein, und weithin sehen wir die Straße, die zwischen Oelbäumen hindurch an dem schroffen Vorgebirge emporzieht.

Wo zur Linken ab und zu ein Thal sich öffnet, wird das zerklüftete Bett von wilden Bergbächen sichtbar, aber jetzt hat sie die Sonne ausgetrocknet, daß nur die heißen blendenden Steine übrig sind. Kleine ärmliche Flecken



JEZZANO AM GOLF VON LA SPEZIA.



AUF DER HALBINSEL BEI SESTRI LEVANTE.

liegen dort am Abhang der Berge, deren schmutzige Häuser zerfallen dareinsehen, und um deren enges Gewinkel sich noch manchmal schützend die alte Mauer zieht.

Das erste der kleinen Dörfer, die uns begegnen, heißt Moneglia, über dessen Dächern das Gemäuer einer uralten Veste emporragt. Sie hatte einst den Eingang der klaffenden Schlucht beherrscht, die sich von hier in die Berge zieht, denn immer wilder und steiler wird nun der Pfad; es geht landeinwärts weit ab vom Meere. Schon sind wir fast zweitausend Fuß über den blauen Spiegel emporgestiegen, eine einsame Osteria liegt am Wege, Baracca genannt, und den gleichen Namen trägt das ganze Thal, durch das nun die Straße führt. Endlich ist der Höhepunkt des Weges erreicht, wir haben uns in weitem Bogen von der Küste entfernt und sind tief in das Bergland hineingedrungen; nun aber geht es wieder hinab und dem Meere zu, die Armuth, die der felsige Boden seinen Bewohnern aufzwingt, weicht wieder einer blühenden Fülle, sobald wir in's Thal von Borghetto herabgestiegen. In Cassana, das nicht ferne liegt, sind dunkle Höhlen, die durch die Knochenfünde bekannt geworden, welche man dort gemacht hat; das wilde, ausgebrannte Bett, an welchem der Weg dahinzieht, gehört dem kleinen Flüßchen Vara. Noch einmal begegnet uns ein graues, einsames Dorf, San Benedetto klingt mir sein Name nach, dann aber geht es mit Macht der Küste entgegen.



PORTO VENERE AM HAFEN VON LA SPEZIA.



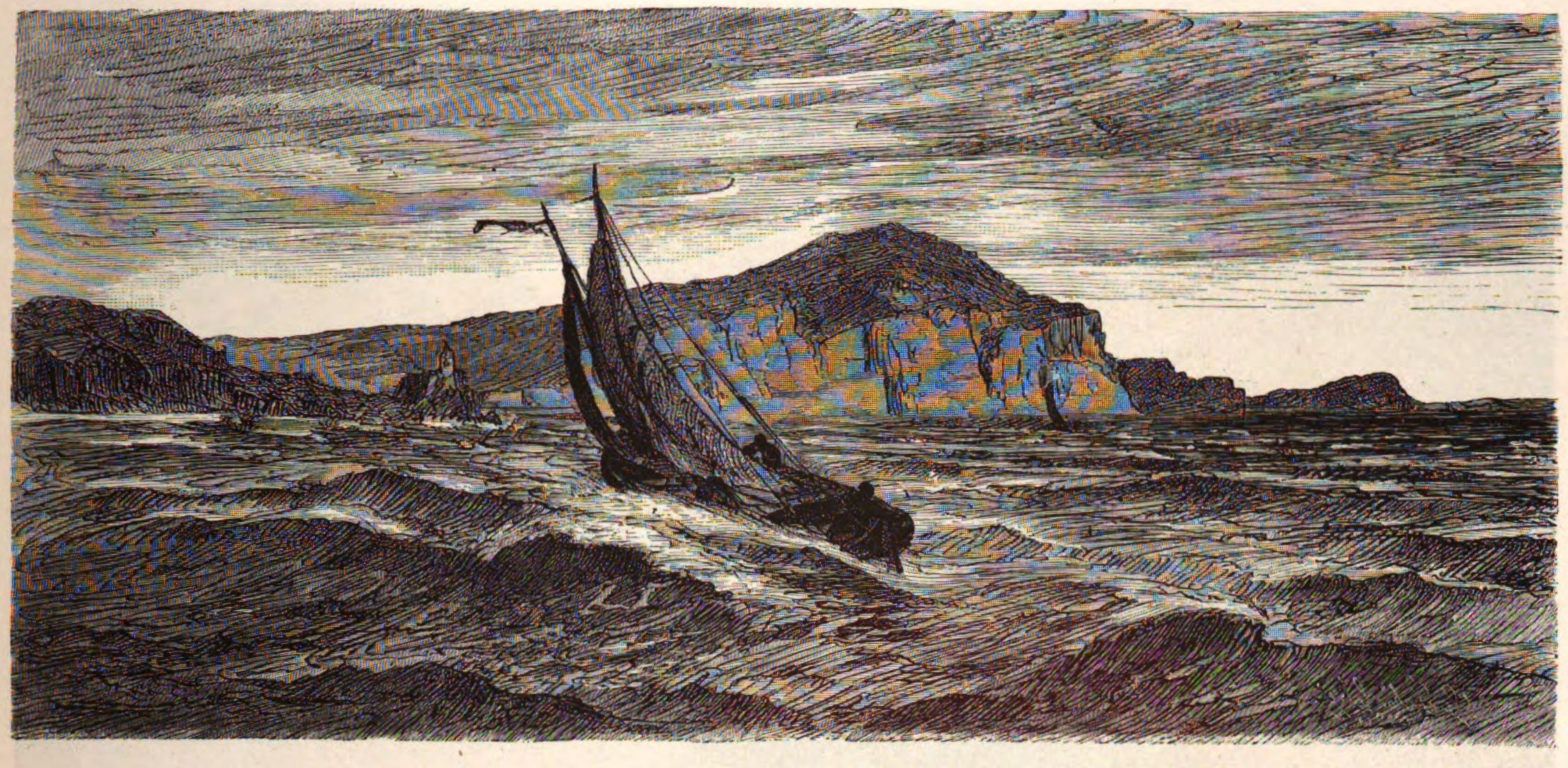
[illegible]

[illegible] und um deren enges Gewinkel sich [illegible]

[illegible] über dessen Dächern das Gemäuer einer [illegible] beherrscht, die sich von hier in die [illegible] landeinwärts weit ab vom Meere. [illegible] eine einsame Osteria liegt am Wege, [illegible] die Straße führt. Endlich ist der Höhepunkt [illegible] und sind tief in das Bergland hinein[illegible] die der felsige Boden seinen Bewohnern [illegible] Thal von Borghetto herabgestiegen. In [illegible] bekannt geworden, welche man dort gemacht [illegible] gehört dem kleinen Flüßchen Vara. Noch einmal [illegible] sein Name nach, dann aber geht es mit Macht [illegible]



PORTO VENERE AM HAFEN VON LA SPEZIA.



INSEL PALMARIA AM GOLF VON LA SPEZIA.

Das ist der alte mühevolle Weg der Berge — aber auch er ist jetzt, wie so mancher Pfad, verwaist; denn jetzt ist die Bahn von Sestri nach la Spezia eröffnet, die man dem Strand in jahrelanger Mühe abgerungen, und ihr folgen nun die Tausende von fremden Gästen. Es geht mit Windeseile — die feine blaue Kette, die uns von Ferne entgegenglänzt, zeigt die Berge Carrara's; an dem Golfe, der sich herrlich aufthut, liegt schon la Spezia. Die Stadt selber ist noch ziemlich enge und ohne Pracht, obwohl mit jedem Jahr neue Paläste entstehen; aber um so zauberhafter ist ihre Lage im Grün der Oliven.

Der Hafen von la Spezia, wie er zwischen zwei befestigten Felsspitzen sich ausdehnt, hat nahezu einen Weltruf und gilt für einen der prächtigsten Kriegshäfen Europa's; schon der erste Bonaparte ordnete Vermessungen und Befestigungen des Golfes an, von dessen geborgener Tiefe aus er das ganze Mittelmeer beherrschen wollte. Jetzt liegt die Kriegsflotte Italiens dort vor Anker, und so oft sich finstere Wetterwolken im Süden Europa's zusammenballen, wird der Name la Spezia ein geharnischtes Wort. Zu den historischen Erinnerungen der Stadt gehört auch der Aufenthalt Garibaldi's, nachdem derselbe bei Aspromonte in Gefangenschaft gerathen; die Kugel war durch den Stiefel in den Knochen gedrungen, und noch heute wird auf den Gassen Italiens ein Bild verkauft, das damals in hunderttausend Exemplaren über die ganze Halbinsel verbreitet ward: „Stivale di Garibaldi."

In la Spezia aber, in der „Città di Milano", wo das Krankenlager des Gefangenen stand, drängten sich die Aerzte aus allen Ländern der Welt zusammen; die berühmten Chirurgen Albanese und Cypriani, der Engländer Patridge und der Russe Perigoff, aber sie alle wußten den Schmerz nicht zu lindern und keine Einheit der Diagnose zu finden. Endlich, da Garibaldi selbst den dringenden Wunsch aussprach, wurde Nélaton gerufen, der auch gegen Ende Oktober eintraf und in la Spezia den europäischen Ruf begründete, der ihn von da ab begleitete.

Schon bei der ersten Untersuchung der Wunde wich er von der Meinung seiner Collegen ab, und behauptete, daß die Kugel noch in der Wunde vorhanden sei, was von den siebzehn versammelten Aerzten nur zwei vermuthet hatten.

Er selber erzählt den Vorgang in einem Berichte, den er der Oeffentlichkeit übergab, auf folgende Weise: „Mit Hülfe des Stilets untersuchte ich die Wunde. In einer Tiefe von $2^1/_2$ Centimeter stieß ich auf einen entgegenstehenden harten Körper, der beim Anstoßen einen dumpfen Ton von sich gab. Dieser war ganz verschieden von jenem, der sich bei der Berührung mit Nervengeweben hören läßt, ohne daß er indeß die Idee einer Reibung auf der rauheren Oberfläche der Zellengewebe gab. Zur Seite mit dem Stilet ausweichend, kam ich an dem Hemmniß vorüber und stieß in einer Tiefe von fünf bis sechs Centimeter auf den Knochen. Das erste Hemmniß war offenbar die Kugel. Ich theilte dieß dem General mit und bat ihn, sich dessen selbst zu versichern. Zu diesem Zwecke gab ich ihm das Stilet, das an der Spitze mit einem Stückchen Sèvresporzellan von rauher Oberfläche versehen war. Der



MARMORBRÜCHE BEI CARRARA.

General führte das Instrument selbst in die Wunde, traf auf den hemmenden Gegenstand, drückte nachhaltig darauf und zog dann das Stilet wieder zurück. Das Porzellanstückchen war nicht mehr weiß, sondern mit einem schwärzlichen, anscheinend metallischen Ueberzug bedeckt. Die Analyse wies nach, daß es Blei war. Kein Zweifel mehr, die Kugel war gefunden."



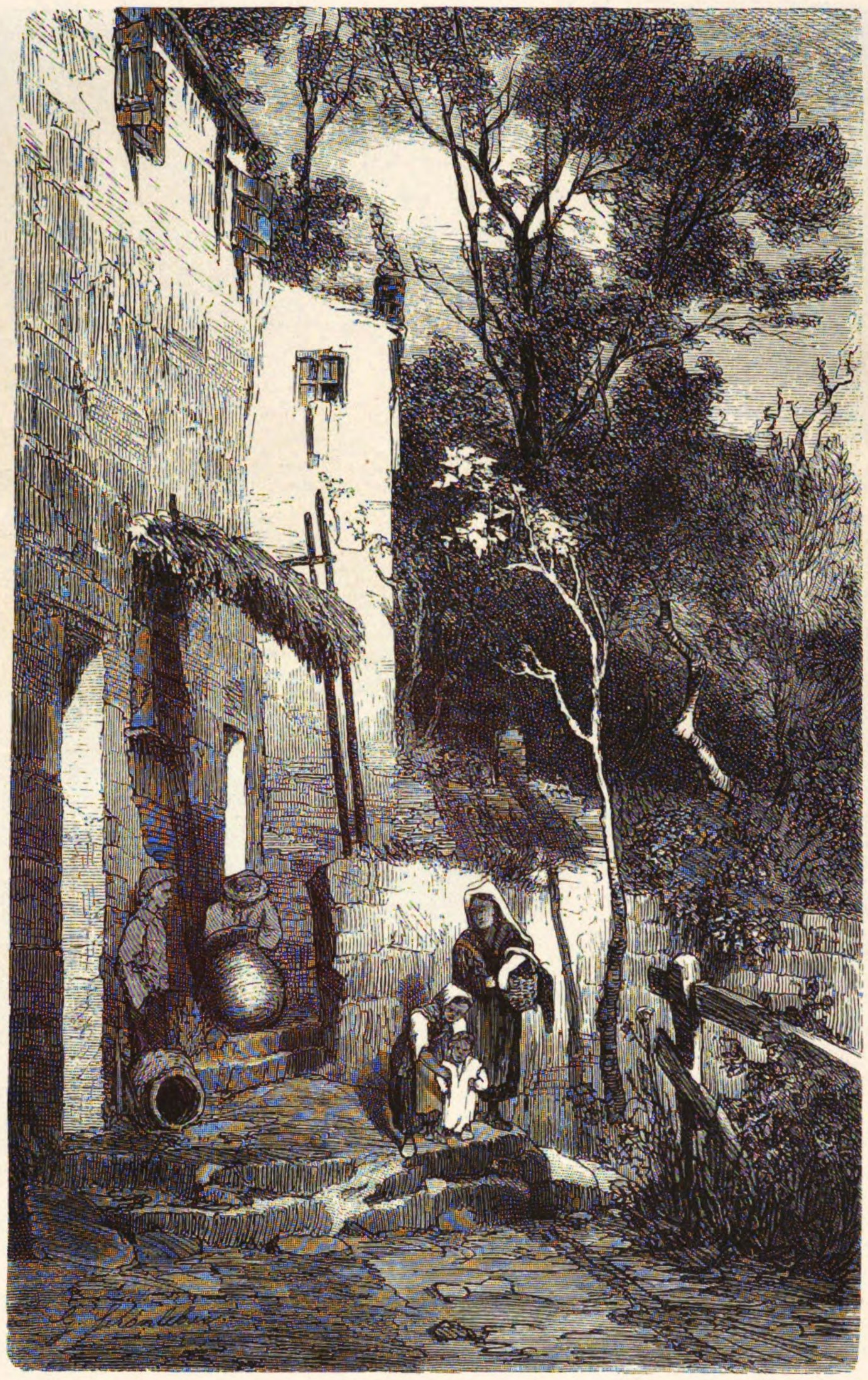
SIRENENBRUNNEN IN CARRARA.

Begreiflicherweise nimmt der Vorgang, den wir hier erzählen, in den Annalen von la Spezia eine wichtige Stelle ein, man hört noch heute Jung und Alt davon erzählen, wenn auf den Einsiedler von Caprera die Rede kommt.

Die Umgebung der Stadt ist durch ihre Schönheit berühmt, am meisten Porto Venere, das seinen Namen der Göttin dankt, deren Tempel an diesem Ufer stand, längst ehe die Pisaner an dessen Stelle ihre Kirche und das von Palmen verdeckte Kloster erbauten.

Wenige Miglien entfernt (in der Gestalt eines Dreiecks) liegt draußen im Meere die Insel Palmaria, ein marmornes Eiland, und Lerici, das hoch auf dem Felsen thront, in Olivenbäumen geborgen, während unten auf der Werfte rüstige Schiffer hämmern.

Die nächste größere Stadt, die wir auf der Riviera di Levante begegnen, ist Sarzana, und obwohl sie kaum zehntausend Bewohner zählt, ist sie doch reich an stolzen Erinnerungen. Aus Sarzana stammt Nicolaus V., einer der größten Päpste, die der heilige Stuhl getragen; aus Sarzana stammen die Bonaparte's, ehe sie (1612) nach Corsica zogen.



LERICI BEI LA SPEZIA.

Hinter Avenza zweigt die Bahn nach Carrara ab. Marmorne Adern durchlaufen den ganzen Küstenweg, den wir eben zurückgelegt; sie schimmern bunt in den Schluchten der Berge, sie tauchen aus der Fluth empor in jenen kleinen Inseln, die der Küste gegenüberliegen, hier aber sind sie gleichsam vereinigt zu einem kolossalen unerschöpflichen Schachte.

Carrara ist die Schatzkammer der Erde, aus der seit den Zeiten des Augustus jener weiße Marmor gehoben ward, den dann die Hand des Künstlers beseelte; Museen ruhten in der Tiefe dieser Berge. Die Gruben, in denen er gebrochen wird, liegen tief im Gebirg; es sind wilde trotzige Schluchten, aus denen dieß edle Gestein kommt, der trotzigen Geistestiefe vergleichbar, aus der der geniale Gedanke emporsteigt, der dann im Marmor sich auf ewig verkörpert.

Mehr als vierhundert Gruben stehen jetzt in Thätigkeit, man hört weithin den Knall der Minen, wenn das Pulver die weißen Quadern aus dem Felsen reißt, man sieht in ungeheuren Schaaren die braunen Gestalten ziehen, die ihr hartes Leben im Kampf mit dem Stein verbringen.

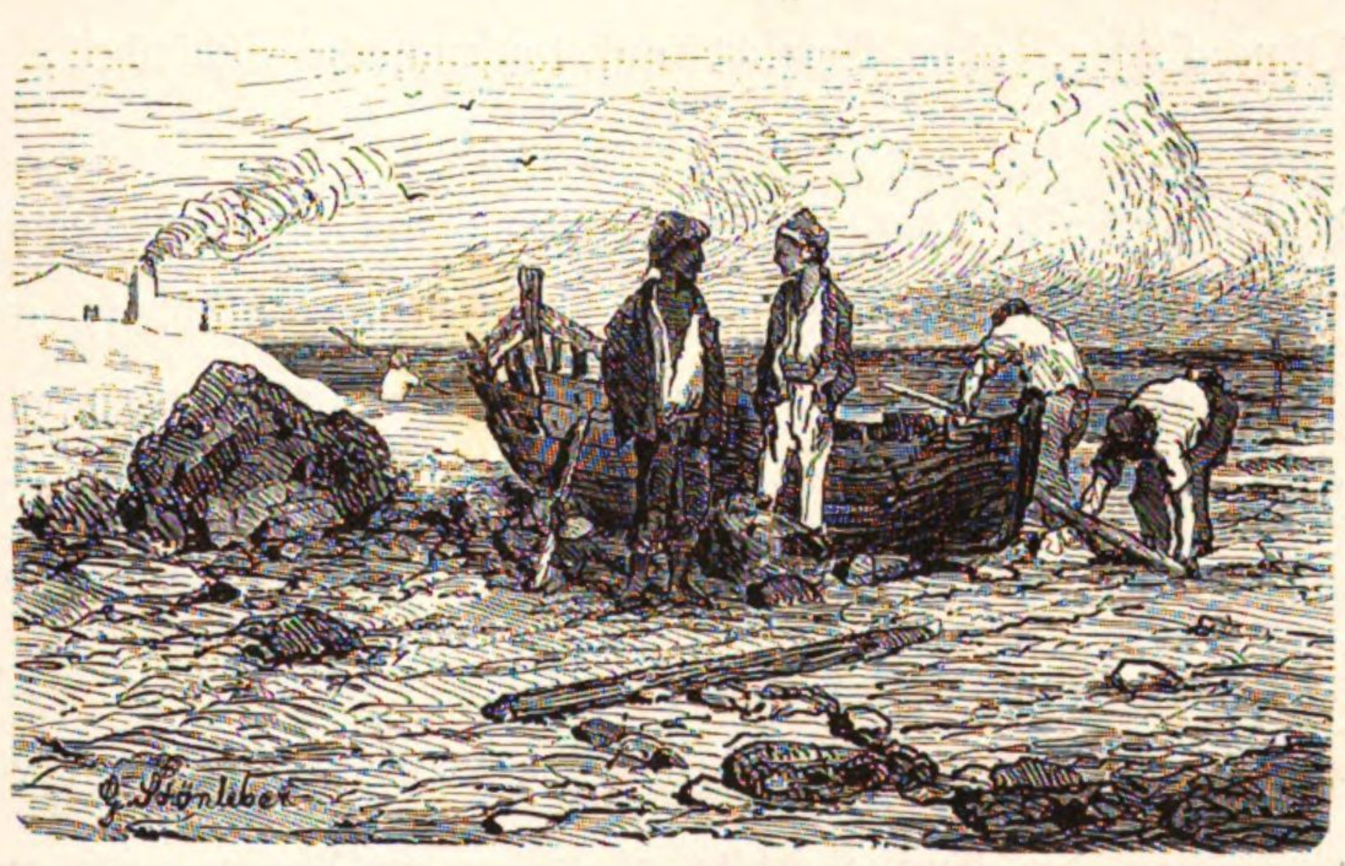
Der Reichthum, welchen die Stadt an diesem edlen Stoffe besitzt, drängt sich uns überall entgegen. Nicht blos dort, wo derselbe gehoben wird, sondern auch in Kirche und Haus; auch der schlichteste Bürger ziert seinen Sims damit, selbst in der ärmsten Osteria steigen wir über Stufen — von carrarischem Marmor.



SIESTA.

Unter den Städten, die wir noch der Küste entlang begegnen, ist Massa und Pietra Santa hervorzuheben; überall bricht die marmorne Kraft des Bodens noch in einzelnen Adern durch; Oelbaum und Wein schmücken die Höhen, und aus ihrem Grün schauen Castelle und Ruinen mit tausendjährigen Mythen.

Zur Rechten aber dehnt sich, in unermeßlichen Duft getaucht, die blaue Fluth des mittelländischen Meeres; der frische Seewind rauscht uns entgegen, wir aber ziehen fort auf der goldenen Straße, die zwischen Berg und Meer dahinführt, in deren Namen schon das Wogenspiel der Küste und der Sonnenstrahl des Morgens liegt. — Riviera di Levante!



AN DER RIVIERA.



BOCCIASPIEL.

In der Emilia.

In keinem Land gewährt die Wanderschaft so vollen Gewinn, wie in Italien, aber in keinem Lande wird auch die Schranke so fühlbar, die über allem Reisen liegt: die Schranke von Raum und Zeit. Bei uns im Norden ist das viel leichter, da liegt zwischen den großen Städten, die uns Halt gebieten, gar oft nur kahle Ebene und öder Sand; hier aber ist fast jedes Städtlein, das zwischen den großen Centren liegt, geschichtlich oder malerisch bedeutsam. Ueberall hat die Kunst ihre herrlichen Perlen verstreut; die Menge kleiner Höfe und Potentaten, die das zersplitterte Land beherrschten, geben der Blüthe hundert verschiedene Mittelpunkte; man sollte nirgends vorübergehen und kann doch nicht allenthalben verweilen! Ohne Opfer, ohne Verzicht auf tausendfache Schönheit, hat noch keiner Italien bereist und Italien beschrieben.

Es ist das alte Gebiet der Via Emilia, das Gebiet der Romagna mit den Legationen, das wir noch im Fluge durcheilen, ein Landstrich, dessen Städte schon Jahrhunderte vor Christus blühten, auf dessen Boden das sterbende Römerreich verhauchte, bis eine neue klassische Epoche aus den zerfallenen Trümmern emporstieg. Wo ist eine Stadt, die uns die Schätze altchristlicher Kunst in solcher Fülle zeigt wie Ravenna; in Parma fand der unsterbliche Geist Correggio's seine Heimat, und von Ferrara, wo das Haus der Este herrschte, wo Tasso und Ariost geweilt, gilt das Wort:

„Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt." (Goethe.)

Aber auch den übrigen Städten der Emilia fehlte es weder an Ruhm noch an Männern, die diesen Ruhm verkündeten, und wo man Wissenschaft und Kunst nicht aus Begeisterung pflegte, war ihnen doch die Prachtliebe der Fürsten günstig. Und wie sturmbewegt war die politische Geschichte, die über diese vielgespaltenen Länderstriche dahinging, seit Gallier und Gothen hier in Waffen standen, seit Belisar Ravenna nahm, bis zur Revolution von 1849, da Garibaldi mit seinen Schaaren an diese Küste trat. Fast alle großen Geschlechter, die die Geschichte Italiens im Mittelalter beherrschen, von den Visconti in Mailand bis zu den Borgia's in Rom, haben den Schauplatz ihrer



CANOSSA.



[illegible] lichen Perlen [illegible]
herrschen, geben der Blüthe [illegible]
nicht allenthalben verweilen! [illegible]
und Italien beschrieben.

[illegible]



CANOSSA.



PIFFERARI.

Fehden auch auf das alte Gebiet der Emilia erstreckt, und neben diesem Kampf der Waffen tobte der Kampf der Geister, den wir mit einem Worte bezeichnen können. — Hier steht das Schloß Canossa.

All' diese mächtigen Ereignisse fanden einen charakteristischen Ausdruck in den Denkmalen und der Architektur jener Städte, die wir nun in langer Reihe begegnen.

Die erste von ihnen ist Piacenza, das hinter zwölf gewaltigen Forts fast ein halbhundert Kirchen und ein halbtausend Paläste trägt; aber nur in dem holden Namen tönt noch das Wohlgefallen nach, das eine vergangene Zeit an dieser Stätte fand! Wie lieblich klingt das Wort: Piacenza!

Der Mittelpunkt alles Verkehrs, den die Stadt noch besitzt, ist die Piazza dei Cavalli, dort steht der Palazzo

del Comune, der den Bürgern als Rathhaus dient. Das Erdgeschoß stellt eine Façade von fünf Bogen dar; in der Halle, die sich unter denselben wölbt, wurden einst die Gerichte gehalten und die Angelegenheiten des Volkes verhandelt; das obere Stockwerk aber, dessen Fenster von prächtigen Rundbogen umrahmt sind, diente den Versammlungen des Rathes, und eine Zeitlang sogar dem Theater. Troß der Grazie, die der Mittelbau besitzt, macht das Ganze doch einen äußerst kräftigen, fast kriegerischen Eindruck, der durch die schroffen Zinnen des Daches gesteigert wird. Auch die beiden ehernen Reiter, die vor dem Palaste stehen, zwei Statuen der Farnese, fügen sich dem Gesammtbild vortrefflich ein.

Aber weit überboten, ja fast vergessen ist dieser schöne Bau, wenn wir nun nach Ferrara kommen und dem Schlosse gegenüberstehen, mit seiner düsteren Herrlichkeit! Längst hat die Zeit diese Mauern geschwärzt, die sich wie eine Veste aus dem Wasser erheben, das rings umher die breiten Gräben füllt; riesige Thürme, Zinnen und Brücken treten uns auf jeder Seite entgegen, und das Alles sieht so gewaltig und finster aus, daß sich in die Bewunderung beinahe ein leises Grauen mischt. Man kann an die Allmacht, aber nicht an den Segen der Geschlechter glauben, die hier herrschten; man fühlt beinahe noch den Druck, der Tasso auf dem Gemüthe lag, wenn er hier am Hof der Este verweilte. Und doch war damals die Stadt belebt von einer bunten fröhlichen Menge, denn die Bevölkerung umfaßte hunderttausend Seelen; jetzt aber sind die Straßen öde und leer, und das drohende Castell sieht nur herab auf eine verarmte Einsamkeit.

Die Seelenzahl, die Ferrara in den Tagen seines Glanzes hatte, hat Bologna noch heute, allein es könnte ohne Ueberfüllung die dreifache Bewohnerzahl umfassen, so kolossal und weit ist die Stadt gebaut. Fast sieht es aus, als ob die breite Ebene, in die wir nun herabgestiegen, auch das Auge und die Hand der Männer, die hier bauten, bestochen und zu reicherem Geben verleitet hätte; denn ein Palast steht neben dem anderen und immer wieder münden die Straßen in Plätze aus, denen thurmhohe Mauern zum Rahmen dienen. Ja selbst die Statuen, die dort stehen, sind in diese riesigen Dimensionen hineingewachsen; die Gestalt des Neptun, die auf dem gleichnamigen Platze einen Brunnen schmückt, ist beinahe zehn Fuß hoch und hat mit den übrigen kleinen Broncefiguren, die den Meergott umringen, ein Gewicht von zwanzigtausend Pfund.

An den Neptunsplatz stößt die Piazza Maggiore an (jetzt nach Victor Emanuel genannt), die durch den Markt, der dort gehalten wird, ein buntes Leben und durch die Gebäude, die sich hier zusammendrängen, eine stolze Würde erhält. Man fühlt dieselbe unbewußt, wenn sich der Tageslärm verläuft und der Vollmond über dem Palazzo Apostolico emporsteigt!

Palazzo Apostolico — auch dieser Name ist nun erloschen, aber in ihm liegt doch die ganze sturmvolle Vergangenheit Bologna's, denn die Krone, die die Gebieter dieser Stadt getragen, war die Tiara des Vatikans.

Der Einfluß der geistlichen Macht, der sich dadurch von selbst ergab, verräth sich auch in den zahllosen Kirchen, die sich nicht nur durch bedeutenden Kunstwerth, sondern gleichfalls durch ungeheure Dimensionen hervorthun. Dieß gilt vor Allem von der Hauptkirche Bologna's, von S. Petronio, deren Riesenhaftigkeit beim ersten Anblick geradezu verblüfft, aber auch die übrigen sind mit verschwenderischen Mitteln erbaut. Denn nur wenige Städte Italiens waren so reich wie Bologna, das wegen seiner Wohlhäbigkeit sogar den Beinamen la Grassa führte; aber soviel auch die Kirche von diesem Reichthum in Anspruch nahm, die Gesinnung der Bürger blieb doch allzeit unabhängig und stolz. Nicht durch künstlerischen Werth, aber durch Curiosa aller Art ragt S. Stefano hervor, ein Complex von Kirchen und Kapellen, in dem sich Bilder und Statuen, Silberschmuck und Reliquien bunt durcheinanderdrängen.

Doch all' diese Tempel mit ihren prächtigen Thürmen, all' diese Giebel und Zinnen fürstlicher Paläste sind für das Gesammtbild der Stadt nicht so entscheidend, wie ein Profanbau, der auf Meilen hin das Häusermeer überragt und den die Mythe von sieben Jahrhunderten umrankt.

Das sind die schiefen Thürme, die beide nach ihren Erbauern genannt sind, der größere Asinelli, der kleinere la Garisenda. Die Aussicht, die der erstere von beiden gewährt (er überragt den anderen um hundertdreißig Fuß), reicht von den Hügeln Padua's bis an die Apenninen und von der Adria bis an die Thürme Modena's; alle Schätze, womit Natur und Menschenhand dieß Land überschüttet, liegen hier vor unserem Blick. Schon vor zweitausend Jahren führte die Via Aemilia die nordwärts bis nach Mailand zog, durch dieß gesegnete Gefilde.

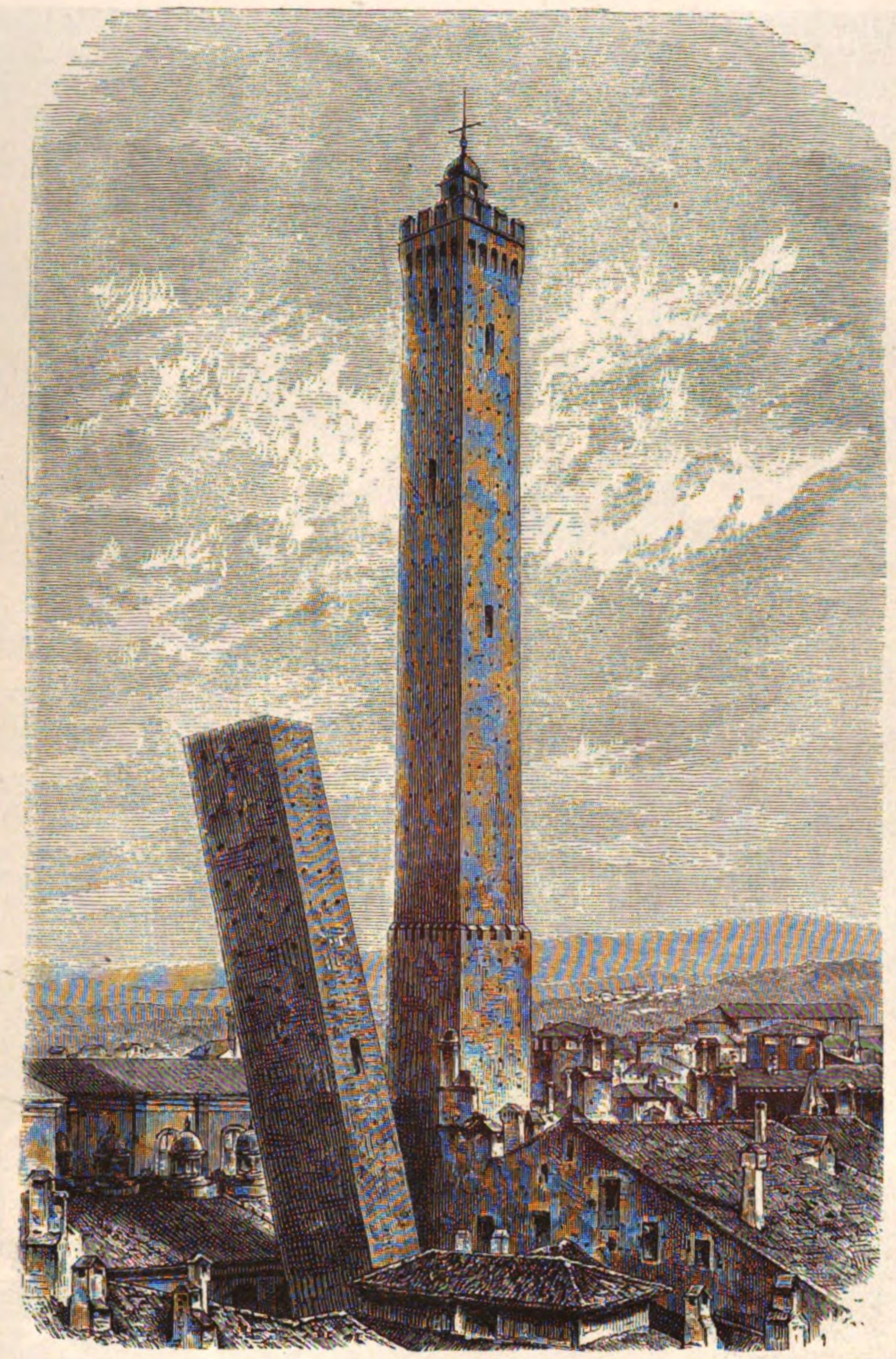
Erst wenn wir uns nach Osten hin dem Meere nähern, wird die Gegend sumpfig und öde, und nahe an



BOLOGNA. MARKTPLATZ MIT NEPTUNSBRUNNEN



BOLOGNA. MARKTPLATZ MIT NEPTUNSBRUNNEN.



SCHIEFE THÜRME IN BOLOGNA.

dem versandeten Ufer steigt dann eine Stadt empor, die nicht an Lebensfreude, aber wohl an Ruhm die meisten Mittelstädte Italiens überragt. Ihr Name ist Ravenna.

Wer kennt nicht die Hünengestalt des alten Gothenkönigs Theodorich, hier steht sein Grabmal; wer sieht ohne Schmerzgefühl den großen Dante in die Verbannung ziehen, hier fand er Ruhe für Zeit und Ewigkeit. In Ravenna war es, wo Thumelicus, der Sohn des Cheruskerfürsten Hermann, als Gladiator heranwuchs, wo Gaston de Foix in einer der blutigsten Schlachten fiel, welche Europa jemals gesehen hat, wo Byron seinen Frieden suchte am Herzen der schönen Gräfin Guiccioli. Und doch sind das nur einzelne Höhepunkte in den reichen Erinnerungen der Stadt, die Jahrhunderte lang so stürmisch und dann Jahrhunderte lang so einsam und weltvergessen dahingelebt.

Was ihre politische Blüthe begründete, das war der Hafen, den Augustus für seine Flotte bei Ravenna errichten ließ; und wenn auch diese Blüthe mit dem Verfall des römischen Reiches naturgemäß zerfiel, so gibt es doch eine andere unvergängliche Bedeutung, die der Stadt für alle Zeiten gesichert bleibt. Ravenna ist die Schatzkammer und die Metropole für das Studium altchristlicher Kunst. Denn fast überall sind die Werke, die der Pinsel und die Baukunst im fünften und sechsten Jahrhundert schufen, durch den Vandalismus der folgenden Jahrhunderte wieder vernichtet worden; eine Basilika, wie S. Apollinare in Classe ist, steht als Unikum unter den Denkmalen der Erde.

Wie man vermuthet, ward sie auf den Trümmern eines alten Apollotempels erbaut; der Heilige, nach dem sie genannt ist, erlitt schon unter Kaiser Vespasian den Martyrtod. Die Kirche ist jetzt fast eine Stunde von der inneren Stadt entlegen und der Weg führt nahe an dem reizenden Pinienwald vorüber, der auf Byron so tiefen Eindruck



GRABMAL THEODORICH'S ZU RAVENNA.

machte; damals aber als sie gebaut ward (534—549), war Classis noch die Hafenstadt, die mit dem Aufschwung des Handels entstand und mit dessen Zerfall wieder unterging.

Nicht der schlichte Erzähler, sondern nur der gediegene Kenner alter Kunst darf in Ravenna das Amt des Führers üben, nicht dem Vergnügen, sondern der ernsten Arbeit gehören die Tage, die der nordische Wanderer dort verbringt. Die Gegend hat etwas melancholisch-ödes, und das Leben der Stadt leidet noch heute daran, daß sie Jahrhunderte lang einsam und abseits vom Wege lag, aber doch, wie unermeßlich reich ist der Gewinn, den sie bietet! Ravenna ist ein neuer Farbenton in dem herrlichen Bilde und eine neue Saite in dem herrlichen Vollklang: Italien. Es zeigt uns abermals, wie unerschöpflich die geistigen Schätze dieses Landes sind. Und darin liegt unser Trost! Wir sind uns wohl bewußt, indem wir nun vom freundlichen Leser scheiden, wie viel wir ihm schuldig blieben, doch wer möchte sich je dem Wahne ergeben, das Unerschöpfliche zu erschöpfen!

Vom Arno bis zum Tiber

von

Eduard Paulus.

Florenz.

Im Wolkennebel und in Grabesgrüften
Den Apennin wir pfeilgeschwind durchfahren,
Ein öder Weg, nur graue Dohlenscharen
Verflattern schreiend in den Felsenklüften;

Nun aber strömt es wie von Frühlingslüften
Vom Himmel her, dem sanften, silberklaren:
Fast unermeßlich will sich offenbaren
Ein grünes Land, erfüllt von Lorbeerdüften.

Herz, ahnst du schon das himmlische Firenze,
Wie es sich hebt am gelben Arnostrome
Mit seinen Thürmen, seinem Marmordome;

Um seine Mauern schlingen Blumenkränze
Die weiten Gärten, und im heilig-düstern
Cypressenhain die Brunnen leise flüstern.

Eine traurige Fahrt durch die vielen Tunnels hindurch und zwischen den schmalen, holzarmen, trockenen Kalkfelsenrücken des unwirthlichen Apennins, und nun plötzlich, noch hoch am Gebirge schwebend, blickt man hinein in das fast unermeßlich sich aufthuende grüne toskanische Land; mildere Lüfte wehen herauf und die Ahnung, hinunter zu gelangen in das Gebiet urältesten Ackerbaues, urältesten Kunst- und Gewerbefleißes. Schon an der Eisenbahn, wie sie jäh sich hinabwindet von Gallerieen zu Gallerieen, tritt die ausnehmende Fruchtbarkeit des mit bienenartigem Fleiß durchackerten Bodens entgegen: so weit das Auge reicht, nur Bauern- und Herrengehöfte, mit Steinbauten auf sonnigen Hügeln, bei Cypressengruppen und frischen Quellen freundlich gelagert. Ein hoch beglücktes, edles, friedfertiges Land, das der Baum des Friedens, der silberblättrige Oelbaum, bis in die schroff eingerissenen Schluchten hinein mit sanftem Schimmer bedeckt. Auch im felsigsten Grunde stocken noch die steinalten unverwüstlichen, oft gänzlich gehöhlten Stämme, um deren knorrige Häupter das im Windhauch zitternde silberne Laub wie eine Glorie spielt.

Die erste Stadt in der Ebene, mit marmornen Glockenthürmen und ragender Kuppel; ist es Firenze? Vorüber, es ist nur Pistoja. Aber rings umher ruht es in saftgrünen Gärten, wo von einem Maulbeerbaum zum andern das dichte Gelock der Weinreben ununterbrochen sich fortschlingt. Immer fruchtbarer wird das Gefilde, immer gesegneter. Prato erscheint, die liebliche Kleinstadt; und schon grüßen über die schattigen Wipfel parkähnlicher Gärten hohe Schlösser herüber, mit Tropengewächsen und Statuengruppen.

„Herz, ahnst du schon das himmlische Firenze?"

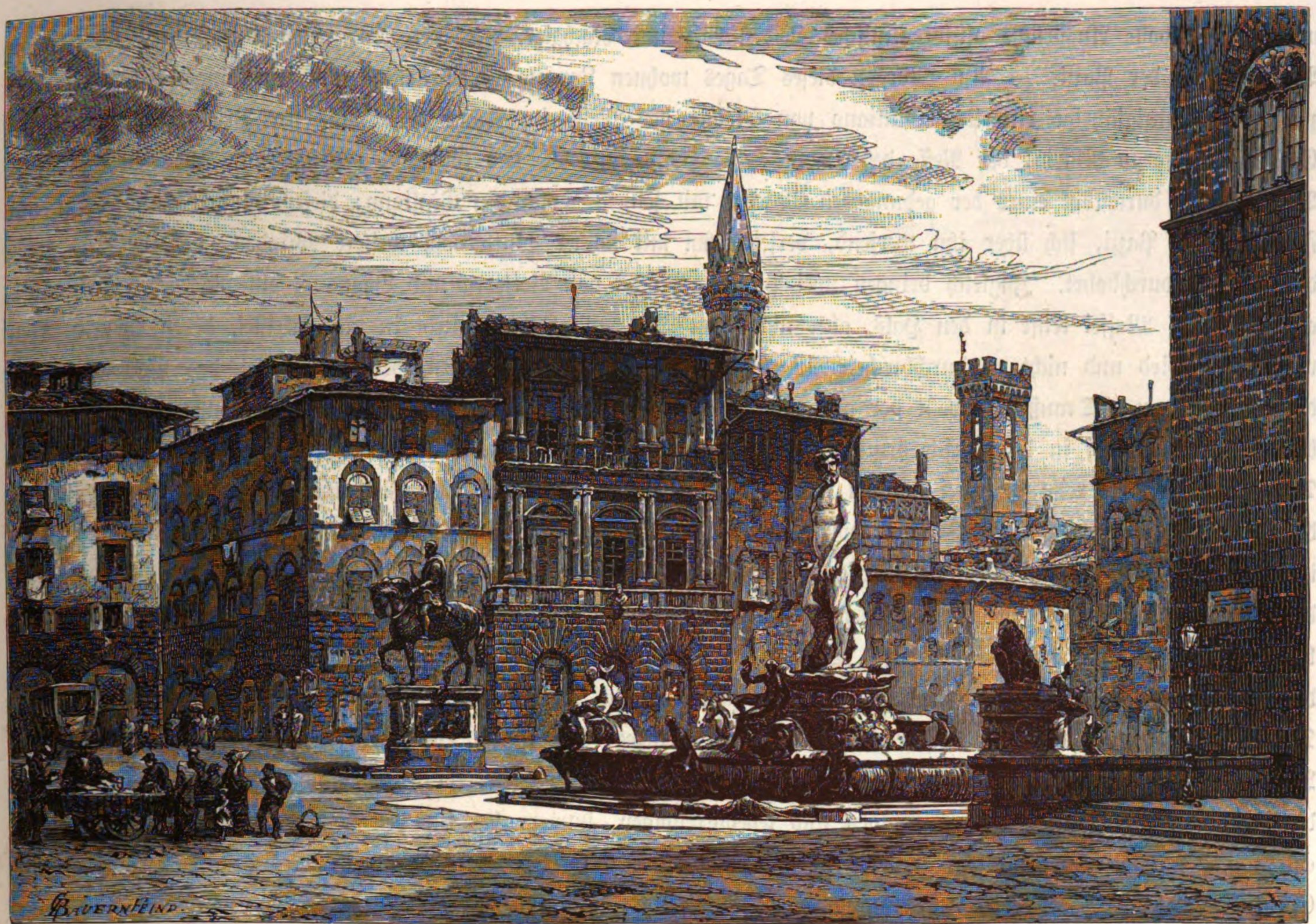


FLORENZ. PONTE VECCHIO.

Auftaucht Brunellesco's gigantische Kuppel, blausilbern umströmt von den Strahlen der Sonne, und rings in breiter Campagna und vielfach zerstreut an den grünenden Oelbaumhügeln hinauf, drängt sich die Stadt, von Mauern umgürtet, großartig und schön durch die Schaar ihrer Thürme und fast unzähliger anderer edelgeformter steinerner Bauten. Das ist Firenze!

Man muß es lieb gewinnen gleich am ersten Tage, das schöne Florenz, bei aller seiner Herrlichkeit und jahrtausend alten Blüthe so durchaus gemüthlich und anspruchslos; die Häuser stehen freundschaftlich eng auf einander; oft scheint es, sie haben sich gegenseitig in die Höhe getrieben, oben sind dann hohe, freie, schattige Loggien, an denen von feinen Steinsäulen das Holzgebälke getragen wird, und darüber ragt noch, Sonne und Regen abwehrend, das reich geschnitzte florentinische Sparrengesimse viele Fuß weit hinaus.

Holder Frieden, herzinnige Fröhlichkeit liegt über den vielen halbengen Gassen, wo die ernsten, graubraunen, gewaltigen Steinhäuser stehen, zuweilen unterbrochen von einer Kirche oder einem freien Platz, geschmückt mit Denkmälern und zierlichen Säulenhallen. Drei Viertheile der Stadt, darunter die Altstadt mit den meisten Palästen, liegen auf dem rechten Arnoufer, ein Viertel mit den Boboligärten und dem riesigen Pittipalaste liegt auf dem linken Ufer, Alles von gewaltiger Mauer umschlossen, und getrennt durch den reißenden, gelblich daherwogenden Arno. Sechs Brücken, darunter zwei moderne von Eisen, hat man ihm zu Liebe gebaut; die schönste, die Dreifaltigkeitsbrücke, aus Sandstein und Marmor; — sie bildet einen einzigen sanft geschwungenen Bogen, in den die kleineren aber immer noch mächtig weit gespannten Brückenbögen in gefälligster Linie sich einwölben. Ganz anders nimmt der weiter oben über den Fluß führende Ponte vecchio sich aus, eine uralte Brücke, vollgebaut mit Häusern und Verkaufsbuden, ein Hauptverkehrsarm der volkreichen Stadt. (Florenz hat gegenwärtig bei hundert und fünfzigtausend Einwohner.) Hier stehen an beiden



FLORENZ. NEPTUNSBRUNNEN AUF PIAZZA DELLA SIGNORIA.

Arnoufern die hohen vielstockigen, von Säulenloggien durchlöcherten Häuser, welche immer eines über das andre hinausschauen, so daß sie anwachsen zu luftigen Thürmen, und aus der Ferne herein grüßen Oelbaumschluchten und Hügel mit ihren Kirchen und Villen und alten, von hohen Cypressen umringten Klöstern.

Wenige Schritte flußaufwärts und man tritt links durch den hohen Rundbogen hinein nach den Uffizien, die in enger Hufeisenform sich hinziehen, an der offenen vierten Seite auf den Stadthausplatz mündend. Außen an den langgestreckten Hallen prangen in Nischen die Marmorbilder der berühmten Toskaner, hier stehen: Andrea Orcagna, Niccolo Pisano, Giotto, Donatello, Leon Battista Alberti, Lionardo da Vinci, Michelangelo, Dante, Petrarca, Boccaccio, Ferrucci, Macchiavelli, Guicciardini, Amerigo Vespucci, Galilei, Benvenuto Cellini, Cosimo I., Lorenzo der Prächtige, und noch viele Andere; fürwahr eine stolze, stolze Reihe, die uns hinausleitet zum Stadthausplatze, zur Piazza della Signoria, wo schräg über vom Stadthauskolosse die Loggia dei Lanzi sich öffnet, mit ihrer Halle den nicht besonders geräumigen Platz prachtvoll erweiternd, denn dieser wird auch wieder verengt durch Bildsäulen und Denkmäler und den großen Neptunsbrunnen, daran marmorne Seerosse und weich hingelagerte Wassergottheiten die silbernen Strahlen in tollem Uebermuthe sich zuwerfen.

Erinnerungen, oft grausigster Art, knüpfen sich an diesen Platz und an dieses Gebäude. Erst wilde, ruchlose Kämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen, Jahrhunderte lang umherwogend; denn nicht vermag, wie Dante sagt, einem Schwerkranken ähnlich, der immer wieder seine Lage verändert, das florentinische Staatswesen zur Ruhe zu kommen. In diesen Kampfzeiten aber erwachsen schon jene tiefen und kühnen Gedanken, auf die noch heute der Staat und die Gesellschaft sich gründen, und schon treten aus den Reihen der Streitenden hervor die reinen und hohen Gestalten unsterblicher Gelehrter, Künstler und Dichter; bis endlich unmerklich und ohne Gewaltthat die edle Herrschaft der Medicäer sich festeilt, nicht blos der reichsten und mächtigsten, auch der besten und gebildetsten Bürger der Stadt. Künste und Wissenschaften blühen in nie geahnter Fülle und Schönheit, das goldene Zeitalter ist wiedergekommen mit Cosimo I., dem Vater des Vaterlandes, und seinem hochherzigen Enkel, Lorenzo dem Prächtigen. Dazwischen hindurch

wieder gräuelvolle Ausbrüche altflorentinischer Leidenschaft und Rachgier. — Den 26. April des Jahres 1478 die Verschwörung der Pazzi. — Am Morgen dieses Tages wohnen Lorenzo der Prächtige und sein jüngerer Bruder, der zwei und zwanzigjährige ritterliche Giuliano von Medici der Messe im Dome bei. Wie der Priester, dießmal der Cardinal Raffaello Riario, der Neffe des Papstes, die Hostie aufhebt, das Glöcklein erklingt und alles Volk sich zu Boden wirft, durchstößt einer der gedungenen Mörder mit seinem Dolch den Giuliano; dieser taumelt und stürzt und Francesco de' Pazzi, sich über ihn werfend, versetzt ihm mit solcher Wuth noch weitere Wunden, daß er sich selbst den Schenkel durchbohrt. Zugleich dringen zwei Pfaffen, Maffei von Volterra und Bagnono, ein päpstlicher Schreiber, auf Lorenzo. Maffei trifft in den Hals, aber nicht zum Tod, und Lorenzo flieht in die Sakristei, deren eherne Thür verrammelt wird und nicht zu durchbrechen ist. Entsetzt, wie vor dem jüngsten Gericht, flüchtet das Volk aus dem dröhnenden Dom. Draußen entrollt der alte Jacopo de' Pazzi die Fahne der Freiheit, — umsonst, und der Erzbischof von Pisa, tief in die Verschwörung verwickelt, dringt mit bewaffneter Macht in das Stadthaus — umsonst. Das wüthende Volk reißt die zwei Pfaffen in Stücke, hängt den Erzbischof von Pisa und die beiden Pazzi hoch an die steinernen Fensterkreuze des Palastes, wirft andere Verschworene aus den Fenstern herunter auf's Pflaster, trägt ihre zerrissenen Glieder auf Piken im Triumph durch die Straßen. Lorenzo wird jubelnd befreit, und fester wurzelt denn je seine milde und segensvolle Gewalt. — Aber schon bei dem zu frühen Tode Lorenzo's geht wieder unheimliches Gähren durch das schöne Florenz. Mitten im Volke steht die hagere, blasse, schwermuthsvolle Prophetengestalt des Savonarola, des gottestrunkenen, nahes entsetzlichstes Unheil verkündenden Dominikanermönchs von San Marco. Der Eitelkeit dieser Welt, der lockenden Schönheit des Fleisches, der sittlich entnervenden Anmuth aller Künste und Wissenschaften gelten seine unbarmherzigen Bußpredigten und gleich wie eine im Sturmwind rasende Flamme reißt er die sonst so berechnenden, schönheitssinnigen und lebensfreudigen, immer aber für den höchsten Ausfluß geistiger Kraft empfänglichen Florentiner mit sich hinüber in sein phantastisches Gottesreich; Pietro von Medici wird verjagt, Jesus Christus, der Heiland der Welt, wird König von Florenz und des Mönches Macht kennt keine Schranken.

Am letzten Carnevalstage des Jahres 1497 und an demselben Tage des nächsten Jahres erhebt sich auf seinen Befehl auf dem Signorenplatz eine hohe Stufenpyramide. Zuunterst Larven, falsche Bärte, Maskenkleider, darüber die Bücher der lateinischen und italienischen Dichter, kostbare Pergamentdrucke und Manuscripte mit Miniaturen, dann Zierden und Toilettengeräthe der Frauen, weiter hinauf Lauten, Harfen, Schachbretter und Spielkarten, ganz oben Gemälde, besonders von weiblichen Schönheiten. Beim Anzünden trat die Signoria auf den Balkon; Gesang, Trompetenschall und Glockengeläute. Hernach Umzug auf den Platz vor San Marco, wo eine dreifache concentrische Runde getanzt wurde; zu innerst die Mönche dieses Klosters, abwechselnd mit Engelknaben, dann junge Geistliche und Laien, zu äußerst Greise, Bürger und Priester, diese mit Olivenzweigen bekränzt.

Aber am Himmelfahrtsfeste des nächsten Jahres lodert auf dem Signorenplatz ein anderer Scheiterhaufen empor und mit ihm sinkt der siebenmal gefolterte und eben erdrosselte Körper Savonarola's in Asche.

Der enge Raum des Stadthausplatzes steht im schönsten Gegensatze zu der Größe des Geistes, der hier Gebäude aufführte, so muthvoll und kräftig, wie nur die alten Römer vorher. Dort die kühne That eines Arnolfo, der den Stadthausthurm errichtete, d. h. er trieb den uralten, breiten, in die trotzige Buckelsteinmasse des Stadthauses eingebauten Thurm der Fornaboschi noch hoch über den dunkelschattigen Zinnenkranz des ungeheuren Gebäudes hinaus und setzte darauf einen kolossalen, von vier schweren Rundsäulen getragenen Steinbaldachin, so daß dieser Thurm neben der Domkuppel das weite Florenz vollkommen beherrscht; — und hier die Hoheit eines Orcagna, nach dessen Entwurf die Loggia dei Lanzi (wohl nach seinem Tod erst) erbaut wurde, die großartigste und schönste Bogenhalle Italiens. Nur drei weitoffene Kreuzgewölbe schweben über den reichen Bündelpfeilern, aber in welchem Maßstab und in welchen Verhältnissen! Im Jahre 1387 wurde die Halle fertig, und schon von ihr an könnte man mit Recht den Beginn der neuen, der modernen Baukunst zählen, das „Rinascimento", die Wiedergeburt der alten antiken Kunst. In Wahrheit aber eine ganz neue Kunst, ebenso eigen und anders, als die moderne Welt anders als die antike. Immer blieb das Gebäude die Wonne der Menschen. Als Lorenzo von Medici den Michelangelo anging, ihm einen über Alles prächtigen Magistratspalast für die Piazza zu entwerfen, rieth ihm dieser, die Loggia dei Lanzi rings um den Platz herum zu führen, etwas Schöneres lasse sich nicht denken. Der Fürst aber scheute die Kosten.

Still-schönes Rasten hier in der lichtvollen Halle, die uns die Seele so mächtig erweitert, und über ihre Stufen



FLORENZ VON S. MINIATO AUS.

[illegible] Christus, der Heiland der Welt, [illegible]

Am letzten Karnevalstage [illegible] Befehl auf dem [illegible] die Bücher [illegible] Geistliche und Laien, [illegible]

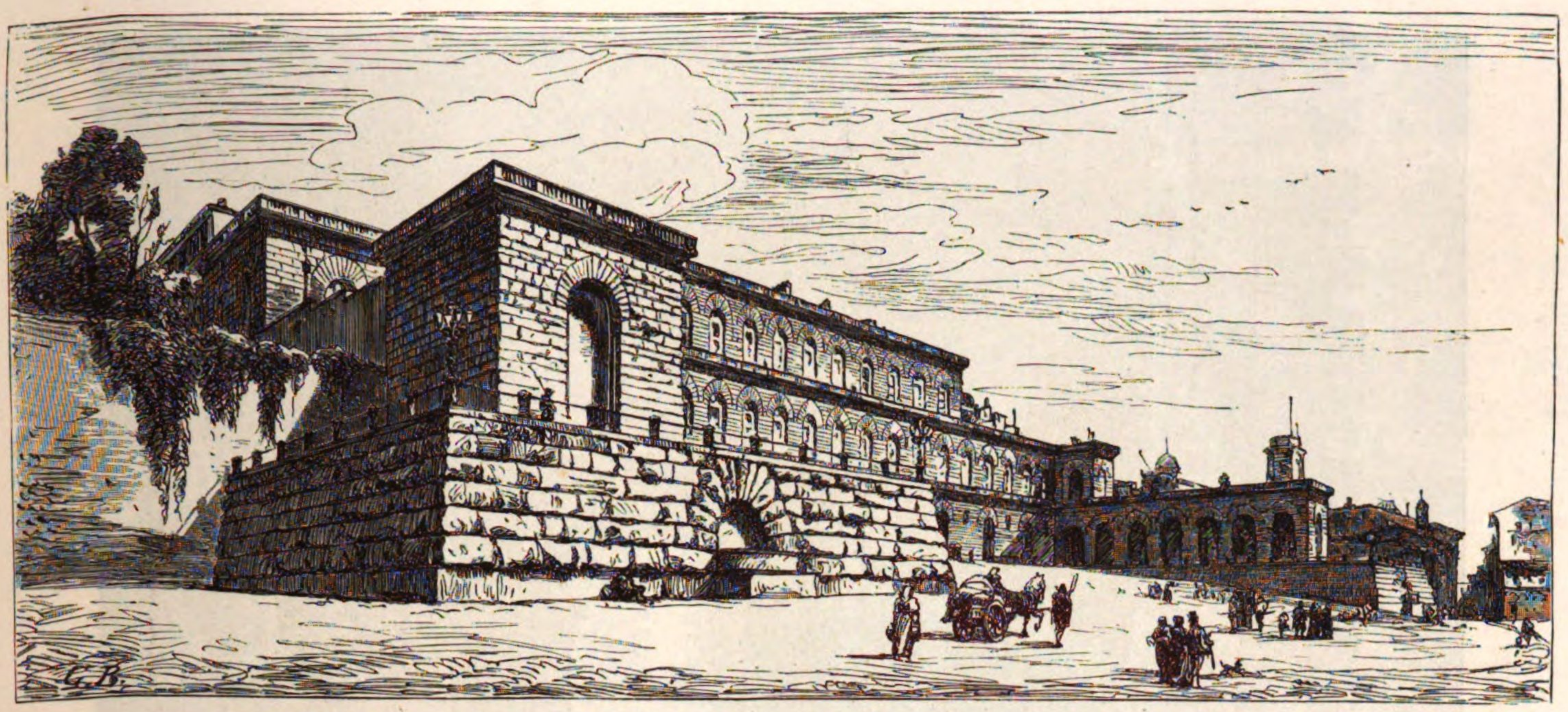
[illegible] Scheiterhaufen [illegible]

[illegible] der hier Gebäude [illegible] Brunelleschi, der den [illegible] des Stadthauses [illegible] dieser Thurm [illegible] nach dessen Entwurf [illegible] Bogenhalle Italiens. [illegible] in welchem Maßstab und in welchen [illegible] mit Recht den Beginn der [illegible] der alten antiken Kunst. In Wahrheit [illegible] als die antike. Immer blieb das [illegible] Michelangelo anging, ihm einen über Alles [illegible] die Loggia dei Lanzi rings um den Platz [illegible] scheute die Kosten.

[illegible] die Seele so mächtig erweitert, und über ihre Stufen



FLORENZ VON S. MINIATO AUS.



PALAZZO PITTI.

hinunter zu schauen auf die volksbewegte Piazza. Zu ihren Statuengruppen herauf retten sich gern Firenze's gemüthliche Bummler, — nicht bettelhaft, halbnackt und frech, wie die Lazzaroni Neapels, auch nicht wie diese voll wüsten sinnleeren Geschrei's, nein, fröhlich bescheiden, wohl angekleidet, und graziös ausruhend auf den göttlich dichten Lorbeeren ihrer großen Väter.

Die Bildsäulen, so in der Halle stehen, gehören zum Theil zu den besten Schöpfungen der antiken, der Renaissance- und der modernen Kunst. In der Mitte die großartig gedachte, echt antike Marmorgruppe des Ajas mit dem Leichnam des Patroklos; daneben die ganz moderne des Achilleus mit der Polyxena, von Pio Fedi, trotz Allem ein vortreffliches, von gewaltigster Leidenschaft durchdrungenes Werk, das die unverwüstliche Begabung der Italiener für die Bildhauerei wieder glänzend beweist. Auch steht hier die tiefsinnige schöne Tusnelda mit fünf anderen schönen antiken Frauengestalten. Sie hat das Haupt gesenkt voll dämmernder Trauer, wie zurück sich träumend in's germanische Waldthal; — und ein paar Schritte von ihr steht, auffallend angeheitert ob der so eben vollbrachten blutigen Unthat, die von Donatello in Erz gegossene Judith, in der einen Hand das todtkalt grinsende, fletschende Haupt des alten Philisters und Generalfeldzeugmeisters Holofernes. Auch Benvenuto Cellini stellte sein dem Umfang nach größtes Werk hier in der Loggia auf, das Bronzebild des Perseus, von dessen Guß er uns so viel zu erzählen weiß. Der voll und weich, fast üppig gegliederte Göttersohn zeigt frohlockend das wildschöne, von zischenden Schlangen umringelte Haupt der Medusa. Gar reichgeschmückt ist das Fußgestell und erinnert an die so phantastische, eigenwillige, aber von Geist übersprudelnde Art jener Ciselierwerke des genialen, großprahlerischen, kecken Cellini, der in seiner berühmten, uns von Goethe übersetzten Lebensbeschreibung beinahe von jeder seiner zahlreichen Kunstarbeiten schreibt: „und das war von allen das schönste und gottvollste".

Fortwandernd von der Piazza durch die immer belebte Via Calzajoli (Schustergasse), vorüber an dem viereckigen, in drei Geschossen aufsteigenden Kolosse von Or San Micchele, in dessen Nischen Ghiberti und Donatello ihre herrlichsten Statuen aufstellten, gelangt man zum Domplatz. Zur Linken das achtseitige Taufhaus, Baptisterium, woran die drei weltberühmten Erzthüren, zur Rechten der Dom, mit seiner öden, in Backsteinen rohgelassenen Schauseite; frei daneben, ganz mit farbigem Marmor umkleidet, der Glockenthurm (Campanile). Großartigste Bilder aus Italiens Kunstschaffen entrollen sich unwiderstehlich. Ein Jahrhundert reicht hier dem andern die Hand, offen liegen die Keimkräfte ganzer Zeitläufe der Kunst. In beinahe mystisches Dunkel verliert sich der Ursprung des pantheonartigen Taufhauses, der früheren Hauptkirche der Stadt, das schon manche Italiener für einen Tempel des Mars erklärten. Mit Unrecht, aber der zum Theil aus echt antiken Säulen und Gebälkstücken aufgerichtete Bau deutet in sehr frühe christliche Zeit. Von feierlichster Wirkung ist das Innere des fast fensterlosen, von Säulen umringten, von hoher Kuppel übersprengten Centralbaues, den die byzantinisch starren Mosaiken auf Goldgrund fremdartig durchstrahlen. Das



FLORENZ. VIA DEGLI STROZZI.

Aeußere mit seiner zarten Marmorvertäfelung zeigt einen höchst merkwürdigen Versuch, eine mehr als zweihundert Jahre verfrühte Renaissance, — und einer der Hauptschöpfer dieser die gebildete Welt noch heute beherrschenden Kunst, der Florentiner Filippo Brunellesco, studirte es eifrig von Jugend auf. Seine Bildsäule erhebt sich jetzt nur wenige Schritte davon an der Südseite des Domes. Brunellesco blickt freudig hinauf nach der Domkuppel, seinem kühnsten und kolossalsten Werke, das durch seinen erhabenen Umriß das ganze thurmreiche Florenz und die breite mit Villen besäete Thalebene prachtvoll beherrscht. Ein ewig unvergeßlicher Anblick dem Wanderer, der die sonnigen Hügel des



FLORENZ. LOGGIA BEI MERCATO NUOVO.

Arnothales umschweift und hinabschaut in das blühende, von seinen alten Mauern umfaßte Firenze, — wie es ruht im Kranz seiner Gärten, im Schmuck seiner Zinnen; doch dieß Alles überragt in großartigster Ruhe Brunellesco's göttliche Kuppel, um deren grandiose und edle Gestalt die Strahlen der südlichen Sonne zauberhaft flimmern. Darum gab auch der Dichter Giovanni Battista Strozzi dem Brunellesco jene Grabschrift:

So hab' ich Schicht' auf Schichte,
Von Kreis zu Kreis für alle Zeit gehoben,
Daß höher stets nach oben
Aufkreisend, ich mich heimgeführt zum Himmelslichte.

Auch in der Nähe betrachtet, wirkt Brunellesco's Kuppel mehr als gewaltig, besonders im Osten gesehen, wo sie aus dem vielfach sich auswölbenden Kapellenkranze des Chores, wie ein Gebirge emporsteigt, über ihrer von

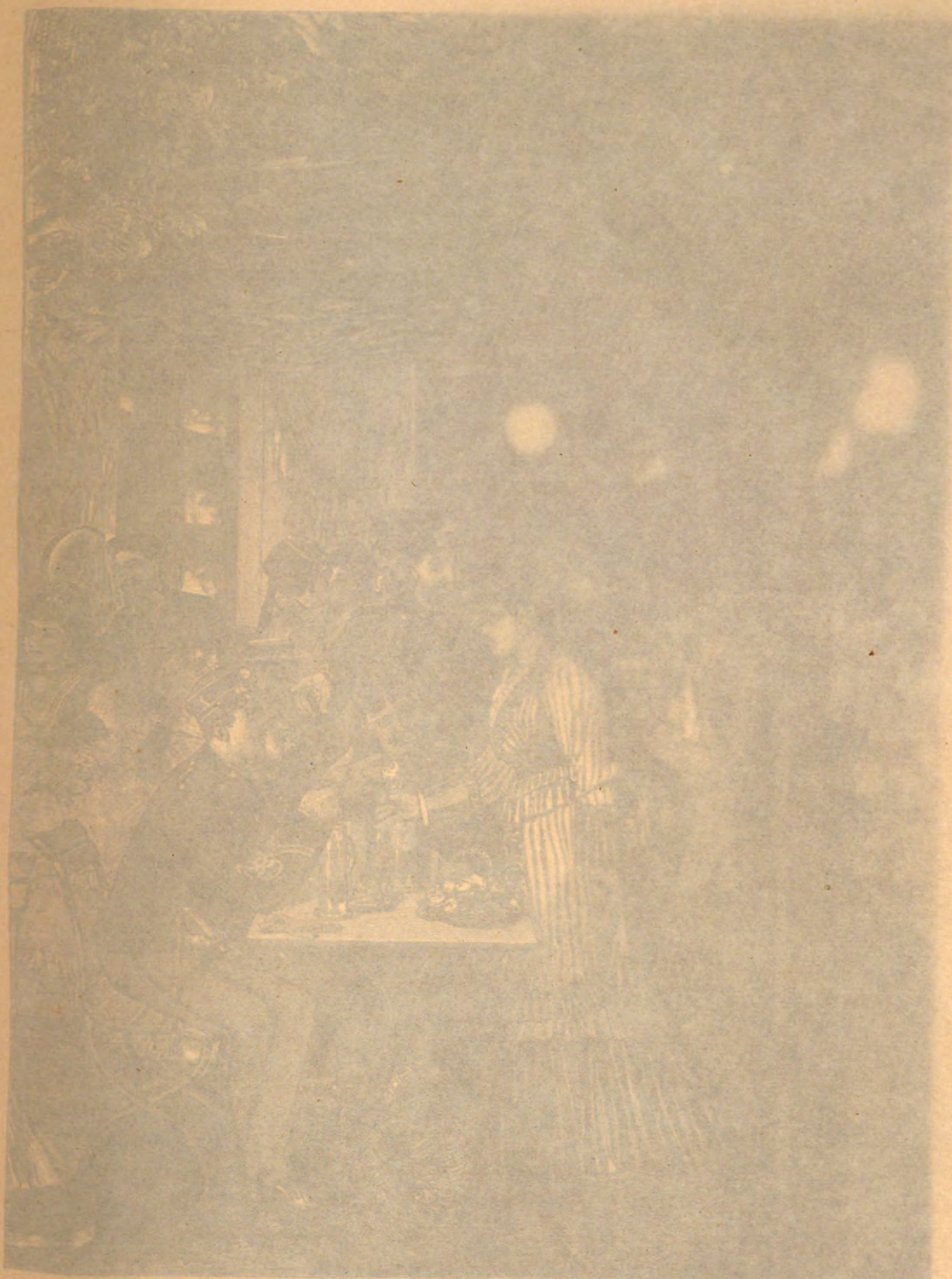
großen Rundfenstern durchbrochenen Trommel in acht Marmorrippen sich zusammensprengend und darauf noch die siebenzig Fuß hohe Prachtlaterne tragend. Stände diese Lanterna auf dem ebenen Boden, sie bildete selbst schon ein Tempelgebäude, und zwar von höchster Schönheit, eine strahlende Marmorrotunde, an welcher die frischaufsprossende Zierlust der Renaissance ihre ersten Ranken hinaustrieb. Brunellesco, der Meister (gestorben 1446), erlebte noch die ganze Wölbung der Kuppel, die er, mit zwei Schalen über einander, dauernd für alle Zeiten, erhob, und noch den Beginn der Lanterna, die genau nach seinem Modell ausgeführt wurde.

Wenn die Sonne, deren vergoldende Strahlen so lange noch an der Lanterna hingen, untergegangen, die glänzenden Thurmfalken, die so graziös die Kuppel umschwebten, in ihre Nester geflogen, und nun der Mond mit zaubrischem Schimmer den Marmordom übergießt, dann beginnt zu seinen Füßen erst das richtige Leben, immer aber sanft und geräuschlos, dann füllen sich die zahlreichen, vor den Kaffeehäusern stehenden Tischchen mit plaudernden Gestalten; man genießt Kaffee, Limonade oder Wasser mit Weichselkirschen, ein Genuß, schwer verständlich dem Süddeutschen. Sie sitzen so fröhlich beisammen, rauchen, sprechen und streiten, stets aber mit Maß und voll Anstand, bis plötzlich ein kalter Windstoß vom Arno herauf sie zerstäubt. Des Morgens ist Alles wieder im Café, mit Cigarren und gewaltigen Zeitungen; Kellner bringen noch dampfend geröstete Brötchen mit zerlaufender Butter, vortrefflich! und Blumenmädchen, an denen leider außer den Blumen nichts Blühendes mehr, tauchen herein und stecken dem Fremden ein Sträußchen unfehlbar in's Knopfloch, während schon ein kurzer Blick des Eingeborenen sie zurückbannt. Mit steigender Hitze verziehen sich dann die besseren Leute hinter kühle Palastmauern und harren geduldig bis an den Abend, um nach Besuch eines Sommertheaters wieder Kaffee zu trinken am Domplatz.

Der Dom, mit farbigem Marmor vertäfelt, zeigt florentinisch gothischen Stil, und als die feinste Blüthe dieser so zierlichen Kunst erhebt sich frei daneben der nach Giotto's genialem Entwurf errichtete Glockenthurm. Unverjüngt, in fünf immer höher werdenden Stockwerken steigt er empor, ein ungeheurer Denkmalspfeiler, oben durchbrochen von prachtvollen Spitzbogenfenstern, — ureinfach, viereckig in der Hauptform, aber bunte Marmorplatten umkleiden ihn in reinster Farbenzusammenstimmung, zart geschliffene Stäbe, Gurten und Kehlen, hold sich einschmiegende Zierden und Statuetten, machen den Koloß wunderbar leicht. Als am Dantefest, im Monat Mai des Jahres 1865, die ganze Stadt und auch der Dom beleuchtet waren, erkannte man erst völlig die märchenartige Schönheit dieser Baumassen. Dazumal loderten innen in den hochgewölbten Stockwerken des Glockenthurmes mächtige Feuer empor, so daß die ganze im Marmorglanz spiegelnde Säule des Thurmes wie durchglüht und durchgeistigt erschien; gleichsam erinnernd an die riesengroße, vom heiligsten Liebesfeuer durchwogte Gestalt jenes Mannes, dem das unvergeßliche Fest gewidmet war.

Das Innere des Domes wirkt erst in der Dämmerung, seine hohen, gemalten Glasfenster geben milddgedämpften verzaubernden Schein, seine Verhältnisse treten hervor, wachsen und wachsen; einzelne Kerzen entzünden sich auf den Altären; graulisches Düster fließt lautlos aber gewaltig durch den gottgeweihten, kühlen, erhabenen Raum, und von der Welt da draußen schallt plötzlich durch die fernen Gewölbe herab der dumpfe markerschütternde Klang der großen Glocke. Wie so oft, wie so furchtbar oft, mag sie geschwungen worden sein, und rief die florentinischen Bürger auf, zu kämpfen unter einander oder, was ruhmvoller, gegen den äußeren Feind.

Als die größte und zugleich die letzte That der freien Stadt ragt für alle Zeiten hervor ihre Vertheidigung gegen die Scharen Kaiser Karls V. Im großherzigsten Opfermuthe lassen damals die Florentiner ihre Vorstädte, diese prächtigen, mit den Fresken der besten Meister ausgeschmückten und von üppigen Gärten umgebenen Landhäuser in Flammen aufgehen, um dem Feind keine Deckung zu bieten. Damals besetzt und befestigt Michelangelo den noch jetzt stehenden Thurm bei San Miniato al Monte und hält ihn gegen jeglichen Sturm. Aber schon gehen die Lebensmittel zur Neige, immer weitere Scharen von Spaniern und Deutschen verstärken das kaiserliche Heer; allein nicht zu beugen ist der Muth der Belagerten, und fern von der Stadt, von den kyklopischen Mauern des alten Volterra herab, kämpft unbezwingbar der letzte Held der Republik, der feurige, erfindungsreiche Ferrucci, und widersteht jedem spanischen Ansturm; immer verzweifelter aber wird die Lage von Florenz, die Pest wüthet furchtbar bei der Glühhitze des Juli in dem tiefen, von Bergen umschlossenen Thalkessel; Leichen bedecken die Straßen und Malatesta, der Befehlshaber, der von den Florentinern in ihre Mauern aufgenommenen Miethstruppen, steht im geheimen Einverständnisse mit dem Feind! Da in der äußersten Noth wird dem siegreichen Ferrucci befohlen, mit



BIRRERIA ORLANDINO IN FLORENZ

[illegible] und darauf noch die [illegible] sie bildete selbst schon ein [illegible] an welcher die frischaufstrebende [illegible] (gestorben 1446), erlebte noch [illegible] für alle Zeiten, erhob, und noch [illegible]

[illegible] untergegangen, die [illegible] und nun der Mond mit [illegible] erst das richtige Leben, immer aber [illegible] Tischchen mit plaudernden [illegible] ein Genuß, schwer verständlich dem Süd- [illegible] aber mit Maß und voll Anstand, bis [illegible] im Café, mit Cigarren [illegible] mit zerlaufender Butter, vortrefflich! und [illegible] tauchen herein und stecken dem Fremden [illegible] Blick des Eingeborenen sie zurückbannt. Mit [illegible] und harren geduldig bis an den [illegible] am Domplatz.

[illegible] gothischen Stil, und als die feinste Blüthe dieser [illegible] Entwurf errichtete Glockenthurm. Unverjüngt, [illegible] ungeheurer Denkmalspfeiler, oben durchbrochen von [illegible] oder bunte Marmorplatten umkleiden ihn [illegible] und Kehlen, hold sich einschmiegende Zierden [illegible] im Monat Mai des Jahres 1865, die [illegible] völlig die märchenartige Schönheit dieser [illegible] des Glockenthurmes mächtige Feuer empor, [illegible] wie durchglüht und durchgeistigt erschien; gleichsam [illegible] jenes Mannes, dem das unvergeßliche [illegible]

[illegible] hohen, gemalten Glasfenster geben milde [illegible] wachsen und wachsen; einzelne Kerzen entzünden sich [illegible] durch den gottgeweihten, kühlen, erhabenen Raum, [illegible] durch die fernen Gewölbe herab der dumpfe markerschütternde Klang [illegible] geschwungen worden sein, und rief die florentinischen [illegible] gegen den äußeren Feind.

[illegible] für alle Zeiten hervor ihre Vertheidigung [illegible] ließen damals die Florentiner ihre Vorstädte, [illegible] und von üppigen Gärten umgebenen Land- [illegible] Damals besetzt und befestigt Michelangelo [illegible] gegen jeglichen Sturm. Aber schon gehen die Lebensmittel [illegible] und Deutschen verstärken das kaiserliche Heer; allein nicht zu [illegible] der Stadt, von den cyklopischen Mauern des [illegible] der feurige, erfindungsreiche Ferruci, und [illegible] die Lage von Florenz, die Pest wüthet furchtbar [illegible] in dem [illegible] Thalkessel; Leichen bedecken die Straßen und [illegible] haber, der von den [illegible] Mauern aufgenommenen Miethstruppen, steht im [illegible] mit dem Feinde! [illegible] Noth wird dem siegreichen Ferruci befohlen, mit



BIRRERIA ORLANDINO IN FLORENZ.

sämmtlichen Truppen nach Florenz zurückzukommen. Langsam, weil vom Fieber darniedergeworfen, und auf Umwegen, naht sich Ferrucci; schon steht er bei Pistoia.

Am dritten August, gegen Abend, bricht plötzlich durch die entsetzliche Schwüle der Stadt eine Nachricht, eine Schlacht sei geschlagen, Ferrucci sei Sieger, Oranien, der Feldherr der kaiserlichen Armee, die dem Ferrucci entgegengezogen, besiegt und getödtet. — Unbeschreiblicher Jubel, maßlose Hoffnungen; indessen ist Alles verloren. Wohl hat Ferrucci anfangs gesiegt, Oranien ist todt, man kämpft in einem Städtchen bei Pistoia, man kämpft in den Gassen und auf dem Felde, aber endlich, von der Uebermacht überwältigt, wird Ferrucci mit wenigen Begleitern in ein Haus gedrängt und gefangen. Vor den Anführer der Spanier, Maramaldo, geführt, den Mann, den er so oft umgangen und geschlagen, nimmt dieser eine Pike und stößt sie dem wehrlosen, zum Umsinken ermatteten Feldherrn mit einem Fluch durch die Brust. „Du tödtest einen, der schon todt ist", sind Ferrucci's letzte Worte.

Am 5. August erst gelangt die volle vernichtende Wahrheit nach Florenz. Wer sie hörte, dem begann der Boden unter den Füßen zu wanken, der wurde bleich wie der Tod.

Wie wenn die Sonne nach einem finsteren stürmischen Tag am Rand des Gesichtskreises noch einmal im Untergehen aufblitzt, so steht hier am Ende der florentinischen Geschichte trostvoll und strahlend — Ferrucci. Die Nacht bricht herein. Elender Verrath spinnt weiter darüber sein graues unheimliches Netz, in welchem die Freiheit der Stadt und die Freiheit Italiens für immer verendet.

Still und in sich gebrochen kehrt Michelangelo, nachdem Alles verloren, in seine Werkstatt zurück.

Jene liegenden Gestalten,
Morgen, Abend, Tag und Nacht,
Hat er damals aus dem kalten
Marmelstein an's Licht gebracht.

Allen Groll, den furchtbar wilden,
Seine namenlose Pein,
Schuf er jenen Kunstgebilden
Prometheisch ringend ein.

Daß die hellen Funken stoben,
Tag für Tag er meißelnd saß,
Bis er Geist und Werk gehoben
In der Schönheit ewiges Maß.

Und als nun das Werk vollendet,
Groß und herrlich, wie noch nie,
Götterartig, — ganz geblendet
Um dasselbe standen sie.

Sah'n die kühnen Angesichter,
Sah'n der Marmorglieder Pracht,
Und es schrieb Strozzi, der Dichter,
An die Statue der Nacht:

„Die Nacht, die mit so reizenden Geberden
Im Schlummer liegt, sie schuf ein Engel hier
Aus diesem Stein, und Leben ist in ihr,
Erwecke sie, gesprächig wird sie werden."

Aber Angelo, im Grunde
Seiner Seele hoffnungslos,
Rasch aus seiner Schmerzenswunde
Das berühmte Wort ergoß:

„Süß ist der Schlaf mir, süßer, daß ich Stein,
Solang der Schaden und die Schande währen,
Nichts seh'n, nichts hören, ist mein ganz Begehren,
Drum weck' mich nicht, o laß das Reden sein!"

Noch befinden sich die Grabmäler der Medicäer in der neuen, ganz von Michelangelo erbauten Sakristei von San Lorenzo; besonders die berühmten liegenden Figuren sind über alle Beschreibung schön und erhaben. Etwas geheimnißvoll Allgemeines, übermenschlich Grandioses liegt in diesen Gestalten. An ihnen bricht wieder, wie durch Zaubergewalt, die ganze, im ewigen Läuterungskampf begriffene und hiedurch in Stunden des Schöpfungsdranges auf die lichteste Höhe des Daseins sich stellende, titanenhaft tiefsinnige Natur des großartigsten aller Modernen hervor. Michelangelo war mehr als Bildhauer, Maler, Baumeister, Dichter, deßhalb auch Alles zusammen und keines ihm zur Genüge; es ist ein unauslöschlicher Weltschmerz in ihm, eine unermeßliche Unruhe, Unfertigkeit, und so gefällt sich seine Kunst oft in den abenteuerlichsten Bildungen, so sind die meisten seiner Werke nicht fertig geworden, aber schafft er einmal in vollen und ununterbrochenen Zügen, läßt er auch alle Andern äonenweit hinter sich. Freilich verfügt er auch über eine Kenntniß des menschlichen Körpers und über eine Herrschaft des Meißels, wie Keiner nach ihm, und wie vor ihm nur die Griechen in ihrer glücklichsten Zeit.

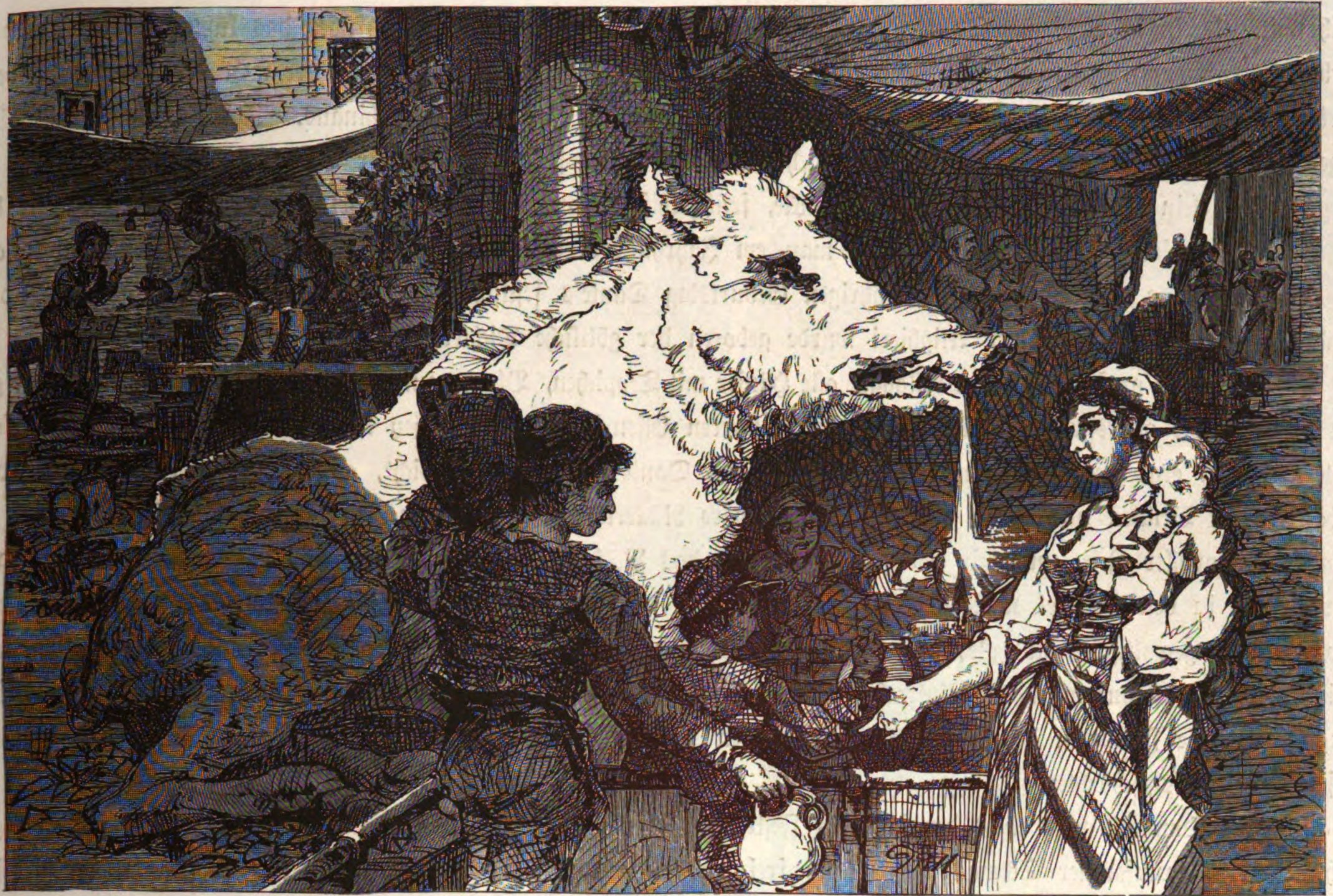
An die Medicäer-Kapelle stößt die große Basilika von San Lorenzo, wieder ein Hauptwerk Brunellesco's. Durch ihre schlanken Säulenhallen weht der Geist einer neuen reformatorischen Zeit, die zurückgriff auf die erhabene



FLORENZ. OR SAN MICCHELE.

Einfalt des ersten Christenthums, und so ging auch der Meister zurück auf die anspruchslos edlen Formen des altchristlichen Basilikenbaues, nur gab er sie leichter, freier und freudiger wieder.

Zwischen San Lorenzo, dem Dom und dem Stadthaus ist so recht das Gebiet der Altstadt. Hier liegen die beiden Märkte, der alte Markt, wo das meiste Getümmel und der mindeste Wohlgeruch, und der neue Markt, Mercato



FLORENZ. EBERBRUNNEN AM MERCATO NUOVO.

nuovo, mit seiner herrlichen Markthalle aus der Renaissancezeit und dem Eberbrunnen daran. Königlich stolze korinthische Säulen stehen nach Breite und Tiefe durch den hohen rechteckigen Raum, Reihen von Rundkuppeln über sich tragend.

Hier in der Altstadt hebt sich Palast an Palast; aus allen aber ragen die prachtvollen steinernen Kranzgesimse der Paläste Strozzi und Riccardi.

Es war eine der größten Aufgaben der Florentiner, aus dem fensterarmen mittelalterlichen Burgkoloß den noblen städtischen Palast herauszubilden. Unfreundlich, allseitig bewehrt und von schirmendem Thurm überragt, standen die alten Stadtburgen mit ihren Zinnenkränzen und enggefügten gebuckelten Kalksteinmauern, in denen in der Höhe, und nur sparsam, schöne von einem Säulchen getheilte Spitzbogenfenster sich öffnen. Als großartigstes Denkmal solch einer Stadtburg erhebt sich mitten in Florenz der Bargello, das älteste Stadthaus. Seine hohen Gemächer strahlen noch in der ursprünglichen Farbenpracht. Man tritt in den von Säulenarkaden umzogenen, auf das Reichste mit Wappenschildern geschmückten Burghof; die breite hochansteigende Steintreppe führt in riesige Säle, besetzt mit gothischen Kaminen, überdeckt von geschnitzten Holzbalkendecken oder von Kreuzgewölben, deren Spannungen nur mit denen des hiesigen Domes zu vergleichen sind. In der Kapelle des Palastes erkennt man unter den Fresken das Bild des fünfunddreißigjährigen Dante, mild und weich und rundlich in der Gesichtsform; noch nicht das im entsetzlichen Leid der Verbannung, im Höllenschmerz um das dahinmodernde Vaterland verknöcherte, scharfe, adlerähnliche Antlitz des Dichters der göttlichen Comödie.

Brunellesco ist auch der Schöpfer im Palastbau, weil er den Pitti erbaute; der erste und kolossalste Versuch, eine Schauseite aus Buckelsteinmauern künstlerisch zu gestalten. Die nur an den Kanten behauenen, sonst rauh gelassenen Quadern sind von erstaunlichster Ausdehnung und über Pforten und Fenster als hoch auseinanderstrahlende Keilsteine gestellt, — gleich als schaffte hier wieder der uralte Geist der Etrusker, die ihre Städte mit Kyklopenmauern umwallten.

Was bei Brunellesco in solcher Kraft, das milderten seine Nachfolger, indem sie die Buckelsteinmassen, die sogenannte Rustika, von Stockwerk zu Stockwerk abnehmen ließen: von unten auf gewaltige hochgerundete Blöcke, zu immer weniger derben sich aufbauend, so daß die ganze Façade, in den oberen Geschossen mit Reihen prächtiger Bogenfenster

geschmückt, als ein in Licht und Schatten wunderbar abgeglichenes Ganzes erscheint; darüber das kühne, antiken Tempelvorbildern entnommene Kranzgesimse, und an den Erdgeschossen ragen, um noch die Uebermacht der Quader zu verstärken, eherne Laternen, Fackel- und Fahnenhalter in verwegenen Drachenleibern hinaus. Im Innern der Paläste liegen die hohen Gemächer immer um einen mehrstöckigen Säulenhof, den ein schöner Brunnen durchrauscht.

Wie klein ist dagegen das schmale, dunkle, frühgothische Haus des Dante, dort in einem engen Gäßchen bei Or San Micchele. Aber nie mehr seit so manchem Jahrhundert erschien doch Florenz wieder so feierlich groß, als an dem Tage, da es den sechshundertjährigen Geburtstag Dante's festlich beging, und an jenem Haus die Worte standen: „In diesem Hause der Alighieri wurde geboren der göttliche Dichter."

Die ganze große Stadt war beflaggt, alle Häuser mit Teppichen, Blumenguirlanden und Lorbeerkränzen umhängt; wie prangten die altersgrauen Paläste, aus deren starren Eisenringen die lustigen Wimpel der italienischen Trikolore flatterten; aber ergreifender noch waren jene Verse aus Dante's göttlichem Gedicht, angebracht an einer Menge von Gebäuden, an Brücken und freien Plätzen. Wunderbare Rückerinnerungen, die meisten dieser Paläste standen schon zu Dante's sturmvoller Zeit, und mit bewegtem Geiste las das Volk die mächtigen Verse, und wieder ward es klar, wie Dante's bis in den Himmel wachsende Poesie überall aus dem festen Boden herausgesproßt: die alten Quadersteine besprachen die gewaltigste, blutigste, wildzerrissenste Geschichte, die Geschichte des alten Florenz mit ihren Guelfen und Ghibellinen, der nimmerrastenden Blutrache, den herrlichen Frauen, die auch hineingezogen worden in das grause Verhängniß und die Flammen der Zwietracht hineinwerfen mußten zwischen die edelsten, in ihren Stadtburgen drohend verschanzten Adelsgeschlechter.

Das Dantefest war eines der schönsten Feste, das je ein Volk zu feiern vermag, ein Volk, das nach langen Jahrhunderten grausamster Schmach sich wieder frei und einig und mächtig fühlt, und das in Dante den höchsten Vertreter seines Einheitsgedankens, zugleich seinen größten Dichter und unglückseligsten Patrioten verehrte:

„Weh' dir, Italien, Sklavin, Haus des Jammers,
Schiff ohne Steuermann im großen Sturme,
Nicht Herrin der Provinzen mehr, nein, Metze!"

Der zwanzig Jahre lang die bitterste Qual der Verbannung geduldet,

„Wie fremdes Brot gar scharf versalzen schmeckt,
Wie hart es ist, zu steigen fremde Stiegen."

Als Dichter überragt Dante alle seines Jahrhunderts, ja alle Dichter, die bis heut' Italien hervorgebracht hat. Schon seine Vita nuova, sein „Neues Leben", schlägt einen Ton an, wie Niemand vor ihm, entschleiert die tiefsten Geheimnisse der menschlichen Seele; nie zuvor ist die Liebe so groß-ideal und geist-erlösend aufgefaßt worden; aber unendlich noch steigert und vertieft sich in der Divina Comedia sein Schmerz und in Ueberwindung desselben sein stilles wunschloses Anschauen der höchsten von Gott durchdrungenen Schönheit. Die Vita nuova ist der Keim, woraus der riesige Baum der Divina Comedia emporgesproßt, ein Gebilde so groß und reich und schön, und von Räthseln voll, wie das Weltall selbst; seine Wurzeln greifen hinab in die unterste, eisigste Hölle, und sein Wipfel blüht regungslos und verklärt im Aetherglanze der ewigen Liebe. Es ist ein Spiegelbild des Universums und wieder der Geschichte der Menschheit, insbesondere des Schicksals des armen, durch nie enden wollenden Bruderzwist unheilbar zerrissenen Paradieses der Erde, Italiens, und wieder noch weiter verdichtet, des Herzens Italiens, seines heißgeliebten, damals alle Bildung in sich umfassenden Firenze, — aus dem er für ewig verbannt ist.

„Undankbar Vaterland," ruft ihm Michelangelo in einem seiner Sonette nach,

„Undankbar Vaterland, du seiner Leiden
Unsel'ge Mutter, die du ihn verbannt
Dir selbst zum Weh, durch dich hab' ich erkannt,

Daß die Vortrefflichsten am meisten leiden:
Nie mehr gebarst du einen also Großen,
Und keiner ward so ungerecht verstoßen!"



FLORENZ. VOR LOGGIA DEI LANZI.

Nun strahlt auf dem Santa Croce-Platz Dante's am Festtage des Jahres 1865 enthülltes großartiges Marmordenkmal, dahinter, auch erst aus unseren Tagen, die glänzende Marmorfaçade von Santa Croce, der ältesten und größten aller Bettelordenskirchen, die selbst wieder ein herrliches Ehrendenkmal Dante's enthält; Santa Croce ist ja die Ruhmeshalle der Stadt. In diesem kolossalen Raum, der durch die äußerste Einfachheit noch überwältigender wird, und aus dessen Chorkapellen die Fresken Giotto's dämmernd hervorschimmern, ruhen unter prächtigen, meist neueren Denkmälern die größten Florentiner: Michelangelo, Galilei, Alberti, Alfieri, Macchiavelli; Dante's Gebein bewahrt das ferne Ravenna.

Santa Croce birgt auch die frühesten Grabmäler der Renaissance, überreich an zierlicher Arbeit, und die mit den zartesten Bildwerken geschmückte Marmorkanzel des Benedetto da Majano, während draußen im Klosterhof das erste und eines der schönsten Bauwerke der Renaissance, die Pazzikapelle, sich erhielt. Brunellesco, der Meister der Domkuppel, baute sie schon um das Jahr 1420, hundert Jahre bevor in Deutschland die Formen der klassischen Baukunst wieder Eingang fanden.



FLORENZ. HOF DES BARGELLO-PALASTES.

Florentinische Kunst.

Firenze das neue Athen. Groß ist die Aehnlichkeit beider bedeutendster Bildungsherde der Menschheit, in ihren Thaten und Werken, ihren Kämpfen und Siegen, im Glück und im Unglück; vor allem aber in dem Geiste der Milde und des Friedens, der von ihnen ausgestreut ward und noch ausgestreut wird; jener Geist reinsten, humansten, edelsten Wollens — und siehe, der Baum des Friedens, der schmalblättrige, unverwüstliche, blauschimmernde Oelbaum, umkränzt noch heute die beiden Städte als einen geweihten, für die Götter auf immer heilig begränzten Raum.

Korinth und Sparta, Delphi und Olympia, mit ihren Marmortempeln, strahlend von Weihgeschenken, mit ihren Schattenhainen und goldelfenbeinernen Kolossalbildern der Götter, sind rohe Schutthaufen, Athen ist noch immer das Auge von Hellas; — und ob auch mannigfaltig zerspellt und verwüstet und schnöde geplündert, seine Heiligthümer



FLORENZ. LOGGIA DEI LANZI.

stehen noch aufrecht über Theseus' uralter Burg, die Himmlischen schweben noch immer schützend darüber, wohl eingedenk der göttlichen Weihgeschenke des Geistes, die hier schon dargebracht wurden.

Als Sulla der Römer nach langer Belagerung Athen erobert und ihm die Klugheit räth, dasselbe zu zerstören, verschont er die Stadt um ihrer großen Todten willen; und als in unsern Tagen, im Jahre 1859, der Commandant

der Fortezza di Belvedere zu Florenz vom letzten Großherzog von Toskana Befehl bekommt, die Stadt Florenz zu bombardiren, gibt er zur Antwort: „Man schießt auf die ganze Welt, aber man schießt nicht auf Firenze."

Freilich, in Athen ist Alles zertrümmert im Vergleich mit dem viel jüngeren Firenze, wo noch die ganze Entwicklung der Kunst durch vier große Jahrhunderte hindurch klar sich erhalten, einer Kunst, welche die größten Ingenien in sich befaßt und die höchsten Gedanken der modernen Menschheit aus sich heraus verarbeitet hat. Wohl könnte an Pracht und Fülle der Kunstwerke mit ihm wetteifern das ewige Rom, aber nimmermehr im steten glückseligen Zug des Werdens und Hervorbrechens von Geschlecht zu Geschlecht, aus dem trüben, drangvoll nach dem Licht aufringenden Morgengrauen des Mittelalters hinauf in die lachende Mittagshelle des neuen Geistes; wie es sich aufbaut von Geschoß zu Geschoß, selbst wieder ein einziges in sich zusammenhängendes Kunstwerk, an dessen paradiesischer Schönheit die Edelsten aller Zeiten sich laben und nähren.

In Rom wurden, dank der Gegenreformation der Jesuiten, die reinen Erzeugnisse des altchristlichen Basilikenbaues, die keuschen Wandbilder der Giottesken und die überaus zarten Werke der ersten Renaissancemeister zum größten Theile zerdrückt durch starrleibige Mauerpfeiler und schwerwulstige Stuckmassen des Zopfstiles. Dafür sind aber auch die Decken bemalt mit ungeheuren künstlichen Himmeln, die von Hunderten von krampfhaft verzückten Heiligenfiguren in unnöthiger Aufregung durchschwebt werden; dafür erheben sich pomphafte, aus Goldbronzen und Marmorarten jeglicher Farbe wild aufeinandergethürmte, von pausbackigen Engelchen derb angeposaunte Riesentabernakel bis hoch in die Gewölbe hinein. In Florenz blieb Alles oder das Meiste unbefleckt und verschont, auch noch an der Stelle, für die es geschaffen wurde, und wie noch umschauert vom Hauch jener alten, getreuen, neben diesen Weihgeschenken in kühlen Gräbern ruhenden Stifter.

Von urchristlicher Zeit bis in späteste Renaissance zieht so die florentinische Kunst in vollkommen ununterbrochener Reihe; die Schrecknisse des Barocco blieben den feinfühlenden Florentinern erspart, und auch die heutige Kunst lehnt sich in begeistertem Wetteifer an die besten früheren Werke.

Werfen wir einen flüchtigen Blick nur wenigstens auf die Malerei der Florentiner.

Als der Vater der florentinischen Malerei erscheint Cimabue, geboren im Jahre 1240 aus dem edlen Haus der Cimabue; arbeitete in Pisa (Domchor), noch großartiger in Assisi, wo er die Oberkirche des Franziskanerdomes mit Fresken bedeckte. Er durchriß die starren byzantinischen Mosaikfesseln, in seine Bilder herein spielt schon die heiter offene, freudvolle Schönheit der antiken Gestalt und daneben geht noch der Ernst und die Feierlichkeit der allgeheiligten urchristlichen Kunst ergreifend hindurch. Eines der berühmtesten Werke Cimabue's sieht man noch jetzt in Florenz, in Santa Maria Novella, die Madonna mit dem Kinde. Ein schwarzes, stoffreiches, mit Gold gesäumtes Gewand umhüllt in langen, altherkömmlichen Falten die unter einem Baldachin thronende Gestalt der Maria, deren Haupt sechs holdselige Engel umschweben; — und wunderbar reg ist schon der Ausdruck der göttlichen Mutterliebe im Angesicht der Madonna. Das Gemälde fand einst solche Bewunderung, daß es in Procession vom Hause des Cimabue nach der Kirche getragen wurde.

Auf Cimabue folgt Giotto, Maler, Bildhauer und Baumeister. Cimabue fand ihn, so erzählt Vasari, als zehnjährigen Knaben, wie er seines Vaters Bondone Schafe hütend auf eine Steinplatte ein Schaf nach der Natur zeichnete, was ihn Niemand gelehrt hatte, und nahm ihn zu sich. Giotto, der erweckende Genius des vierzehnten Jahrhunderts, ging über zu lebhaften, gestaltenreichen, kühnen Entwürfen, erfüllte mit seinen geistvollen Fresken ganze Kirchen und Kapellen rings in Italien; noch heut zu Tage wohlerhalten in der Kirche Madonna dell' Arena in Padua, in der Unterkirche des Domes von Assisi, in Florenz, Rom und Neapel. Dann vertäfelte er die Langseiten des Florentiner Domes mit herrlichem Marmormusivwerk, baute den alles bezaubernden Glockenthurm und versah ihn mit reizenden Statuetten. Weit verzweigt ist die Schule, die von ihm ausging, in Fresken und Tafelgemälden. Noch sieht man auf gar vielen Altären der Kirchen der Stadt jene schlanken, schmalschultrigen Heiligengestalten auf Goldgrund, mit den sanften, bleichen, schmachtenden Gesichtern, den seelenvollen, sinnenden Augen, den feinen, sprechenden Händen, den prächtig gemusterten Goldbrokatgewändern; so schimmern sie weithin durch das heilige Dämmer der gothischen Chöre.

Auf die Giottesken kommt Orcagna, Maler, Bildhauer, Baumeister und Dichter, dem die von Arnolfo und Giotto begonnenen Spannweiten des Florentiner Domes nimmer genügten, der dessen Joche in ihren jetzigen ungeheuren Wölbungen anlegte, — und so ging auch seine Malerei noch mehr auf das Große, Gewaltige, Mark- und Leben-



HOF DES PALAZZO VECCHIO IN FLORENZ



HOF DES PALAZZO VECCHIO IN FLORENZ.

erschütternde, das er oft, berauscht von danteskem Geist und dantesker Kühnheit, in großen Fresken an den Wänden ausbreitete. Man entdeckt noch die Spur seines Geistes im Camposanto zu Pisa, in Maria Novella in Florenz, am Marmor-Tabernakel von Or San Micchele, wie an der Loggia dei Lanzi.

Gewaltige Leidenschaft bewegt seine Gestalten, aber eine in Gott verklärte himmlische Ruhe bändigt sie wieder und stellt sie auf eine ideale Höhe, welche die florentinische Kunst erst nach den größten Anstrengungen, nachdem sie alle Fasern des wirklichen Lebens in sich aufgenommen, wieder erreicht hat, und das ist das Ewigbewunderungswürdige. Kurz nach Orcagna's Tode werfen sich die florentinischen Künstler rückhaltslos der Natur in die Arme, aber nur ausnahmsweise bis zum Uebermaß, — schon beim Beginne siegt wieder die unendliche Milde und Anmuth, die holdblaue Luft von Florenz, die nur zarte und sinnige Geister zu erzeugen vermag.



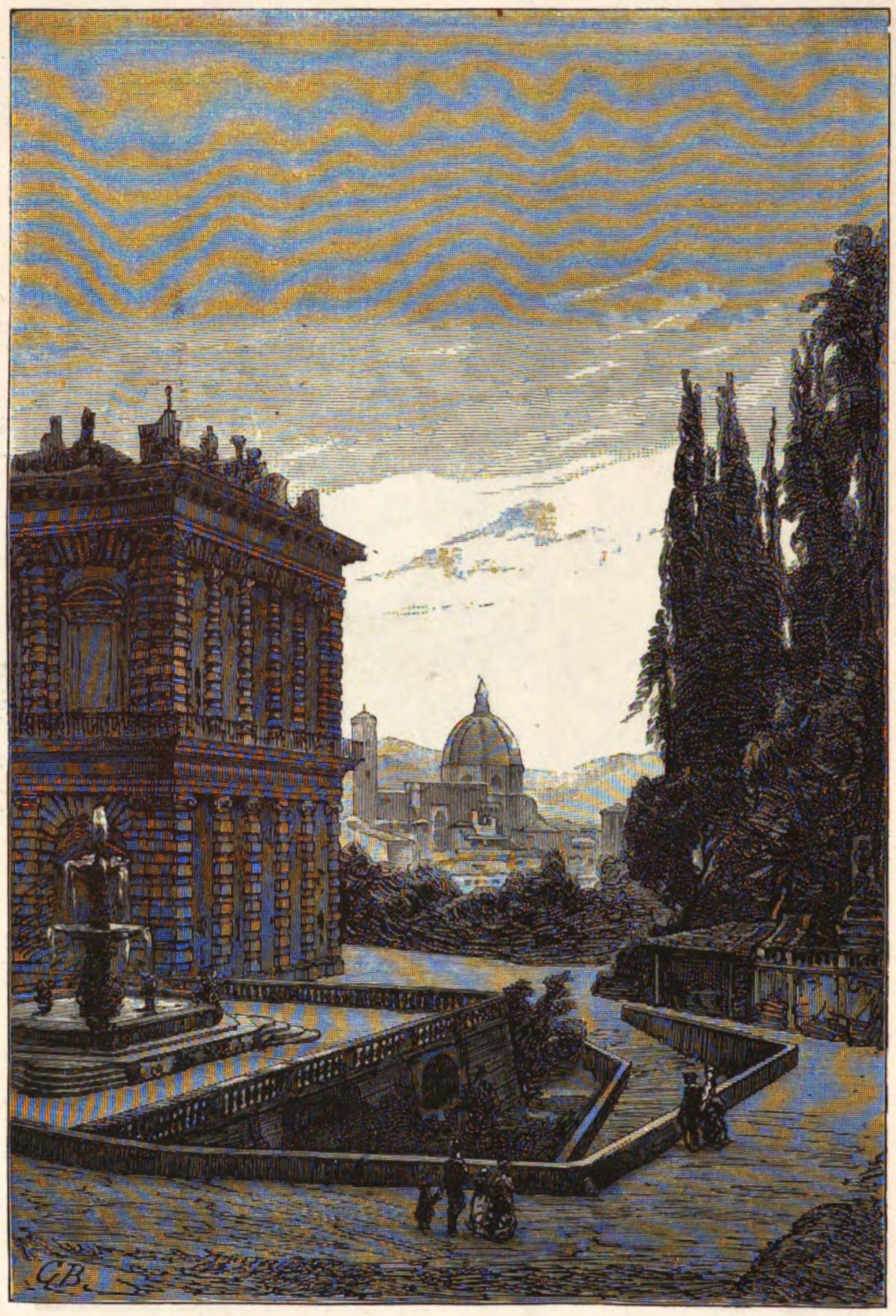
FLORENZ. ERZBRUNNEN AUF PIAZZA S. S. ANNUNZIATA.

Aus den idealen Sphären und Räumen, in denen die Gestalten Giotto's und Orcagna's noch schweben und stehen, setzen die späteren Künstler ihre Gestalten in die vollste Wirklichkeit, in das lebendigste Leben der schönen, glücklichen, von Kämpfen aller Art so reich bewegten Stadt Florenz. Maria wird als die lieblichste florentinische Jungfrau versetzt in den Rosengarten, im Hintergrund mit den Villen, Mauern und phantastischen Thürmen der Stadt; die heiligen Geschlechter steigen herab in die Welt, ihre Träger nehmen die prachtvollen, kleidsamen, so buntfarbigen Trachten der Zeit an; die Lust zu porträtiren, schon alt, schon von Giotto geübt, wird immer stärker, und ganze Menschen aus dem Volk und die edelsten Jünglingsgestalten des Florentiner Adels treten auf den Schauplatz. Der junge Masaccio, Brunellesco's Freund, bahnt den Weg mit seinen Fresken im Carmine, ihm folgt eine ganze Reihe trefflicher Talente, darunter Ghirlandajo, Michelangelo's Lehrmeister.

Gleichen Schritt mit der Malerei hält die Skulptur, ein Giotto, Orcagna und andere Meister sind alle selbst auch Bildhauer, und schon im Jahre 1330 vollendet Andrea Pisano nach zweiundzwanzigjähriger Arbeit seine große Erzthüre für's Baptisterium, noch streng, noch etwas gebunden, aber voll Hoheit; und in den Jahren 1427 und 1452 vollendet Lorenzo Ghiberti für die beiden anderen Pforten des Baptisteriums seine Erzthüren, von denen Michelangelo sagte, sie seien würdig, am Eingang des Paradieses zu stehen. Eine ganze Welt von innerer Arbeit, die ganze Fülle des geistigen Lebens damaliger Zeit ist hier in Erz an diesen Thüren in herrlichsten Formen verfestigt. Ghiberti leitet die alte Richtung hinüber in die neue, die sich ganz der Natur hingibt; ihm zur Seite Brunellesco, Quercia, Donatello, thätig in Marmor und Erz, und viele Andere. — Aber so groß ist die Schöpferkraft dieser Zeit, daß noch eine dritte Gattung entsteht, Malerei und Skulptur in einer Wurzel vereinigend, es ist die Kunst in gebranntem und bemaltem Thon (Terrakotten), begründet von Luca della Robbia und weitergeführt von seinen Söhnen und Enkeln. Luca della Robbia fertigte auch als Marmorarbeiter ein Werk, das sich dem größten an die Seite stellt, die marmornen Orgelschranken für den Dom, singende, tanzende, musizirende Kindergruppen. Dann wendet er sich zur Terrakottakunst und versorgt seine Vaterstadt Florenz, und weithin Toskana, mit seinen so rührend einfachen, innigen und

frommen Erzeugnissen, denn auch die Kunst der Renaissance hatte ihre Quellen in der religiösen Begeisterung, in einer jedoch, die schon sehr bald über Priestersatzungen weit hinausging, für die das Schöne schon an und für sich heilig ist. — „Die wahre Malerei," sagt Michelangelo, „ist edel und fromm von selbst, schon das Ringen nach Vollkommenheit erhebt die Seele zur Andacht, indem es sich Gott nähert und vereinigt."

Immer reicher, immer vielartiger, immer getreuer in der Auffassung des wirklichen Lebens war die Kunst der Florentiner geworden, da, vielleicht nahe dem Wendepunkt, wo sie sich in's Kleinliche und in's Alltägliche verstrickt hätte, — betreten die allergrößten Genien das Feld und ziehen aus dem unablässigen Ringen dreier Jahrhunderte, aus den tiefen und ernsten Gedanken der alten Meister, aus den riesenhaften künstlerischen Fortschritten der Frührenaissance und endlich aus ihrer eigenen erhabenen Seele die Summe, maßgebend auf Jahrtausende hinein. — Es sind Lionardo und Michelangelo von Florenz und Rafael von Urbino.



BLICK AUS DEN BOBOLI-GÄRTEN.

L i o n a r d o d a V i n c i. Von bezaubernder Schönheit und reichster Begabung; zugleich sucht er überall auf den Grund der Natur, in die letzten Gesetze der Optik, Mechanik, Statik u. s. w. einzudringen; zu allen Dingen geschickt, dabei unstät und vornehm, überall begeisterte Anhänger sich sammelnd, großer Könige Freund. Aber ein ganz eigener Unstern waltet über seinen Erzeugnissen. Fast alle sind schon bei seinen Lebzeiten oder kurz nach seinem Tod wieder vernichtet worden. Das kolossale Modell zum Reiterstandbild des Ludovico Moro in Mailand, zu dessen Guß hunderttausend Pfund Erz von Lionardo verlangt wurden, nahmen sich im Jahre 1499, als die Franzosen in Mailand eindrangen, ihre Armbrust-Schützen zur Zielscheibe und zerstörten es. Sein gewaltiger Carton, ein Reitergefecht, das er im Wettstreit mit Michelangelo für den großen Rathhaussaal in Florenz anfertigte — man sah darauf, wie die Soldaten furchtbar um eine Fahne kämpften, selbst die Rosse sind mit den Vorderfüßen in einander verschränkt und stürzen mit den Gebissen sich wüthend entgegen; — dieser Carton wurde, nachdem er den größten Künstlern des Jahrhunderts zum Studium gedient, zerschnitten und zerstreut. Endlich sein weltberühmtes Abendmahl, beinahe verblaßt an der Wand jenes Refectoriums in Mailand, das eine Zeit lang zum Pferdestall diente; aber noch in seiner gründlichen Zerstörung gibt es Kunde von der fast übermenschlichen Tiefe und Schöpferkraft des Mannes, und heute noch erscheint diese Darstellung eines der höchsten Augenblicke in der Entwicklung der Menschheit als ein ewiges, unerreichbares Wunder. — Unermeßlich war der Einfluß, den Lionardo, der Erfinder des Helldunkels, auf seine Zeitgenossen übte, und was noch von ihm vorhanden, ist von unwiderstehlichem Liebreiz.

Eben als in Florenz die Beiden, Lionardo und der jüngere Michelangelo, mit ihren Cartons nach der höchsten Palme des Sieges streben, betritt Rafael von Urbino als zwanzigjähriger, engelschöner Jüngling die Stadt, die damals auf der Höhe ihrer Macht und ihres Glückes, und empfängt für sein ganzes Leben die entscheidendsten und sich widersprechendsten Einflüsse, die er aber alle mit seiner Grazie zusammenbindet und verklärt.



FONTAINE IN DEN BOBOLI-GÄRTEN.

Von nun an gehen die florentinischen Maler, ein Fra Bartolomeo, ein Sarto, in den Bahnen jener drei größten Männer; der Gipfel ist erreicht, aber das Herabsteigen, der Spätsommer und die Herbsttage bringen noch Blüthen von beglückendster Schönheit, und endlich kommt Giorgio Vasari, der Erbauer der Uffizien, zugleich Maler und Schriftsteller. Noch der persönliche Freund der größten Künstler, der die Stadt noch im höchsten Glanz und alle Meisterwerke frisch vor Augen gesehen, schreibt er die Geschichte der florentinischen Kunst. Die ganze lange Reihe der toskanischen Künstler von Cimabue bis Michelangelo sammt ihren Werken, ein Buch mit manchen Irrthümern, oft von Märchen durchflochten, aber der Zauber jener Kunstwelt schwebt über jedem seiner Worte; unvergleichlich treffend

und schön ist sein Ausdruck, unentbehrlich und unschätzbar sind seine Nachrichten, und so wurde Vasari der Vater der neueren Kunstgeschichte.

* * *

Unübersehbar sind die Sammlungen, seit mehreren Jahrhunderten von Volk und Fürsten mit feinem Verständniß zusammengehäuft, die Nationalheiligthümer von Firenze. Zwei Riesenpaläste, durch einen langen, über den ganzen Arnofluß auf dem Ponte Vecchio hinübergebauten Gang mit einander verbunden, die Uffizien nämlich und Palast Pitti (Residenz), bieten ihre Schätze, von der Antike durch alle Wandlungen und Schwankungen der christlichen Kunst bis wieder zur zweiten, mit der ersten gewiß gleichberechtigten Antike, — der Renaissance. Hier lernt der von den Alpen Herabkommende zuerst Rafael kennen, oder Michelangelo, oder Sarto, oder Fra Bartolomeo, und doch gibt es Leute, die alle diese Herrlichkeiten in einem halben Nachmittag abmachen mögen, denen es Leid thut, daß am Eingang der Uffizien nicht gesattelte Esel bereit stehen, damit man hindurchreiten könnte.

Außerdem sind alle Kirchen und die freien Plätze mit Kunstwerken erfüllt, ferner in der Akademie delle belle Arti, die in der Nähe des mit Säulenhallen umgebenen und mit zwei Erzbrunnen geschmückten Annunziata-Platzes steht, sind alle toskanischen Malerschulen streng nach ihrer Entstehung geordnet, im Bargello und in San Marco weitere große Museen errichtet.

Hier im einstigen Dominikanerkloster von San Marco, aus dem mit seinen Flammenworten Savonarola hervortrat, sieht man auch noch in Gängen, Zellen und im Refectorium die Fresken des Fra Giovanni Angelico da Fiesole; die Zeitgenossen nannten ihn schon zu Lebzeiten den Seligen, und wahrlich, wer diese Fresken betrachtet, diese schlicht gemalten Leidens- und Verklärungsgeschichten, der fühlt etwas von jenem Frieden, der höher ist denn alle Vernunft. — Wie Einer, der mehr mit den Engeln verkehrt als mit den Menschen, so steht die vom Frieden des Himmels umflossene Gestalt des frommen Mönches an der Schwelle der aufbrausenden, in der Kunst wie im Glauben jede Ueberlieferung hastig von sich weisenden Renaissancezeit.

Florentinische Natur.

Die Hyacinthen blühen wunderbar
Im Garten Boboli, der Nachtigallen
Gesänge wieder flötensüß erschallen,
Ein Frühlingsmorgen, wie noch keiner war.

Noch wirrt sich ein Nebel über der Stadt, über ihren Zackenthürmen und großen Palästen, aus deren Gewühl die Domkuppel, göttlich beleuchtet vom Goldschein der steigenden Sonne, in den Aether hinausragt. Und hier, in gewaltigster Steinmasse, streckt sich rothglühend am Gartenrande die Rückseite des Pittipalastes mit seinen Bossagensäulen und ungeheuren Verhältnissen, ein Riesengebilde voll dumpfer, schwerer, grober, fast furchtbarer Formen, aber die Morgenrothwölkchen spinnen darüber ihr zartes Gelock, Schwalben schwirren daran in jubelnden Scharen, und hellklagend lockt die Nachtigall aus den Oelbaumtiefen des Gartens, verstummend zumal und anhebend wieder, süßer und voller und seelenzerschmelzender.

Wie der Weg ansteigt und mitunter sich lichtet, wächst auch der Blick über die prächtige Stadt hin und über die weite fruchtbare Campagnaebene, aus deren blühenden Fluren unzählige Villen hervorglänzen. Im Hintergrunde der große baumlose Monte Morello. Eine Cypressenallee zieht quer durch die Gartenanlage, Hügel auf, Hügel ab, tiefernste, starre, großartige Wipfel; wie sie hinansteigen in die feuchtschimmernde Bläue des Himmels, der unendliche Wonne herabgießt. Marmorgötter grüßen aus dunkler Myrtenumschattung, auf der Sohle des Thalbeckens sickert das



[illegible] in dem Ausdruck, unentbehrlich [illegible] der Vater der [illegible] Kunstgeschichte.

Unübersehbar sind die Samml[illegible] und Fürsten mit feinem Verständniß zusammengehäuft, die [illegible] durch einen langen, über den ganzen Arnofluß auf dem Ponte [illegible] verbunden, die Uffizien nämlich und Palast Pitti (Residenz) [illegible] und Sammlungen der christlichen Kunst bis wieder [illegible] Hier lernt der von den Alten [illegible] Sacraments, und doch gibt es Leute, die [illegible] es Leid thut, daß am Eingang der [illegible]

[illegible] ferner in der Akademie delle belle [illegible] geschmückten Annunziata-Platzes [illegible] im Bargello und in San Marco [illegible]

[illegible] Flammenworten Savonarola hervor[illegible] Fresken des Fra Giovanni Angelico da Fiesole; [illegible] wer diese Fresken betrachtet, diese schlicht [illegible] Frieden, der höher ist denn alle Vernunft.

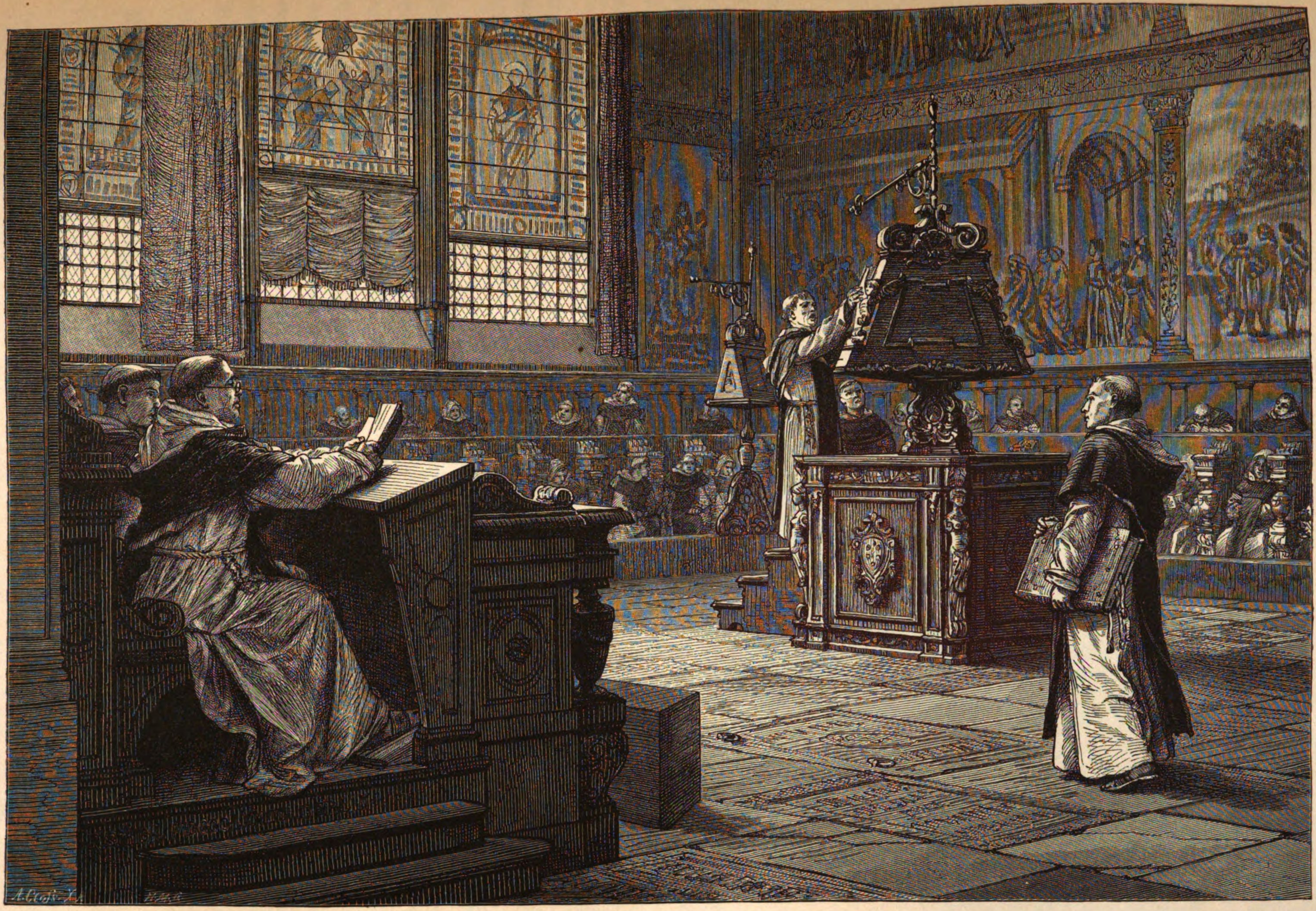
[illegible] so steht die vom Frieden des Himmels [illegible] in der Kunst wie im Glauben jede [illegible]

[illegible] Natur.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] war.

[illegible] und großen Palästen, aus deren Gewühl [illegible] in den Aether hinausragt. Und hier, in gewaltigen [illegible] die Rückseite des Pittipalastes mit seinen Bossagensäulen [illegible] fast furchtbarer Formen, aber die [illegible] Schwalben schwirren daran in jubelnden Scharen, und hellklagend [illegible] des Gartens, verstummend zumal und anhebend wieder, süßer und voller [illegible]

[illegible] lichtet, wächst auch der Blick über die prächtige Stadt hin und über [illegible] blühenden Fluren unzählige Villen hervorglänzen. Im Hintergrunde [illegible] große [illegible] Eine Cypressenallee zieht quer durch die Gartenanlage, Hügel auf, Hügel [illegible] starre, großartige [illegible] in die feuchtschimmernde Bläue des Himmels, der [illegible] Marmorgötter [illegible] dunkler [illegible] auf der Sohle des Thalbeckens [illegible]



CHOR DER MÖNCHE IN SANTA MARIA NOVELLA ZU FLORENZ.



PARTIE IM ARNO-THAL.

Wasser vom großen Brunnen, den die dichte Lorberrotunde, dahinter die hohen Cypressen, wohlduftend umschließt. Auf dem Inselchen des kleinen rundlichen Sees blühen in zierlichen Thonvasen Orangen- und Oleanderbäumchen, darüber hebt sich das heitere umrißschöne Kunstwerk, der Marmorbrunnen des frohgemuthen Giovanni da Bologna. Kolossale Flußgötter lassen die spärlichen Wasser sachte herabtriefen aus ihren Urnen. Leises Geriesel, wunschloses Blühen, dazu die Stille und Weihe des Ortes, die sanfte, reine, balsamische Luft, die Nähe von Florenz; ein sonniger, weicher, glückseliger Hauch umschmeichelt die Seele, und läßt sie sich öffnen und glühen und reich werden unsäglich.

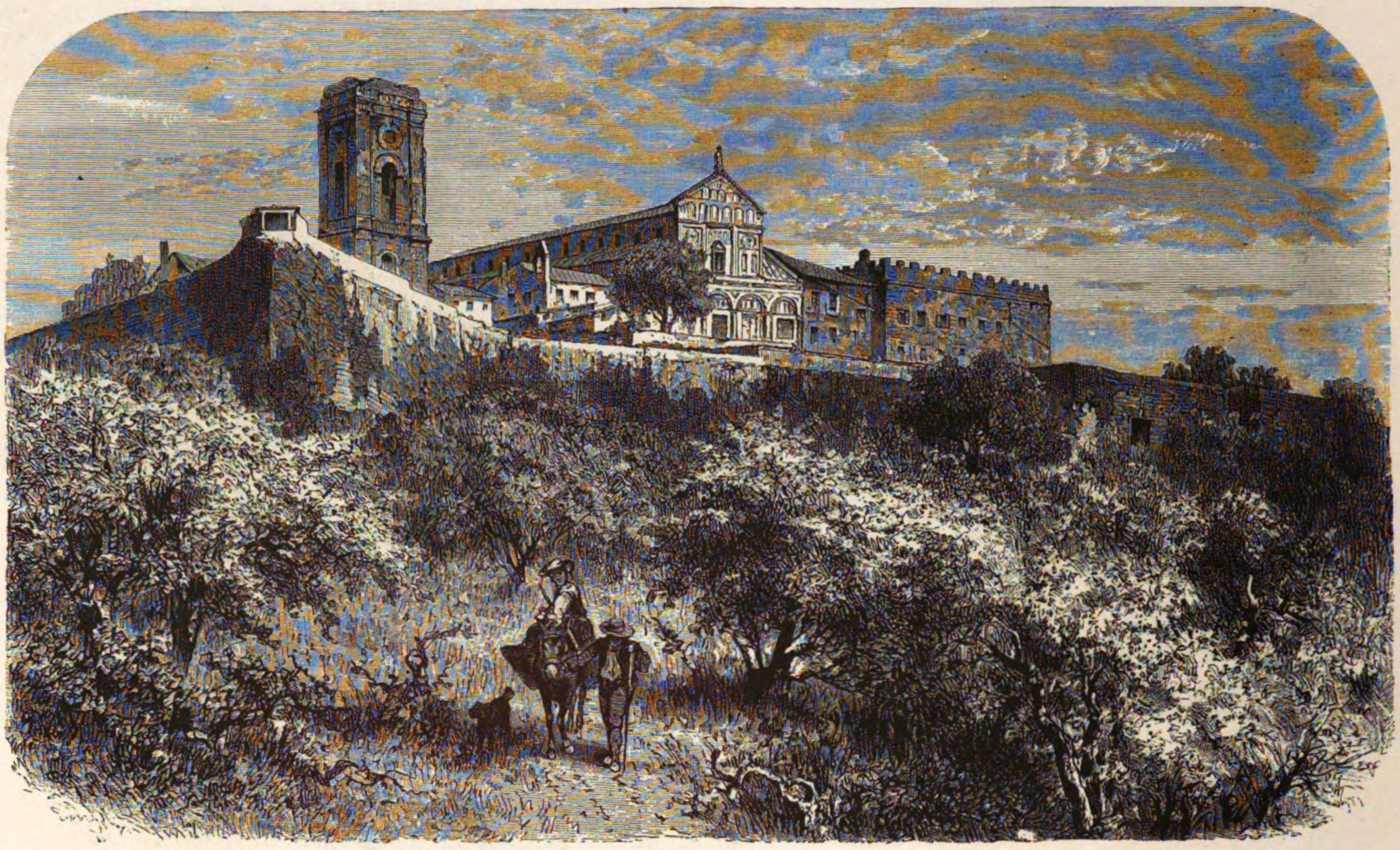
Wie man so fortpilgert, schaut man hinüber über die Stadt, oder seitwärts hoch von der Ringmauer herab in träumerische Oelbaumschluchten, wo schön zerstreut unter Mandel- und Maulbeerbäumen windgeschützte Steinhäuschen stehen; davor unter weinumgrünten Rohrlauben spielen die Kinder und jauchzen sich zu mit ihren silbernen Stimmchen.

Den größten Umschwung in der Stimmung zu diesem stillen, steilen, von Poesie durchwehten Terrassengarten bereiten die Cascinen, unterhalb der Stadt, am rechten Ufer des Arno, ganz in der Ebene. Ein sehr langer, großer, staubiger, englischer Park mit Wiesenplätzen und prachtvollen Bäumen — die Wipfel oft ganz vom Epheu ummantelt — dazu wenige Ausblicke und einige flächliche Bauten neuesten Stils. Aber hier vollzieht sich alltäglich der große Corso der nunmehr lebenden Florentiner. Prächtige Karrossen rollen unaufhörlich vorüber und stauen sich zu Hunderten auf dem großen freien Platz beim Kaffeehaus, — ein seltsamer Anblick, besonders die Kutscher, wie verzaubert stillsitzend auf den hohen thronartigen Böcken, regungslos in der Hand die schlummernde Geißel, von denen eine jede denselben starren, steilen, entsetzlich gleichgültigen Spitzbogen beschreibt. Hier machen sich täglich die vornehmen Herrschaften ihre Besuche, vor einem jeden Kutschenschlag hat ein zartgliedriger florentinischer Elegant sich eingewurzelt und plaudert intim mit der im Wagen sitzenden hochedlen Dame.

Durchaus nichts Welterschütterndes, Menschheitbezwingendes, aber etwas ewig und unendlich gerade so sich Wiederholendes, solange der Himmel nicht einfällt.

Und aber nach vierhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

Früher fuhr hier öfter, doch ohne jemals anzuhalten, in einfacher Kutsche vorüber der König von Italien, Victor Emmanuel, der Re Galantuomo, als eine hier schwer unterzubringende, fast unsanfte Erscheinung. Der



SAN MINIATO AL MONTE.

Mann mit dem großen ehernen Haupt, dem blitzenden Aug' und dem starken und starrsinnigen Nacken, — gemahnend an die alten heroischen Menschen aus den alten schwertfreudigen Tagen der florentinischen Stadtrepublik.

Erfreulicher als durch die Cascinen ist ein Gang hinüber über den Fluß auf die jenseitigen Höhen zu den Cypressen des Klosters Monte Oliveto, oder nach Bello Sguardo, wo wieder unter ernsten Pinienwipfeln schöne Villengebäude sich erheben. Von hier aus genießt man einen der bewunderungswürdigsten Anblicke der Stadt, namentlich des auf demselben Ufer des Arno gelegenen Theils. Der Pittipalast, dahinter der hochansteigende Boboligarten, erscheint hier in seiner ganzen unwiderstehlichen Wucht, und die großartige Derbheit seiner gebuckelten Quader, aus denen Wände, Pforten und Fenster aufgeführt sind, wirkt noch aus dieser Entfernung.

* *
*

Von Porta Romana führt jene neue Prachtstraße, die den Florentinern hundert Millionen Franken gekostet, zwischen Villengärten über die Hügel hinauf zum Michelangelo-Platz, wo früher ein großer Oelwald gewesen, nun aber die Springbrunnen rauschen und die eherne Nachbildung des Davidkolosses steht.

Da liegt in seiner Zauberpracht
Florenz, vom Sonnenlicht umwoben,
Sein Dom, von Marmor überdacht,
Bis an der Wolken Saum gehoben.

Weiter hinauf der Camposanto (Gottesacker), terrassenförmig, Mauern und Boden aus weißem Marmor, darüber neben Cypressen San Miniato al Monte. Welch' eine Stille! Die glänzenden Marmorsteine mit den Grab-Inschriften, die schönen trauernden Bildsäulen, die dunklen Cypressen, die hohe mit uraltem, goldig schimmerndem Mosaikbild besetzte schwarz und weiße Marmorfaçade der ehrwürdigen Basilika von San Miniato, die ganze unendliche einsame Oede des glühenden Mittags.

Und näher, immer näher zieht
Ein Zug, — verlarvte Kapuziner,
Dazwischen tönt ein grauses Lied,
Sie bringen einen Florentiner.



KOLOSSALSTATUE DES APENNIN IM PARK VON PRATOLINO.

Sechs tragen den Sarg, andere mit brennenden Lichtern gehen voran. Schauerlich lugen aus den über die Köpfe gezogenen spitzen Kapuzen die runden Augenlöcher hervor und schauerlich tönt der kurzabgerissene rasche Todtengesang. — Das ist die seit vielen hundert Jahren schon bestehende Brüderschaft der Misericordia.

Auch das Innere von San Miniato birgt nichts als Gräber, der Fußboden ist ganz mit Grabplatten belegt, Blumen und Kränze liegen darauf; die Fenster des Chores, mit Marmortafeln verschlossen, geben so bleiernen, bläßlichen Schein, darüber im Halbrunde das stumme, grandiose Mosaikbild Christi, und links an dem von Säulen durchstellten, mit sichtbarem Dachstuhl versehenen Basilikenraum öffnet sich jene Gruftkapelle, in der alle bildenden Künste zusammen, Baukunst, Skulpturen, Fresken und prachtvoll gefärbte Terrakotten, ein Heiligthum höchster Renaissanceschönheit bilden, wo auf dem zartciselirten Marmorsarkophage die edle Gestalt eines Cardinals von Portugal schlummert.

Auf halbem Weg nach der uralt etruskischen Bergstadt Fiesole, die vom ersten Gebirgszug einladend herabblinkt mit ihrem Glockenthurm und dem auf der Spitze, zwischen hohen Cypressen stehenden Kapuzinerkloster, schmiegt sich links an einen sonnigen Oelbaumhügel, dem abschüssigen Erdreich geschickt angepaßt, die Lieblingsschöpfung Cosimo I., die Badia, erbaut von Brunellesco. Die ganze Anlage erhielt sich; um einen stillen zweistockigen Säulenhof liegen die Kirche, die Sprech- und Speisezimmer, die Bibliothek und andere Versammlungsräume, und gegen die Stadt und die lachende Landschaft hinaus öffnet sich das Gebäude mit reizendster Säulenloggia. In der klaren besonnenen Pracht der nun verlassenen Räume glaubt man noch die Weihe zu empfinden jener erlauchten Geister, die ihrem Jahrhundert soweit voraus waren und die herrlichste Blüthezeit des italienischen Volkes, die Renaissance, die Zeit der Wiedergeburt, anbrechen ließen, bis gar so bald finstere pfäffische Mächte, beschützt von französischen und spanischen Schwertern, jene himmlische Maisaat dieses talentvollsten Volkes der Erde zertraten! Damals reiften unter heiterem glänzendem Lebensgenuß ganz in der Stille die edelsten und tiefsinnigsten Gedanken, Kunst und Philosophie standen in ihrer erhabensten und zugleich menschlichreinsten Wendung; damals durfte ein Pico dello Mirandola sagen: „Gott hat am Ende der Schöpfungstage den Menschen geschaffen, damit derselbe die Gesetze des Weltalls erkenne, dessen Schönheit liebe, dessen Größe bewundere. Er band denselben an keinen festen Sitz, an kein bestimmtes Thun, an keine Nothwendigkeiten, sondern er gab ihm Beweglichkeit und freien Willen. Mitten in die Welt, spricht der Schöpfer zu Adam, habe ich dich gestellt, damit du um so leichter um dich schauest und alles was darinnen ist. Ich schuf dich als ein Wesen weder himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich allein, damit du dein eigener freier Bildner und Ueberwinder seiest, du kannst zum Thier entarten und zum gottähnlichen Wesen dich wiedergebären. Die Thiere bringen aus dem Mutterleibe mit, was sie haben sollen, die höheren Geister sind von Anfang an oder doch bald hernach was sie in Ewigkeit bleiben werden. Du allein hast eine Entwicklung, ein Wachsen nach freiem Willen, du hast Keime eines allartigen Lebens in dir."

Von Fiesole herab umfassendste Fernsicht, besonders nach Süden. Zu Füßen lagert die Stadt zwischen den vielgestaltigen üppigen Bergen, und hinter ihren Rändern blickt man noch weit in die Lande, wo Pinienwälder wechseln mit Fruchthainen, mit Ackergeländen, wo aus felsigen Stirnen alte Städte sich heben. Langhingezogene Gebirgshöhen, immer lichter und duftiger werdend, lagern sich fern, fern hinter einander, und die Wolken des Himmels segeln dorthin in ruhigen Zügen.

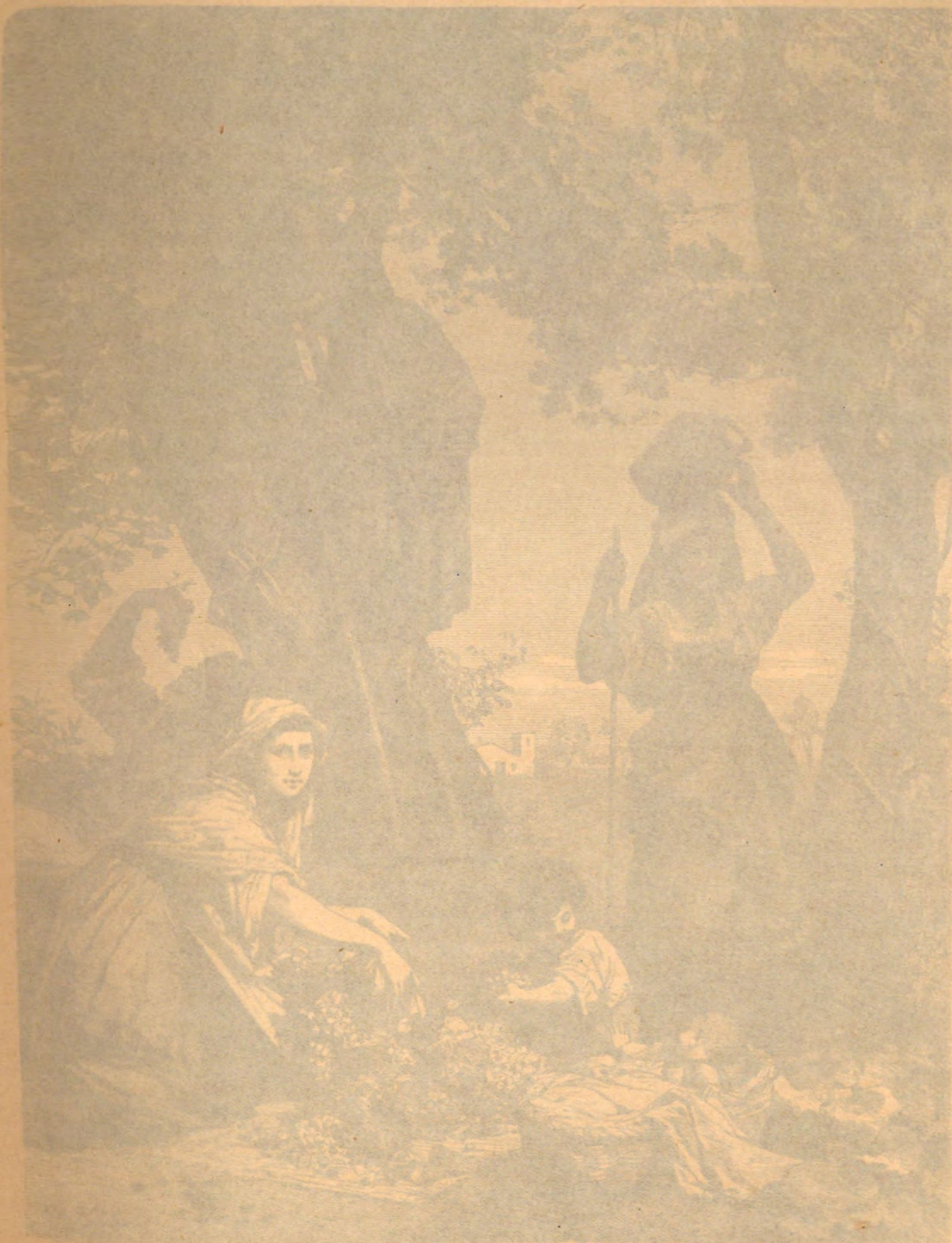
Eine Stunde hinter Fiesole dehnt sich, ein beliebter Ausflugsort, der Park von Pratolino; prächtige Waldbäume, in reinster frischester Bergluft. Hier, unter erhabenen Eichen, kauert die nach dem Modelle des Giovanni da Bologna aus Steinen und Mörtel aufgemauerte Riesengestalt des Apennin mit ihrem sieben Ellen langen Barte.

Aber welcher Wanderer erschöpfte die Schönheiten der florentinischen Campagna. Wer sich vertieft in diese Oelbaumschluchten, in diese geheimen, von der Welt abgeschiedenen Falten des herrlichen Berglandes, der findet unvergänglichen Frieden; Gärten begleiten ihn, vollblühende Rosenbüsche hängen über die stillen hohen Mauern, Oleander- und Granatbäume stehen glühend um ernstschöne Villengebäude, Pinienwälder winken herüber von luftigen Höhen und immer wieder dazwischen der silberne Glanz der Oelbaumhalden, umdüstert von dunklen, schlanken Cypressen; — so stimmt oft ein sanfter Klang der Wehmuth die Freudenfülle des Frühlings noch reiner und tiefer.

Diese blühenden Schluchten münden in weite, strenge, felsige Thale. Sieh' dort im Thale der Ema hoch auf schroff ansteigendem Hügel, königsburgartig, und weiß im Sonnenlicht schimmernd, das prächtige Häusergedränge der Certosa. Fast überzarte, lichtvolle, mit feinen Ornamenten bemalte Säulenhöfe weiten sich innen, marmorne Wandbrunnen erzählen von den großen Renaissancemeistern, und entzückt schweift das Auge aus den schön gebauten Zellen hinüber in die schweigenden Felsthäler und an die rauhen Gebirge.

Ein anderes Bild, voll von strömendem, lieblichem Leben! Wir treten in das reiche, von Quellen durchrieselte, baumdichte Arnothal, wie es oberhalb Florenz zwischen waldigen Bergen hinanzieht. Villengärten an Villengärten, oft hoch auf Terrassen, reinliche Dörfer am reißenden Fluß, Züge von Castellruinen an den gratigen Bergen; weit getrennt von der Stadt, einsam, aber die üppigste, blühendste, fröhlichste Einsamkeit, mit Säulengebäuden, Springbrunnen, schillernden Gartenbeeten, alten Cypressenstämmen und immergrünen Eichenhainen.

Weiter flußaufwärts, noch stiller wird das Thal und immer enger, die Gärten verschwinden, Mühlen rauschen am Wasser beim Weidengesträuch, die Wälder treten herab bis an die Straße. Tiefer Schatten umhüllt den



WEINLESE IN TOSCANA.

Auf halbem Weg nach der [illegible] herabblinkt [illegible] und dem auf der [illegible] Karmeliterkloster, schmiegt sich [illegible] Oelbaumhügel, [illegible] die Lieblingsschöpfung Cosimo I., die [illegible] von Brunellesco. [illegible] Säulenhof liegen die [illegible] und Speisezimmer, [illegible] und gegen die Stadt und [illegible]. In der klaren besonnenen Pracht [illegible] Geister, die ihrem Jahrhundert [illegible] die Renaissance, die Zeit der Wiedergeburt, [illegible] und spanischen Schwertern. Jene [illegible] unter heiterem glänzendem Lebens- [illegible] und Philosophie standen in ihrer erhabensten [illegible] sagen: „Gott hat am Ende der [illegible] dessen Schönheit liebe, dessen [illegible] an keine Nothwendigkeiten, [illegible] spricht der Schöpfer zu Adam, habe ich [illegible]. Ich schuf dich als ein Wesen [illegible] damit du dein eigener freier Bildner und Ueber- [illegible] dich wiedergebären. Die Thiere bringen [illegible] von Anfang an oder doch bald hernach was [illegible] nach freiem Willen, du hast Keime [illegible].

[illegible] Zu Füßen lagert die Stadt zwischen den [illegible] weit in die Lande, wo Pinienwälder wechseln [illegible] sich heben. Langhingezogene Gebirgshöhen, [illegible] und die Wolken des Himmels segeln dorthin [illegible].

[illegible] der Park von Pratolino; prächtige Wald- [illegible] nach dem Modelle des Giovanni da Bologna [illegible] sieben Ellen langen Barte.

[illegible] Campagna. Wer sich vertieft in diese [illegible] des herrlichen Berglandes, der findet unter- [illegible] über die stillen hohen Mauern, [illegible] herüber von luftigen Höhen [illegible] von dunklen, schlanken Cypressen; [illegible] noch reiner und tiefer.

[illegible] Sieh' dort im Thale der Ema [illegible], das prächtige Hinter[illegible] weiten sich innen, [illegible] das Auge aus den schön [illegible].

[illegible] Wir treten in das reiche, [illegible] Bergen [illegible]. [illegible] Kastellruinen an den [illegible] fröhlichste Eintracht, [illegible] und immergrünen Eichenhainen.

[illegible] und immer enger, die Gärten [illegible] hohe Weidengebüsch, die [illegible] herab bis an die Straße. [illegible]



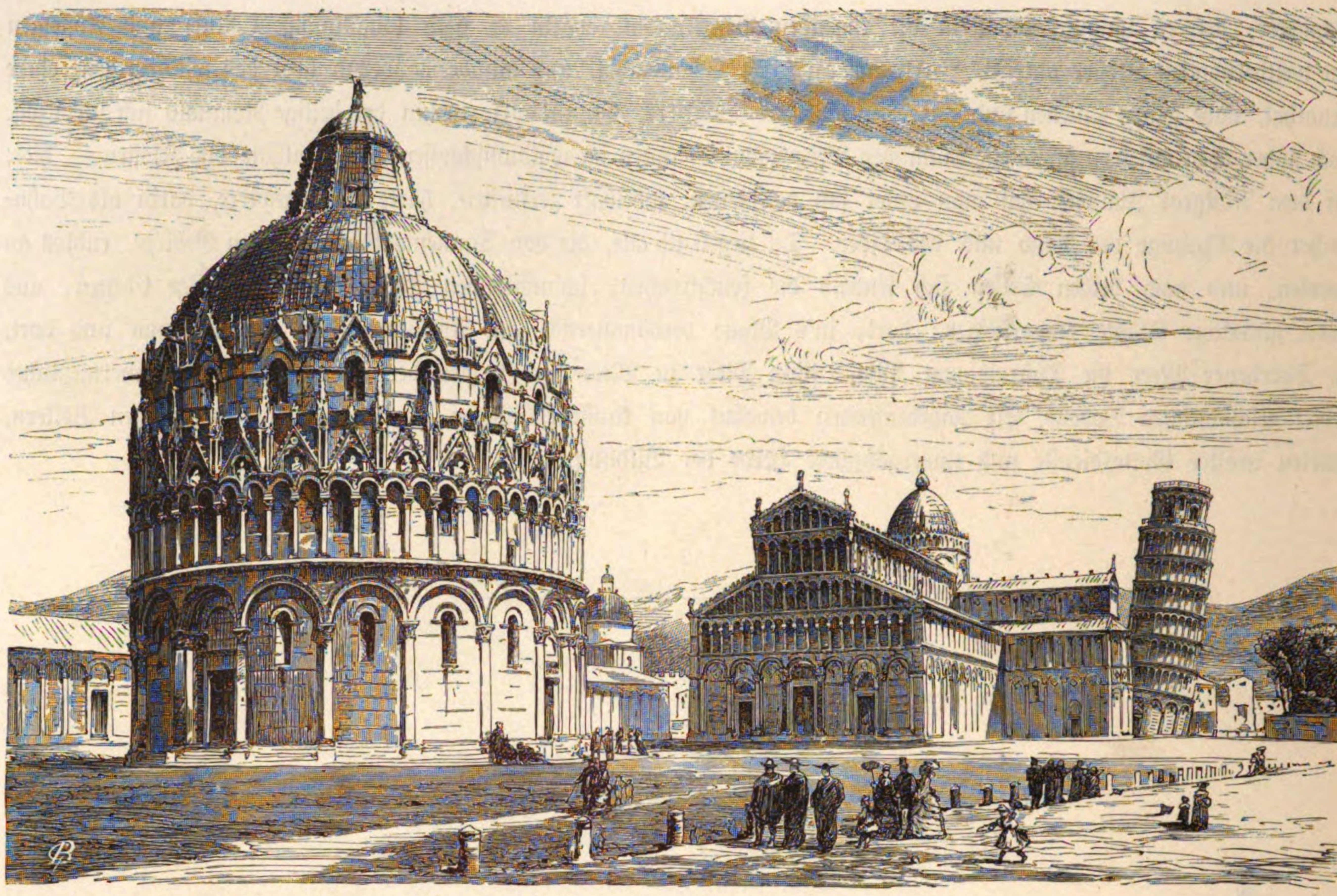
WEINLESE IN TOSCANA.

Wanderer, den es hinaufverlangt in die ragenden Bergeinöden, worin er nach langstündigem Auf- und Absteigen jene weltberühmten Klöster antrifft, Vallombrosa, das Schattenthal, und hinüberwandernd über das wildzerrissene obere Arnothal, nahe seinen Quellen und nahe den Quellen des Tiber, Camaldoli, wohin der heilige Romuald sich zurückzog. Noch höher oben auf dem schmalen, baumlosen Bergrücken — unten im waldumschlossenen Wiesenthale das Kloster — hier, auf dem Rückgrat Italiens, hat man unter sich das ganze, fabelhaft zerklüftete, harte Felsengewirre, darin als Bahnbrecher die Thalzüge des Arno und des Tiber. Da liegen sie alle, die von Tannenwäldern bedeckten Gebirge, endlos an Formen, und nach beiden Seiten sich senkend die fruchtreichen, schimmernden Thale, dann sumpfige Ebenen, aus denen gewaltige Städte emporsteigen: dort, in's Blaue verdämmernd, am Adriameer das alte Ravenna und dort, am Tyrrhener Meer die Thürme von Pisa. Von Meer zu Meere streift hier der Blick, umfaßt ein unermeßliches Gebiet geschichtlichen Bodens, seit Jahrtausenden bewohnt von kunstverständigen, streitbaren, handelsmächtigen Völkern, Stätten uralter Gottesdienste und unvergängliche Herde der Bildung.

Pisa.

Pisa, la morta, das todte Pisa. Todt seit jenem Tage, an dem ihm die Florentiner die Freiheit geraubt, liegt es träg hinträumend am flachen, versandeten Meeresufer, in weicher, schwermüthig einschläfernder, von grauen Dünsten gesättigter Seeluft. Verschwunden sind die stolzen Kauffahrteischiffe, die einst den Handel vermittelten mit dem Orient, und die Kreuzfahrer hinübertrugen in das märchenhafte Ostland, wo der Fuß des Erlösers gewandelt und die tapferen Ritter sich Königreiche von den Ungläubigen holten. Versunken die prangende Kriegsflotte, die Freundin der Hohenstaufen, die noch Konradin, den letzten des Geschlechtes, empfing mit Cymbeln und Flötengetön; die so oft auszog gegen die Genuesen und sie auf's Haupt schlug, und zurückkehrte mit eroberten Galeeren und Tausenden von Gefangenen. Aber der Tag bei Meloria (1284) bricht den ersten Stein aus der Krone von Pisa. — Die Genuesen kommen unter Uberti Doria; bis lang nach Sonnenuntergang wird weitergekämpft, fünftausend Pisaner fallen, sechzehntausend werden gefangen nach Genua geführt. — Und bald darauf geschieht in Pisa das Entsetzlichste: Ugolino stirbt mit seinen vier Söhnen im Hungerthurm. Kaiser Heinrich VII., der Luxemburger, der von Dante so heißersehnte, will Pisa zur Hauptstadt Italiens machen, aber schon im Sommer 1315 stirbt er in der Nähe von Siena und wird im Camposanto von Pisa begraben, wo noch jetzt sein Denkmal zu sehen ist. Wieder und wieder ermannt sich die Stadt, wird der Schauplatz wüthendster Parteikämpfe, aber sie sieht auch edlere und reinere Zeiten, bis endlich nach vierzehnjähriger heldenmüthiger Vertheidigung die Stadt für immer an Florenz kommt, im Jahre 1509.

Versunkene Größe, schlummernde Herrlichkeit, und am Einsinken selbst sind jene Prachtbauten, die Pisa dereinst aufführen ließ in den Zeiten seiner meerbeherrschenden Blüthe: der Dom, das Taufhaus, der Camposanto, der Glockenthurm. Aber nicht blos der berühmte hängende Glockenthurm sank mit einer Seite in die Erde und steht schief; eingesunken sind auch die übrigen Bauten, und es ist ergreifend zu sehen, wie fest ihre marmornen Glieder zusammengehalten, aber der Grund ist wankend geworden, alle stehen in bedrohlicher Neigung auf der baumlosen, verödeten Sandweite; die Sonne des Südens schüttet darüber ihre glühendsten Pfeile und strahlt wieder von der gelben Düne verblendend hinauf an die stummen, weißen Marmorkolosse. Man weiß nicht, was schöner und großartiger, der breite fünfschiffige Dom oder der frei daneben stehende siebenstockige hängende Thurm, bis hinauf in's



DOMPLATZ IN PISA.

oberste Geschoß von luftigen Säulenreihen umringt, oder das gewaltige, auch kreisrunde Taufhaus, das von gothischem Filigranwerk umzackt, von glockenförmiger Kuppel bedeckt und von frei stehenden Säulenkränzen wieder herrlich umzogen ist. Im Innern des Taufhauses wird jeder gesprochene oder gesungene Ton oben am hohen Gewölbe zu Wogen wundersamster Musik, gleich als erwachte hier schon durch das leiseste Wort der das ganze Bauwerk durchträumende Geist höchster Harmonie. Der Dom, aus dessen halbrunder Chornische die Mosaikbilder des Heilands, der Madonna und des Johannes, Cimabue's letztes Werk, mystisch hervorleuchten, ist selbst ein Museum voll der köstlichsten Werke der Kunst, besonders aus der Schule der Pisano, die vor den Florentinern schon die Bildhauerei aus Rohheit und Starrheit erlösten und merkwürdig streng auf antike Vorbilder zurückgingen. Aber noch viel, viel reicher ist der nördlich von Taufhaus und Dom sich hinstreckende Camposanto. Ein Rechteck, außen mit glatten, schmucklosen Marmorwänden, innen mit langen, im Viereck umherlaufenden Hallen, die sich mit den prachtvollsten gothischen Fenstern gegen einen mit Rosenbüschen bepflanzten Garten öffnen.

Heilig ist der Grund und Boden,
Aus Jerusalem auf Schiffen
Brachten ihn einst die Pisaner,
Von Begeisterung ergriffen.

Hievon brachten sie nach Pisa,
Glaubend, daß in diesem Boden
Wohl am besten ruhen möchten
Ihre heißgeliebten Todten.

Erde ist's von jenem Hügel,
Wo der Herr das Haupt einst senkte,
Wo mit seinem Blut in Strömen
Er den dunklen Boden tränkte.

Und aus dieser Erde sprossen
Rosenbüsche, purpurn blühend,
Einen geisterhaften Odem
In des Wandrers Seele sprühend.

Einen Odem jener Liebe,
Die da kühn und rastlos ringet,
Die sich selbst besiegt, und alles
Herbe dieser Welt bezwinget.



CAMPO SANTO IN PISA.



[illegible] kreisrunde Taufhaus, das von gothischem [illegible] stehenden Säulenkränzen wieder herrlich um- [illegible] Ton oben am hohen Gewölbe zu Wogen [illegible] der das ganze Bauwerk durchträumende Geist [illegible] die Mosaikbilder des Heilands, der Madonna und [illegible] ist selbst ein Museum voll der köstlichsten Werke der [illegible] die vor den Florentinern schon die Bildhauerei aus Rohheit und [illegible] Vorbilder zurückgingen. Aber noch viel, viel reicher ist der nördlich [illegible] Campofanto. Ein Rechteck, außen mit glatten, schmucklosen Marmor- [illegible] Hallen, die sich mit den prachtvollsten gothischen Fenstern gegen [illegible]

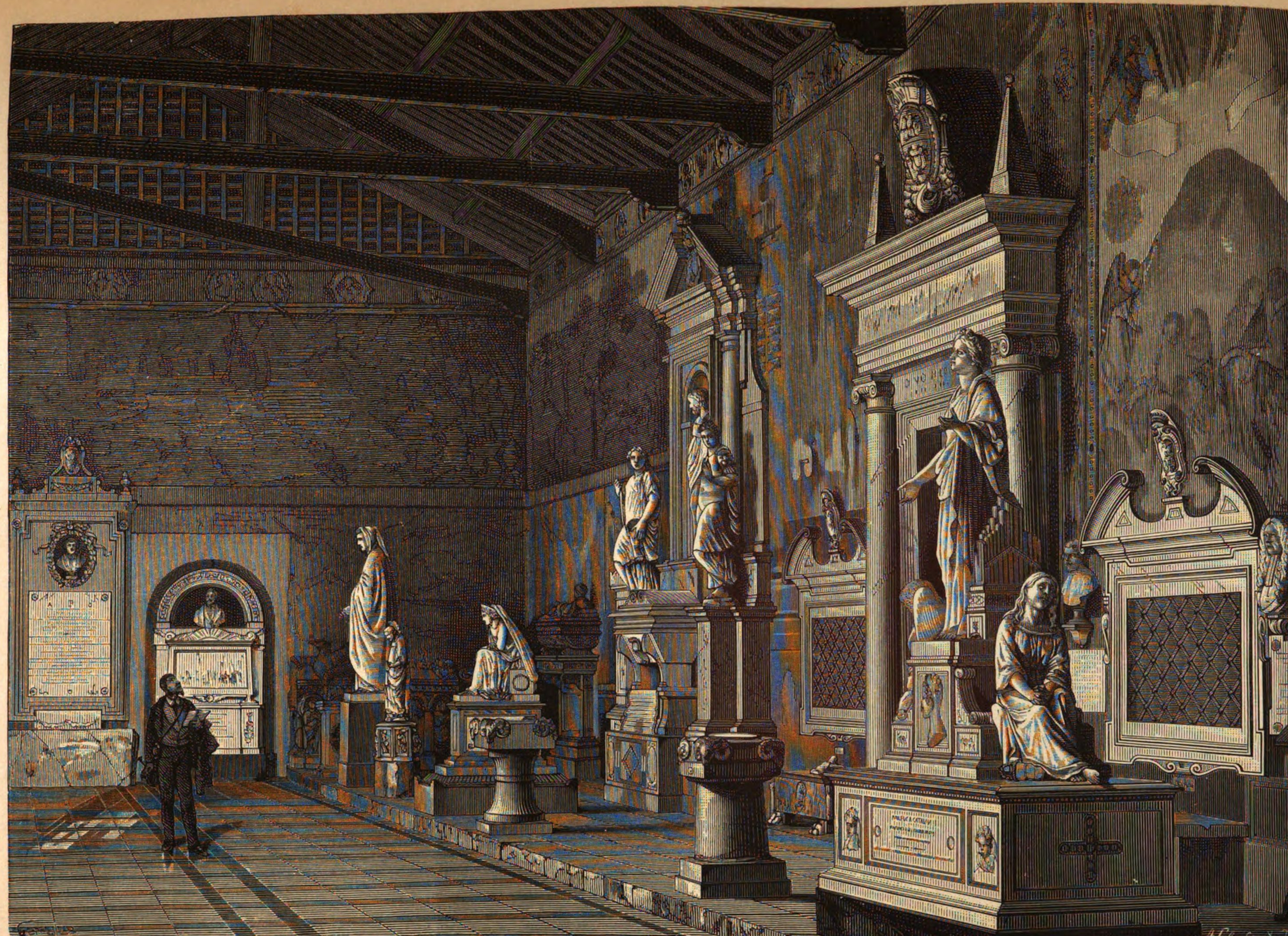
[illegible]

Hievon brachten sie nach Pisa,
Glaubend, daß in diesem Boden
Wohl am besten ruhen möchten
Ihre heißgeliebten Todten.

[illegible]

Und aus dieser Erde sprossen
Rosenbüsche, purpurn blühend,
Einen geisterhaften Odem
In des Wandrers Seele sprühend.

[illegible] Liebe,
[illegible] rastlos ringet,
[illegible] besiegt, und alles
[illegible] Welt bezwinget.



CAMPO SANTO IN PISA.

Jede der vier Hallen ist erfüllt mit herrlichsten Marmorwerken, reichend von griechischer und römischer Zeit bis auf die unsrige. Wir sehen antike Sarkophage und Bildsäulen, mittelalterliche in Cosmatenart mit Goldmosaik belebte Grabdenkmäler und ernste religiöse Bildhauereien der Pisano, Renaissance- und andere Prachtgräber; Alles in buntester, feierlich schöner Mischung, dabei die bedeutsamsten Hintergründe der Welt. An den Rückwänden der Hallen ziehen sich nämlich in ununterbrochener Folge die Freskomalereien der größten Meister mehrerer Jahrhunderte. Von den Darstellungen des jüngsten Gerichtes und des Triumphes des Todes, diesen großen, gedankenvollen, in Orcagna's Geist gehaltenen Cyklen, die das Erschütterndste herb und unvermittelt geben, bis zu Gozzoli's Malereien, die einen unaussprechlichen Reichthum wonnigster Lebensbilder entrollen. Nirgends vielleicht dringt uns die Frühlingsfreude der ersten Renaissance so lachend entgegen, als hier in seinen vierundzwanzig Gemälden, mit dem Gedräng ihrer lebensmuthigen, stolzen Gestalten, mit dem Zaubergewühl ihrer Hintergründe, aufsteigend in Tempeln und Thürmen, in Riesengebirgen und strom-durchschlängelten Thälern! Am berühmtesten sind die Weinlese des Noah, die Geburt Jakobs und Esau's, die Hochzeit Jakob's und der Rahel, Joseph, von seinen Brüdern erkannt, darunter Gozzoli's Grab, das im Jahre 1478 die Pisaner ihm schenkten.



LUCCA. OSTERIA BEI SAN FREDIANO.

In dem Camposanto hängen auch die Ketten des Pisaner Hafens, welche von den Genuesen im Jahr 1362 erbeutet und den Florentinern geschenkt, seit dieser Zeit am Baptisterium in Florenz aufgehängt waren. Aber die neue Zeit sühnte auch dieses und gab den Raub zurück, als ein Zeichen, daß hinfort Friede sei unter den Bruderstämmen Italia's.

Wenige Stunden von Pisa nordöstlich liegt Lucca, eine bedeutende Stadt von fünfundsechzigtausend Einwohnern. Schattige Bäume stehen rings um die Stadt auf den Wällen umher und bieten die schönsten Spaziergänge und Ausblicke über die reinliche, wohlgebaute Stadt mit ihren Häusermassen und flach gedeckten Glockenthürmen, oder man blickt an die schon nahgerückten zackigen, alpenähnlichen Gebirge; und dort kommt von den schöngeformten Pisanerbergen her auf fünfhundert Bögen der im Jahr 1834, aber nach Römerart erbaute großartige Aquäduct.

Lucca, von den Ligurern gegründet, wurde schon zweihundert Jahre vor Christi Geburt römische Colonie; noch sieht man die Reste eines gewaltigen Amphitheaters und in den alten Basiliken der Stadt, besonders in San Frediano, in stolzer Reihe die antiken Säulen, die jenem Amphitheater entnommen sind. An berühmten Künstlern ist Lucca nicht reich und doch gebar es der größten Einen: Matteo Civitali (1435–1501), dessen unsterbliche Werke, voll Einfalt und edelster Schönheit, den hiesigen Dom schmücken.



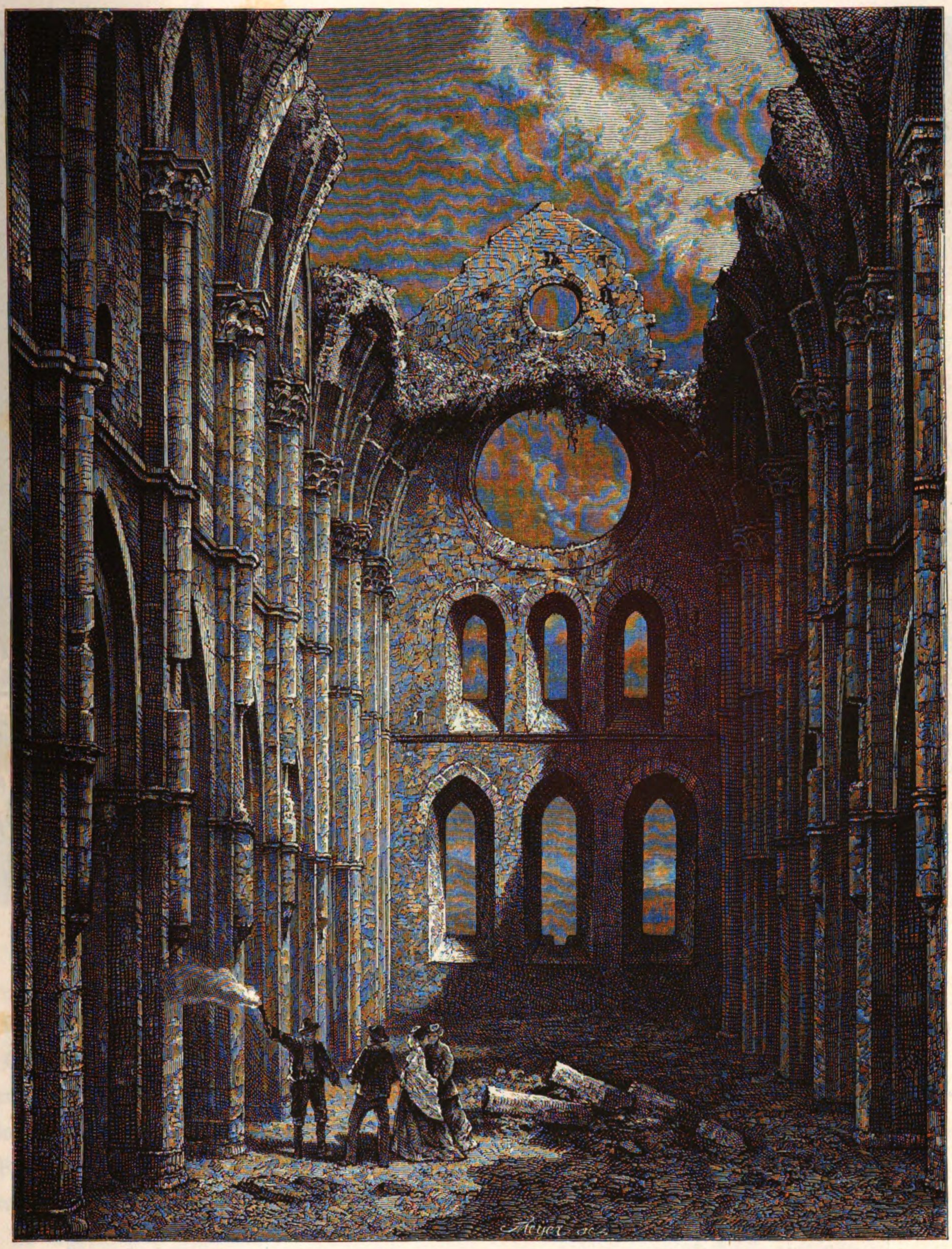
VOLKSLEBEN IN PISA.

Siena.

Ueber der grünen, von schroffen Thälern durchrissenen fruchtbaren Fläche thront es königlich schön auf hohen, in einem Knoten zusammenlaufenden Hügeln, noch ganz ummauert und umthürmt. Malerisch zusammengedrängt steigen in den Buchten zwischen den Hügeln die Häuser empor, altersbraune Paläste im Kerne der Stadt, große Kirchen auf den Kronen der Hügel, und Alles übergipfelt der strahlende Marmordom.

Wie fruchtbar und lieblich ist die Gegend umher, bedeckt von dem hochaufgeschütteten, oft goldgelben Sand- und Lehmboden, und der Wanderer findet ringsum nur Gärten, in denen Oel, Wein und Waizen und alle Feldfrüchte gezogen werden; überall auf Hügeln oder sonnigen Rainen liegen, in reizenden Gruppen, die sauberen ganz aus Stein erbauten ländlichen Häuser, bewohnt von gar freundlichen, fleißigen, gefälligen Leuten. Dann wieder dichte Eichen- und Buchenbestände; ihre alternden Wipfel durchrankt glänzender Epheu. — So jener Walddom da draußen über eine Stunde vor der Stadt, aus lauter immergrünen Eichen; an seinem erhabenen Saum liegt ein längst verlassenes Kloster.

Poetischer noch, von einzig ergreifender Wirkung, ist jene Abteiruine San Galgano bei Chiusdino, mehrere Meilen westlich von Siena gelegen, wohin sich fast niemals eines Reisenden Fuß verirrt. Unbewacht und wie vertilgt



S. GALGANO BEI CHIUSDINO.

aus dem Gedächtniß der Menschheit zerbröckeln die gewaltigen Trümmer, die edlen frühgothischen Pfeiler und hochgeschwungenen Bögen.

In Siena klingt die wohllautende italienische Sprache am hellsten, in die weiche und hauchende florentinische Mundart dringt schon etwas von der gediegenen Kraft des nicht mehr so fernen Rom; und ebenso liebenswürdig, fein und gebildet sind die Bewohner der großen noch ganz mittelalterlichen Stadt, die an Prachtgebäuden, Kunstwerken, Heiligthümern und an landschaftlicher Schönheit getrost mit Florenz um die Palme ringen darf. Man findet Florenz in Siena wieder, es ist nur stiller, idyllischer, weltabgewandter, — sonntäglicher, möchte man sagen.

Den Mittelpunkt der anmuthigen Stadt, auf ihrer höchsten Stelle, bildet der aus weißen und schwarzen Marmorschichten aufgeführte Dom, mit je einer Prachtfaçade gegen Abend und gegen Morgen, einem trümmer-



FIRMELUNG IM DOM ZU SIENA.

haften, wegen seiner Großartigkeit nicht zur Vollendung gediehenen östlichen Querbau, dessen riesenhohe Bogenfenster hohl herablugen auf den unten liegenden halbkreisförmigen Marktplatz. Ihn schmückt die offene, große, mit den lebhaften Marmorreliefs des Jacopo della Quercia umfriedigte Fonte Gaja, errichtet in den Jahren 1402 bis 1419; ihn umschließen in weitem Halbkreis die edlen frühgothischen Backsteinpaläste der Sienesen, während die Sehne des Bogens ganz allein das gothische Stadthaus einnimmt mit seinen mächtigen Spitzbogenfenstern und dem in schwindlichte Höhe hinaufgetriebenen Thurm; sein Inneres erfüllen merkwürdige Fresken, zum Theil sehr alte, dann wieder die wunderbar üppigen Kolossalgestalten Sodoma's. Beide Stadthausthürme, der von Siena und der von Florenz, zeigen so recht den Grundzug beider Städte; der sienesische steigt noch höher und kühner, aber



SAN DOMENICO IN SIENA.

auch viel schlanker, zierlicher und anmuthiger empor, gegenüber dem breiten, stämmigen, schwerwuchtenden nordetrurischen Genossen.

Unter den Palästen erscheinen neben dem gothischen Backsteinbau mit seinen reichgesäulten Spitzbogenfenstern bald kraftvolle bald zarte Renaissancebauten aus Sandstein, an den Untergeschossen mit prächtigem Schmied-Eisenwerk, mit Laternen, Palmetten, Schlangen, Greifen, mit Ochsen- und Schafsköpfen; letztere an dem großen und großartig schönen Palast Piccolomini, und zwar so vortrefflich stilisirt, daß man daran, so würde ein deutscher Kunstgelehrter sagen, nicht weiß, wo und wie der Schmiedeisenkörper in den Schafskopf übergeht.

Aehnlich reich wie in Florenz und ebenso alt und durch manches Jahrhundert sich hinziehend ist die Kunstblüthe Siena's, von Duccio, dem hochbegabten Zeitgenossen Cimabue's, bis auf Balthasar Peruzzi, den die Eroberung Roms im Jahre 1527 wieder in seine Heimat Siena zurücktrieb; der, einer der größten Architekten aller Zeiten, zugleich Maler und Dekorateur, in Rom an der Peterskirche gebaut, den Palast Massimi aufgerichtet und auch seine Vaterstadt mit vielen edelzierlichen Werken geschmückt hat.

Die neueste Forschung zog eine überraschende Menge noch nie genannter sienesischer Künstler an das Licht, deren Werke noch heute die liebliche Stadt verklären. Voran steht wieder der Dom, in dem sogar der marmorne Fußboden mit den schönsten Figurenbildern durchritzt ist. Im Dom arbeiteten von bekannten Meistern Niccolo und Giovanni Pisano, Quercia, Michelangelo, Sodoma, Pinturicchio und Peruzzi.

Schon im Mittelalter wurden in Siena die echt griechischen Marmorstatuen der drei Grazien ausgegraben und aufgestellt, und dieses Wahrzeichen verblieb der Stadt. Eine ganz unnachahmliche Grazie beherrscht in jeglicher Zeit die sienesische Kunst, und vollends in der so geistvollen Zeit der Frührenaissance. — Noch immer hängt das Auge

mit Entzücken an den reinschönen Linien der kleinen Kuppelkirchen, die so malerisch auf hohen Untermauern an den reizenden Buchten der Stadt sich heben oder auf umliegenden Höhen; innen prangen Fresko- und Tafelgemälde, dann Skulpturen und Friese von echtgriechischer Zartheit.

Im äußersten Gegensatze dazu ragen auf den weit vorlangenden Hügelstirnen der Stadt jene kolossalen urschlichten Schiffe der Bettelordenskirchen aus dunkelbraunen Backsteinen: San Bernardino, San Domenico, zwischen Oelbaumschluchten vorgedrängt an Felsabstürze, Sarazenenburgen vergleichbar. Zu Füßen von San Domenico liegt die altersgraue, schon von Dante besungene Fonte Branda. Diese Fonten sind eine Eigenthümlichkeit von Siena, sind große, hoch überwölbte Quellbehälter in den Tiefen der Stadt, wo die Wasser der Berge sich sammeln. Zu ihnen steigen allabends die Mädchen hernieder, um Wasser zu schöpfen. Schöne Spitzbogen sprengen sich über dem spiegelnden Wasser, Wildrosen und Farnkräuter dringen aus den Ritzen. Alles gemahnt uns an alttestamentliche Bilder, als die Mädchen am Brunnen vor der Stadt den Wanderer tränkten aus schlankgeformten Erzkrügen.

Trasimener See.

Wo dereinst die Waffen klirrten
Furchtbar unter Hannibal,
Weiden friedlich jetzt die Hirten,
Singt die junge Nachtigall.

Noch schauen die grauen Cyklopenmauern, die den großen Punier gesehen, von den rings um den See her gelagerten Bergstädten herab auf seinen dämmernden Spiegel, der vollkommen ruhig, von keiner Barke durchschnitten, sich ausbreitet im silbernen Glanze des Morgens, unterbrochen von lorbeergrünen Inseln, und von hohen, mit Eichwäldern bedeckten Rändern umgeben.

Damals wogte der Nebel unheimlich und frostig über dem Wasser und über das schmale Seeufer bei Passignano, wo jetzt hart am Gestade die Eisenbahn hinzieht, und verdeckte die geniale Aufstellung Hannibals. Ungeduldig und arglos rücken die Römer unter ihrem Consul Flaminius in die Lücke, die zwischen dem See und dem felsigen Vorsprung bei Passignano sich öffnet; der dichte Morgennebel verbarg ihnen die Stellung des Feindes. Wie die Spitze des römischen Zugs sich dem Hügel nähert, gibt Hannibal das Zeichen zur Schlacht, zugleich schließt die Reiterei hinter den Hügeln vorrückend den Eingang des Passes und auf den Bergrändern zeigen die verziehenden Nebel überall phönikische Waffen. Es war kein Treffen, sondern nur eine Niederlage. Was außerhalb des Engpasses geblieben, wurde von den Reitern Hannibals in den See gesprengt, der Hauptzug in dem Passe selbst fast ohne Gegenwehr vernichtet und die meisten, darunter der Consul, in der Marschordnung niedergehauen.

Verschollen ist längst das Getöse der Schlacht, im großartigsten Frieden weitet sich ringshin die erhabenschöne Landschaft, eine der herrlichsten des zauberhaften Italiens. Ueber dem stillen, beinahe kreisrunden See heben sich gegen Südwesten neben einander die blauen Bergpyramiden des Monte Amiata und Monte Cetona, ein Anblick, groß ohne Gleichen. Und nordwärts am Rande des Sees lagert breit an den Bergabhängen hinauf das noch von Cyklopenmauern umfaßte Cortona, mit engen, finsteren, sich stark aufstaffelnden Gassen, darin alte, gespenstige, schwarzverwitterte Sandsteinpaläste stehen; oben über der Stadt auf sonniger, mit wenigen Oelbäumen besetzter Felshöhe die gothische Kirche San Margherita, von der man die wundervollste Umschau genießt auf das im Sonnenduft schwimmende

grandiose Gebirgsland. Unterhalb der Stadt, in die tief eingerissene Schlucht eines Wildbaches hergebaut und von Fruchtbäumen verdeckt, mit lockendem Blick auf den Seespiegel, liegt die von dem Wanderer meist übersehene Kirche Madonna del Calcinajo, eines der edelsten Werke toskanischer Frührenaissance, erbaut von Cecco di Giorgio, innen ein durchaus von Nischen gegliedertes lateinisches Kreuz, mit hoher lichtspendender Kuppel. Auf den Altären sieht man noch Bilder von keinem Geringeren als von dem größten Bürger Cortona's, von Luca Signorelli, dem Schöpfer der Fresken in der Madonnenkapelle des Doms zu Orvieto.

Das Ufer des Trasimenersees wird nicht von Heerstraßen umzogen und ist wenig bevölkert, nur ein paar winzige Städtchen liegen daran; so drüben über dem See, an seiner Westseite und auf schmaler Landzunge weit in das Wasser hereinstechend, Castiglione del Lago, wie eine Inselstadt ganz zusammengedrängt mit venezianisch engen Gäßchen. Hier steht noch, vergessen von der Welt und als Rathsschreiberei benützt, der ehemalige Palast des Siegers von Lepanto, des Türkenbezwingers Don Juan d'Austria; diese Räume sind noch mit den al fresko gemalten Darstellungen seiner Großthaten geschmückt, namentlich die Decken sind herrlich, gemalt von Giulio Romano in seinen besten und freudigsten Tagen.

Aber wer denkt noch daran und läßt sich hinüberrudern über den mächtigen See. In seiner Mitte umfängt das Gemüth ein unauslöschlicher Zauber. Die windstille spiegelnde Fluth, die Bläue des Himmels, die gänzliche Abgeschiedenheit, der weite Waldhügelkranz mit den uralten schimmernden Bergstädten, aus denen die Morgenglocken erklingen.

Ein merkwürdiges Land, Bergstädte hinter Bergstädten, auf den zackigen Felsrücken: Perugia, Montepulciano, Pienza, Radicofani, San Quirico, Castiglione del Orcia und andere, ganz in der Ferne Siena, und über alles dieß felsige Gebiet ragt immer wieder der von Wolken umzogene Gebirgsstock des Monte Amiata, von dessen waldigem Gipfel aus man schon die Peterskuppel erblickt. — Früher, als die große Heerstraße nach Rom an diesen Städten vorüberging, waren sie schon still und unbekannt, aber seit die Eisenbahn in den Tiefebenen und an den schönen Seen vorbeisaust, sind sie noch unbekannter und abgelegener geworden. Alle stehen noch mit Mauern und Thürmen umschlossen und scheinen ganz mit den Felsen verwachsen; oft öffnen sich mitten in ihnen jähe Schluchten, über die sich hohe steinerne Brückenbögen, malerisch überwuchert von Epheu und hängenden Weinreben, hereinwölben.

Stundenlang kriechen die Fuhrwerke mit Ochsenvorspann, — es sind jene großen, weißen, langgehörnten Thiere, — zu den Bergstädten hinauf, vorbei an den tief in den Felsabhang gegrabenen Cisternen, bis zu denen die schönen Mädchen herabkommen, die großen, noch antik geformten Erzkrüge auf den Schultern und über das volle schwarze Haar die rothgestreiften Triolettchen stilvoll gelegt.

Wer rühmte genug die Schönheit der Mädchen von Montepulciano und die edle Güte des dortigen Weines, der hier oben an den glühenden Kalkwänden in reiner bezaubernder Bergluft gedeiht, und wie wunderschön ist ein Blick von dem Umgang um die Stadtmauer herab auf das ungeheure Gebirgsland, wie es sich aufstuft bis zu den höchsten, von ewigem Schnee beglänzten Alpengebirgen, davor der Spiegel des Trasimenersees mit seinen Inseln und Halbinseln, noch näher die kleineren, im fruchtbaren Chianathal schimmernden Seen von Montepulciano und von Chiusi.

Dort an jenem See von Chiusi, der ehemaligen Residenz des Königs Porsenna, wo noch jetzt sein halbverschüttetes kolossales Grabmal gezeigt wird, liegen, beschattet von einzelnen Eichbäumen, große, aus festzusammenhaltendem Sand bestehende Hügel, die ganz durchhöhlt sind von Gängen und Kammern, die Grabstätten der alten Etrusker, und zwar sind es allgemeine Grabstätten für das Volk. Die ganzen Hügel sind in verschiedener Höhe von niedrigen verworrenen Gängen durchwühlt und diesen zur Seite Nischen an Nischen für die Aschenkisten, die man hier zu Hunderten fand, eingegraben. Wo die Gänge zusammenlaufen, entstanden kapellenartige Räume, alles ähnlich den christlichen Katakomben.

Vereinzelte Grabkammern für vornehme Familien zeigen sich dann in der schroffen, gegen das Thal hinschauenden Felshalde. Große, schwere, steinerne Thürflügel verschließen die geräumigen Kammern, deren aus dem dichten Sand herausgeschnittene Decken wagrecht oder dachartig geschrägt und mit rothbemalten Cassetten geziert sind, unten umher stehen die Aschenkisten und in Augenhöhe zieht sich ein Fries um die Wände mit Darstellungen aus dem Leben der Verstorbenen, wie sie mit ihren Viergespannen fahren oder auf die Jagd gehen, Alles in schlichten Farben auf die natürliche Sandfläche gemalt; scharf und klar umrissene, lebhaft bewegte, ausdrucksvolle Gestalten; besonders die Thiere sind vortrefflich gezeichnet.



AUGUSTUS-THOR IN PERUGIA.

In dem Thal hinter Montepulciano steht einsam die berühmte Kirche San Biagio, die von Giuliano da San Gallo ganz aus Kalktuffquadern erbaut wurde, eine der wundervollsten Kuppelkirchen der Renaissance. Innen erhebt sich über dem tonnengewölbten griechischen Kreuz eine mächtige Thurmkuppel, durch deren Fenster alles Licht in Strömen hereinbricht. Alle Formen sind streng antik und von größter Entschiedenheit, dazu das rauhe Korn und die goldigbraune Farbe des Tuffsteines. Das Aeußere gibt eine Ahnung, wie Sankt Peter geworden wäre nach den unvergleichlichen Entwürfen Bramante's und Michelangelo's.

Drei Stunden hinter Montepulciano erscheint die Bergstadt Pienza, die Heimat des großen Papstes Aeneas Sylvius Piccolomini, der das ärmliche, von aller Welt verlassene Bergstädtchen mit prächtigen Palästen erfüllte, die nun wieder verödet, aber noch ganz erhalten dastehen, so daß uns Pienza, wie wenige Städte, vollständig in die edelste Blüthezeit der italienischen Renaissance zurückversetzt.

In wenigen Jahren, von 1460 bis 1464, wurden die Gebäude aufgeführt und der hochgebildete, heitersinnige Papst unterstützte selbst dabei mit seinem Rathe den Baumeister. Der quadratische, einen festlich bemalten Säulenhof



DAS INNERE EINES ETRUSKISCHEN GRABES BEI PERUGIA.

umfangende päpstliche Palast öffnet sich gegen das Orciathal in drei offenen Säulengängen übereinander. Die Säulen tragen die herrlichsten Blättercapitäle, und die Aussicht von da in das Orciathal, das der schon ganz nahgerückte waldige Monte Amiata begränzt, ist von einer unvergeßlichen Feierlichkeit.

Im Sommer des Jahres 1462, als Pest und Gluthitze die Tieflande schrecklich machten, nahm Aeneas Sylvius seinen Aufenthalt, den er selbst so schön beschreibt, auf diesem Berge. In der halben Höhe, in dem alten longobardischen Kloster San Salvatore, schlug er mit der Kurie sein Quartier auf, dort zwischen Kastanien über dem schroffen Abhang überschaut man das ganze südliche Toskana und sieht in der Ferne die Thürme von Siena. In der herrlichen Sommerkühle, zwischen den alten Eichen und Kastanien, auf dem frischen Rasen, wo kein Dorn den Fuß ritzte, kein Insekt und keine Schlange sich lästig oder gefährlich machte, genoß der Papst der glücklichsten Stimmung; für die Segnatura, welche an bestimmten Wochentagen stattfand, suchte er jedesmal neue schattige Plätze auf. Dabei geschah es wohl, daß die Hunde einen gewaltigen Hirsch aus seinem nahen Lager aufjagten, den man mit Klauen und Geweih sich vertheidigen und bergaufwärts fliehen sah. Des Abends pflegte der Papst vor dem Kloster zu sitzen an der

Stelle, von wo man in das Thal der Paglia niederschaut, und mit den Cardinälen heitere Gespräche zu führen. Kurialen, die sich auf der Jagd abwärts wagten, fanden unten die Hitze unleidlich und Alles verbrannt, eine wahre Hölle, während das Kloster in seiner grünen, kühlen Umgebung eine Wohnung der Seligen schien.

Südlich vom Trasimenersee liegt, auch auf mächtigem Berghaupt, die alte Citta della Pieve, jetzt unbedeutend, die Heimat Perugino's, Rafaels Lehrmeister. Im Osten aber liegt auf lang hingestrecktem, vielverzweigtem Bergkamm, noch höher als alle die andern Bergstädte und schon der Lage nach alle andern beherrschend, Perugia (das alte Perusia), die gewaltigste aller Etruskerstädte, noch jetzt eine Stadt von zwanzigtausend Einwohnern und einst eine so starke Festung, daß sie selbst Hannibal nach seinem großen Sieg am Trasimenersee nicht anzugreifen wagte.

Die Stadt ist Siena ähnlich, tritt auch überall mit schönen Kirchen und malerischen Häusergruppen auf die Hügelspitzen hinaus, aber sie ist doch viel ernsthafter, die Gassen sind enger, schroffer, finsterer, die Luft ist rauher und sturmvoller, die Gegend umher wilder und großformiger; man blickt in die erhabenste Alpennatur, an die mit ewigem Schnee bedeckten Mittelrippen Italiens. Perugia hat nichts von der seelenvollen Milde von Siena, und so ist auch seine Geschichte viel schwankender, wilder und düsterer. Man erzählt sich noch heute von der Peruginer Bluthochzeit im Geschlechte der Beherrscher der Stadt, der Baglionen. — Gegenüber Guido, Ridolfo und ihren Söhnen Gianpaolo, Simonetto, Astorre und Gismondo Baglione thaten sich zwei Großneffen Grifone und Carlo Barciglia zusammen. Das Complott reifte plötzlich bei der Hochzeit des Astorre mit Lavinia Colonna, Mitte Sommers 1500.

Das Fest nahm seinen Anfang und dauerte unter düsteren Anzeichen weiter. In der Nacht vom 15. Juli werden Guido, Astorre, Simonetto und Gismondo in ihren Palästen ermordet; die Andern konnten entweichen. Als Astorre's Leiche mit der des Simonetto auf der Gasse lag, verglichen ihn die Zuschauer und besonders die fremden Studenten mit einem alten Römer, so würdig und groß war der Anblick; in Simonetto fanden sie noch das trotzig Kühne, als hätte ihn selbst der Tod nicht gebändigt. Aber die entronnenen Baglionen sammelten draußen Mannschaft und drangen, Gianpaolo an der Spitze, des folgenden Tages in die Stadt, wo andere Anhänger schleunig zu ihm stießen. Als Grifone in seine Hände fiel, überließ er es seinen Leuten, ihn niederzumachen.

Atalanta, Grifone's noch schöne und junge Mutter, die sich Tags zuvor sammt seiner Gattin Zenobia und zwei Kindern Gianpaolo's auf ein Landgut zurückgezogen und den ihr nacheilenden Sohn mehrmals mit ihrem Mutterfluch von sich gewiesen, kam jetzt mit der Schwiegertochter herbei und suchte den sterbenden Sohn. Alles wich vor den beiden Frauen auf die Seite; Niemand wollte als der erkannt sein, der den Grifone erstochen hatte, um nicht die Verwünschungen der Mutter auf sich zu ziehen.

Aber man irrte sich, sie selber beschwor den Sohn, denjenigen zu verzeihen, welche die tödtlichen Streiche geführt, und er verschied unter ihren Segnungen. Ehrfurchtsvoll sahen die Leute den beiden Frauen nach, als sie in ihren blutigen Kleidern über den Platz schritten. Diese Atalanta ist es, für welche später Rafael die berühmte Grablegung, jetzt im Palast Borghese in Rom, gemalt hat. Damit legte sie ihr eigenes Leid dem höchsten und heiligsten Mutterschmerz zu Füßen.

Doch auch die neueste Geschichte Perugia's weist eine furchtbare Bluthat auf, die Erstürmung der Stadt durch die päpstlichen Schweizertruppen unter Oberst Schmidt. Wie die ganze Romagna erhob sich auch Perugia, um sich an das einige Italien unter Victor Emmanuel anzuschließen. Ueberall vollzog der Anschluß sich unblutig, aber Oberst Schmidt glaubte mit seinen Schweizern, Italiener hätten es nicht vermocht, die Stadt ihrem alten Herrn um jeden Preis zurückerobern zu müssen.

Kaum ist eine Stadt zur Vertheidigung günstiger; die hohe, noch rings umlaufende, aus den Felsen wachsende Stadtmauer, auf der die starken steinernen Häuser ruhen, die Gassen entsetzlich eng, finster, winkelig, durch steile Treppen und gemauerte Querbögen versperrt. Jedes Fenster eine Schießlucke. Die Kinder schleuderten Steine und die schweren römischen Ziegelplatten, die Weiber gossen siedendes Oel hinab auf die Soldaten, ein Kampf ohne Gleichen, langwierig, unchristlich, blind und erbarmungslos. — Haus für Haus mußte erstürmt werden; in den Zimmern, in den Betten, vor den Bildern der Heiligen werden Männer und Weiber von den wüthenden Schweizern erfaßt und erwürgt; — und wieder lag Perugia geknebelt zu den Füßen des Papstkönigs. Oberst Schmidt wurde General, aber das Blut der ruchlos Erschlagenen schrie laut auf zum Himmel, und wenige Jahre nachher bricht der Kirchenstaat, wie ein übermorsches Gerüste, in sich selber zusammen.

Dem Boden gleich gemacht ist jetzt die starrende Zwingburg, die schon der schreckliche Pierluigi, der Sohn des Papstes Paul des Dritten, über Perugia erbaut hatte; schöne Anlagen bieten jetzt die herrlichste Aussicht an den riesigen Hochgebirgsgürtel und über das breite fruchtbare Tiberthal nach Assisi, das von einem jener Vorberge herüberwinkt.

* * *

„Werfet Alles weg und werdet Bettler," sprach Buddha Sakya Muni, Jahrhunderte vor Christi Geburt, ein mächtiger König in Indien, nahm die Goldkrone vom Haupt, ging in die Wüste und predigte den Armen das Evangelium, die schöne Lehre von der allgemeinen Liebe und Duldung. „Werfet Alles weg und werdet Bettler," diese die Herzen in ihrem tiefsten Grund umstimmende Wahrheit ergriff wie ein Sturmwind den fernen Orient und haftete in den Nationen bis zum heutigen Tag.

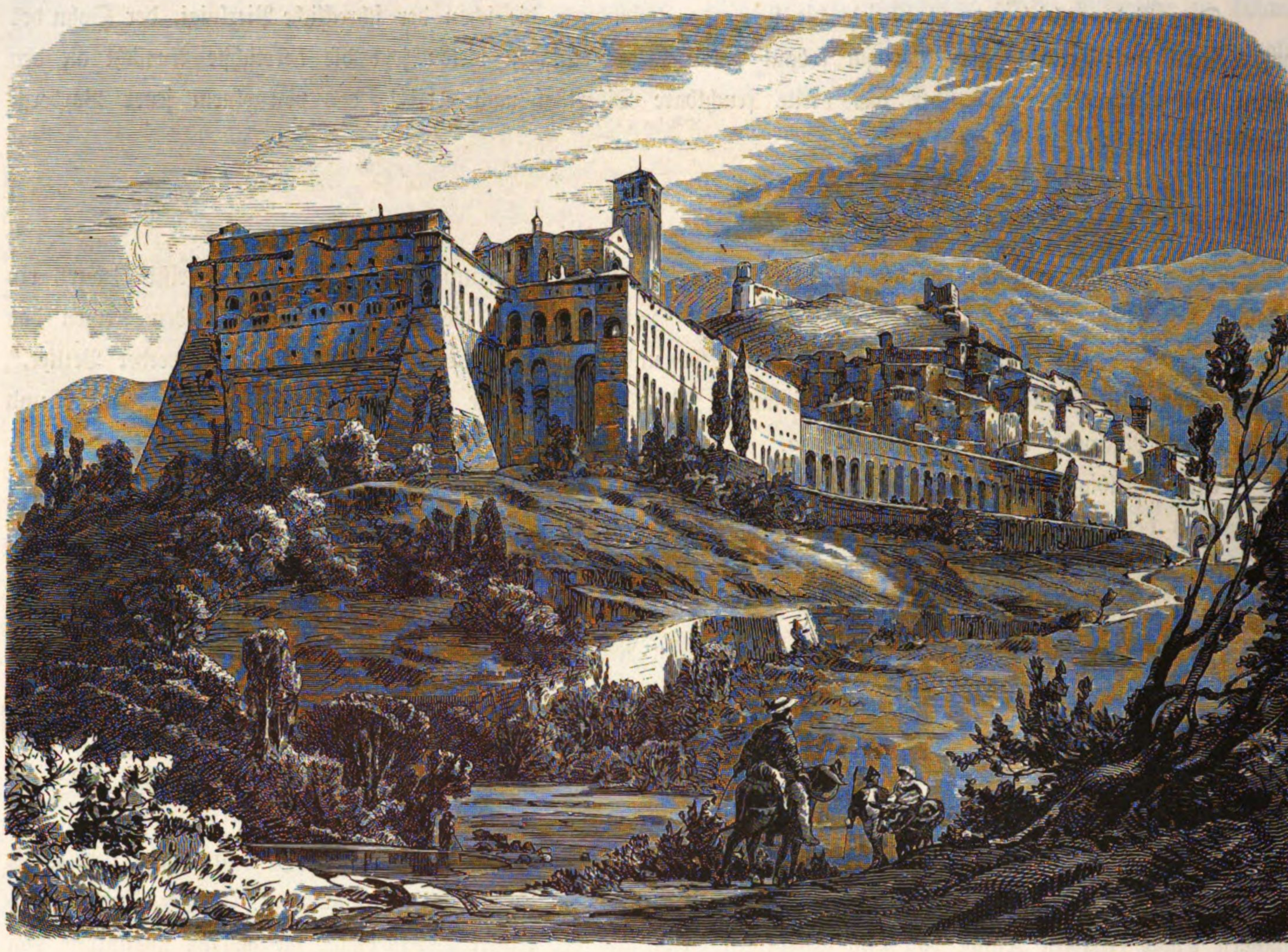
Und dasselbige Wort sprach viele Jahrhunderte später, im äußersten Abendlande und aus eigenster innerster Seele heraus der junge Franciscus, der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in Assisi, geboren im Jahre 1182 nach Christi Geburt. Mitten in einem üppigen Leben warf er die schönen mit Gold gesäumten Gewande von sich, hüllte sich in Lumpen und ging hinweg in die Einsamkeit. Man hielt ihn anfangs für wahnsinnig, bald aber warb er sich Jünger durch seinen Glauben und seine gluthvollen Reden, entspringend dem unmittelbaren Einströmen einer göttlichen Kraft in seine sterbliche Hülle.

Franciscus war kein finsterer Asket, mit unendlicher Liebe und Sanftmuth, mit schauerndem Mitleid umfing er die ganze geschaffene Welt, sprach selbst mit den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels, die nicht wichen vor seiner Friedens-Erscheinung.

Bald bedeckt sich die ganze abendländische Welt mit kolossalen Bettelordenskirchen, — in denen dem Volke gepredigt wird von der freiwilligen Armuth, und noch heute geben jene schlichten, schlanken, kühngewölbten, früh-gothischen Chöre erhabene Kunde von dem gewaltigen Ernst und der reinen Begeisterung, die damals ausfluthete von dem Heiligen auf Assisi; ein unglaublicher Gegensatz zu dem damals in prunkvollstes Scheinleben versunkenen Papstthum, und doch wieder diesem dienstbar.

Schon zwei Jahre nach seinem Tod wird Franciscus heilig gesprochen, — und über seinem Gebein in drei Kirchen über einander der Dom von Assisi errichtet, der sammt dem Kloster am unteren Ende der Stadt auf ungeheuren Untermauerungen gegen dem Teschiofluß vortritt; dahinter die Stadt, wie versteint sich emporziehend, darüber verzackte Castellruinen, und die kahlen, großartigen Kalkgebirge, waldlos, mit einzelnen weißen Kalksteinen besäet und bewachsen mit Wachholder- und Thymussträuchen und elenden, in der Sonne verdorrenden Grasbüscheln. Grauenvolle Schluchten versenken sich, wenn man vom Castello in's Gebirge hineinblickt, immer zerrissener werden die Berge, an denen die Regengüsse immer tiefere Rieseln hineinwühlen; unten ziehen die breiten Flußbette, die jählings fürchterlich anschwellen mit Alles vernichtenden Wassern und jählings wieder vertrocknen, und weiße Geröllmassen wie weiße Riesenschlangen hinlegen. In diesen Wüsteneien lebte lang der heilige Franciscus und nahm ihre Größe in seinen Geist auf.

Der Dom von Assisi bildet eine Welt für sich, voll von gefeierten Kunstwerken und großen Erinnerungen. In der untersten Kirche ruht, in den Felsen gebettet, der Leib des Heiligen, darüber die eigentliche gedrückt gewölbte Unterkirche mit spärlichen Fenstern und mächtig breiten Pfeilerreihen, so daß die Augen sich nur langsam an die heilige Düsterniß gewöhnen und nur mühsam die tiefsinnigen Deckenfresken Giotto's, darstellend das Gelübde der Armuth und Keuschheit, enträthseln, während aus den Seitenkapellen uralte Glasmalereien, wie lauter Perlen und Edelsteine, tief und voll und zauberhaft funkeln. Die Oberkirche, ein lichter, freier, mit palmenhaften Gewölben aufstrebender Raum, enthält jene hochberühmten Fresken Cimabue's.



ASSISI.

Die Wege nach Rom.

Am Adriameer.

Hier lief einst die hochwichtige Via Flaminia; jetzt zieht die Eisenbahn meilenweit am Strande fort. Die blaue Woge des Meeres wirft sich rauschend und schäumend, in langem Gewell an den steinernen Eisenbahndamm, auf dem der Zug brausend dahinfährt. Zur Linken die ewig bewegte, in allen Farben spiegelnde Meerfluth, in äußerster Ferne zusammenflimmernd mit dem blausilbernen Dunst der emporsteigenden Wolken; weiße Möven flattern heran in schwungvollen Bögen und rüstig durchschneiden die keckden dalmatinischen Segelbarken die sonnige Fläche.

Zur Rechten üppige Thale zwischen weichen fruchttragenden Hügeln, tief sich hineinfurchend in's schroff zerrissene kahle Kalkgebirge, von dessen Höhen auf goldenen Zinnen altberühmte Städte, oft die Wolken übergipfelnd, herabglänzen. Und wieder am Strand regsame, handeltreibende, volkwimmelnde Seeplätze, gelagert in den reichsten Gärten der Ebene: Rimini, Pesaro, Sinigaglia, bis hinab zum Ellenbogen Italiens, Ancona. Dieses großartig, unwirthlich, eng und steil aufgethürmt, an Genua gemahnend; mit zwei palastreichen Hörnern dem weiten, sicheren, mastenreichen Hafen schützend sich vorlegend, an dessen Eingang der einfachschöne antike Triumphbogen des Kaisers Trajan sich noch wohlerhalten erhebt.



AUFBRUCH INS GEBIRG.

Aber kehren wir zurück nach Rimini, das alte Ariminum, an dem des furchtbaren Sigismondo Malatesta starkzertrümmerte Castellburg düster emporragt; es liegt in milder, hügelschöner Thalmündung der Marecchia, über welche noch heute die von Kaiser Augustus erbaute fünfbogige Brücke führt, und ihm zu Ehren spannt sich an der andern, den Bergen zugekehrten Seite der Stadt der edle Triumphbogen.

Rimini ist etwas verkommen, fast unheimlich, mit einer Unzahl von alten Weibern, die den Spinnrocken schwingend am Dom lemurenartig lagern, um den Wanderer auszubetteln, der dieß prachtvolle, halbvollendete Bauwerk mit neugierigem Grausen betrachtet. Es ist das gewaltige Grabdenkmal, das Sigismondo Malatesta seiner frühgestorbenen Geliebten, der schönen Isotta, aufrichten ließ durch einen der größten Männer der beginnenden Renaissance, durch Leon Battista Alberti von Florenz, den Freund und Verehrer Brunellesco's, denselben, der in Florenz die Schauseite von Santa Maria Novella und den Palast Ruccellai, in Mantua die über Alles herrliche Kirche San Andrea erbaute.

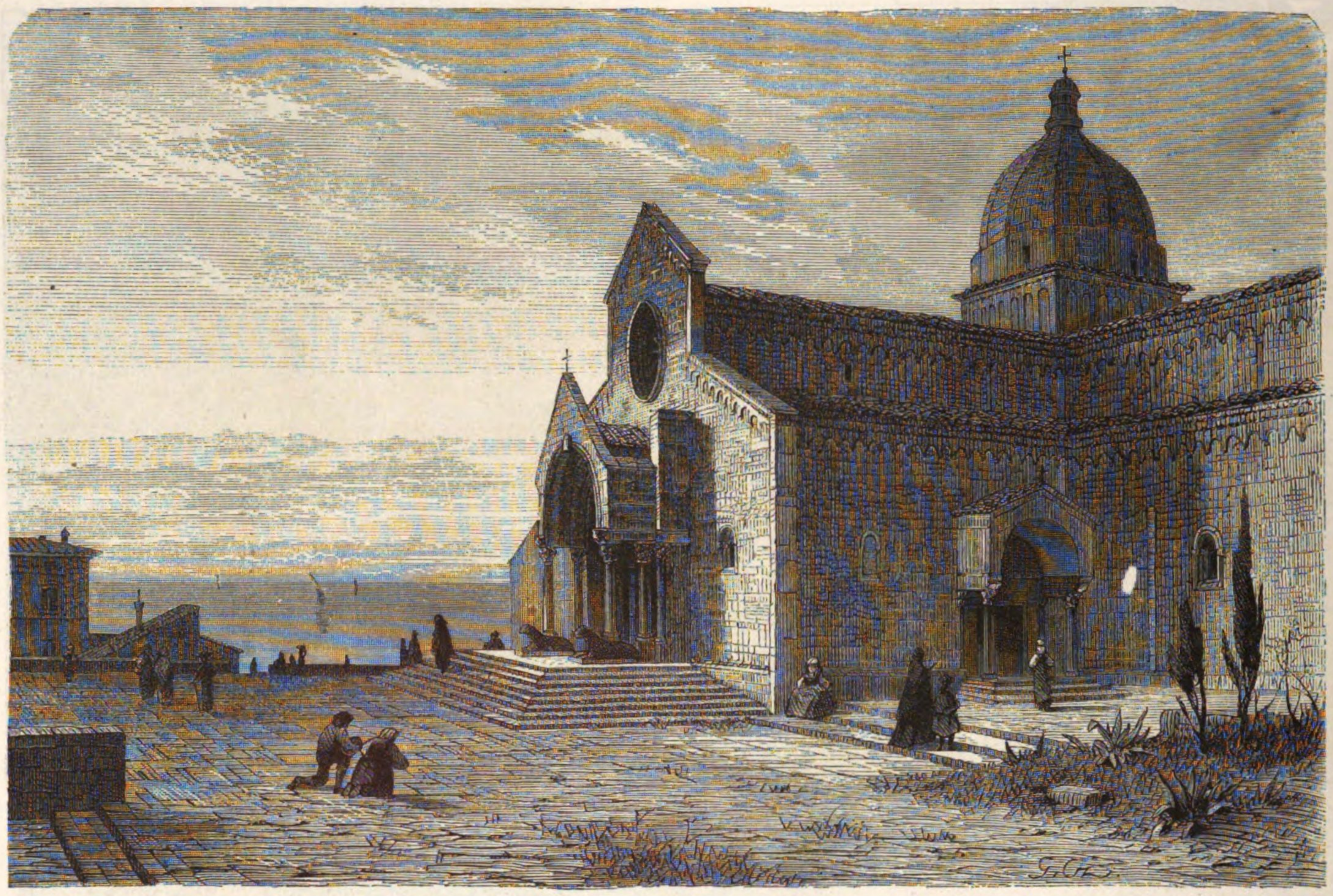
Weiterhin Pesaro, berühmt durch seine Feigen und seine halbverwilderten prächtigen Villen aus der Hochrenaissance; einst von Tasso und Ariosto besungen, jetzt verstummt und vergessen, aber aus dem Lorbeerdickicht, das über die Marmortreppen sich herdrängt, flötet die Nachtigall ihre seligsten Lieder, und dort aus dem schweigenden Meer, in der laulichen Sommernacht, steigen glühend und groß die Sterne des Südens.

Ganz am Strand, hart neben dem Bahnhof, sitzt endlich der Schwan von Pesaro; wir meinen das Denkmal des berühmten Musikers und Schnupfers Rossini; da sitzt er, in der Hand die Tabaksdose, mit seinem glänzenden, gütevoll schwammigen C-moll-Gesichte; der Mann, der nie auf einer Eisenbahn fuhr, nun für ewige Zeiten in unmittelbarster Nähe des Bahnhofes, ausgesetzt allen Pfiffen der Locomotiven!

Weiter Sinigaglia, die Heimat der Catalani, — strebsame, saubere, wohlhabende Stadt, wo die größte Messe Italiens abgehalten wird. Viel Juden.

„Wenig an deutschen Produkten und blos Spielwaren von Nürnberg
Sah' ich: O seid, Deutschlands zarte Symbole, gegrüßt!"

dichtete hier einst Graf August von Platen, der unermüdlichste Bewanderer Italiens. Und noch etwas Anderes geschah bei Sinigaglia, das aber keine Spielerei war, sondern die Vernichtung eines der größten Culturvölker der alten Welt nach sich zog, — die Schlacht am Flusse Metaurus gegen Hasdrubal, Hannibals Bruder.



DOM ZU ANCONA.

Der schwer erkämpfte und sehr blutige Sieg der Römer war vollständig; das karthagische Heer, das keinen Rückzug hatte, ward vernichtet, das Lager erstürmt. Hasdrubal, da er die vortrefflich geleitete Schlacht verloren sah, suchte und fand gleich seinem Vater Hamilkar einen ehrlichen Reitertod. Am Tage nach der Schlacht brach der Consul Nero wieder auf und stand nach kaum vierzehntägiger Abwesenheit abermals in Apulien Hannibal gegenüber, den keine Botschaft seines Bruders erreicht und der sich nicht gerührt hatte. Die Botschaft brachte ihm der Consul mit, es war der Kopf des Hasdrubal, den er den feindlichen Posten hinwerfen ließ. Hannibal erkannte, daß er umsonst gehofft hatte und daß Alles vorbei war.

* * *

Viel anziehender sind jedoch jene Bergstädte: San Marino, die ewige Republik auf schroff emporgebäumtem Felsrücken, der ganze Freistaat mit anderthalb deutschen Geviertmeilen und mit achttausend Einwohnern, die Stadt selbst mit sechzehnhundert. Ein wonnevoller Frieden muthet uns an in den engen reinlichen Gassen der Stadt, wo die kleinen, aus rauhgelassenen Kalksteinen aufgemauerten Häuschen stehen, Urväter Hausrat darin, und die Insassen selbst wie aus mumienhafter Zeit; stolz und genügsam leben sie hier oben, ihnen scheint die ganze Welt zu gehören, die tief unter ihnen sich ausbreitet voll unendlicher Herrlichkeit, und so gab die Stadt Napoleon dem Ersten auf seinen Freundschaftsantrag die klassische Antwort: „Die Freundschaft des Consuls nehmen wir an, die Kanonen werden wir bezahlen, Gebietsvergrößerung brauchen wir nicht.“

Urbino, Rafaels Heimat, eine Stadt von siebentausend Einwohnern, eine Stätte von der höchsten geistigen Bedeutung, eine sonntägliche Oase, auf der die Liebe des Himmels ruht. Hoch über dem Strom der Zeiten steht es noch unversehrt mit dem edelstolzen Palaste des großen Montefeltro, einem der schönsten Gebäude der Frührenaissance. Innen Hallenhöfe, herrliche Friese und Kamine, noch ganz mit der alten Bemalung: Gold, Blau und die schimmernde Weiße des Marmors; und ringsum von der Stadt hinab erschließen sich jene Aussichten über die prachtvoll-schwermüthigen Berglandschaften und die reichen Strandebenen, an die fernen Gebirge und das unendliche Meer.

In den Kirchen der Stadt sieht man noch die innig schönen, gläubig befangenen Altarbilder des Giovanni

Santi, Rafaels Vater. Natur und Stadt und Haus, Alles vereinigte sich, um den in den Knaben Rafael gelegten Genius rein und vollblühend heranzubilden; seine Gemälde sind überströmt von der überirdischen Hoheit und Helligkeit dieser über alle niedrigen und gemeinen Dünste der Welt emporgehobenen ätherklaren Bergstadt.

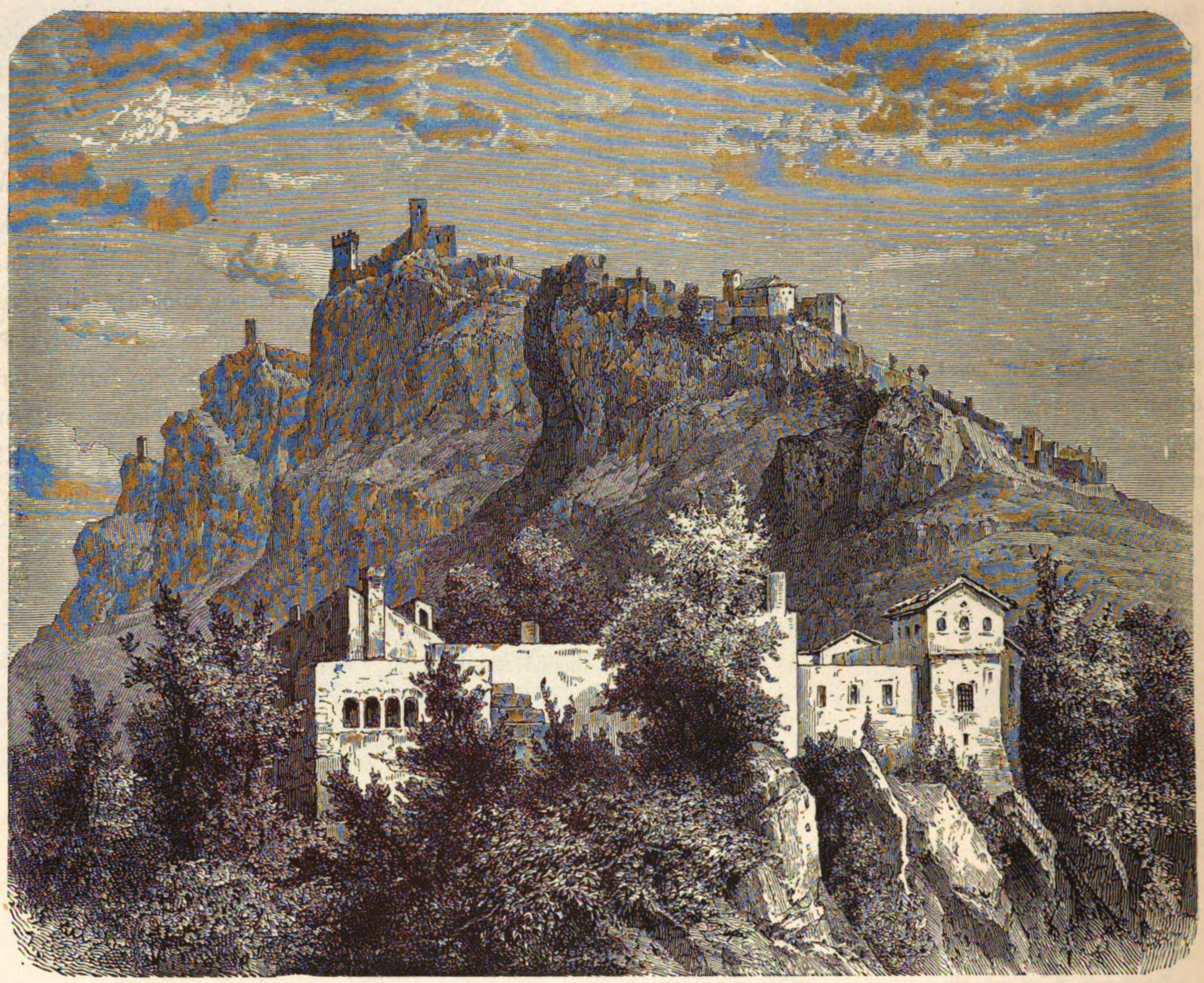
Hinter Loretto, dem allberühmten Wallfahrtsorte, das in paradiesischer Gegend liegt, und in seiner Casa Santa für die italienische Bildhauerei so viel bedeutet, wie der Camposanto in Pisa für die Malerei, — erhebt sich auf rauhem Fels Recanati. Hier ward geboren der Graf Giacomo Leopardi, der größte italienische Dichter seit Dante, und wie dieser das ureigenste Bild seiner Zeit; unglückselig wie Dante, ja noch stärker. Dante lebte doch in den kampfreichen und kampffreudigen Tagen der Guelfen und Ghibellinen, Leopardi im niedergeworfensten, kraftlosesten Zeitraum Italiens, im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts (von 1798 bis 1837), zweifelnd und verzweifelnd, aber von dem grandiosesten antiken Geist. Nie ist die vollkommene Hoffnungslosigkeit tiefer, nackter, größer und ergreifender ausgedrückt worden, als in Leopardi's Gesängen. Von Jugend auf krank, hinsiechend, einsam, verkannt und verbissen, — erliegend an Italiens Schicksal und doch wieder Alles daran setzend an dessen Befreiung, welkt er vor der Zeit dahin, wie eine südliche Sonnenpflanze im Alpengebirg. Nur eine Stelle aus einem seiner Gedichte sei hier gegeben:

„O Liebe, Liebe, fern entflogen bist du
Aus meiner Brust, die einst so heiß gewesen,
Ja glühend! Nun hat Unglück es zusammen
Gepreßt mit kalter Hand, in Eis verwandelt
Ist's in des Lebens Frühling!" — —
„Zuweilen freilich, wenn auf lichten Fluren
Am stillen Morgen, oder wenn im Strahl
Der Sonne Dächer, Hügel, Felder glänzen,
Wenn da mir eines holden Kindes Antlitz
Begegnet, — oder wenn in sanfter Stille
Der Sommernacht den irren Schritt ich hemme
Vor nächtlicher Behausung irgendwo,
Und, still den Blick gesenkt, noch eines Mädchens
Helltönenden Gesang vernehme, das
Im einsamen Gemach dem Werk der Hände
Die Nacht auch opfert: da beginnt zu pochen
Mein armes Herz von Stein; bald aber sinkt es
Zurück in ehr'nen Schlaf, denn fremd geworden
Ist ihm für immer jede sanfte Regung!"

Am Tyrrhenermeer.

Jetzt führt die Eisenbahn am Strand, wo dereinst unter den Römern die Via Aurelia hinzog. Aber vor der römischen Straße führte schon eine uralt etruskische durch damals blühende Fluren und volkreiche Städte mit vortrefflichen Häfen, deren kunstvolle Erzeugnisse, meist Erz- und Goldwaren, auf dem Landweg, oft auf Saumpfaden, über die Alpen bis in das Herz von Deutschland kamen, und dort noch jetzt unter Grabhügeln in rauschenden Wäldern ruhen. Oder die etruskischen Schiffe fuhren durch die Säulen des Herkules bis an's Gestade der Nordsee, hochgeschätzten, eifrigst begehrten Bernstein eintauschend um eherne Hünenschwerter. Damals erblühte das Land, wie niemals wieder; weit gesprengte, aus großen Keilsteinen zusammengefügte Abzugsgewölbe gaben den in den Niederungen stockenden Flüssen ihren regelmäßigen Lauf und ließen wieder in der Hitze des Sommers wohlthätige Bewässerungen zu, — die Städte waren meist auf künstlich abgeschroffte Felshöhen gegründet, und alle mit riesenhaften cyklopischen Mauern und Thoren umstellt.

Das liegt nun Alles verwaist und vertrümmert; von Livorno abwärts bis vor die Thore von Rom ist kaum



SAN MARINO.

ein Anbau mehr, der Boden verfault und versauert. Breites Schilf, Sumpfcypressen, große Vaccinien (Heidel- und Preißelbeeren), mannshohe Haidekräuter, im Frühling mit den schönsten Blüthentrauben, starre purpurblüthige Disteln, duftender Thymian, wildes, stachliches, unauflösliches Rankengewirr überziehen das Land und die alten, durch keine Zeit zu brechenden cyklopischen Mauerringe, die gähnenden, längst ausgetrockneten Abzugsgewölbe, die Felsengräber und Todtenstädte. Aber Wild- und Stachelschweine, schwarze Büffel und stahlgraue giftige Vipern, Kraniche, Schnepfen, Kibitze und schauerlich stöhnende Rohrdommeln bevölkern die trostlose Wildniß.

Ein elendes Dorf ist jetzt, gegenüber von Elba gelegen, das große Populonia, das einst die unerschöpflichen Eisenerze dieser Insel verhüttete; weiter liegt hinter Grosseto durchaus verschollen das alte Rusellae, dann Betulonia, Saturnia, Vulci, hinter Corneto Tarquinii, die großartigste Todtenstätte der alten Etrusker; man schätzt die Zahl der dortigen Gräber auf zwei Millionen; und fernher über die graubraune Wüste und die rauhen mit niedrigem Strauchwerk bewachsenen Hügel, die Reste alter Kegelgräber, blickt einsam und räthselhaft die Kuppel von Sankt Peter herüber.

Aus dem tyrrhenischen Meer steigen verschiedene Inseln herauf, darunter Elba, die umfangreiche, wohl angebaute, mit blühenden Städtchen und unerschöpflichen Eisenerzlagern und fernhin, bei Sardinien, das winzige, unergiebige, rauhe Caprera. Dort, in Elba, residirte seine kaiserliche Majestät Napoleon I., nachdem er sein Volk in's Verderben gestürzt, unfreiwillig dahin versetzt von den Völkern und Fürsten Europa's, noch immer einen Hof und ein Regiment Soldaten sich haltend — und hier nach Caprera zog sich freiwillig Garibaldi zurück, nachdem er seinem Volke die Freiheit gegeben, ranglos und arm, und baute seinen Acker. —



CASCADEN VON TERNI.



[illegible]

[illegible] große Baccinien (Heidel- und [illegible] starre purpurblüthige Disteln, [illegible] das Land und die alten, durch keine [illegible] Ahnengewölbe, die Felsengräber [illegible] giftige Vipern, Kraniche, Schnepfen, [illegible]

[illegible] das große Populonia, das einst die unerschöpf- [illegible] verschollen das alte Rusellae, [illegible] Todtenstädte der alten Etrusker; man [illegible] die grauenvolle Wüste und die rauhen [illegible] einsam und räthselhaft die Kuppel [illegible]

[illegible] Elba, die umfangreichste, [illegible] bei Sardinien, das [illegible] Napoleon I., nachdem er sein [illegible] Europa's, noch immer einen Hof und ein [illegible] Garibaldi zurück, nachdem er [illegible]



CASCADEN VON TERNI.

Die mittleren Wege.

Der eine führt als Eisenbahn von Arezzo östlich am Trasimenersee vorüber, unten vorbei an Assisi und mündet bei Foligno in die vom adriatischen Meer herkommende Eisenbahn. Von da geht es wieder neben der alten Via Flaminia her, die von Foligno aus nordöstlich bei Fanum (Fano) das Adriameer erreichte. Die Bahn führt durch trotzige, aber noble Gebirge, vorbei an dem mächtigen Trevi, das mit den vielen grauweißen Steinhäusern hoch am Abhang hinauf steht, und dann nach Spoleto. Mit seinen Thürmen und Kuppeln und dem Alles beherrschenden großen Castell ist es hergebaut über Schluchten und Berghäupter, dahinter himmelhohe Bergrücken mit immergrünen Eichwäldern und prachtvolle Blicke in die großartige Thalweitung des Tiber. Es ist die kühnste der Bergstädte an jenem an überkecken Felsennestern so reichen Gebirgswege nach Rom. Vom Bahnhof heraufsteigend gelangt man bald zu jener Porta della Fuga, noch dasselbe etruskische Thor, vor dem Hannibal nach der Schlacht am Trasimenersee umkehren mußte. Innen in der bergigen Stadt stehen noch viele, jetzt meist in Trümmern liegende Reste aus dem Mittelalter, aus der Zeit der Hohenstaufen, die hieher den schwäbischen Ritter Conrad von Irslingen als Herzog von Spoleto setzten. Man findet die ganz verfallene, von Waldbäumen überwachsene Stammburg des Geschlechtes noch jetzt in einem abgelegenen Felsthal des württembergischen Schwarzwaldes.



AQUAEDUCT VON SPOLETO.

Nicht lange dauerte die Herrschaft dieser schwäbischen Ritter, aber noch in den Jahren 1342 bis 1351 sucht ein Sprößling des Geschlechtes, von alten Erinnerungen erfüllt, die Vertreibung seiner Ahnen durch Krieg und Raub in Italien zu rächen, Werner von Irslingen, als Duca Guarnieri, Führer der großen Compagnie, Feind Gottes, des Mitleidens und des Erbarmens, wie er sich selbst bezeichnet, — und der letzte dieses Geschlechtes, Reinald mit Namen, sitzt als ein armer verdorbener Bettel-Herzog auf seiner Burg zu Schiltach im Schwarzwald und stirbt als ein beim kaiserlichen Landgericht vielverklagter und vielverurtheilter Mann um's Jahr 1446.

Ganz oben, zum Theil über großem cyklopischem Mauerwerk, lagert das weite, in edlem Renaissancestil gebaute Castello, einst die Residenz des reizendsten Weibes des fünfzehnten Jahrhunderts, der Lucrezia Borgia, mit wundervoller Fernsicht hinein in das Bergamphitheater, und hinter dem Castello hinab in das furchtbare Felsenthal, das jener höchste steinerne Aquädukt der Welt überbrückt, mehr als siebenhundert Fuß lang und gegen dreihundert Fuß hoch mit zehn auf Riesenpfeilern ruhenden Bögen, gegründet schon von den Longobarden-Herzogen, die hier Jahrhunderte lang herrschten. Unter der breiten

24

Fahrbahn des Aquäduktes rinnt das Wasser herüber, im dunklen Schatten der heilig-stillen immergrünen Eichwälder des Monte Luco sich sammelnd, auf dessen Gipfel verlassene Einsiedeleien und das Kapuzinerkloster San Giuliano verstreut sind.

Unterhalb Spoleto macht die Eisenbahn einen sehr langen Tunnel unter den Höhen durch, die das Wassergebiet des Clitumnus von dem der Nera scheiden, und schon erscheint, zwischen zwei Armen der Nera gelegen, Terni. Hier wurde Tacitus geboren, der erste und noch immer einer der beliebtesten Schriftsteller der Deutschen, und anderthalb Stunden von Terni stürzt in der grauenvollen Schlucht der Nera über Tuffsteinmassen in riesigen Cascaden der Velino herab und bildet jene weltberühmten Wasserfälle; der Hauptfall ist sechshundert Fuß hoch.

Die Sonne sank eben hinab an die Berge, im Purpurlicht glühte zwischen prächtigen Laubbäumen das hochedelgeformte tuffgelbe Gestein. Entsetzlich die Wucht der Gewässer, wie sie hinunterdonnerte in den Rachen der Berge, wirbelnd, zuckend, zischend, tosend, rasend und schäumend, und vom wild-aufhüpfenden schneeweißen Gischte ballten sich wieder Dunstwolken empor, reiner und reiner sich hebend, bis sie hineinglitten in den Bogen des Friedens, der darüber sich spannte in allen Farben des Lichtes. So zogen sie weiter, leicht und wunderbar schön, wie Scharen unsterblicher Göttergestalten, und langsamen Fluges schwebte ein Königsadler darüber.

Unterhalb Terni, bevor die Nera in eine wilde Schlucht sich hineinzwängt, liegt das alte Narni; oben die cyklopische Burg, in Felsen wurzelnd, und vorn über dem Bergstrom die halbzerstörte gigantische Römerbrücke. Viamala-ähnlich drängt sich die Eisenbahn in der Naraschlucht vorwärts, ein lichtloser, schrecklicher, felsüberhangener Weg, nur Lorber- und Grüneichenknorren entragen den Wänden: unbändig rastlos wälzt die Nera, die „Schwarzach", sich fort, bis die Felsenwände sich öffnen hinaus in das Tiberthal, und der Sonnenglanz der sanft schönen Latinergefilde hereindringt.



PRÄLAT FUGGER'S GRABSTEIN.

Der zweite mittlere Weg, auch Eisenbahn, und entsprechend der alten von Chiusi herkommenden Via Cassia, führt westlich zum Trasimenersee vorüber und weiter nach Orvieto.

Auf starrenden Felsrücken, uneinnehmbar, eine Zeit lang Residenz der Päpste, schaut es mit seinen vom Wetter geschwärzten Palästen gebietend herab in die tiefen, von Eichenwäldern bedeckten menschenarmen Thäler.

Schon aus der Ferne sieht der Wanderer, in Abendstille dahinwandelnd durch die weiten, mit Epheu durchsponnenen unheimlichen Wälder wie ein rettendes Gestirn die Schauseite des Domes herunterstrahlen; eines der sieben Wunderwerke der Welt. Im gothischen Stil ward sie erbaut und ganz mit Mosaiken, auf Goldgründen ruhend, überdeckt; so steht sie da, wundervoll ebenmäßig, groß und über Alles prächtig. An den Dom baut sich die berühmte Madonnenkapelle mit den Freskomalereien des Signorelli und des Fiesole; von Beiden ihre höchsten Leistungen. Von Signorelli die Auferstehung der Todten und das Paradies; besonders im ersteren Gemälde zeigt sich eine ganz unbändige Gewalt der Leidenschaft und eine staunenswürdige Vollendung in Darstellung der nackten Gestalt; hier setzte Michelangelo ein. Gegenüber diesem Werke fesselt uns die Prophetenpyramide von Fiesole. War dort die kühnste, rücksichtsloseste Bewegung, so ist hier die höchste Ruhe, eine himmlische Klarheit und Seligkeit in den Gesichtern; — hier setzte Rafael ein. Aber wie Unübertreffliches auch diese beiden größten Künstlergenien geschaffen, die Fresken in der Madonnenkapelle zu Orvieto wurden nicht von ihnen verdunkelt.

Von Orvieto aus macht man gern einen Abstecher nach dem kreisrunden Bolsenersee, auf dessen südlicher Uferhöhe Montefiascone gelegen ist, die weinberühmte Stadt, wo der Muskateller, der Est Est, gedeiht. Noch zeigt man



ORVIETO

[illegible]

[illegible] Terni. [illegible] und unterhalb [illegible] der Felsen [illegible] herab [illegible] deren die [illegible] dringt sich die [illegible] in der Neraschlucht [illegible], ein lichtloser, schrecklicher, [illegible] Weg, nur Lorbeer- und [illegible] entragen den Wänden: unbändig rastlos wälzt die Nera, die „Schwarzach", sich fort, bis die Felsenwände sich öffnen hinaus in das Tiberthal, und der Sonnenglanz der [illegible] schönen Latinergefilde hereindringt.



[illegible]

[illegible]

Der zweite mittlere Weg, auch Eisenbahn, und entsprechend der alten von Chiusi herkommenden Via Cassia, führt westlich zum Trasimenersee vorüber und weiter nach Orvieto.

Auf starrenden Felsrücken, uneinnehmbar, eine Zeit lang Residenz der Päpste, schaut es mit seinen vom Wetter geschwärzten Palästen gebietend herab in die tiefen, von Eichenwäldern bedeckten menschenarmen Thäler.

Schon aus der Ferne sieht der Wanderer, in Abendstille dahinwandelnd durch die weiten, mit [illegible] [illegible] die Schauseite des Domes herunterstrahlen; eines [illegible] erbaut und ganz mit Mosaiken auf Goldgrund [illegible] groß und über Alles prächtig. An den [illegible] des Signorelli und des Fiesole; von [illegible] der Todten und das Paradies; besonders [illegible] und eine staunenswürdige Vollendung in [illegible] Gegenüber diesem Werke fesselt uns die Propheten-pyramide von [illegible] so ist hier die höchste Ruhe, eine [illegible] Klarheit [illegible] hier setzt Rafael ein. Aber wie Unübertreffliches auch diese beiden großen [illegible] die Fresken in der Madonnenkapelle zu Orvieto wurden nicht von ihnen verdankt.

Von Orvieto aus mache man [illegible] nach dem kreisrunden Bolsenersee, auf dessen südlicher Uferhöhe Montefiascone gelegen ist, die [illegible] Stadt, wo der Muskateller, der Est Est. gedeiht. Noch zeigt man



ORVIETO.

in der dortigen Kirche San Flaviano, und zwar in der weinkellerartig gewölbten Unterkirche, den etwas unbeholfenen, aber echten (gothischen) Grabstein des Augsburger Prälaten Fugger:

Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est.

Der edle Freiherr, wie er durch Welschland reiste und der viele saure Wein, den er trinken mußte, ihn baß verdroß, sandte immer seinen Knappen voraus, in jedem Wirthshaus einzusprechen und das Getränk zu versuchen; war es preiswürdig, so schrieb der Treue ein Est an das Thor. So ritt er auch voraus nach Montefiascone und trank den Muskateller, da bedünkte ein einfaches Est ihm gar zu schlecht:

Und mit feuerrothem Stift
Und mit riesengroßer Schrift
Malt er nach des Weins Gebühr
Est Est an des Schenken Thür;
Ja nach anderem Bericht
Fehlt die dritte Silbe nicht.

Der Herr Ritter kam, sah, trank,
Bis er todt zu Boden sank;
Schenke, Schenkin, Kellner, Knapp'
Gruben ihm ein schönes Grab:
Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est.

Wilhelm Müller.

Nach Rom.

Erhebe dich, schon lodert der Soracte
Im Frühroth auf, der siebenfach gezackte,
Und heute noch beim Sonnenuntergehen
Wirst du die ewige Stadt mit Augen sehen!

Hier schon beginnt der Schutt der römischen Campagna, der hochaufliegt um die verödete Weltstadt her, prachtvolle Trümmer bedeckend, aus denen nur noch zuweilen Todtenstädte vergangener Urvölker, mit halb asiatisch geformten Bronzezierden, räthselhaften Schriftzügen und verblassenden Wandbildern schweigsam emporstarren. Zuweilen ein paar ärmliche Rohrhütten und zerfallene mittelalterliche Thürme. Giftsamiges Unkraut sproßt üppig hervor, Disteln und der edle akanthusblättrige Bärenklau, als ob die darunter verschütteten Capitäle korinthischer Tempelsäulen frische Schößlinge getrieben hätten.

Drüben Viterbo, die altersgraue Stadt, darin die rauschenden Brunnen sich so schön aufbauen vor den ernsten Palästen, und draußen vor den Thoren der Stadt wieder Felsklüfte mit Grabhöhlenfaçaden, herausgemeißelt aus dem natürlichen Gestein, und verwildernde Villengärten aus der Renaissancezeit.

Viterbo ist die Stadt der Päpste, die hier schon so oft Schutz fanden vor den deutschen Kaisern und dem ewig aufrühreriscshen Volke von Rom. Noch steht burgartig breit und bewehrt ihr hoher Palast, noch stehen die starken braunen Stadtmauern, an denen die deutschen Heere schon so oft höhnend vorüberzogen, hinein in die römische Campagna, Kampf und Wunden, Sumpffieber und den traurigsten Tod sich zu holen.



ETRUSKISCHE FELSGRÄBER VON CASTEL D'ASSO BEI VITERBO.

Hier an Viterbo zog von Pisa her, über Toscanella, dessen seltsame, mit gnostischen Figuren bedeckten Marmorkirchen sich schon damals erhoben, auch Konradin, der letzte Hohenstaufe, vorüber, und Papst Clemens IV., sein grimmigster Feind, betrachtete den Heerzug von der Mauer herab.

Herrlich sie vorüberwallen,
Banner fliegen hoch empor,
Konradin, so schön vor Allen
Strahlt er aus dem Heer hervor.

Aber düster auf der Mauer,
Scharfen Blick's, der Papst ersteht,
Und er ruft voll Haß und Trauer,
Als ein schrecklicher Prophet:

Cymbeln und Drommeten klingen,
Deutsche Lieder jauchzen drein,
In den hellen Panzerringen
Spiegelt sich der Sonnenschein.

„Armer Thor, dein Unterfangen
Wie ein Rauch verrinnt es dir,
Und du selber kommst gegangen,
Wie zur Bank ein Opferthier!"

Ruft es laut, nicht hören wollte
Konradin und stürmte fort,
Bis das Lockenhaupt ihm rollte
Auf Neapels blutigen Bord. —

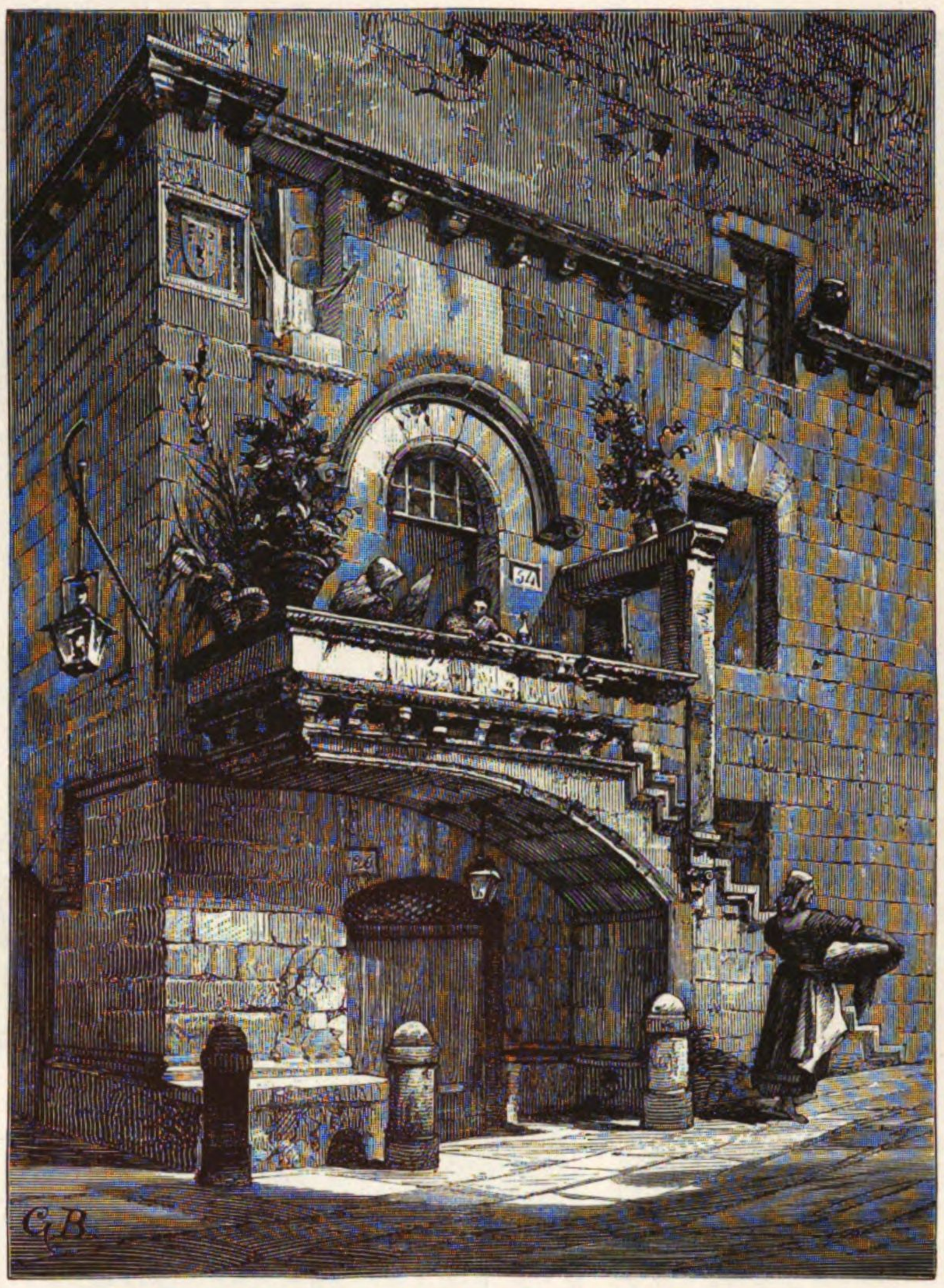
Weiter südwärts, vorüber am alten Kratersee von Vico tritt der Monte Soracte immer näher heran; aus der Ferne gesehen ein langer blauschimmernder Berg mit sieben Zacken, enthüllt er sich endlich als ein weithin gedehntes, hohes, von vielen Schluchten durchfaltetes Waldgebirg, auf dessen welliger Höhe alte Klöster aus Baumwipfeln steigen; dort auf der vordersten Stirne, Rom zu, das uralte Longobardenkloster San Oreste. Hieher zog sich Karlmann, der älteste Sohn Karl Martells, im Jahre 747, dem Glanz fürstlicher Herrlichkeit entsagend, als Mönch zurück; es lag ihm wohl die Blutthat, die er auf der Malstätte bei Cannstatt am Neckar an den Alemannen-Herzögen verüben ließ, schwer auf der Seele.

Aber noch eine andere, poesievollere Gestalt aus der deutschen Geschichte steht vor uns auf den schönen Gefilden des Monte Soracte. Otto III., der letzte, kaum zweiundzwanzigjährige Sprößling des großen Ottonenstammes, der schwärmerische Jüngling, der die Weltherrschaft Roma's wieder aufrichten wollte, dem eben sein Gesandter, Erzbischof



FONTANA GRANDE IN VITERBO.

Arnulf von Mailand, von Byzanz her über's jonische Meer die griechische Kaiserbraut herbeiführt. Aber eingeschlossen in das kleine Castell von Paterno am Fuße des Soracte, blickt er jetzt sterbend hinüber über die weite Campagna und das ewige Rom, das im Aufruhr unter ihm liegt, — und von den Alpen her schallt ihm die Kunde, daß die Deutschen, von seinen Vätern zum ersten Volk der Erde gemacht, nun an der Stelle des Enkels einen deutscher gesinnten Fürsten zu krönen gedächten — und er stirbt arm, zerknirscht und verstehend, daß alles Geschaffene Staub ist. Aber auch nach dem Tod wird ihm nicht Ruhe. Otto hatte gewünscht, in Aachen neben Karl dem Großen



HAUS IN VITERBO.

bestattet zu sein; ließ er ja doch dieses Kaisers Gruft erbrechen und sah ihn auf dem Stuhle sitzen, aufrecht und zornvoll, wie ein Gespenst. — Rastlos greifen die Italiener den Leichenzug an; mit dem Schwert in der Faust müssen die Deutschen, ihrem Herrn auch nach dem Tode noch treu, der Kaiserleiche die Bahn brechen.

Wenn aber auf Erden irgend ein Anblick die Seele zu berauschen vermag und anzufüllen mit unsäglichen Hoffnungen, so ist es ein Blick vom Soracte herab. Zur Seite das Amphitheater großartigster, herrlichst geformter Berge, zu Füßen die gewaltige, mit Trümmern aus allen Zeiten übersäete Campagna-Ebene, von leichten Hügelwellen bewegt. An ihrem Rande blitzt das Meer auf, durch ihre Mitte rollt in majestätischen Schlangenwindungen der Tiber, und siehe, auf seinen Uferhügeln und wieder in wonnigen Buchten thront, eingerahmt von düsteren waldähnlichen Gärten, im Abendrothschimmer die ewige Roma.

Ein Gewirr von Kuppeln, Dächern,
Säulen, Thürmen — ein Phantom
Aus verzauberten Gemächern
Und Ruinen, das ist Rom!

Vom Tiber nach dem Aetna

von

Woldemar Kaden.

In den Grenzen Latiums.

Roma.

Erhab'ner Anblick, düster und ernst genug,
Daß aller Schauer einer versunk'nen Zeit,
Und welcher Zeit! uns anweht, jener
Eh'rnen Epoche der Welterob'rung.

Ein Klang der Vorzeit rauscht mit des Adlers Flug
Aus jedem Denkmal; aber noch schwebt ihr Geist
Im stolzen Laut der alten Sprache
Ueber den einst unterjochten Erdkreis.

(H. Lingg.)

* * *

Roma! Roma! Der Wanderer aus Norden ruft es, er, dessen Sehnsucht nach der ewigen Stadt seit frühester Jugendzeit mit ihm gewachsen war, sobald seinem spähenden, ungeduldigen Auge, weithin sichtbar, ein Himmel unter dem Himmel, Sankt Peters Dom, aus strahlender Ebene in den tiefblauen Himmel emporsteigend, sich offenbart.

Roma! Roma! Er ruft es mit jenem seligen Kindheitsschauer, der ihn erfaßte, wenn die Weihnachtsglocken ihm das liebste, schönste Fest einläuteten, und er sich im Schooße einst vollkommenen Glückes geborgen wußte.

Die frommen Pilgerschaaren, fernher wallend, bestäubt, ermattet — dort, auf weithinschauender Höhe knieen sie nieder; sie erblickten soeben die heilige Stadt, die hundert Kirchenkuppeln, die goldenen Kreuze im Strahle der Morgensonne leuchtend — — neubelebt breiten sie die Arme aus, inbrünstig falten die Hände sie, und wie ein Gebet steigt empor der entzückte Ruf: Roma! Roma! —

Rom, o Rom! Rufst du es nicht mit tönendem Mund, so wird es im Herzen dir zucken und klingen; dein Geist wird empfinden, daß er begnadet, das Herrlichste zu schauen, und mit ehrfurchtsvollem Schauer mag es dir über die Wangen, über den Nacken gleiten, wo immer der Odem der klassischen Vorzeit dich anhaucht, wo immer die Jahrtausende zu einem geweiheten Augenblicke des tiefsten Schauens dir sich verschmelzen:

„Dort auf dem Capitol Cäsaren, Päpste —
Und auf dem Pantheon Epheu von gestern."

Nicht Alle sind berufen zu sehen, aber auch dem Seher ist das ganze Rom zu allgewaltig, auch zwei begnadete Augen erfassen, umschließen das ganze nicht alsobald.

Rom ist ein zerbrochener Spiegel, dessen Trümmer und Splitter noch Kolossalbilder der Helden, der Bürger, der Völker und Nationen in Glanz und Pracht, in Verwüstung, Untergang, Blut und Jammer reflectiren. Doch es liegt viel Staub der Jahrhunderte, viele Asche der Todtenurnen auf diesen Scherben, daß nur gute Augen sehen. Aber nach langem Schauen nur setzen die Trümmer sich zu einem Ganzen zusammen, die Kolossalbilder zu einem Weltbild, zu dem „Gesichte eines Glanzes", daß die Seele vor Wonne und Grausen erbebt, daß auch der Weise geblendet die Augen schließt. —

Der Wanderer, vom Norden kommend, fühlt sich, sobald er die steile Schwelle der Alpen überschritten, mit Einem Schlage in ein anderes, schöneres Land versetzt. Das ist Italien, und es ist in Wahrheit ein Sonnen- und Wonnenland, dieses ganze Italien! Luft und Licht walten und herrschen hier überall, aber nach anderen, milderen Gesetzen als daheim. Gewaltiger strahlt hier die Sonne, silberner leuchtet der Mond, andere Sterne glänzen ihm und führen ihn liebliche Bahnen. Eine reizvolle, üppige Vegetation umrankt und umduftet ihn: Lorber und Myrthe. Wie unter einer lieblichen Pergola zieht er dahin, überstrahlt von einem schöneren Himmel, überdacht von rankenden Reben und Rosen.

Eine liebliche Melodie geleitet den Glücklichen, die er mit leichtem, mit frohem Herzen erfaßt und versteht: — — Frühlingsschein und Sommerluft, Wein und Rosen, dunkle Augen und sonnige Fernen — sind der Text dieser Melodie, und er braucht nur ganz Mensch zu sein, um dieser Klänge sich freuen zu können.

Bald aber, und je näher er Rom kommt, mischt sich der Melodie die Harmonie, schlingen sich Harmonien um Melodien — und immer voller und immer gewaltiger tönt es — — die Töne wachsen und formen sich zu einer gedankenreichen Symphonie, in deren wogender Fluth die liebliche Melodie, die kleine heitere Menschenseele mit ihren leichten Schmetterlingsflügeln untertaucht, von deren Wellen aber der Geist auf Adlerflügeln, mit Sturmesgewalt, durch die weite, weite Vergangenheit zu unermeßlichen sonnigen Höhen, mit majestätischem Ausblick über die Welt, über die Menschheit, getragen wird.

Das ist Rom! Das sind die ersten Eindrücke Roms!

Auch der größte Geist, auch der Meister des geistigen Contrapunktes strandet im Anfange auf diesem symphonischen Meere. Verwirrt, berauscht, betäubt, mit glühenden Sinnen sucht er den Anfang, das Ende, strebt er einen ruhigen Mittelpunkt zu finden, eine Zinne für seine Anschauung. So treibt es ihn rastlos von Diesem zu Jenem — — aus Abend und Morgen wird so mancher Tag, und erst nach diesen kommt ihm die Sammlung, die gerade für Rom so nöthige klassische Ruhe. Selbst Goethe suchte sie ja so lange — vergebens!

Wir kühlen die heiße Stirn in der besänftigend rauschenden Fontana di Trevi, wir trinken der Gegenwart ein süßes Vergessen aus diesem Lethe, und sammeln den Geist in ernster Andacht in dem heiligen Tempelrunde Agrippa's, dem unvergleichlichen Pantheon, das, einst allen Göttern geweiht, jetzt gastfrei aufnimmt auch das ernste Herz, das für die alten Götter fühlt.

Dann aber steigt auf aus Trümmern und Schutt, aus überwuchernden Grün und modernem Häuserwerk, aus Geschichtsnebeln und Schleiern der Vergangenheit, steigt auf dem erglänzenden Auge glücklicher Phantasie: die ganze herrliche, königliche Roma, die in sich vollendete Roma Hadrians. Im Prachtgewand, mit Schwert und Diadem, strahlt sie von den sieben Hügeln, die stolze Herrscherin der Welt vom Aufgang bis zum Niedergang! Mit Stolz blickt die Sonne nach ihr!

„Hohe Sonne, du weilst und du beschauest dein Rom!
Größeres sahest du nichts und wirst nichts Größeres schauen."

Purpurner und strahlender, freudiger trat sie aus der Pforte des Himmels hervor, als sie noch das heitere Antlitz Roms beschauen durfte, inniger leuchtete da der Himmel.

In die Gluth dieses Glanzes schaue auch du, und siehe, wenn anders zwei schwache Menschenaugen es zu fassen vermögen, die in antiker Schöne strahlende Marmorstadt.

Wie aber findet der Blick sich zurecht in dem steinernen Meere der heiteren Tempel, der himmelragenden Amphitheater, ernster Mausoleen, stadtgroßer Bäder, in den Windungen der schattenspendenden Portiken und völkerwimmelnden Foren, in der stolzen Kaiserpaläste goldenen Häuserfülle, den Colonnaden und Triumphbögen? Dazwischen



RUINEN DER KAISERPALÄSTE AUF DEM PALATIN.

Rom ist ein zerbrochener [illegible] der Völker und Nationen in Glas, [illegible] Doch es liegt viel Staub der Jahrhunderte [illegible] Augen sehen. Aber nach langem Schauen nur [illegible] zu einem Weltbild, zu dem „Gesichte eines [illegible] die Augen schließt.

[illegible]

[illegible] mit [illegible] Herzen erfaßt und verschönt. [illegible] Formen — sind der Zeit [illegible] Runde zu bannen.

[illegible] Harmonie, schlingen sich Harmonien [illegible] wachsen und formen sich zu [illegible] heitere Menschenseele [illegible] auf Adlerflügeln, mit Sturmes- [illegible] mit majestätischem Ausblick über die [illegible]

[illegible]

[illegible] Fremdes im Anfange auf diesem [illegible] er den Anfang, das Ende, strebt er [illegible] Da treibt es ihn rastlos von Diesem zu [illegible] diesen kommt ihm die Sammlung, die [illegible] so lange — vergebens!

[illegible] Fontana di Trevi, wir trinken der Gegenwart [illegible] Andacht in dem heiligen Tempelrunde [illegible] gastfrei aufnimmt auch das ernste [illegible]

[illegible] Grün und modernem Häuserwerk, [illegible] Auge glücklicher Phantasie: die [illegible] Im Prachtgewand, mit Schwert und Diadem, [illegible] vom Aufgang bis zum Niedergang! Mit Stolz [illegible]

[illegible] Rom!
[illegible] schauen."

[illegible] des Himmels hervor, als sie noch das heitere Antlitz Roms [illegible]

In die [illegible] zwei schwache Menschenaugen es zu fassen vermögen, [illegible]

Wie aber fänden [illegible] der heiteren Tempel, der himmelragenden Amphitheater, [illegible] der schattenspendenden Portiken und völkerwimmelnden Foren, in der hohen [illegible] den Colonnaden und Triumphbögen? Dazwischen



RUINEN DER KAISERPALÄSTE AUF DEM PALATIN.

hindurch schreiten auf stolzen Pfeilern die mächtigen Aquäducte von den blauen Gebirgen durch die Ebene in die Stadt, den unzähligen Zierbehältern, Springbrunnen, Gärten und Villen ihr silbernes Wasser in oceanischer Fülle spendend. Von Hügel zu Hügel schwingen sich in stolzer Kühnheit die Bogengewölbe, und auch die Niederungen füllt ein marmornes Zauberlabyrinth.

Ein Wald von Säulen aller Arten, dorisch, jonisch, corinthisch, römisch, mit reichstem phantastischem Schmuck der Capitäle, hier im Sonnengolde glänzende, blankpolirte Monolithen. Zwischen diesem Marmorwald aber, überall, auf Mauern und Friesen, unter Hallen, in Nischen und Grotten, in Gärten und auf den Plätzen, aus jedem Schatten heraus leuchtet die zweite Bevölkerung in Stein, das große Heer der Statuen in edlem Marmor und vergoldeter Bronze. Alle Götter und Göttinnen, alte Helden und Könige sind herabgestiegen wie zu einem hohen Feste der Kunst. Zuviel des Schönen!

Wie zögernd rauscht der gelbe, mythenreiche Tiber unter den schöngeschwungenen Brücken dahin. Wie zögernd lenkt Helios sein Gespann dem nahen Meere zu, er möchte weilen. Aber der Frühling weicht nie von der Stadt. Hier ist sein ewiges Reich!

Bedeckt mit dichtem Grün der Saaten, der Oel- und Lorberhaine, zwischen denen Pinien und Cypressen in prächtigem Linienwechsel aufsteigen, dehnt sich die blühende Campagna bis zu den schönen Bergen des wasserreichen Tibur, nach Nemi, wo der Speculum Dianae, der liebliche See glänzt, und Alba longa hin. Breite Heerstraßen, mit wohlgefügten Steinen belegt, durchschneiden das flache Gefilde. Zu deren beiden Seiten aber hat der Reichthum, die Liebe und Prachtliebe der Ueberlebenden den Todten überreiche Monumente, ein freundlicher Trost für die schwarze Stunde, aufgethürmt.

Soweit der Blick gleitet — Villa neben Villa, und wie herrlich hebt sich der blühende Marmor aus dem dunklen Braun und Grün der Landschaft ab; scheinen die fernen und fernsten doch Blumen der wasserreichen Fluren zu sein, leuchtend wie die weiße Magnolienblüthe aus saftigem Laube.

Ueber das Ganze aber ist ausgegossen der alte zauberhafte Lichtäther des Olympus, der silbern noch in die tiefsten Schattengruppen fällt, und das Kleinste, Unscheinbarste in seinen Verklärungsglanz hüllt — —; ist ausgegossen in reicher Fülle der Wonneduft eines milden, beseligenden Götterfrühlings, der, auf jenen Lichtwellen wogend, jede Sorge aus dem Herzen küssen mag. Von diesen Gärten, aus diesen immergrünen Hainen entfliehen die Nachtigallen nicht, ihr Liebesgesang tönt durch das ganze, keinem Wechsel unterworfene Jahr. Sie schmettern aus den Gärten am Esquilinus, wo die Dichter wohnen, und verflechten ihre schönsten Weisen den Strophen des Horaz, Properz und Virgil. Hier blühen auch die Veilchen immer.

Nur in diesem Lichte vermag der Mensch glücklich zu sein, nur hier kann das Leben ganz und vollkommen ausgelebt werden. So trauerte Cicero in seiner Verbannung unter dem Himmel Asiens und schrieb mit sehnender Seele an seinen Freund: „Ach, nur in Rom mußt du wohnen, nur in jenem Lichte leben!"

Diese Sonne zeugte aber auch ein gewaltiges Volk, mit geistigen Adlerschwingen, mit Löwenkraft und Löwentrotz. Und so wurde Rom das stolze Herz, der denkende Kopf, und vor Allem der mächtige Arm der Welt. Jeder Römer, zog er die in alle Welt, zu allen Nationen führenden Straßen hinaus, mochte mit hohem Blick und keckem Sinn in Flammenschrift über den Triumph- und Thorbogen seiner Stadt lesen und mit hinaustragen zur Welteroberung das Virgil'sche:

»Tu regere imperio populos, Romane, memento!«

Und ein gewaltiges, trotziges, selbstbewußtes Wesen entfaltete die breiten Adlerschwingen in dem innern Leben und Treiben, wie in der Herrschaft nach außen. So wurde von hier aus die Welt erobert. —

— Zwar der Anfang war klein: auch er mochte sich, wie das welterobernde Evangelium, dem Senfkorne vergleichen. Ein Hügel war einst groß genug, die Wiege der römischen Welt zu tragen. Blicke hin! dort im geschlossenen Kreise von sechs Höhen umzogen, die eine Krone um das edle Haupt bilden, erschaust du den Palatinus. Er ist des Romulus Berg, die Urstätte der spätern Kaiserstadt. Wie Wächter drängten sich die übrigen Berge an ihn heran; fünf Könige schlossen die sichernde Kette, Burg zu Burg reihend.

Der sabinische Titus Tacius reihete dem Palatin den Capitolinus, unter Numa Pompilius, dem göttlichen Priesterkönig, ward der Quirinalis hereingezogen, der Celius unter Tullus Hostilius; Ancus Marcius brachte den



NEMI-SEE.

Aventin, bis unter dem sechsten Könige, Servius Tullius, mit dem Viminalis und Esquilinus die sieben Hügel zu einem eisernen Ganzen vereinigt waren.

Das Stadtbild war fertig. Die sieben Berge waren Eine Burg geworden. Und Servius Tullius gürtete sie mit einem gewaltigen Mauerringe. Mit diesem vollendeten Stadtbilde beginnt auch erst die eigentliche Geschichte Roms, während sie vorher aus bleichen Schatten nur, aus trüben Nebelgestalten sich bildete und baute.

Denn dunkle Straßen nur führen den Forscher durch das uranfängliche, unendliche Völker- und Ländergewirr der Volsker, Sabiner und Vestiner, der Maruciner und Peligner, der Marsen und Rutuler nach Tibur und Latium. Unsicher folgt er der fabelhaften Spur der Aboriginer. Von den mächtigen Sabinern vertrieben, wenden sich diese, ihrerseits die Sikeler vor sich herscheuchend, nach der Gegend von Alba longa und besiedeln von da aus die sieben Hügel am Tiberstrom. Latium nennen weithin sie das Land, in denen ihre Städte sich erheben.

Und Jupiter Latiaris ist der Bundesgott, sein Olymp aber der Mons Albanus, den das Volk von heute Monte Cavo nennt. Er ist der latinische Götterberg, und von seiner Höhe mag man wohl alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit schauen. Ueber das Meer hin zeigt die klarere Sonne des Frühlings wohl oft das ferne Corsica



FORUM ROMANUM.

und Sardinien; in schönster Entfaltung aber die Fluren und Grenzen der alten Eidgenossenschaft des latinischen Bundes, dessen Rütli im rauschenden Haine von Marino, an der Quelle der süßen Ferentina zu suchen ist. Bei Aricia, heute liegt das liebliche Nemi dort, unter den Buchenhainen am Ufer des grünen Sees feiert man die leuchtende Mondgöttin Diana Nemorensis, die in silbernen Nächten mit himmlischer Wonne sich in der Fläche des heimlichen Sees beschaut, und ihm den Namen „Spiegel der Diana" gab. Hier steht auch die Arx des alten Bundes, Rocca di Papa heißt der Ort jetzt.

Andere Bundesstädte sind das wasserreiche, dichtumbuschte Ardea, welches

„Danae einst sich erbaut mit akrisionäischem Pflanzvolk,
Herverschlagen vom stürmischen Süd."

Sodann landeinwärts Tusculum, von Odysseus Sohn, dem aus der Liebe mit Circe entsprungenen, gegründet; weiter nach Osten in das Land hinein, der Mittagssonne zugewendet: das stolze Präneste, die uralte Orakelstadt. Auf der Mitte ihrer nach Rom führenden Via praenestina, hundert Stadien vom spätern Rom: Gabii. Auf den sanften, rebenreichen Sabinerbergen aber gehört dem Bunde das schöne Tibur, gegürtet vom silbernen Gürtel der zauberischen Wasserfälle und geschmückt von nimmerwelkenden Bäumen, in deren Schatten, am blumendurchwebten Ufer des Anio die weissagende Nymphe Albunea wandelt. Hier ist der Hain des Gründers von Tibur, des heiligen Tiburnus, und hier pflegt man auch des ältesten Herkulesdienstes.

Lavinium aber ist des Bundes Heiligthum; ein eigener, der latinische Dialekt, das Kennzeichen der Bundesgenossen. —

Lange blieb Alba longa des Bundes Haupt und Vorort. Als aber Rom gegründet und dieses durch die wachsende Macht der Tarquinier an die Spitze desselben gebracht ward — da stieg der mächtige Jupiter von dem capitolinischen Berge Alba's, seiner Urstätte, herab, wanderte quer über die Ebene, um fortan auf römischem Capitol zu thronen, wo ihm ein prächtigeres Haus gebaut war, und so verfiel gleichermaßen die frühere Arx.

Nun unterschieden sich wohl Römer und Latiner längere Zeit noch von einander, aber nur wie zwei ver-

schiedene Flüsse, von denen der eine, in den andern sich ergießend, seine Eigenart und Farbe noch bewahrt, um sich doch endlich mit den Wellen des mächtigeren bis zur Unkenntlichkeit zu vermischen.

Der altlatinische Völkerstrom ergoß sich wie alle andern in das große Weltmeer des römischen Seins.

So aber kommt es, daß sich latinische und römische Geschichte in ihren umschleierten Uranfängen beständig vermischen, wie die Zweige zweier Lorberbäume, Einer Wurzel entsprungen. —

Im lieblichsten Sagengewande begegnet die Urgeschichte Roms uns auf allen Fluren Latiums.

Sie rauscht aus den weißschäumenden Wogen des Meeres, die sich an öder, sandiger Küste in ewigem Gleichgetön brechen. Sie seufzt in den erschauernden Pinien, die als ernste und trauervolle Küstenwächter im flachen Lande stehen; aus den Wellen, aus dem Schilfe am Ufer des Anio und Tiber flüstert und klagt sie. Ihr Hauch weht uns im Dufte der sonnenglühenden Campagna an. In den Höhlen, welche der Epheu, der treue Begleiter der Sage, welche das stachlichte Gezweig der Brombeere erfüllt, birgt sich die schweifende Wölfin. Auf den sonnigen Waldwiesen, vom goldblumigen Ginster überblüht, vom Schleier der lieblichen Waldrebe überhangen, klopft und hämmert der Vogel des Mars, der buntgefiederte Specht, alte unverständliche Orakel verkündend. Weiche Südwinde wehen vom Meer her und lispeln uns alte schöne griechische Namen in's lauschende Ohr.

Und Luft und Duft, und Windeswehen, Blätterrauschen und Waldeinsamkeit nehmen unsere Seele gefangen, schlingen um sie die süßbestrickenden Bande des Märchens, heben sie auf den Schwingen des Traumes weit, weit weg über moderne Zeiten und Völker, und geleiten sie in das alte Zauberland, das wir als Knaben liebten, schneidender Kritik fremd. —

Wüste und leer zwar ist dieses Land, sandig und von Dornen und niedrigen Myrthen bedeckt seine Küste, von schwarzen Wäldern das Innere. In den Klüften und Höhlen der wildreichen Gebirge wohnt ein rohes Geschlecht:

»Gensque virum truncis et duro robore nata.«

Nicht Gesetz, nicht mildernde Bildung und Sitte kennt es. Ohne Zucht und Ziel irrt es scheu durch die Wälder, von der bittern Eichel und der rauhabspeisenden Wildjagd sich ernährend.

Aber eine bessere, eine goldene Zeit sollte ihm kommen.

Jupiter hatte seinen Vater Saturnus aus den seligen Höhen gestoßen. Dieser sucht, irrend um Schutz, ein Asyl auf dieser armen Erde, bei freudelosen Menschen. Auf fremdem Schiffe flüchtet der alte Gott an die öde italische Küste und verbirgt sich, geängstigt, voller Scheu in den Klüften ihrer Berge. Verbirgt sich und nennt die Gegend Latium: das bergende Land.

Aber nicht thatenlos vermocht' er zu leben: und die goldene Zeit begann auf Erden. Die segenbringende Sichel herrschte; Baumzucht und Weinbau lehrte der Verstoßene die irrenden Völker, sammelte sie in wohlummauerten Burgen und Städten auf den Bergen bis zum Lirisstrom, lehrte sie die Götter ehren, und ward ihr Heiland.

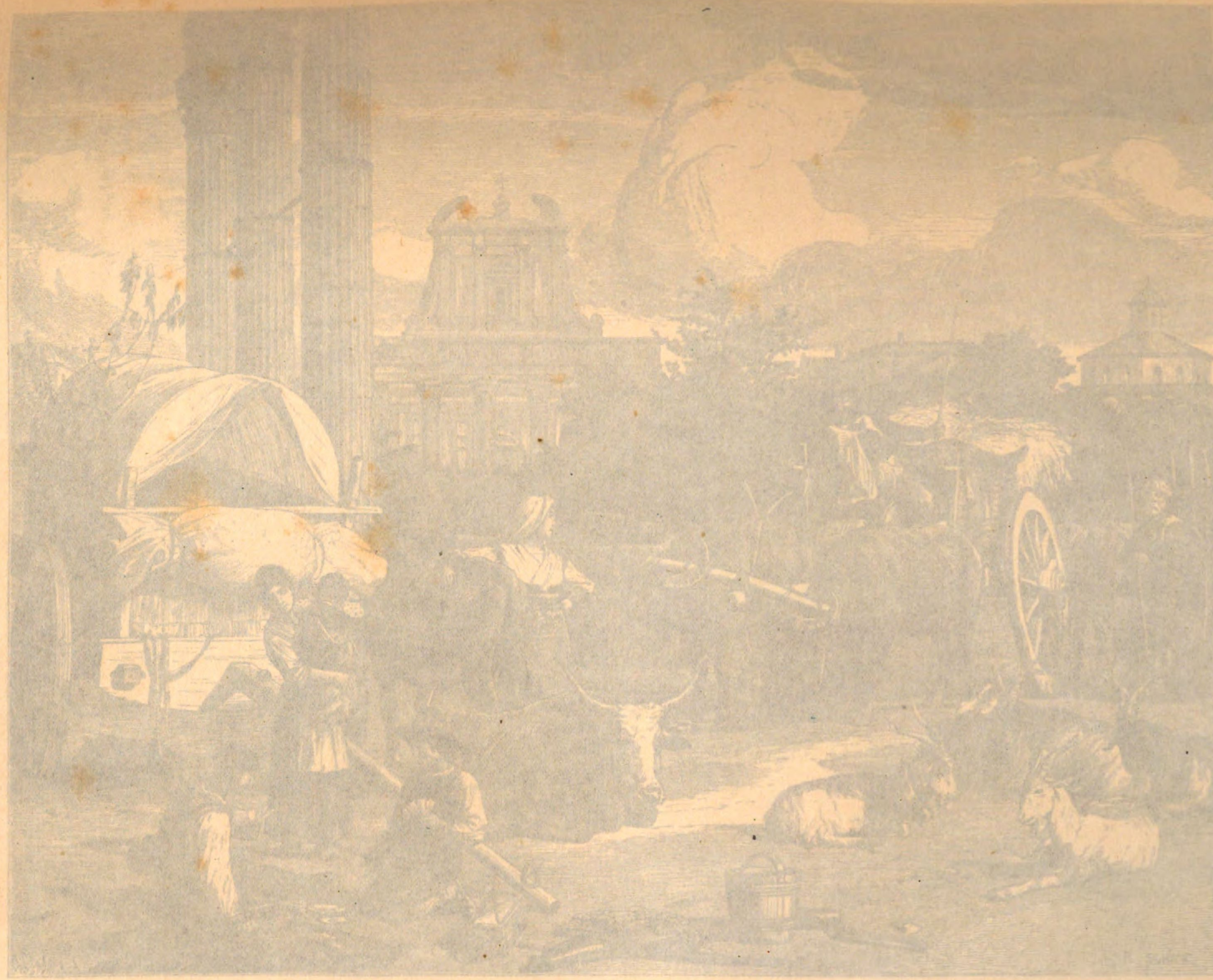
Die Mühseligen und Beladenen, alle fanden Frieden bei ihm; nicht Knechtschaft war da, nicht Sklaverei: alle beglückte der fröhliche Friede, die selige Freiheit. Saturnus ist nicht König — er ist der Hirten frommer Vater. Eine Wolke nimmt ihn hinweg.

Sein Sohn, der erste König des durch Gesetze auflebenden Volkes, ist Picus, der geheimnißkundige Specht, der König der Wälder. Von ihm stammt Faunus, der die liebliche Nymphe Marica liebt. Marica wohnt in den säuselnden Hainen des grünlichen Liris, und ist eine Enkelin der Circe und des Helios. Ihrem göttlichen Blute entsprießt in der Umarmung Faunus': Latinus, welcher, solches Ursprungs sich rühmend, die goldene Strahlenkrone trägt.

Latinus aber ist der Namengeber des latinischen Volkes, denn mehr und mehr hebt sich sein Volk aus dem Dunkel der wirren Wälder heraus, lichtvolle Pfade betretend, und gedenkt bei geweiheten Bäumen, in heiligen Hainen der olympentstammten Vorfahren. So baut sich um einen geweiheten Lorber Laurentum, und in den laurentinischen Wäldern orakelt der in den heiligen Specht verwandelte König Picus.

Einfach und fromm ist die Sitte, und fromm und einfach reift in diesen entlegenen Wäldern das Kind des Latinus, Lavinia, das süße Königstöchterlein zu seliger Brautschaft heran.

Um diese Zeit aber begibt es sich, daß Aeneas, vom Schicksale in Wind und Wellen umgetrieben, der latinischen Küste auf hochbordigen Griechenschiffen sich nähert.



CAMPO VACCINO IN ROM.

[illegible] Flüsse, von denen der eine, [illegible] um sich [illegible] mit den Wellen des mächtigeren [illegible]

Der altlatinische Völkerstrom ergoß [illegible]

So aber kommt es, daß sich latinische [illegible] beständig [illegible], wie die Zweige zweier Lorberbäume [illegible]

Im lieblichsten Sagengewande [illegible]

Sie rauscht aus den weißschäumenden [illegible] in ewigem Gleichgetön brechen. Sie [illegible] im flachen Lande stehen; aus den Wellen, [illegible] Ihr Hauch weht uns im Dufte [illegible] der treue Begleiter der Sage, welche [illegible] Auf den sonnigen Waldwiesen, [illegible] hüpft und hämmert der Vogel [illegible] Weiche Südwinde wehen vom Meer [illegible]

[illegible] nehmen unsere Seele gefangen, [illegible] den Schwingen des Traumes weit, weit weg [illegible] die wir als Knaben liebten, schneidender [illegible]

[illegible] Myrthen bedeckt seine Küste, [illegible] wohnt ein rohes Geschlecht:

[illegible]

[illegible] Ziel irrt es scheu durch die Wälder, [illegible]

[illegible]

[illegible] Dieser sucht, irrend um Schutz, ein [illegible] Schiffe flüchtet der alte Gott an die öde [illegible] ihrer Berge. Verbirgt sich und nennt die [illegible]

[illegible] Zeit begann auf Erden. Die segenbringende [illegible] irrenden Völker, sammelte sie in wohlummauerten [illegible] die Götter ehren, und ward ihr Heiland.

[illegible] nicht Knechtschaft war da, nicht Sklaverei: [illegible] nicht König — er ist der Hirten frommer Vater, [illegible]

[illegible] ist Picus, der geheimnißkundige Specht, der [illegible] Nymphe Marica liebt. Marica wohnt in den [illegible] des Helios. Ihrem göttlichen Blute entspricht [illegible] die goldene Strahlenkrone trägt.

[illegible] mehr und mehr hebt sich sein Volk aus dem [illegible] bei geweihten Bäumen, in heiligen Hainen [illegible] Laurentum, und in den laurentinischen Wäldern [illegible]

[illegible] in diesen entlegenen Wäldern das Kind des [illegible]

[illegible] begibt es sich, [illegible] Schicksale in Wind und Wellen umgetrieben, der [illegible] Griechenschiffen [illegible]



CAMPO VACCINO IN ROM.



S. CROCE IN GERUSALEME UND AQUAEDUCT DES NERO.

Im Goldglanze der Morgenröthe breitet vor ihm sich ein großes dunkles Gehölz aus, zwischen dessen Wurzeln ein breiter Strom in reißenden Wirbeln hervorbricht, gelb und trübe vom Sande der fernen Berge. Dichtes Schilf umkränzt die Einfahrt, von bunten Vögeln durchflattert, deren Gesang die heimwehkranken Griechenherzen mit freundlichem Troste erfüllt.

Dieß ist der Tiberis, und an seinen Ufern landet Aeneas.

Er lagert sich mit den übrigen Führern der reisigen Schar unter den Schatten der Eichen am Waldesrande, und das Mahl wird gerüstet. Aber gering nur ist die Menge der Speise, und so verzehren sie am Ende auch die als Tisch und Teller dienenden flachen Brode. Dadurch aber wird dem Aeneas die einst ihm unmöglich scheinende Erfüllung der Weissagung des Vaters Anchises, welcher ihm sagte:

„Wenn dich, o Sohn, der Hunger an unbekannten Gestaden
Nöthigen wird, nach genommener Kost zu verzehren die Tische,
Dann erst magst du erschöpft die Wohnungen hoffen, und dort auch
Gründe du dir mit der Hand und umschanze die ersten Gebäude.“

Aeneas segnet die treuen Penaten von Troja und schickt hundert Jünglinge, welche die Stirn sich mit dem Gezweig der Pallas umwinden, zur Königsburg des Latinus, diesen um eine bleibende Stätte zu bitten.

In der Nacht aber wird ihm eine neue Weissagung.

Sorgenvoll war er unter dem Rauschen des Flusses eingeschlafen. Da theilt die Fluth sich empor, und zwischen dem Pappelgesträuch, das die Ufer einfaßt, hebt sich der Gott aus den Wellen, ihn tröstend mit freundlicher Verheißung.

„Und das nimm als Zeichen: wo du die wilde Bache des Waldes mit dreißig Frischlingen unter den Eichen finden wirst, da sei der Ort deiner Ansiedlung.“

Der andere Morgen schon bringt die Erfüllung, aber auch die trübe Kunde, daß Turnus, der mächtige Turnus, der von der zauberkundigen Mutter Lavinia's erkiesete Bräutigam, mit mächtigem Volke gegen ihn sich rüstet. Die Sorge läßt ihn nach Bundesgenossen ausschauen. So erblickt er, am Ufer hinfahrend, gegen Mittag unter den Strahlen der flammenden Sonne sieben waldige Hügel; sieht auf einem derselben die schwarzen Mauern einer Burg, Thore und Giebel emporragen. Niedrig und armselig sind die Wohnungen des Ortes. Hier herrscht Evandrus, und er empfängt den hohen Gast mit königlichen Ehren, tränkt ihn und speist ihn und verheißt ihm seine Hülfe.



BRUNNEN BEI ARICCIA.

Er wandert mit ihm und den Gefährten durch die steilen, bebuschten Pfade der Hügel und zeigt ihm in heiterem Gespräch die „Spuren ordnender Menschenhand zwischen dem Gesträuch", die Reste der Vergangenheit:

Dort, wo die Felsblöcke umhergestreut liegen, wo Ginster und Dornen dichter wachsen, in jener klüftigen Wohnung hauste einst der gräßlichgestaltete Cacus, den der heimwärtsziehende Hercules in göttlichem Zürnen erschlug.

Hier ist die Porta Carmentalis, zu Ehren der weissagenden Begleiterin des Herrschers erbaut; da der finstere, gewaltige Hain am Palatinus.

Diese schilfumwachsene, wassertropfende Höhle ist das Lupercal, dem lykäischen Pan geheiligt, jenes der tarpejische Fels. Er erzählt ihm vom Capitol, noch von undurchdringlichem Dorngebüsch wild umstarrt: dort wohne Jupiter, und dort habe ihn so manches Landvolk gesehen, wie er, hoch in den Bäumen stehend, die dunkle Aegis mit Händen schwingend, gräuliche Ungewitter erregte. Dort drüben hebt sich der Janiculus und da Saturnia! Gestürztes Mauerwerk auf ihrem Scheitel, graue Heldenmale der Vorzeit, erzählt von den Tagen des Saturnus und des Janus.



PORTA FURBA IN DER RÖMISCHEN CAMPAGNA.

Weißschimmernde Heerden weiden in Laub und Gras, braune Hirten auf ihren Stab gelehnt, stehen dabei. Zwischen ihnen hindurch geleitet der Alte seinen Gast unter das schützende Dach.

Die Götter leihen ihren Arm und gute Waffen, und wie wild die bald beginnende Schlacht auch woge: Turnus und der ihm ungern verbundene Latinus werden besiegt. Aeneas schließt den Bund mit Latinus, heirathet die bräutliche Lavinia und gründet alsbald und festigt das heilige Lavinium.

Doch auch er wird der wandelvollen Erde enthoben, und Lavinia flüchtet aus Furcht vor Ascanius, dem Sohne des Gatten, zu Tyrrheus.

Tyrrheus, der treue Diener des Königshauses, lebt tief im grünen Walde als Hüter der Heerden und Fluren. Hier steht sein rohgezimmertes Haus, von starken Hunden bewacht, und das Wild des Waldes kommt, mit seinen Kindern zu spielen. Die Axt der Holzschläger, welche die knorrige Eiche fällen, weckt das Echo der Berge. In dieser Waldeinsamkeit wird Silvius geboren, darum der „Waldgeborene“, der dem Aeneas dereinst verheißen war:

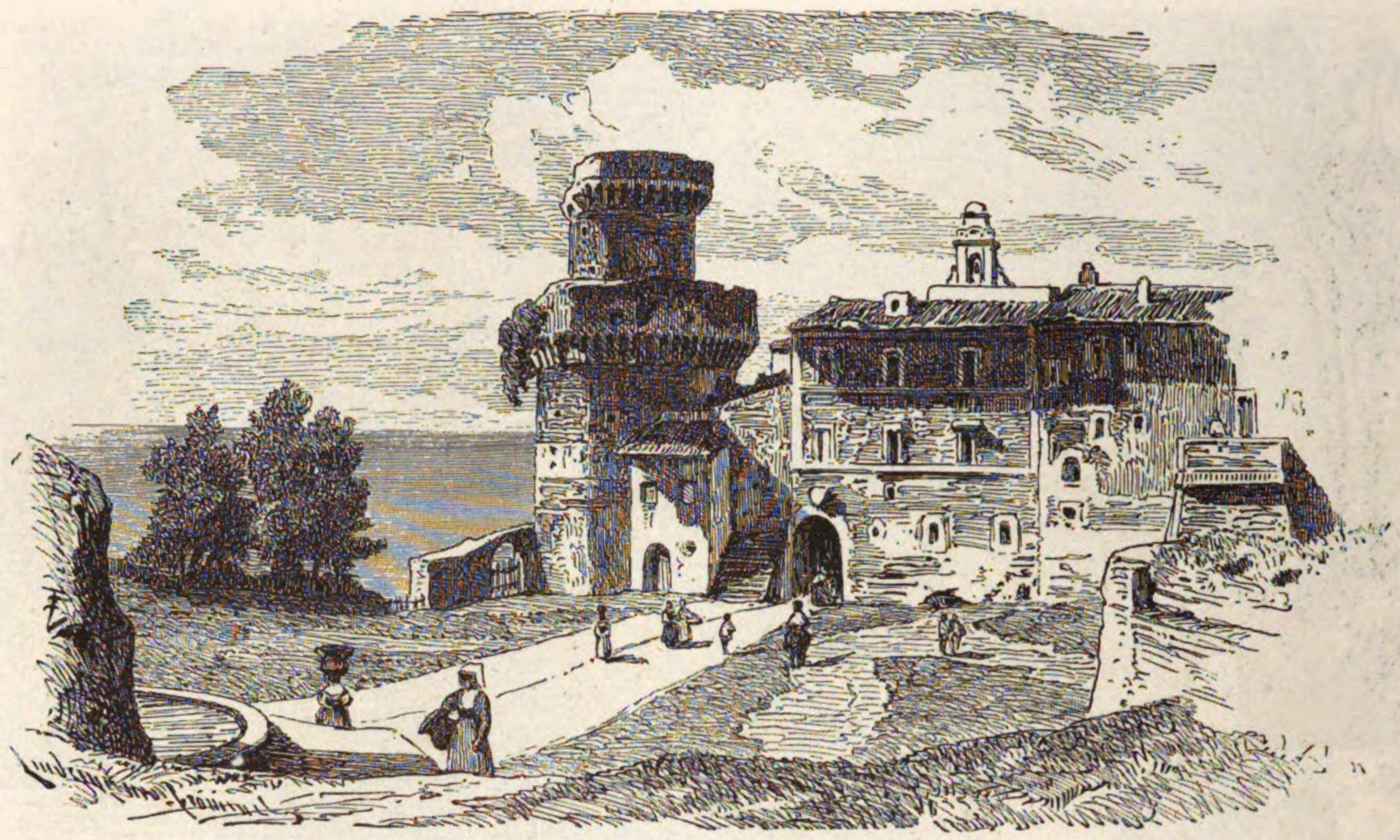
„Silvius, Alba's Geschlecht, dein nachgeborener Sprößling,
Welchen im Alter dir spät Lavinia, deine Gemahlin,
Dort in Wäldern erzieht, den König und Königserzeuger.“

Er wächst heran und regiert mit des Askanius Sohne Julus gemeinschaftlich die Stadt Alba longa.

Und Herrscher folgen auf Herrscher. Im trotzigen Romulus Silvius regt sich noch einmal die ahnenererbte, titanische Natur. Die Götter verachtend, strebt er, es ihnen gleichzuthun, und sinnt und sinnt dem Blitze und Donner nach, um diese nach seinem Willen mit eigenen Händen zu versenden. Da schleudert der erzürnte Jupiter den Strahl gegen ihn und zerschmettert den königlichen Frevler und Titan sammt seiner Königsburg. Gleichzeitig wuchs der Albanersee und schwoll über die Stufen herein und bedeckte mit seiner schweigenden Fläche das stolze Schloß, dessen kyklopische Mauern guten Augen noch heute in stillen Mondnächten sich zeigen.

Ihm folgt der gute Aventinus, dessen Grab dem Nachbarberge des Palatin den Namen gab, und endlich Procas und seine beiden Söhne: der gute Numitor und der böse Amulius. Numitor's Tochter aber ist die schöne Rhea Silvia, die süße Verbrecherin, eine albanische Vestalin. —

26



CIVITA LAVIGNA.

„Rhea Silvia wandelt, die fürstliche Jungfrau, der Tiber
Wasser zu schöpfen, hinab, und sie ergreifet der Gott.
So erzeugte die Söhne sich Mars! — Die Zwillinge tränket
Eine Wölfin, und Rom nennt sich die Fürstin der Welt."

(Goethe.)

Silvia steigt vom Heiligthum der Vesta zum Haine nieder, lauteres Wasser zu schöpfen am Quell. Der geheimnißvolle Abend wirft bereits seine Schatten auf die Bäume. Alles still ringsum. Die Sonne erlöscht, und rasch steigt das Dunkel von den Bergen nieder. Der Abendwind schauert durch die Wipfel. Da tritt der zur Heimkehr Gewandten ein Wolf über den Weg und scheucht sie in eine nahe Höhle.

Dort wartet Mars der Erschreckten und in tiefer Waldeinsamkeit löst er ihr den jungfräulichen Gürtel. Mit Weinen tritt sie in die Nacht hinaus, sie weiß, die Liebe bringt ihr, der Vestalin, den Tod. Doch tröstet der Gott die Zagende und verheißt ihr ewiges Leben in edlen Kindern.

In der Stunde der Geburt der Zwillinge erlischt das heilige Feuer im Tempel, der Altar der Göttin wankt und zürnend verhüllt ihr Bild sich das Antlitz. So wird denn Silvia's Schuld Amuliüs kund und ohne Zögern verurtheilt er Mutter und Kind zum Tode im Flusse Anio. Die sinkende Königstochter nimmt der Flußgott in liebenden Armen auf; und erhöht sie zu seiner Gemahlin.

Die beiden Kindlein aber, in hölzernem Schilde ausgesetzt, werden von freundlichen Wellen weiter getragen und weiter den Fluren am Meere zu. Der Anio übergibt sie dem Tiber, und dieser, zur Zeit in gewaltiger Schwellung, leitet und spült sie in ruhiges Wasser, in Schilf und Wald zwischen Hügel hinein. Am Fuße des Palatinus steht ein wilder Feigenbaum, der breitet mitleidig seine Wurzeln aus und hält das schwankende Schifflein der Gottessöhne fest.

Die Wasser verlassen die Flur und schmachtend liegen die weinenden Knäblein zwischen den Wurzeln. Eine Wölfin, der man die Jungen erschlagen, hört das flehende Klagen. Sie läuft herbei, die Verlassenen in die nahe Höhle des lykäischen Pan zu tragen. Sie schmeichelt ihnen, legt sie auf Laub und Moos und tränkt die Dürstenden. Der heilige Specht, des Vaters Vogel, und die den Augurien geweiheten Elster und Kiebitz fliegen herbei mit Früchten und süßer Nahrung. Die Sänger umflattern die Höhle, das Geschmeiß zu verscheuchen.

Dies bunte Getriebe der Vogelwelt verwundert den Faustulus, den gewaltigen Hüter der königlichen Heerden auf seinem Hirtenwege. Er eilt hinzu und staunend sieht er das sonderbare Schauspiel: die Kinder unter der Wölfin. Er nimmt sie und trägt sie zu seinen dürftigen Strohhütten auf palatinischem Berge. Dort empfängt sein Weib die



BRUNNEN UNTER OELBAEUMEN BEI TIVOLI.

Kleinen zu treuer Pflege, und frisch und frei wachsen sie in Gemeinschaft der zwölf Söhne Acca Larentia's zu fröhlichen Knaben heran. Frühe geübt in gewaltigen Waffen und wildem Trotz suchen und vertheidigen sie ihr Recht gegen raubende Thiere und Räuber, oft auch, als Keime römischer Natur, die Stärke in Recht verkehrend.

Sonst führten sie das Leben der Väter, hüteten ihrer Heerden, bebauten das Feld mit Ceres Gaben, und opferten als Bruderbund, den Aehrenkranz in's Haar mit weißer Binde geknüpft, den gütigen Göttern der Gauen. Quinctilier nannten sich, die Romulus folgten, des Remus Freunde hießen Fabier.

Da entbrennt ein Streit zwischen den Hirten des Numitor und Amulius, und bei dem Erntefest der Dea Dia locken die feindlichen Nachbarn den Remus in schnöden Hinterhalt, und schleppen ihn nach Alba zum Amulius. Der kühne Romulus ruft die versammelten Genossen zur Rettung auf, eilt gen Alba, erschlägt im Zorn, ihm unbewußt den, der seiner Mutter einst den Tod gab, und Numitor, in alte Rechte tretend, weist den ungestümen Jünglingen das Land am Tiber zur Gründung einer bleibenden Stätte an. Doch zwei Hügel stellen sich dar, jeder zur Gründung einer Stadt gar wohl geeignet, und zwischen ihnen sprießt wild empor die Saat der brüderlichen Zwietracht, bis Brudermord dem Doppelwillen das Haupt nahm.

Und Roma nannte sich die neue Stadt.

Wenn nun Romulus stolz mit weitschauendem Adlerblick auf den Thürmen seiner Roma steht, so sieht er wohl durch den Purpurschleier der aufgehenden Sonne in einen großen Tag, in eine goldene Zukunft hinein, sieht auf hohem Siegeswagen einherfahren in kaiserlicher Toga die thurmbekrönte Roma,

„Selig der Göttersöhn', und hundert Enkel umarmend,
Himmelsbürger sie all und olympischer Höhen Bewohner."

Und Rom wuchs — wuchs — — wuchs! — — —

Jahrtausende flogen in sausendem Schwunge vorüber. Ihr gewaltiger Fittig stürzte die Tempel, die Mauern, die Stadt, und stürzte die Throne. Scheu und verschüchtert sitzt heute die Sage in graue Schleier gehüllt, in den Trümmerhaufen des palatinischen Berges und birgt ihr Haupt zwischen den Knieen. Der Epheu kriecht an sie heran, und seufzend wehen die Zweige der Pinie im Mittagswinde.

Jahrtausende flogen vorüber und wir, ein neues, modernes Geschlecht, von Milch des Wolfes nimmer genährt,

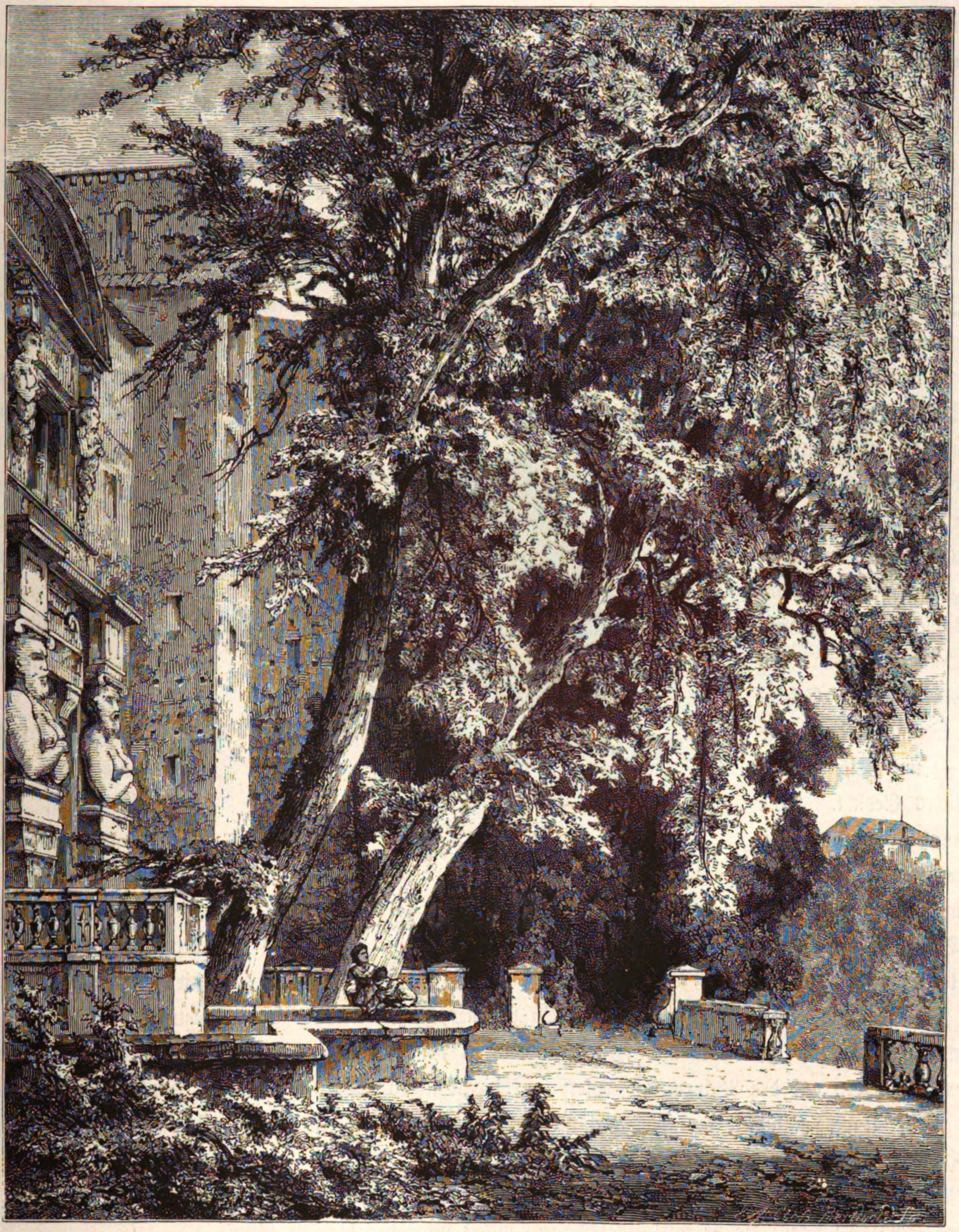


CASCADELLEN BEI TIVOLI.

wir stehen und staunen zwischen Ruinen. Unser strauchelnder Fuß irrt durch die zerbröckelten Reste einer großen Vorzeit, und Phantasie versucht mit kindischen Händen aus gestürztem Säulenwerk, aus Marmorbrocken und geschwärzten Mauersteinen das alte Rom, den Sitz aller Götter wieder aufzubauen. Wir wandeln als Fremde auf den Pfaden der Sage und Geschichte und ahnen einstige Herrlichkeit.

Das ist der Palatinus. Dort drüben, dichtes Schilf bezeichnet seinen Lauf, fließt noch immer der Tiber. Häuser und Ruinen drängen sich in den Thälern und die Anhöhen hinauf. In christlicher Ruhe beherrscht Sankt Peters ragender Dom die Stadt. Auch er beginnt bereits zu altern.

Das ist der Palatinus, und diese sonnenumflossene, freundliche Anhöhe auf seinem Scheitel ist das Auguratorium, von wo aus der forschende Romulus die verheißenden Geier fliegen sah. Still ist der Ort, zu rechter seliger Weihe



ALTE BAEUME IN VILLA D'ESTE.

und Befragung der großen Natur geschaffen. Aber diese schweigt in tiefem Geheimniß, kein Lüftchen regt die dunkeln Zweige der starrenden Steineiche. Still stehen die Blumen — schillernde, Hieroglyphen tragende Eidechsen liegen auf den Marmorresten. Wie so tiefblau ist der Himmel, doch leer ist er, leer und öde, und keines Adlers, keiner Tauben Flug gibt von dorther mehr ein Zeichen.

Tod ist Alles, Tod! Sich bald vollendender Tod. Rom fiel und fällt langsam, wie das Dauernde fällt, es fällt dem sterbenden Fechter gleich: das Schwert entsank ihm, der lauttönende Mund schloß sich zum Schweigen. Das stolze Haupt, noch berührt es den Boden nicht, doch leidvoll sinnend beugt es allmälig tiefer und tiefer dem Staube sich zu.

Ja, Tod ist Alles — und die kauernde, trauernde Sage nickt mit dem gramvollen Haupte stumme Bejahung. Aber des Sommers hohe Sonne lächelt so gleichgiltig darein, es lächeln die Blumen, es scherzen die weißen

Falter drüberhin — — die Natur ist ja so schön, und dieses Leid ist ihr fremd. Sie sendet ihren Lenz und mit duftenden Rosen, die sie den Gräbern streut, mit duftenden Veilchen und Myrthen will sie Alles gut machen.

„Ueber Leid und Untergehen
Lächelst du, du lächelst nur,
Ewige Natur!
Deine großen Blicke sehen
Immer die Verjüngung nur.

Ob dein Lächeln uns versöhne,
Oder ob das Herz uns bricht,
Danach fragst du nicht,
Wandellos in gleicher Schöne
Strahlt dein lächelnd Angesicht."

(H. Lingg.)

Ja schön ist die Sonne, der Himmel, die Luft Roms, und auf diesem einsamen Hügel weben und walten sie voll Harmonie in unbegränzter Schöne, und erfrischen das Herz, erheben den Sinn und weisen ihn weit über die Trümmer und Schranken hinweg auf die Ewigkeit des Weltgeistes und seine allgewaltigen, unzerstörbaren Gedanken hin. So saß er und dachte er einst in göttlicher Stunde und sann und rang, gewaltigster himmlischer Größe irdische Formen zu geben — und Roma ward der Ausdruck dieses Gedankens. Er träumte alsdann und dichtete — und Tibur ward sein liebliches Gedicht. Doch nur Gedankenfragmente, zertrümmerte Tafeln, verbrannte Pergamente sind uns überkommen, Bruchstücke des Liedes: das sind die Ruinen, durch die wir wandeln, die Ruinen am Fuße des Berges, und dort und da, und drüben im sonnenblitzenden Tibur. Aus diesen Trümmern aber bauen wir unsre Gedankenwelt und sind im tiefsten Herzen beglückt, wenn uns des Geistes Hauch mit süßer Ahnung des Verständnisses einmal das höher klopfende Herz erfüllt. Die Hand eines seligen Gottes rührt uns die Stirn, weiht uns, Theil zu nehmen an der Ewigkeit, und rückwärts zu leben Jahrtausende in seligen Stunden tiefen Schauens. — Und dieser Gott wohnt nur in Rom, o fühle ihn nur, erkenne ihn nur, öffne dein warmes Herz voll Liebe dem Schönen, so bleibt er dir gewiß kein „unbekannter Gott", und gern und freudig umwindest die Stirn du dir mit priesterlicher Binde, bauest den Altar aus Trümmern auf den Ruinen und opferst auf diesen sieben Hügeln, und kehrst, dem schönsten Glauben, dem Glauben an die Unvergänglichkeit der Schönheit gewonnen, ein Anderer, ein für alle Zeiten Geweiheter unter deinen kälteren Himmel zurück. —



RÖMISCHES MÄDCHEN.

Nirgends als auf dem Palatin weht uns der Hauch der Geschichte so tief eindringend an, und die stille Fülle eines Sommermittags, die weltverlorene Bergeinsamkeit gewähren höchsten Genuß.

Wir steigen vom Auguratorium hinab zum Rande des abschüssigen Berges, dessen Seiten mit üppiger, südlicher Waldvegetation freundlich umhüllt sind. Wir sehen den Ort der einstigen Cacustreppe, und da, unter uns, wo Epheu und Clematis, Dorngestrüpp und Rosengesträuch zwischen palmenähnlichem Schilf am dichtesten wuchern, wo es so feucht und kühl hervorweht, da ist die Höhle der Wölfin, das Lupercal; da grünte der heilige Feigenbaum.

Schaue links! Hier unter den Eichen, im Brombeergesträuch standen des Faustulus dürftige Hütten, deren eine noch lange in die Kaiserzeit hinein gepflegt und erhalten wurde. Die Stellen zeichnen aufgesteckte Tafeln. Nicht zweifelnd wollen wir an sie herantreten, sondern sie lesen, gläubig wie Kinder ein Märchenbuch. Kritiklos wollen wir träumen.

Für das Uebrige, für alle die wieder zum Lichte geborenen Reste, welche Höhen und Tiefen des palatinischen Hügels bedecken und füllen, ist „Name nur Schall und Rauch", wir freuen uns des Erhaltenen, doch fragen Vermuthetem nicht nach. Wir steigen auf breiten Stufen hinan zur einstigen Tempelhöhe und lassen unsern Blick auf ruhigen Wellen des Tiber hinabgleiten in die fernen Weiten der Campagna, weiter und weiter bis in's Tyrrhenermeer



ROM. VOM KLOSTERGARTEN DER S. SABINA AUF DEM AVENTIN

[illegible] — — [illegible] Sie sendet ihren Berg und mit [illegible] soll sie Alles gut machen.

[illegible] und verloren,
[illegible] und heiß.
[illegible]
[illegible]
[illegible] Angesicht."
([illegible])

[illegible] Hügel werden und wollen sie [illegible] und weilen [illegible] weit über die [illegible]



[illegible] sehr wandeln, die Ruinen am Fuße des Berges, und hier und da, und drüben im sonnenblitzenden Thale. Aus diesen Trümmern aber bauen wir unsere Gedankenwelt und sind im tiefsten Herzen beglückt, wenn uns des Geistes Hauch mit süßer Ahnung des Verständnisses einmal das höher klopfende Herz erfüllt. Die Hand eines seligen Gottes rührt uns die Stirn, weiht uns, Theil zu nehmen an der Ewigkeit, und rückwärts zu leben Jahrtausende in heiligen Stunden tiefen Schauens. — Und dieser Gott wohnt nur in [illegible] vom Schönen; so bleibt er dir gewiß [illegible] mit priesterlicher Würde, sowie den [illegible] und lehrst, dem schönen Glauben, dem [illegible], wo für alle Zeiten Geweihter unter [illegible]

[illegible] so tief eindringend an, und die [illegible] Genuß.

[illegible] Bergen, deren Seiten mit üppigen, [illegible] und da, unter uns, [illegible] am dichtesten wuchern, [illegible] grünt der heilige Feigenbaum.

[illegible] breiten des Kaukasus dürftige Hütten. [illegible] Die Steine zeichnen aufgehellte Reliefs. [illegible] ein Märchenbuch. [illegible]

[illegible] welche Höhen und Tiefen des [illegible] und der Arbeitenden, [illegible] und lassen unsere Blick [illegible] weiter und weiter bis [illegible]



ROM. VOM KLOSTERGARTEN DER S. SABINA AUF DEM AVENTIN.

hinein, bis da, wo der Himmel in einem dunkeln Purpurstreifen auf der stillen Erde ruht. Zurückgekehrt, lenken wir ihn hinüber zum nahen Aventinischen Berge; einst dem regsten Volksleben gewidmet und bedeckt mit unzähligen Tempeln, Gräbern und Erinnerungsstätten ältester Zeit, ist er heute öde und schweigsam und aus aller versunkenen Herrlichkeit sind nur drei christliche Klosterkirchen erwachsen. Santa Sabina heißt die eine, die größte, und sie steht, die beiden kleinen neben sich, unter den herrlichen Bäumen, wie eine fromme Christenmutter, die ihre Kinder zur Andacht geleitet.

Ein vollendetes Bild ist diese Klosterkirche mit ihrer Umgebung.

Thurm und Dach und weiße Mauern heben so freundlich sich aus dem Grün hervor, der andere Theil ist halb versteckt hinter den Pinien, Eichen und Cypressen. Umgeben ist sie von Weingärten und Kornfeldern, auf heidnischem Boden zu heimlicher, heiliger Feier des Liebesmahles gerüstet.

Wir wenden uns um, und sitzen und ruhen auf den Stufen der einst marmorglänzenden Academie, und begeistern uns mit altrömischen Jünglingen und Männern an dem schwungvollen Vortrage gewaltiger Verse der alten Klassiker. Vor uns liegt die Stadt in ihrer ganzen Breite und bis zum vaticanischen Berge — der reinste, tiefste Himmel breitet seinen Zauberschleier über uns, und der Sonne Licht wird freundlich gedämpft durch den duftigen Schatten hoher schwarzer Cypressen, die mit stolzem Gipfel über die Mauern dringen. Hier war der Ort der Sammlung zu edelster Anschauung und hier standen lebendig vor aller Augen die strahlenden Verse Virgil's, die er seiner großen Roma zuruft:

„— inclyta Roma
Imperium terris, animos aequabit Olympo,
Septemque una sibi muro circumdabit arces,
Felix prole virum!"

Ja! glänzende, herrliche Roma, die du die Macht mit der Erde begränzest, wie den Muth mit dem Himmel, sieben Hügel mit Einer Mauer umschließend, ja jauchze und freue dich deines Heldengeschlechts! — Mit welchem Jubel feierte dieses Geschlecht einst den Tag der Einigung der sieben Hügel! Da stiegen Freudenfeuer von allen Höhen und erfüllten mit Opferduft die Wohnungen der Götter. Welch schönes Fest war dieses Septimontium! Doch schöner ist das des morgenden Tages. Das ist der 20. September, wo diese alte Siebenhügelstadt, vereinsamt, und verlangend seit langer Zeit, als schönster Edelstein dem Diadem der königlichen Krone von hundert Perlen italischer Städte eingereihet wurde. Nicht sieben Hügel nur, nein alle Berge und alle Thäler von jenen fernen Alpen bis zum griechischen Meere freuen sich dieses Tages. Ihm leuchtet die Gegenwart im strahlenden Lichte, und Himmel und Sonne, Land und Meer lächeln so freudig Zustimmung.

Wir aber sehen einen altehrwürdigen Priester die steilen Tempelstufen niedersteigen, der Opferbrand dampft im Verlöschen — er löst sich die priesterliche Binde aus dem weißen Haar und wandelt gesenkten Hauptes nach dem Hintergrunde.

Auf dem Capitol aber leuchtet die purpurstreifige Toga — der König Italiens ist's, der sie trägt. Kein Opfer dampft, aber des Volkes Ruf, er erschüttert die Säulen des Himmels. Es jauchzt und jubelt voll Männerfreude: Evviva la Roma nuova! Und siehe, hoch am heitern Mittagshimmel hält eine Götterhand den hellen Stern: la Stella d'Italia, hoch, hoch empor.



IN DER VILLA BORGHESE.

Die ewige Stadt in moderner Toga.

Du locktest uns zurück zur Oberwelt,
O Geist des neunzehnten Jahrhunderts!
Es kehre, sagtest du, ein neu' Geschlecht,
Dem Schutt entsteig' ein schöner heil'ger Bau,
Schon strebten aufwärts selbst für Ewigkeiten
Gegründet neuen Göttertempels Säulen."

(J. D. Falk.)

* * *

Auf flüchtigem Feuerrosse dampft und donnert die moderne Zeit, auf eisernen Culturstraßen die alten Römerwege kreuzend, über die braune, aller Cultur baare Ebene dahin, an den antiken Meilensteinen vorüber, der ewigen Stadt entgegen. Wie ein im trotzigen Wellenschlage urplötzlich versteinertes Meer breitet sich das hügelige Land der Campagna zur Rechten und Linken des Schienenweges aus. Träge und verdrossen bleibt der Tiber auf seiner Bahn zwischen grauem Weidengebüsch hinter dem flüchtigen Zuge zurück. Ein purpurner Nebel deckt die Ferne, ein eherner Himmel liegt auf dem Lande. Licht und Gluth schalten und walten hier frei und unbehindert mit gewaltiger Macht. Kein Zeichen kündet, daß wir uns der einstigen Herrscherin der Welt nahen. Wir träumen. Weit in die Zeit Evanders hinein, als noch einzig wildes Hirtenleben diese Fluren belebte, träumen wir uns, und die Landschaft selbst, wie günstig ist sie solchem Traum. Da ziehen noch wie einst weißschimmernde Rinderheerden, oft gebadet im heiligen Clitumnus, den braunen Hügel hinan, gefolgt vom sonnenverbrannten Hirten auf flüchtigem Pferde. Er zügelt sein Thier, er schaut finstern Blickes zurück nach dem Zuge, nimmer fassend den Fortschritt der Zeit. Er schwingt mit lautem Rufe seine Lanze und verschwindet im aufwirbelnden Staube der Campagna. Eine Pferdeheerde steht am Wasser, mit gehobenen Köpfen schauen die schönen Thiere nach der dampfenden Locomotive, und flüchten wie ein



SEGGIOLA DEL DIAVOLO IN DER ROEMISCHEN CAMPAGNA.

Wirbelwind von dem Flußufer weiter in die verbrannte Fläche hinein. An den Haltestellen überall das scheue, wettergebräunte oder fieberbleiche Landvolk Latiums.

Weiter! Hier auf einem Hügel ein alter zerfallener Thurm, von Epheuranken schwermüthig überdeckt — dort ein trümmerhaftes Wohnhaus, ohne Fenster, rauchgeschwärzt — hochaufgethürmte Stroh- und Kornfeimen — trauerhafte Trümmer einer längst verfallenen Wasserleitung — unangebaute Länderstrecken — — immer weiter durch die Ebene und immer dieselben Bilder.

Der Reisende beugt sich aus dem Wagen und spähet in den Nebel des Horizontes hinein: sie muß doch endlich erscheinen! Da! ist es Sinnentäuschung? eine vom Meere aufsteigende Wolke vielleicht? Denn dorthin liegt das Meer. Er schaut schärfer — nein! das ist nicht Täuschung, das ist sie in Wahrheit, die hohe Kuppel der Peterskirche. Da ist Rom! Und hochauf zuckt es in seinem Herzen. Dort ist Rom! Nicht mehr vermag er den Blick von jener Seite zu wenden. Aber der Dom verschwindet wieder, Hügel decken ihn — — er taucht wieder auf, in gleicher Ferne noch — er versinkt wieder, und lange, lange muß die fieberhafte Ungeduld sich bezähmen, ehe das ganze Bild aus seinen Nebelschleiern sich enthüllt.

Ja, das ist Rom, von sanften Hügeln umstanden, von denen die schwarzen Cypressen und hohen Pinien aufsteigen. Weiße Landhäuser stehen auf der Grenze der Stadt, an welche die braune Wüste dicht, dicht, bis unter die Fenster herangedrungen ist.

Der gellende Schrei der Dampfpfeife erschallt und der Zug donnert in die modernen, mit vielen bunten Städtebildern geschmückten Hallen des neuen römischen Bahnhofes. Wie in den Kaiserzeiten schwirren alle Sprachen auch jetzt in gehobenem Tone bunt und verwirrend durcheinander. Von antiken Völkern, deren Laute sonst hier ertönten, von stolzen Syrern, von rauhen Sarmaten und Sygambrern, von sonnengereiften Aethiopiern, würdevollen Aegyptern und kriechenden Griechen — von allen diesen zwar ist fast kein Rest geblieben, dafür aber kommen heute die starken Söhne und sanften Töchter der blonden Nordlandsbarbaren, deren starke Urväter einst römischen Reiter- und Thürsteherdienst versahen, antike Schweizer, antiker Bourbonen. Sie kommen in hellen Scharen an, wohl kenntlich an dem scharlachrothen Evangelium des Coblenzer Cicero. Es steigt einher mit gewaltiger Würde, in jedem Auge

27

das Nil admirari, der stolze Britanner, stumm die Ruinenwelt überschauend. Am Arm führt er die lockenprächtige Gattin, hinter sich der wißbegierigen Töchter junonische Schar. Dort windet behend sich durch die Menge, leicht schlüpfend wie die Schlange seiner geschmeidigen Sprache, der Sohn gallischer Erde.

Aber unbehindert wandeln sie Alle dahin: kein bedrohlicher Polizeisoldat des allmächtigen Sejan fragt ihrem Namen, ihrem Stande und Zwecke nach. Das moderne Rom hat offene Thore, und frei wie der Wind durch die Gassen streicht, wandelt auch der Fremde durch die Stadt.

Es ist luftiger geworden hier, und leichter athmet, wer in der Erinnerung die Jahre zurückblättert, wo er bei einstigem Besuche verhaßten Zwanges schnöde Hinderungen so mannichfaltig und doch geduldig ertragen mußte.

Luftiger, wohliger und wohnlicher ist die Stadt geworden, aber der verherrlichende Purpurstreifen ward der neuen Toga noch nicht aufgenäht, der liegt noch in des Zukunftschneiders Händen. Die Stadt ist eine werdende. Das merken wir alsbald, wenn wir den Bahnhof umwandeln und zur Pforte auf den Platz hinaustreten. Die Bäumchen und die Gartenanlagen duften nach gutem Willen, und das Pflaster besteht mehr aus vortrefflichen Vorsätzen als guten Steinen. Die massenhaft aufgeschichteten, behauenen und unbehauenen Steine ringsum wissen auch seit langer Zeit nicht mehr, ob sie einst alten Gebäuden gedient, oder neuen dienen sollen. Ruinenhaft ist, was sich zur Rechten darstellt: das sind die mächtigen Diocletiansthermen, in welche hinein und aus denen heraus man eine Menge moderner Kirchen, Klöster, Häuser und Hallen gebaut hat, die auch wieder, wie berührt von der ruinirten Nachbarschaft bereits auf der Grenze des Verfalls stehen und dieß durch staubgraue Mißfarbe, durch Risse und Sprünge, durch blinde, längst nicht mehr geöffnete Fenster und morsche, weichende Thüren zu verstehen geben. Wie noch hier an seiner viminalischen Pforte, so bestand Rom, ganz Rom bis vor wenigen Jahren aus uralten Ruinen, aus antiken, mittelalterlichen, neueren und modernen; aber aus Ruinen überall, und das Volk, in diesen Ruinen geboren, mit ihnen verwachsen, ließ verfallen, was verfallen wollte. Im päpstlichen Rom rührte keine Hand sich, dem allgemeinen Verfalle irgendwie mit Nagel und Kalk entgegenzuarbeiten.

Die Wasser aus allen Enden der Stadt, in jedem Hofe, auf allen Plätzen rauschten so verführerisch, so traumerweckend, die 365 Kirchen waren so süße Schlafstätten der müden Seele, daß man in jahrhundertelangem Schlafe den Verfall der Stadt nicht wahrnahm, und schlafwandelnd unter den Ruinen sein dem Epheu ähnliches vegetirendes Dasein fristete.

Da kam ein frischer Herbst, und da donnerten eines Morgens die Kanonen vor der Stadt. Ihr Schall übertönte das Rauschen der Wasser, übertönte die Glocken der Kirche und die Stimmen der singenden Mönche. Der Dampf des Geschützes drang scharf in die offenen Thüren der Kirchen und war mächtiger als der süße sinnebenehmende Weihrauchsduft.

Und der Römer erwachte!

Er erwachte, rieb sich die verschlafenen Augen, und da sah er, daß er unter Ruinen wohnte; da sah er, daß ihm das eigene Vaterhaus über Nacht vernichtend auf den Kopf hätte stürzen können, und er ermunterte sich bald ganz. Rüstig trat er an's Werk, dem neuen Rom das neue würdige Gewand anzuziehen: und bald wird eine Zeit kommen, wo nicht mehr blos Wasserüberfülle und Ueberfülle von Kirchen die Hauptmerkmale Roms sind. Wenig Jahre noch, und Rom steht auf Einer Stufe mit den würdigsten europäischen Schwesterstädten. Noch ist es nicht so weit, und davon überzeugt uns die erste Wanderung durch die Stadt. Die Wüstenei war im Laufe der Zeit zu tief in ihre Straßen hineingedrungen, die öde Bauernlandschaft der Campagna hatte zu breit sich um ihre Thore gelegt, wie eine Bettlerschar vor die marmornen Palasttreppen — so daß die alte stolze patrizische Stadt mit sammt ihren exclusiven Grafen- und Herzogspalästen, mit ihren Baronal- und Cardinalsvillen nahe daran war, gründlich zu verbauern, unterzugehen unter plebejischem rauhem Hirtengeschrei und Heerdengetriebe. Lagerte der Büffel und weiße Stier nicht schon frech und täglich frecher auf dem Forum, am Capitol, die heiligen Ruinen in schnödester Weise entweihend? Malerisch, ja, aber sehr entgegen den modernen Begriffen von der Civilisation einer edlen Weltstadt, wie Rom vor Aller Augen sein wollte. Das heerdennährende Gras wuchs auf allen Plätzen, vor dem Lateran weideten die Ziegen, und frech und breit lagerte sich der faule schmutzige Campagnabettler mit Weib und Kind an jedem ihm gutdünkenden Orte. Sehr malerisch diese Straßenbilder, nette Gruppen für Bleistiftreisende, aber Alles



AM BRUNNEN IN EINEM ROEMISCHEN HOFE

[illegible] der stolze Britanner, [illegible] Am Arm führt er die lockenprächtige [illegible], [illegible] sich der wißbegierigen [illegible] [illegible] durch die Menge, leicht [illegible] wie die [illegible] seiner geschwindigen [illegible]

[illegible] wandeln sie [illegible] des allmächtigen [illegible] ihrem [illegible] und frei wie der Wind durch die [illegible]

[illegible] Erinnerung die Jahre zurückblättert, [illegible] so mannichfaltig und doch geduldig er- [illegible]

[illegible] der verbreichende Purpurstreifen ward der [illegible] Händen. Die Stadt ist eine werdende, [illegible] auf den Platz hinaustreten. Die [illegible] mehr aus vortrefflichen [illegible] ringsum wissen auch [illegible] werden sollen. Ruinenhaft ist, was sich [illegible] hinein und aus denen heraus man eine [illegible], wie berührt von der [illegible] Mißfarbe, durch Risse und Sprünge, [illegible] Thüren zu verstehen geben. Wie noch hier [illegible] Jahren aus uralten Ruinen, aus antiken, [illegible] und das Volk, in diesen Ruinen geboren, mit [illegible] Rom rührte keine Hand sich, dem allgemeinen [illegible]

[illegible] auf allen Plätzen rauschten so verführerisch, so [illegible] Seele, daß man in jahrhundertelangem [illegible] unter den Ruinen sein dem [illegible] ähnliches [illegible]

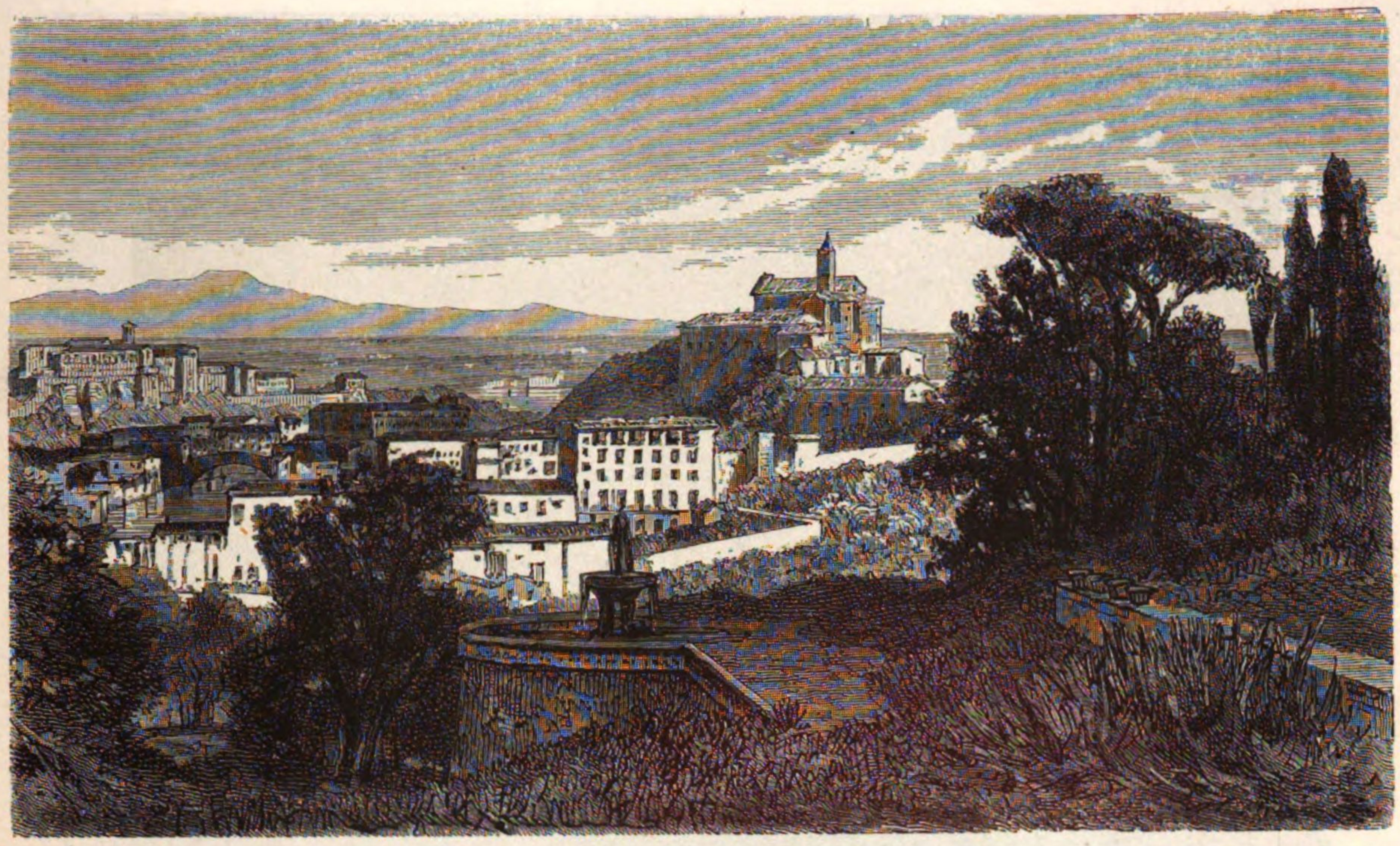
[illegible] die Kanonen vor der Stadt. Ihr Schall [illegible] und die Stimmen der singenden Mönche. Der [illegible] als der [illegible] sinnbenehmende [illegible]

[illegible]

[illegible] daß er unter Ruinen wohnte; da sah er, daß [illegible] können, und er [illegible] [illegible] Gewand anzuziehen; und [illegible] die Hauptverkünde [illegible] Schwesterstädten. [illegible] Die Wüstenei war im Laufe der Zeit [illegible] zu breit sich um [illegible] alte stolze patrizische Stadt [illegible] nahe daran war, [illegible] Begehungsstriche. [illegible] die heiligen Ruinen in [illegible] wie Rom [illegible] auf allen Plätzen, [illegible] Campagnaarbeiter mit [illegible] Gruppen für [illegible]



AM BRUNNEN IN EINEM ROEMISCHEN HOFE.



ROM. VILLA LANTE AUF DEM JANICULUS.

an seinem Orte: einer modern zu frisirenden Stadt steht solches Ungeziefer nicht zu Gesicht. Wer da dem Werkmannsrufe:

„Nicht lang gefeiert! frisch! die Mauersteine
Herbei! Den Kalk, den Mörtel zugefahren!" —

wer dem nicht Folge leistet, soll vor die Stadt. Wie schön, wie viel schöner macht sich die Staffage draußen im Grünen. Der Maler und wer das Malerische liebt, wird es am Tage auch dort noch aufsuchen, und sich des Abends der neuen Stadt erfreuen.

Rom wird und muß vom Zeitgeiste nivellirt werden, seine altmodische Toga des Forums wird sich einst nicht mehr von dem neumodischen Fracke der Boulevards und des Westend unterscheiden: aber nur ohne Sorge! Es wird dennoch immer Rom bleiben, und seine Ruinen werden nie roth, grün und weiß angestrichen werden, sondern dieselbe altersgraue Farbe behalten, die wir auch in unzähligen kleinen Gassen und Gäßchen der Stadt noch manches Jahr bewundern wollen.

Stürzt euch nur einmal in ein solches Quartier der Stadt, wo die frische Septemberluft noch nicht hingedrungen, und ihr könnt Rom von dem letzten Nestchen der Volsker- und Sabinerberge in nichts unterscheiden. Wie muß man sich wundern, wenn die Herren Maler beschwerliche und theuere Wanderungen nach jenen Bergen unternehmen, um nach monatelanger Arbeit mit einer Mappe voll gemalter alter Hausthüren, verwinkelter Treppen, zerbrochener Fenster, hängender Thorflügel und anderer durch das Alter gestempelter Motivchen zurückzukehren. Das Alles, und noch viel mehr, haben sie viel älter, viel zerbrochener und darum viel malerischer in den wilden Vierteln ihrer heiligen Stadt, und den gleichen volskischen oder sabinischen Duft noch obendrein. Wandert, und wundert euch über die Freiheit der Arbeit inmitten des hauptstädtischen Schmutzes der engen und engsten Gäßchen; staunt sie an die schwarzen Gebäude mit verrosteten Eisenthoren, von denen ihr nicht wißt, ob es einst Prachtpaläste oder düstere, mittelalterliche Gefängnisse waren.

Auf schlüpferigem, holprichtem Pflaster strauchelt euer Fuß, mit Ekel wendet das Auge sich von den an unheimlichen Fensteröffnungen aufgehängten Wäschstücken und Lumpen ab, mit Schauder streift es die höhlenähnlichen Wohnungen der Armuth, die Löcher, die Bottegen, wo das Volk sich seine Nahrung, seinen Trank holt. Das Alles ist wohl ebenso malerisch wie die schmutzigen, säuebevölkerten Straßenwinkel Subiaco's und Olevano's. Aber diese Viertel können gestürzt werden, Luft und Licht können auch hier einen fürstlichen Einzug halten, und Rom wird trotzdem das schöne, das gewaltige, herrliche Rom, unser malerisches Rom bleiben.



LIEBESPAAR.

Der gewöhnliche Reisende, der die Größe des Vergangenen nicht faßt, und das Werdende aus dem Bestehenden nicht herauszufühlen vermag, fühlt sich in Rom meist sehr enttäuscht, und schwärmt nur in der Peterskirche, oder für die Stadt, wenn er sie als Ganzes aus der Entfernung bewundern kann.

Wer aber gute Ohren hat, der hört die Stadt wachsen. Wem gute Augen geworden, dem leuchtet aus dem Auge des Römers eine sonnige Zukunft, und die feinere Nase riecht durch allen Broccoli- und Waffelnduft hindurch den Hauch eines neuen Frühlings. Ein anderer Hauch aber schwebt noch jetzt, und wie schon immer, über der Stadt: das ist der süße, weiche Hauch philosophischer Ruhe und der Behaglichkeit veredelter Lebensanschauung, der freundlich einladende Ernst schöner tiefer Geistesarbeit.

Und dieß bietet keine Stadt der Welt in dem Grade wie Rom. Wer in Rom als Fremder die Pfade leichtsinniger Gemeinheit wandeln und unthätig, die Manneshände in Taschen, am Lebensmarkte stehen oder sie zu kleinlichen Spielereien in irgend einer Kunst erheben kann, der verdient überhaupt nicht in Rom zu sein, oder der hat nie begriffen, was er in dieser ernsten Stadt will.

Die schweigende Vergangenheit, der trauervolle Ernst ihrer Trümmer lehrt uns den Blick nach innen richten, und nichts bunt Zerstreuendes tritt an den Geist, nichts unwürdig Aufregendes tritt an die Seele heran.

In diesen stillen Gartenwohnungen, in welche nicht einmal das leichte Rauschen der hier nur flachen Tageswellen dringt, wo nur der Wind von der Campagna her heimlich Einlaß begehrt, in deren Höfen nur



IN VILLA MASSIMO.

die klaren Wasser murmeln — in diesen Gartenwohnungen lebt der Frieden, wie an keinem Orte der Welt. Es ist ein Frieden, wie ihn das abgelegenste, einsamste Eiland nicht zu bieten vermag: kein Gottes-, sondern ein Götterfrieden.

Wer sich ernster Gedankenarbeit ergeben, wer in den Geist des Schönen eindringen, oder in dem täglich neuen Reize des ihn umwehenden wunderbaren Hauches einstiger Größe und Schönheit und gleichzeitig unter dem glanzvollen Lichte der Geschichte leben will, wer glücklich sein möchte auf seligem geistigen Gebiete, der muß in Rom wohnen. Aber auch wer unglücklich war in der öden kalten Welt da draußen, wem die grauen Wellen des Schmerzes im nächtigen Dunkel trauriger Tage um die verzagende Seele gefluthet, der findet in Rom die Ruhe des Herzens wieder und allen Trost in Leid und Thränen. Denn was ist verrathene Liebe oder ein gebrochenes Herz auf einem Boden, von dem der Wind im Staube die Asche von Nationen aufwirbelt? Und was sind Thränen, diese Thautropfen der abendlichen Dämmerungsgefühle der Herzen, gegen das Blut, womit sich die Nacht des Unterganges römischer Größe einleitete?

„Seht dort das Pantheon, und denkt: in Rom
Woll' Sterben eines Einzelnen nicht gar
Viel sagen!"

Grabbe.)

Nein wahrhaftig nicht! Hier lernt die Seele die größeren Schmerzen der Welt verstehen und verlernt dabei ihren kleinlichen, schwachgeistigen Erdenschmerz. Die blaue süße Blume der Lyrik blüht auf diesem Boden nicht, um die Ruinen rankt düster und schweigend die ernste Blume der Passion. —

Diese historische Farbe aber wird der Stadt ewig bleiben, sie wird nicht verändert durch das jeweilige von der Engelsburg wehende Banner, und darum mag sich das Angesicht der neuern Stadt ändern wie es will, mag man ihr, wie dereinst den Marmorbüsten römischer Kaiserfrauen, von Zeit zu Zeit einen andern Kopfputz aufsetzen: die ernsten schönen Grundzüge werden dieselben, werden ewig unverändert bleiben.

Die heutige Stadt steht, noch immer in die zwei alten streitigen Stücke getrennt, auf einer großen Wage. Deren eine Schale füllt der Vatican, deren andere der Quirinal, und die Geschichte steht als Nemesis und hält die Wage hoch über das Land hin in unnahbarer Hand. Die Wagschalen schwanken wohl hin und her, und soll das eiserne Schwert eines modernen Brennus noch einmal den Ausschlag geben? Vae victis! Doch hoffen wir, daß Bürgertugend siegt.

O Roma! Roma! lang lagst du verschmachtet
Im blut'gen Staub, ein Spott der Nationen,
Jetzt trägst du wieder deine alten Kronen
Und strafst verachtend, wer dich noch verachtet.

Schienst schön, doch schwach dem, der dich einst betrachtet
Jetzt sieht bei Schönheit er die Stärke wohnen,
Sieht köstlich sich der Duldrin Treue lohnen
Und hell dein Auge, lange schwarz umnachtet.

Und steigen jetzt zu deiner heil'gen Erden
Die Fremden von den Alpen unter Waffen,
Wie reife Ernte dich hinwegzuraffen:
Zurück! des Tiberstroms ital'sche Heerden
Soll'n mit den Wassern fremdes Blut dann trinken,
Dein Schwert wird in der Freiheit Sonne blinken!

Das Volk! Das römische Volk! Der Geist des Alterthums und alter Geschichte, der in Rom gleichsam Gestalt annimmt, hat sich auch in diesem Volke verkörpert und es nicht blos zu dem körperlich schönsten, sondern auch geistig tüchtigsten und würdigsten der apenninischen Halbinsel gestaltet. Das römische Volk hat die große politische Aufgabe seiner an der Spitze Italiens stehenden Stadt begriffen, und besitzt die ganze Fähigkeit, diese Aufgabe zu Ende zu führen, das ist aber: das gute Beispiel zu geben, die Initiative zum Besten zu ergreifen, in seinem Schooße die Würde des großen Ganzen mit Gut und Blut zu wahren. Und wer da frech behauptet, dieses Volk sei verfallen und verfault bis in des Lebens tiefsten Kern, der lügt, der hat keinen Einblick gethan in das Leiden und das Leben desselben. Das deutsche Volk hatte in den langen dunkeln Jahren trauriger Mißregierungen viel gelitten, und sein Blut mit seinen Thränen vergossen, aber es war doch lebensfähig geblieben, und erwachte, da die Zeit erfüllet war, zu neuem Leben. Was aber das römische leiden mußte, dem die blutigen Wunden auch den Geist zerschnitten, hat es nie erfahren, und daß dieses noch lebt und hoch wieder auflebt nach kurzer Zeit der Erlösung, ist ein Beweis, daß es noch viel lebensfähiger als das deutsche ist. Wenn es bisher unser Mitleid verdiente, so verdient es jetzt, wo es sich in seiner plötzlichen Freiheit so würdig benimmt, unsre höchste Achtung.

„Or che del proprio brando ti sei cinta,
T'ammireranno le straniere genti
Vincitrice del Mondo, e non più vinta!"

[illegible]

[illegible] und verlernt dabei ihren [illegible] Boden nicht, um die [illegible]

[illegible] verändert durch das jeweilige von [illegible] ändern wie es will, mag [illegible] Zeit zu Zeit einen andern Kopfputz aufsetzen [illegible]

[illegible] auf einer großen Wage. [illegible] die Geschichte steht als Nemesis und hält die [illegible] schwanken wohl hin und her, und soll das [illegible] Vae victis! Doch hoffen wir, daß [illegible]

[illegible]

[illegible] dem senken,
[illegible] küssen!

Das [illegible] Geschichte, der in Rom gleichsam [illegible] bloß zu dem körperlich schönsten, sondern auch [illegible] Das römische Volk hat die große politische [illegible] und besitzt die ganze Fähigkeit, diese Aufgabe zu [illegible] die Initiative zum Besten zu ergreifen, in seinem Schoße [illegible] Und wer da frech behauptet, dieses Volk sei verfallen [illegible] Einblick gethan in das Leiden und das Leben [illegible] Jahren trauriger Mißregierungen viel gelitten, und sein [illegible] lebensfähig geblieben, und erwachte, da die Zeit erfüllet war, [illegible] blutigen Wunden auch den Geist zerschnitten, hat [illegible] nach kurzer Zeit der Erlösung, ist ein Beweis, [illegible] Wenn es bisher unser Mitleid verdiente, so verdient es jetzt, [illegible] unsre höchste Achtung.

„[illegible] del proprio [illegible] ti sei cinta,
T'ammireranno le straniere genti
Vincitrice del Mondo, e non più vinta!"



PIAZZA MONTANARA MIT DEM THEATER DES MARCELLUS.

Ein Grundzug aber ist auf die Stirne dieses Volkes gemeiselt: das ist der tiefe Ernst seiner Weltanschauung. Rom war nie eine leichtsinnige, übermüthige Stadt, die lustig in den sonnigen Tag hinein lebte und sich allein froher Feste erfreute, und Rom lebt auch heute nur in der ruhigen Freude eines in den rosigen Frühlingstag hineinblickenden Reconvalescenten, über dessen lächelnden Wangen die Thränen bangen Kummers eben vertrocknet, der aber in der reinen Himmelsluft seine Kraft allmälig erstarken fühlt. Der Zug des Ernstes findet sich wieder auch bei dem letzten Campagnabauer, denn keiner hat die lange trübe Zeit leicht genommen. Diese Leidensjahrhunderte voll rauher und roher Mißhandlungen des Volkes waren nicht im Stande, den ursprünglichen großen, noblen Typus zu zerstören, wie ja auch die antiken Erinnerungen in schönen Traditionen selbst unter dem gemeinen Volke noch fortleben, dem die alten stolzen Namen der Urväter, deren Stolz es erbte, alle noch wohlbekannt sind. Noch heute weist die römische Race, wie die Bevölkerung einer abgelegenen Insel wohl unterschieden von der es umwohnenden oberitalienischen, toskanischen und napoletanischen, die Formen und den Typus der alten Römer auf. Kräftig und untersetzt ist der Körper des Römers, fest gerundet das Haupt. Die Augen sind schwarz, das Haar ist schwarz, die Haut leicht gebräunt. Die Glieder stehen in schönem Verhältniß zum Körper, Hände und Füße aber sind fein und klein, auf eine veredelte Race deutend.


KIRCHHOF AM MONTE SERRONE.

Sein Blick ist lebhaft und feurig, durchdringend wie sein Wort, das er mit anmuthiger Leichtigkeit beherrscht. Ohne kriechend oder affectirt zu sein, ist der Römer von ausgezeichneter Artigkeit in seinem Benehmen. Sein Auftreten zeigt eine gewisse Feierlichkeit, wie damals, als die Siebenhügelstadt noch Herrscherin der Welt war. Ist dieses Wesen ihm zur Gewohnheit geworden unter dem Ernste seiner Umgebung, oder ward es mit ihm geboren? Viel mag wohl der Ernst der Ruinenstadt dazu beigetragen haben, der ja auch den Geist des Fremden alsobald in seinen magischen Banden gefangen nimmt. Im Besitze dieses Ernstes und einer großen Selbstachtung, betrachtet der Römer alle Ereignisse von einem hohen würdevollen Standpunkte aus, und würdevoll öffnete er den neuen Dingen die Thore seiner Stadt und brachte den Ueberbringern derselben eine fürstliche Gastfreundschaft entgegen. Wir brauchen solche Gesinnung nicht blos unter dem Dache des gebildeten Bürgers zu suchen, auch unter dem offenen Himmel der dürren Campagna wächst sie, und der armselige Hirte zeigt sie durch würdevolle Haltung auch unter den Lumpen seines armseligen Mantels.

Diese Selbstachtung war es, die den Römer in dunkeln Jahren oben erhielt, die das ganze Volk conservirte trotz der traurigen Erziehung, welche aus dem feinen Marmor Fratzenbilder schlagen wollte. Diese Selbstachtung hielt ihn fern von weichlichem, leeren Jammern, sie lehrte ihn feige Rache zu unterdrücken und sich beherrschen bis zur völligen Todesverachtung. Noch heute wissen die Quiriten des letzten Stammes mit Würde und Ruhe zu sterben, wie ihre Vorfahren, die dem Tode ja immer männlich in's Angesicht schauten.



STELLA, ROEMISCHES MODELL.

Nennt es immerhin Roheit, wenn dem Römer von einst wie jetzt das liebevolle, germanisch-zärtliche Eingehen in die Natur fehlt, wenn jener mit dem Schwert so rasch war, wie der Römer von heute mit dem Messer, wenn er wenig fühlt bei dem Leiden der Creatur — aber Charakter ist darin, und jedenfalls mehr, als in jenen verweichlichten Jünglingen, die bleich werden, wenn eine Taube geschlachtet wird, oder in feiges Jammern ausbrechen, wenn sie ungewohnte Schmerzen erleiden. Die römische Republik bildete diesen Charakterzug aus, und durch ihn ward das alte Rom groß und gewaltig und fähig, die Völker zu beherrschen, durch ihn kann es noch heute gewaltig und groß werden, wenn nur erst die Jahre, in denen diese Eigenart durch Gewalt niedergehalten wurde und in Feigheit verkehrt werden sollte, ein wenig verschmerzt sind. Denn zwischen dem für eine edle Sache sich in den Tod stürzenden Decius Mus und dem für eine nichtige sterbenden Jüngling ist zunächst kein Unterschied, als der der Absicht, der Erziehung.

Dasselbe schöne Bild zeigen die römischen Frauen.

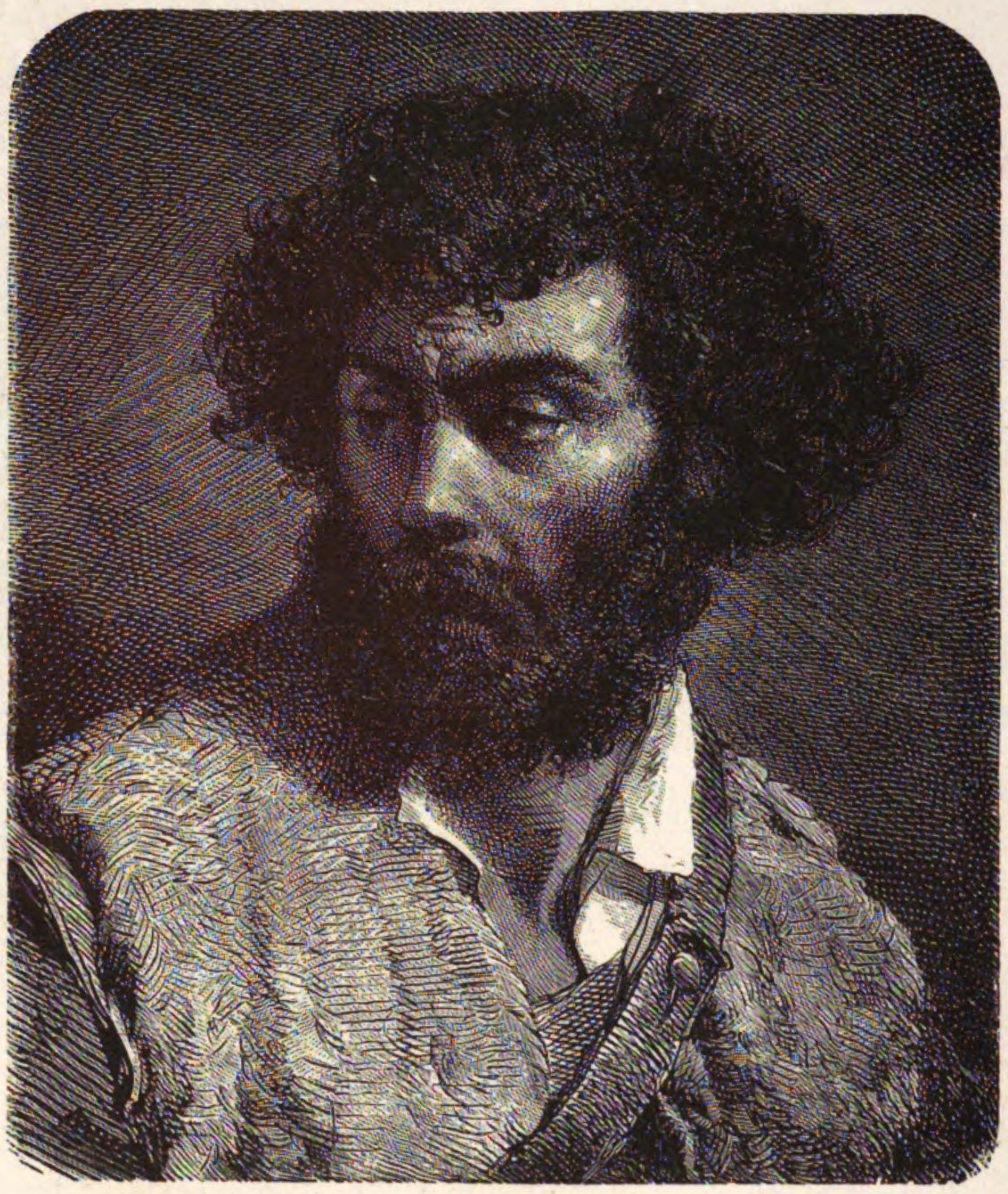
Sie sind der direkte Gegensatz von einem deutschen Gretchen, dessen blonde Zöpfe ein sanftes träumerisches Köpfchen umwinden, dessen blaue Augen auch bei Tage der milde dämmernde Mondschein erfüllt. Die Römerin repräsentirt die klare Entschiedenheit. In der Römerin tritt uns das ganze große, selbstbewußte Weib mit Ernst und



BLUMENHAENDLERIN IN ROM.

Hoheit entgegen. Ihre Schönheit ist durch die ganze Welt bekannt und hat ihresgleichen nicht im übrigen Italien. Lieblich mögen die Mailänderinnen sein, graziös die Venezianerinnen, reizend die Frauen von Florenz, und lebhaft, ja feurig die Neapels — die antike ruhige und leidenschaftslose Schönheit des römischen Weibes, und dessen hohen Sinn und Geistesstärke besitzen sie nicht.

Möglich, daß derjenige, der nur griechische Schönheit schön findet, und schön mit lieblich identificirt, den Römerinnen die Palme streitig macht, dafür ist aber die römische Schönheit eine von der griechischen durchaus verschiedene, verschieden wie Sprache und Poesie dieser beiden antiken Welten. Die weiche Sanftheit, die lyrische Zartheit und entgegenblühende Lieblichkeit eines griechischen Kopfes zeigt das römische weibliche Angesicht nicht: es ist kräftiger ausgeprägt, mächtiger und großtöniger, zum Epos angelegt. Die griechische Form der jungfräulichen Venus ist in diesem Körper unter italischer Sonne zum Weibe herangereift, zum Weibe, hinter dessen breiterer Stirn nicht blos die Gedanken schöner Liebe schlummern, sondern auch das Bewußtsein einer gewissen Herrschermacht; zum Weibe, dessen mächtige Hüften und stolze Brüste geschaffen sind, einen Romulus und Remus zu tragen und zu säugen. Diese schönen vollen Arme wissen nicht blos in liebendem Verlangen den Mann zu umfassen, sie schwingen, wenn es sein



CAMPAGNOLE.

muß, auch Schwert und Lanze und rächen geschehene Unbill auch ohne Hülfe des Mannes. Wie die gewaltige Camilla Virgils:

„Jetzt verschleudert sie dicht nacheinander die schlanken Geschosse,
Jetzt ergreift mit der Hand sie unermüdet die Streitaxt;
Golden umrauscht ihr die Schultern der Trivia Bogen und Rüstung."

Sklavin des Mannes ist die Römerin darum nimmermehr, im Hause waltet sie wie eine Königin, wie Odysseus Gattin, frei und selbstbewußt. So fehlt auch ihren großen strahlenden Augen der weiche flehende Ausdruck der Schüchternheit, welcher den Schutz des stärkeren Geschlechtes anzurufen scheint; fehlt ihren Zügen das süße zur Liebe in seliger Mondnacht einladende Etwas, jene Gefühlsschwelgerei in zärtlicher Hingebung. Wenn ich die Römerin verstehe,

„dann versteh' ich den Marmor erst recht".

Goethe's geliebte Juno der Villa Ludovisi, vor deren Büste er so oft seine Morgenandacht verrichtete, trägt theilweise diese großen Züge in dem entschiedenen, göttlichen und doch reizvollen Mund, in dem auf Entschlossenheit deutenden Kinn, der mächtigen Stirn, und in den stolzen, von leiser Verachtung gehobenen Nasenflügeln.

Göttin und Weib zugleich, und beides in höchster Vollendung;
Wo doch beginnet das Weib — was doch ist göttlich an ihm?
Weiblicher Reiz er entflammt, er zieht uns zu deinen Füßen,
Doch vor der Göttin versinkst bald du in stummes Gebet.

Blonde Römerinnen sind selten, aber die Fülle der schwarzen Locken kleidet so königlich prächtig zu der leicht bronzirten Haut, welche die goldenen Sonnenstrahlen des reifenden Sommers in sich eingesaugt hat, zu dem Granatblüthenroth der schönen Lippen.

Lebhaftigkeit, wie sie die napoletanischen Frauen offenbaren, und Koketterie ist diesen römischen Frauengestalten nicht eigen. Sie wandeln daher wie Königinnen, diese schlanken Leiber mit den breiten Schultern und Hüften, dem



TRASTEVERINERIN.

schön getheilten Nacken, mit dem engen Gürtel; sie wiegen sich nicht, sie biegen sich nicht, und doch schweben sie saumnachschleppend dahin wie wandelnde Göttinnen. In ihnen fand das höchste Gesetz der Plastik seine Erfüllung. In ihnen finden vereint sich, wie die sieben Farben der Iris, die sieben Schönheiten, von denen der Volksmund durch ganz Italien singt:

„Sette bellezze vuole aver la donna,	Schönheiten sieben sei'n dem Weib gegeben,
Prima che bella si possa chiamare:	Bevor es wirklich schön sich wolle dünken:
Alta dev'esser senza la pianella,	Hoch sei sie, ohn' in Schuhen sich zu heben,
E bianca e rossa senza su' lisciare,	Und weiß und roth, doch ohne sich zu schminken,
Larga di spalla, e stretta in centurella,	Von Schultern breit, doch eng im Gürtel eben,
La bella bocca, e il bel nobil parlare.	Von schönem Mund will edles Wort man trinken.
Se poi si tira su le oscure trecce,	Und wenn dann dunkle Locken sie umschweben,
Decco la donna di sette bellezze."	So sind die sieben alle ihr gegeben.

(Tigri, Canti pop. tosc.)

Diese körperlichen Schönheiten sind begleitet von einem würdigen, artigen Benehmen, und von bezaubernder Wirkung ist das „bel nobil parlare", die herrliche Sprache der Römerin. Wer sich einmal ganz diesem Zauber einer solchen

Rede hingegeben, deren tiefe weiche Töne und flüssige Vocale, melodisch und harmonisch sich wie Gesang, wie südliche Blumen um die Seele des Hörers ranken und schmiegen, der vergißt ihn nimmer. Wie Lied der Sirenen ertönt er dem nordischen Ohr. Aber auch der Italiener preist seine Sprache sprüchwörtlich als am schönsten in römischem Munde: Lingua toscana in bocca romana!

Hinter allem diesem verbirgt sich eine edle Seele, ein hochfliegender Geist; und auch dieser war lange niedergehalten, aber auch er wird wieder emporwachsen und schönen Flug in die Morgenröthe nehmen.

Daß von allen diesen Schönheiten der lebensfähige Keim auch in dem armen gemeinen Weibe der Campagna und des absonderlichen Trastevere schlummert, ist ersichtlich. Nur gleichen dieselben hier mehr der durch ungünstige Bedingungen niedergehaltenen Vegetation. Wie die Pflanzen und Bäume der stolzen römischen Gärten blüht und wuchert die hohe vornehme Schönheit. Arm und hager, gebräunt von südlicher Sonne und Luft, wandelt das dürftige Bauernweib einher. Aber auch sein Gang ist stolz, aber auch seine Augen leuchten wie zwei Flammen, wie zwei klagende Flammen, zeugend von Hunger und Fieber, welche beide als lang fortgeerbte Krankheiten seine Adern durchglühen. Charakter ist auch in diesen Zügen, und wenn das Gesicht von Alter und Arbeit, von Sonne und Regen ganz verwettert und verwittert, tief gebräunt und gerunzelt ist, es wird immer noch charakteristisch sein, und wenn es nur ganz und voll die Züge einer Hexe zeigte. Von den stumpfen, oder impertinent spitzen Zügen, die das Alter so oft den Frauen anderer Nationen aufprägt, ist hier nichts zu sehen. Deßhalb sind sie alle geborene Modelle, und man denke nur nicht, daß mit den wenigen buntgekleideten Modellen, mit den jungen großäugigen Mädchen und den haarverwilderten Scheinhirten, die wir alle Tage auf der Via Sistina oder der spanischen Treppe, und auf den Stufen der Kirchen in der Nähe von Malerateliers schaustellerisch gelagert sehen, die Zahl derselben schon erschöpft sei. Da fangen die wahren, die echten, schönen, vielleicht gar nicht an, denn diese so viel gebrauchten und auf so mancher Leinwand wieder zu findenden Charakterköpfe verrathen nur zu oft einen etwas von den höheren Anschauungen der Antike abgewichenen Geschmack, und passen vielleicht nur als Staffage zu der so gern gemalten, durch Baustillosigkeit und Kleinlichkeit sich auszeichnenden Hüttenarchitektur. —



ABATINO.

Sentimentalität besitzt das römische Mädchen nicht, und Weiber aus dem Volke unterhalten sich über tragische Messerstiche, wie unsre Frauen über Redwitz's süßlyrische Amaranth; sofort, wenn der Eine mit Tode abgegangen, die Partei des Andern, des unglücklichen Verbrechers ergreifend. Dem Todten ist nicht mehr zu helfen, aber dem interessanten, bemitleidenswerthen Verbrecher, der „das Unglück hatte", Jemand umzubringen, dem könnte Hülfe noth thun. Denn da haben sich jedenfalls schon die verwünschten Carabinieri hinter ihm hergemacht, in deren Hände er nimmermehr, nein nimmermehr fallen darf. Wo der übereilte, durch seine Leidenschaft hingerissene Verbrecher eintritt und seine Bluthistorie erzählt, findet er Schutz. Die Frauen voll Neugierde drängen bemitleidend sich dicht an ihn, die Kinder staunen ihn an, wie einen Heroen der Geschichte, die Männer bewundern ihn und helfen ihm gern mit allem Möglichen.

Auch das ist ein scheinbar grausamer Zug, und doch verräth er, wie soll man sagen, eine gewisse praktische Lebensart, die durch Erziehung in andere Bahnen gelenkt zum Guten führen müßte.

Im Uebrigen ist das Volk unendlich harmlos und gutmüthig, und diese Meinung behalten wir, wenn wir mit ihm in noch so nahe Berührung kommen; den natürlichen Anstand setzt es in keinem Momente außer Augen. Das wird Jeder gern bestätigen, der das Volk bei seinen Festen, bei seinen Spielen in der Stadt wie vor den Thoren aufsuchte. Nie ist der Fremde einer Unbill ausgesetzt, einer ganz besonderen Berücksichtigung aber erfreuen sich die Frauen, einheimische, wie fremde, in Bezug auf Wort und Handlung der Männer. Dieser Zug der Liebenswürdigkeit ist bei einem Volke gewiß nicht gering anzuschlagen, und berechtigt, wenn alles Andere tröge, zu den schönsten Hoffnungen für seine Erziehungsfähigkeit; denn wo natürlicher Takt vorhanden, hat die Erziehung ein leichtes Spiel. —



ROEMISCHES MODELL.

Unter den Gebildeten macht sich ein Hang zur Satyre bemerklich und drei Figuren, die zu wahren Volksfiguren wurden, waren die Träger, gleichsam die Repräsentanten dieser Satyre. Jede Stadt hat deren.

In Neapel ist es lu cuorpo de Napole, in Mailand der Uomo di Pietra, Sior Nioba in Venedig, in Rom aber Pasquino, Marforio und der Abate Luigi. Das sind drei trümmerhafte Steinfiguren von räthselhaftem Ursprunge, welche durch verschiedene Jahrhunderte schon als Träger der geschriebenen Satyren aller Art dienten, und dem ganzen römischen Volke ebenso gut bekannt waren, wie einem Kunstkenner die Statuen des Apollo, der capitolinischen Venus und des Antinous. Ja, man gab sogar den Straßen, auf denen ihre Standorte waren, ihre Namen, und noch heute findet man eine Via di Pasquino, Via di Marforio und Vicoletto dell' Abate Luigi.

Vom Pasquino stammt jenes allbekannte Wort: Quod non fecerunt Barbari fecerunt Barbarini. Das war Papst Urban aus dem Hause der Barberini, der um Ersparnisse zu machen, die altehrwürdigen Marmordenkmale plündernd zerstörte, in dieser Weise schlimmer als die Barbaren hausend. — Bei einer andern Gelegenheit, als ein unbedeutend Pfäfflein mit Einem päpstlichen Zauberschlage Cardinal geworden, und seine Schwester, eine arme Wäscherin, dem Waschzuber entlaufen war, fragt Pasquino den über und über mit Schmutz bedeckten Marforio: „Wie schmutzig bist du, Marforio, und was seh' ich: auch das Hemd hast du nicht einmal gewechselt?“ „„Sei ruhig, sei ruhig!““ antwortet Marforio, „„denn meine Wäscherin ist gestern zur Prinzessin geworden.““

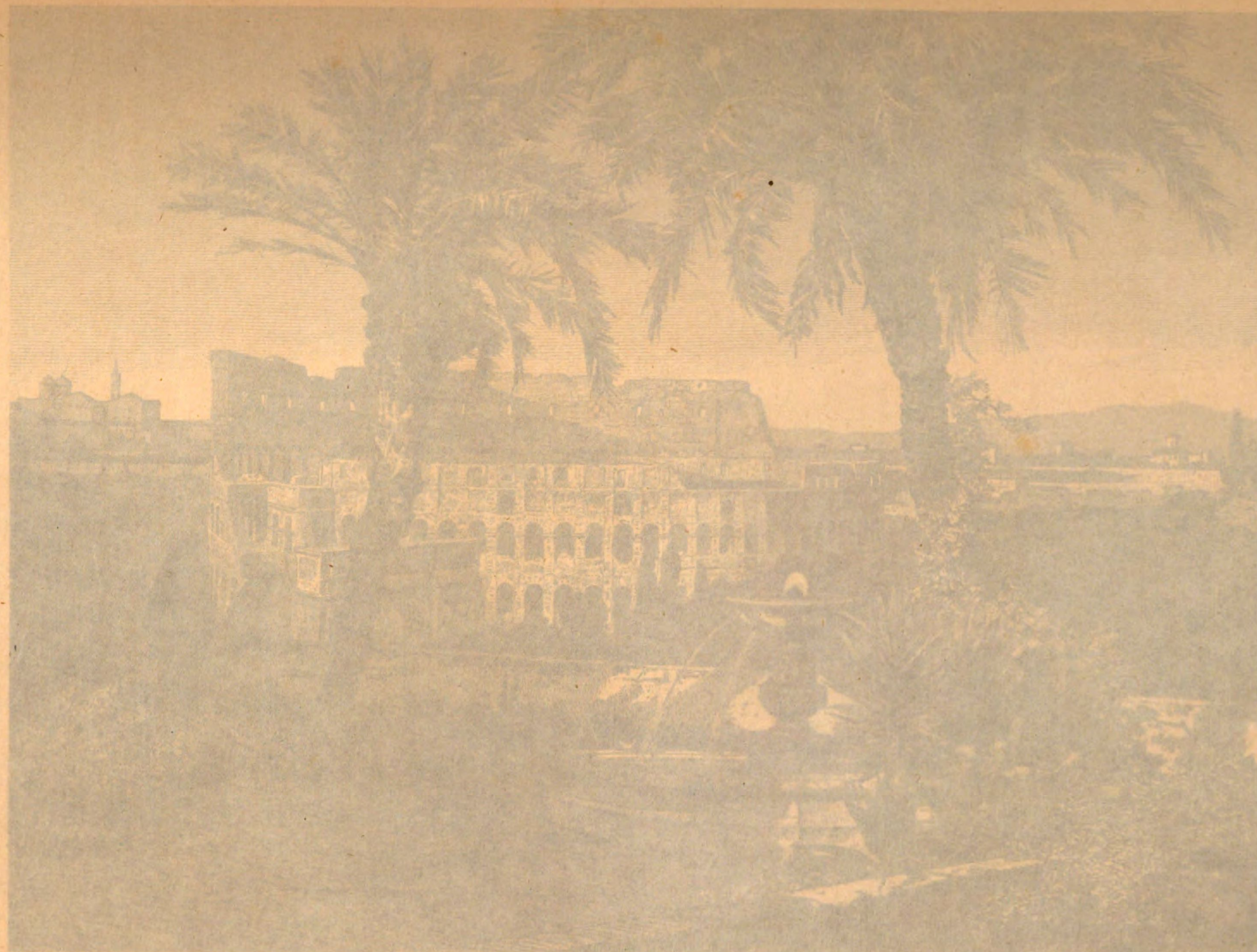
Auf der Straße des Pasquino wohnte der Advokat Giovanni aus der Familie de' Cesari; dieser macht Hochzeit mit Jungfrau Cornelia, einer geborenen Roma. Dieser Cornelia Tugend unterlag einem öffentlichen Zweifel und deßhalb warnte Pasquino satyrisch freundschaftlich:

„Caesar cave, ne Roma tua respublica fiat!"

Der junge Ehemann geht vorüber, liest die Warnung und klebt in stiller Abendstunde als Antwort die stolzen Worte darunter: „Stulte! Caesar imperat!!!" Aber schon am nächsten Morgen fand sich hinzugefügt: „Imperat! Ergo coronatus est!"

Als Gregor XIV. seine Reise durch die Provinz antrat und die verhaßten Herren der Verwaltung allein zurückblieben, fragt Pasquino den Marforio: „Warum weinst du?" Und Marforio antwortet: „„Wie kannst du fragen? Haben wir nicht den Hirten verloren? Wer wird jetzt die Schafe bewachen?"" „Dummkopf," tröstet Pasquino, „bleiben uns nicht die Hunde zur Wacht der Heerde?" —

Diese, wie hundert andere ähnliche, bezeichnen nur den geheimen Haß gegen das damals Bestehende, der sich auf eine Weise wenigstens genug thun mußte. In Zeitungen war dieß unmöglich, sie existirten nur als bleichsüchtige Schatten aus der Unterwelt, und irgendwie Gedanken anregende Bücher erlangten nimmermehr das Nihil obstat des allgewaltigen Censor Theologus. So war denn Preßfreiheit nur an dem Busen der alten Marmorgestalten, des Pasquino und seines Freundes Marforio, jener klassischen Prototypen der kladderadatschlichen Müller und Schulze zu finden. Jetzt ist das anders! Wie die Stymphaliden der Unterwelt flattern lautschreiend tausend und tausend Zeitungsblätter, politische Vögel aller Farben, satyrische Fledermäuse und zänkische Sperlinge um die Dächer und Fenster des Vatican, der exclusiven Wohnungen des grollenden Stolzes, wie um die Bürgerhäuser und Hütten. Das kreischt und singt, und schmettert und flötet in den Morgenhimmel hinein, die Stimme der Freiheitsnachtigall übertönt sie alle. Wohl viele halten sich die Ohren zu, aber laut noch klingt es in ihren Traum hinein. Und wenn Priester das auf allen Straßen jetzt öffentlich verkaufte Evangelium heimlich einhandeln und zerreißen ließen — sie thaten nicht gut daran, denn die zerrissenen Blätter standen andern Tags als Witzblätter wieder auf, und hackten auf allen Straßen nach den Geängsteten, so daß sie sich nur selten mehr öffentlich sehen lassen konnten. Nur selten, selten zeigt sich heutigen Tages das schwarze Gewand des Priesters in der Menge, nur selten fährt eine Cardinalscarrozza, und dann ohne blendenden Glanz, den Corso entlang, und die Spaziergänge auf dem lorberreichen Monte Pincio sind den hohen Würdenträgern gar arg verleidet. Sie liebten so sehr die französische Militärmusik, und die spielt seit ein paar Jahren nicht mehr unter jenen Lorberbäumen. Dadurch hat das neue Rom einen anderen Anstrich bekommen, der ihm bei Leibe nicht schlecht zu Gesichte steht. Mit der neuen Ordnung der Dinge ist nämlich von anderer Seite her mehr Leben in der Stadt geworden, das ist von der Seite des Handels, der Industrie: der bürgerlichen Arbeit überhaupt. Der Römer ist nicht träge von Natur, aber sein gar zu großer Festkalender stellte sich breit wie ein Kirchenthor vor seine Arbeit, so gewöhnte er mit der Zeit sich an ruhende Hände, oder beschäftigte sie im unschuldigen Spiel. Der Festkalender ist jetzt allseitig und breit von der piemontesischen Scheere beschnitten worden und Niemand sehnt sich nach den Schnitzeln zurück. Die ernste Arbeit entfaltete bereits ihre schöne Wunderblume und Rom darf einen gesegneten Herbst erwarten. Die ernste Arbeit aber „duldet nicht der Leyer Klang", duldet nicht Tanz und Spiel, auch ihr Kleid ist streng und grau, und so werden wir mit der Zeit, wie jetzt schon mehr und mehr das bunte Kostüm von den welterobernden französischen und englischen Kattunen besiegt und verdrängt ward, einmal erleben, daß die Arbeit das Spiel vertreibt, und unsere Kindeskinder werden es nur in alten Reisebeschreibungen noch lesen, daß es einst in Rom einen Carneval, Pferderennen und Tombola gab, daß hier einst das Ballschlägerspiel, die Boccia, das Discuswerfen, Mora und Saltarello in Blüthe standen, dafür aber ist ihnen vergönnt, zu sehen, was wir im Werden nur schauten: die alte herrliche Roma in modernster Toga. —



COLOSSEUM VOM PALATIN AUS



COLOSSEUM VOM PALATIN AUS.

In den Ruinen.

„Wie tief ist euer Schlaf, ihr heimgegang'nen
Jahrhunderte, wie tief ist eure Nacht!
Wir Säulen theilen nun mit aller Pracht
Des Herrschers Loos, das Schicksal der Gefang'nen,
Des Sternes, der in's ew'ge Nichts zerfloß —
Und groß ist nur die Seele, die das Loos,
Das sie betrauert, auch verewigt, groß
Ist nur die Menschenseele. Schlaft!"

(H. Lingg.)

* * *

Tritt leise auf, o Wanderer; denn unser stiller Gang führt uns auf einen großen Kirchhof, auf den römischen Kirchhof antiker Kunst. Zieh' auch die Schuhe von den Füßen, denn der Ort, auf dem du stehest, ist heiligster Boden. Wo einst das Edelste, das Höchste sich der Menschenseele von Angesicht zu Angesicht offenbarte, da fühlen auch wir noch der Götter Odem uns leis umwehen, da bauen auch wir uns noch heute die Welt des Schönen in tiefem Schauen auf. Wohl fragt sich unser Herz: mußte diese schöne Welt in Trümmer gehen, mußten diese Tempelhallen und alle Götter in Stücke geschlagen werden, ehe wir wissen sollten, was wir sind, was wir können und — nicht können?

Eines nur wird uns ganz klar. Wie groß, wie unendlich herrlich und lichtvoll mußte diese untergegangene alte Welt in ihrer Jugendfülle sein, wenn die Scherben ihres Sarges uns jetzt noch so tief ergreifen.

Noch steht die Göttin Roma auf dem Capitol, aber sie ist eine Königin der Einöde, Herrscherin über leere Königreiche geworden. Wohl umragen sie noch die stolzen Säulen, die gewaltigen Mauern und Bogen, die Thürme und Thore, aber zerrissen, gestürzt, zerbrochen und geschwärzt von Feuer, Rauch und Blutdampf.

Und auf dem Pantheon sitzt die Geschichte, ein vieltausendjähriges Weib, und schaut im Traume noch tief in jene Götterabendröthe, und starrt mit todten Augen in die nächtige Welt der Trümmer.

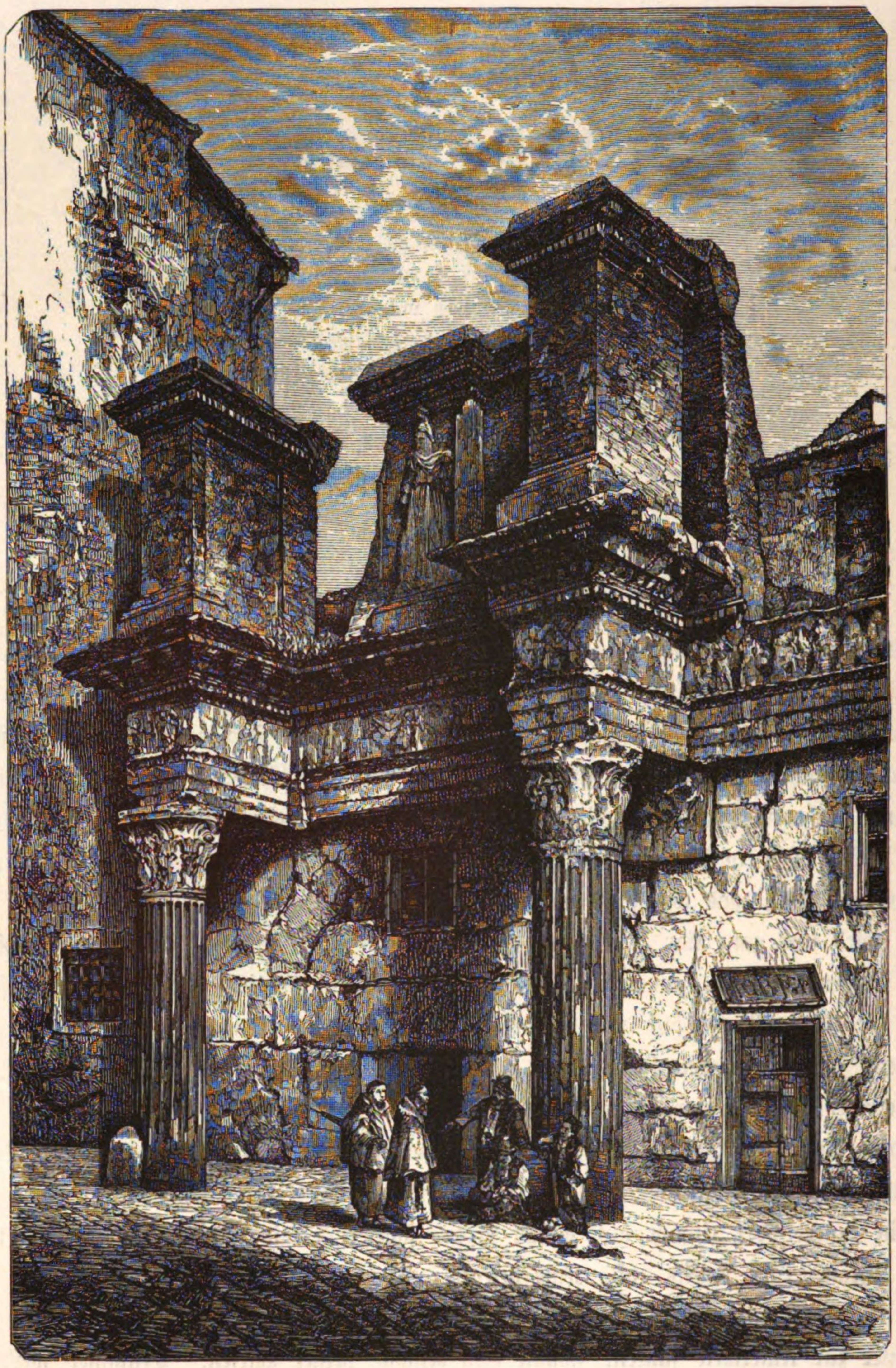
Eine Göttin kauert dort einsam auf nackter Erde, schleierlos mit wirren Haaren, im tiefsten Harme das schmerzlichverzogene, thränenreiche Antlitz auf's Knie gesenkt.

Wie wahr ist geworden, was der Mund des Propheten mit schrecklichem Worte dereinst verkündet: „Deine Pracht wird hinunter zur Unterwelt fahren, sammt dem Klange deiner Harfen. Trümmer werden dein Bett sein, und Staub deine Decke. Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern!"

Und doch! Wäre von all der entschwundenen Herrlichkeit uns nichts geblieben als das Pantheon, nichts, als der göttliche Apoll und die Venus des Capitols — es genügte uns, die alte Schöne zu fassen, und jener Schönheit eine neue Stadt zu bauen und diese zu bevölkern mit einem göttergleichen Geschlechte.

Und hätten wir nichts, als jenen trotzigen Felsen des Kolosseums — es würde genug sein, uns den Begriff der Größe jener Welt vor die Seele zu führen. Größe und Schöne sind aber die Merkmale, die das alte Rom auf alle seine Werke prägte, die sich in seinen weltüberschauenden Augen zu Einem Glanze spiegelten. Größe und Schöne in göttlicher Harmonie sind aber auch das Ideal des zugleich vorwärts und aufwärts strebenden Menschengeistes. Diese Welt barg sie einst, jetzt aber sind sie untergegangen; in den Trümmern der alten Kunst suchen wir sie mühsam zusammen, und alles Forschen und moderne Klügeln und Sichselbstüberstürzen, alles Versuchen und scheinbare Vollenden gleicht dem Nachtwandeln eines Träumenden: die Pforte jenes goldenen Hauses bleibt uns modernen Culturmenschen vorläufig verschlossen. Nur im Atrium wandeln und walten wir, Thürhüter eines Königspalastes, und sehen durch die goldenen Gitter die Götter thronen.

* * *



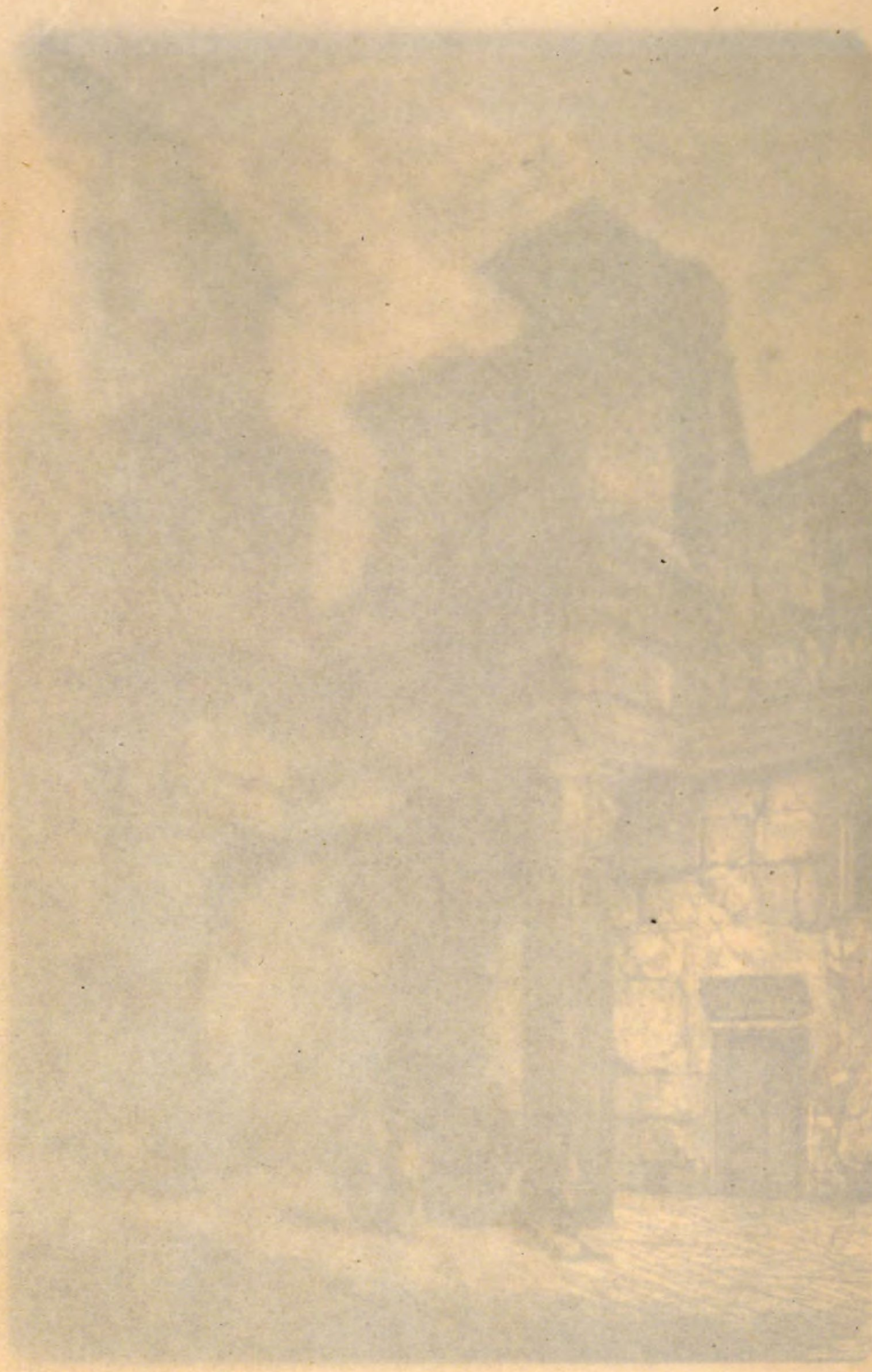
MINERVA-TEMPEL AUF DEM FORUM DES NERVA.

Der Abend löscht eben der Sonne Fackel aus, und fliegt auf den purpurnen Flügeln des Traumes von den sanftschimmernden Höhen in die Gassen der Stadt hinein. Mit leiser leichter Hand wischt er hier die flüchtigen bunten Farben des Tages von den Mauern, von allen Bildern, von Blumen und Bäumen, und pflückt die letzten bleichen Rosen von den Thürmen und Kuppeln der Stadt. Wo er fliegt, da geht das laute Leben zur Ruhe. Sein Freund kommt aus der Ferne, der Mond, der sanfte Verklärer der Formen, und wo er geht, wo seine Schleier wallen, da schließen die tausendjährigen Wunden sich. Die geborstene Säule hebt sich wieder stolz wie einst und schmiegt sich durch silberne Strahlenbänder der einsamen Schwester an, da fügt sich wieder Stein dem Steine und alle Bilder leben auf. Das grüne Moos, des ernsten Alters Zeichen, wird goldener Schmuck auf Dach und Gesims.

Und höher steigt der Mond, und immer stiller wird's auf den Straßen; dort nur rauschen unermüdet und laut in die Nacht hinein die frischen Brunnen, die Becken und Muscheln mit ihren Wellen füllend. Auf diesen Wellen aber schwimmen die Mondstrahlen und alle Sterne, und sie hüpfen so glitzernd, so kühl, in plätschernder Luft über das feuchte Element. Sie schlüpfen über die Mauern der Gärten und vereinen sich mit der Blumen geheimem Duft.



FORUM ROMANUM.



[illegible]

[illegible] auf den purpurnen Flügeln des Traumes von den [illegible]. [illegible] leichter Hand wischt er hier die flüchtigen bunten [illegible] Blumen und Bäumen, und pflückt die letzten bleichen [illegible] geht das laute Leben zur Ruhe. Sein Freund [illegible] und wo er geht, wo seine Schleier wallen, da [illegible] sich wieder stolz wie einst und schmiegt sich durch [illegible] Stein dem Steine und alle Bilder leben auf. [illegible] auf Dach und Gesims.

[illegible] auf den Straßen; dort nur rauschen unermüdet und laut in [illegible] Muscheln mit ihren Wellen füllend. Auf diesen [illegible] und sie hüpfen so glitzernd, so kühl, in plätschernder Lust über [illegible] Gärten und vereinen sich mit der Blumen geheimem Duft.



FORUM ROMANUM.



IDYLLE IN DEN RUINEN DES VESPASIANS-TEMPELS IN ROM.

Nun schläft wohl die ganze Stadt — die Nacht ist da.

Sie ist gekommen: so weich, so wonnig! Was erfüllt dich, o Seele? Was macht dich so seligtraurig?

Von drüben herüber singt laut eine gefangene Nachtigall — das ist unser Herz, das, eingeschlossen in der engen Brust, unruhig hüpft und sich in Tönen ergehen möchte. Niemand als der schweigsame Nachtwind wandelt jetzt mit uns noch durch die Straßen. Er wehet weiße wallende Wolken vom Monde herab auf die Erde; über die Dächer der Häuser schreiten sie und kommen näher — — die purpurnen Säume der langen Gewande rauschen majestätisch über breite Stufen — goldene Diademe glitzern — —. Ist es Traum? Das sind sie, die ewigen Götter! Alle, alle kamen sie, ihren alten Sitz zu nehmen in dem mächtigen Hause, ihnen geweiht. Das Pantheon!

Da steht es, das erhabenste Götterhaus, selbst wie ein erstandener Gott taucht es aus der Nacht empor. Nicht mehr voll schwermuthsvoller Trauer, mit der es der helle Tag übergießt, wo es, ein verirrter Fremder, in dunkle Gewänder gehüllt, inmitten der neuen, unbekannten, bunten Welt steht — nein, ein Riese voll Majestät, ein

29

Heros der Fabelzeit, unerschöpft noch von dem zweitausendjährigen Trotze stetigen Kampfes gegen die Stürme der Barbaren und des neuen götterlosen Himmels. Hier wohnt noch immer Jupiter der Donnerer, er hat seine Säulen für die Ewigkeit gegründet, und hier steht sein eherner Altar der Unsterblichkeit. Von hier aus herrscht er über die Welt, er winkt mit den dunklen Brauen, und die mächtigen ambrosischen Locken fallen nach vorn in schönem Doppelbogen über die königliche Stirn, die stark genug ist, alle Kronen der Welt zu tragen. Das ist der Zeus von Otricoli, wir erkennen ihn wohl. Doch alle Himmlischen nahen. Venus kommt, die Stammmutter augusteischen Geschlechtes, und Mars, mächtiggegürtet, und Apoll, der Schützer und Helfer, mit klingendem Bogen, hier Juno und Vesta, Minerva und Ceres — Alle kommen sie. Weit geöffnet sind die Pforten des Pantheon, und Hebe, die Ewigjunge, geleitet die Schweigenden zu den golden bereiteten Stühlen.

Das Mondlicht irrt zwischen den riesigen Säulen umher, und Schatten und Lichter weben so süße Mythen — ihr Götter, laßt auch den Sterblichen näher treten.

Blaue, silberne Dämmerung baut einen neuen Himmel unter dem großen da draußen und wie ein größerer Mond, nur sanfter und bleicher, schaut der leuchtende Nachthimmel durch des Gewölbebaues rundes Himmelsfenster.

„Welche Seligkeit ward mir Sterblichem? Träum ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach! hier lieg' ich und strecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus, o vernimm, Jupiter Xenius, mich!"

(Goethe.)

— — Doch ein Seufzen geht durch den Raum — hier sind keine Götter, hier ruhen in Gott christliche Märtyrer, und ascetischer Dunst entsteigt den unterirdischen Gräbern. Längst ja wurden die Götter vertrieben, die schönen Marmorbilder in die fremde Welt hinausgestoßen: sie mußten Raum geben den modernden Knochenhaufen von Heiligen. Jupiters Altar wurde gestürzt, und an Stelle der lieblichen rosenbekränzten Venus trat Marie, die reine Gottesmagd, sieben Wunden im Herzen.

Mit Fluch, Weihwedel und frommen Gebeten wurden die Dämonen ausgetrieben und „Allen Heiligen" opferte fortan der strenge Priester in einem düsteren Herbstfeste.

Wohl aber legten noch einmal die scheidenden Götter alle ihre Himmelsgewalt, ihre Schönheit, ihren großen mystischen Zauber und alle olympische Poesie in die Hände eines Spätgeborenen. Und weil sie ihm, dem Sterblichen, ewiges Leben des Körpers, ewige Jugend nicht zu geben vermochten, so gaben sie diese seinem Geiste durch die Werke seiner Hand und gönnten alsdann dem todten Meister als höchste Gunst, in ihrer Halle den langen Schlaf zu schlafen:

Dort in der Nische bei jener Kapelle liegen Rafaels Gebeine, und sein Grab gab dem götterlosen Pantheon auf's Neue die alte Weihe für spätere Geschlechter. — — —

Vom Götterhause wieder in die Nacht hinaus! Noch immer singt die Nachtigall — — der Brunnen auf dem Platze rauscht im Traum — — die weißen Nachtwolken aber verflattern über dem fernen Meere.

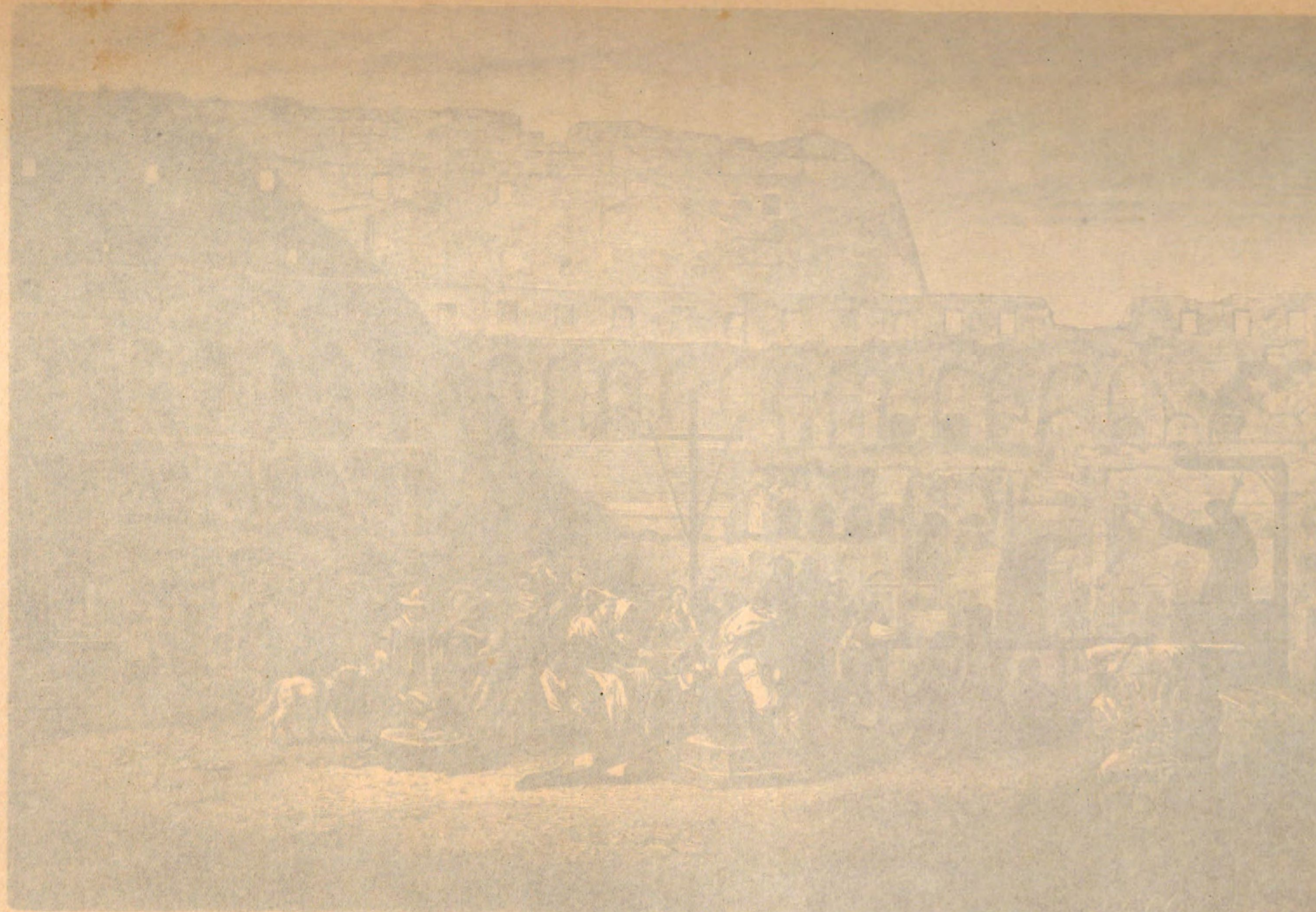
Wir durchirren die öden Straßen, an Wächtern vorbei, vorbei an den durch das Kreuz geweiheten Thüren vieler Kirchen und Kapellen.

Dem weißen Mondschein mischt sich das gelbe flackernde Licht der Gaslaternen. Hier und da dämmert in dunkler Seitenstraße unter frischen Blumen ein einsames Lämpchen vor dem Bilde der schmerzensreichen Mutter. Wir irren durch die Straßen — und stehen plötzlich auf dem weiten lichtübergossenen Plane des Forum romanum.

Frischer Duft von Laub und Gras und Blumen weht aus der offenen Campagna über den Platz her — echter, rechter Kirchhofsduft.

Sucht ihr den Sarkophag der schönen Roma? — dieß ist ihr Sarkophag. Dahingestreckt auf dem capitolinischen Berge ruht ihr Haupt; zu Hütern ist ihr das Dioscurenpaar und ein eherner Kaiser hoch zu Roß, sind ihr zwei mächtige Löwen bestellt.

Wie große Grableuchter stehen vereinsamte Säulen neben dem Sarge, aber die Kerzen sind niedergebrannt, zu Boden gestürzt die schönsten Candelaber. Die marmornen Hüllen sind weggerissen und nackt liegt der Leichnam in dem zertrümmerten Sarge.



PREDIGT IM COLOSSEUM

[illegible] Kampfes gegen die Stürme der [illegible] des Tiermers, er hat keine Säulen [illegible] Nun (?) aber herrscht er über die [illegible] noch vorn in schönem Doppel[illegible] Das ist der Zeus von Otricoli, [illegible] die Stammmutter ausgestorbenen Geschlechtes, [illegible] mit lingendem Bogen, hier Juno und Vesta, [illegible] des Pantheon, und Hebe, die Ewigjunge, [illegible]

[illegible] und Schauen und Dichter weben so süße Mythen [illegible]

[illegible] dem großen da draußen und wie ein größeres [illegible] nach des Gewölbes rundes Himmelsfenster.

[illegible]

(Goethe.)

[illegible] Hier sind keine Götter, hier ruhen in Gott christliche [illegible] Längst ja wurden die Götter vertrieben, die [illegible] geben den modernden Knochenhaufen [illegible] rosenbekränzten Venus trat Marie, die [illegible]

[illegible] ausgetrieben und „Allen Heiligen“ opferte [illegible]

[illegible] ihre Himmelsgewalt, ihre Schönheit, ihren großen [illegible] Und weil sie ihn, dem Sterblichen, [illegible] so gaben sie diese seinem Geiste durch die Werke [illegible] in ihrer Halle den langen Schlaf zu schlafen:

[illegible] und sein Grab gab dem götterlosen Pantheon [illegible] — — —

[illegible] singt die Nachtigall — — der Brunnen auf [illegible] die weißen [illegible] oder verflattern über dem fernen Meere.

[illegible] durch das Kreuz geweiheten Thüren [illegible]

[illegible] der Gaslaternen. Hier und da dämmert in [illegible] vor dem Bilde der schmerzensreichen Mutter. Wir [illegible] Plane des Forum romanum.

[illegible] der offenen Campagna über den Platz her — [illegible]

[illegible] dies ist der Sarkophag. Todtgestreckt auf dem capitolinischen [illegible] und ein eherner Kaiser hoch zu Roß, sind ihr [illegible]

[illegible] neben dem Sarge, aber die Kerzen sind niedergebrannt [illegible] Hüllen sind weggerissen und nackt liegt der Leichnam [illegible]



PREDIGT IM COLOSSEUM.

Aber um Mitternacht kommt Leben zurück in das todte Herz. Die Todte rührt sich nicht, aber sie hört die große Glocke des Sankt Peter durch die Stille klingen. Hoch steht dieser Apostel auf dem vaticanischen Berge, der ihr sein rasches Schwert einst mitten durch's Herz gestoßen, und seine Diener, die christlichen Kirchen, voll modernen Glanzes und bunten fröhlichen Schmuckwerkes, drängen sich an die Ruhestätte der alten Roma hinan, deren schöne Tempel in schwarzer Trauer stehen und dem Untergange geweiht sind. Die Priester singen im Chore die Marienhymnen, siegreiche Kirchenfahnen wehen um ihr Haupt, und geschwätzige Ciceroni treten zu allen Stunden heran und erzählen den Kindern nordischer Erde das alte Märchen von der schönen Roma, und schwatzen von römischer Kunst.

Barbaren traten ihre Erbschaft an, in wilder Lust erbrach man die Kleinodienschränke, und Gold und Marmor, Reichthum und Schönheit wanderten in alle Welt, oder wurden als Erinnerungen der todten Mutter in kalten Museen zusammengehäuft. Arme Roma!

Wie schön der Mond ihre Leiche verklärt! Wir steigen hinunter auf's Forum und hören hier in der Tiefe ihr Herz klopfen und auch ihr kalter Odem wehet uns an. Arme Roma!

„Eine Andre hat das Scepter gewonnen,
Und du bist nicht mehr die Königin,
Und dein großes Aug' ist erstarrt,
Und deine Lilienarme sind kraftlos,
Und nimmermehr trifft deine Rache
Die gottbefruchtete Jungfrau
Und den wunderthätigen Gottessohn." —

(Heine.)

Die tiefe Stille — sie däucht uns Friede. Das Laub der Eschen, vom Winde erregt, flüstert und rauscht so heimliche Weisen. Wie anders war das einst. Wildes Jauchzen, lautes Beifallsgeschrei aus hunderttausend Römerkehlen erfüllte mit dröhnendem Donner die Luft — — es fielen die todesmuthigen Jünger des armen Meisters aus Nazareth, dem Schwert' eine Beute, zur Freude der Stadt, sie fielen, wie er, ohne Lorber. Das waren die blutigen Vorpostengefechte des großen Geisterkampfes.

Und Jesus, der gewaltige Gladiator, schwang das gewaltige Schwert des Kreuzes und stieß es im Sterben tief in den blutgetränkten Boden des Kolosseums, und keiner verfolgenden Heiden Gewalt vermocht' es dem Boden zu entreißen, es ward den übrigen Spolien nicht hinzugefügt.

Dort ist das Kolosseum! So düster, so gewaltig groß ist es, ein zertrümmertes Gebirg, ein durch den Donner des Himmels gespaltener Krater des ausgebrannten, furchtbaren römischen Vulcans — — groß genug, die Nacht mit allen ihren Schrecken in sich aufzunehmen. Wie eine zerbrochene Opferschale steht es da, einst bis zum Rand gefüllt mit Blut, mit Thier- und Menschenblut — heute von Blumenduft übergossen und verklärt durch das schmachtende Licht des Mondes, durch den Glanz zarter, freundlicher Sterne.

In seiner Mitte aber ragt noch hoch des Schwertes Griff empor: das Kreuz, ein Bild des Kampfes und des Friedens. Die ganze öde Stätte ist der Passion des größten Kämpfers in der Welt Arena, dem gekreuzigten Christus geweiht worden.

„Du hast gesiegt, Galiläer!" —

Wir wandeln durch die düstern Mondschatten, durch düstere Gänge und Gewölbe, und Schauer umweht unsre Stirn. Wie das webt und huscht zwischen den Steinen, flüchtig und lautlos — — da oben! wie es seufzt und flüstert in den geisterhaft hin- und herschwankenden Ranken des schwarzen Epheu — —. Auf den Sitzen wird es lebendig — durch die achtzig Bogenportale drängt sich bleiches, schweigendes Volk: die Soldaten der Legionen mit verrostetem Waffenschmuck — die Vestalinnen in moderfleckige Schleier gehüllt — Priester — Senatoren — das klettert auf die Sitze und reckt die Arme und ordnet in ängstlicher Hast die durch die Jahrhunderte zerknitterten erdfarbenen Gewande.

Aus dem Sande der Arena — sieh! sieh! hebt es sich empor, müde und langsam — Schädel, Gebeine von Tausenden — arme, hagere, abgezehrte Männer mit hohlen Augen, bleiche Frauen, auch unmündige Kindlein — sie



PANTHEON IN ROM.

schleppen sich mühselig und beladen herbei, sie umarmen das hohe Kreuz in der Mitte — — Morituri te salutant, o Christe!!

Da schallt die Glocke vom Sankt Peter ernst und feierlich herüber, die andern christlichen Kirchenglocken ringsum antworten dem Rufe. Ihre Klänge verhallen zitternd in den dunklen Gängen des Kolosseums, und ein großer, glänzender Stern entflammt hoch über dem Kreuze: der ewige Stern der Liebe, der einst über dem kleinen armen Hause von Bethlehem stand. — Ave, Maria!!

Ave, Maria! — dem großen Glockenklange mischt sich Gebetsgemurmel. Mönche, des modernen Roms rüstige Schildknappen, ziehen heran, den alten Spuk zu bannen. Vor vierzehn Kapellen, den Leiden des Heilands und seiner treuesten Diener geweiht, dampft der Weihrauch, kniet das gläubige Volk, kaum ahnend, wie viel Blut der Glaube einst hier gekostet. Gedankenlos spricht es seine kindlichen Gebete; und die Worte der Predigt, die die Vergänglichkeit des Irdischen und den Bestand des Göttlichen verkündet, hallen jeden Freitag von den altersgrauen Steinen wieder.

So wollte es ein Papst vor hundert Jahren — auch das ist heute nicht mehr. Die Wissenschaft untergrub den Boden, die Forschung drang in die Gewölbe des Kolosseums und die Predigt verstummte. Was aber bedeutet diese Wandlung? Größere ziehen unsern Blick an!

Wunderbare Wandlungen! Der stolze Kaiser, der dieses gewaltigste Schauhaus seinem Rom errichtete, er hatte eine Stadt zerstört, die viele Jahrhunderte vor Rom blühete: das goldene Jerusalem. Er bauete das Kolosseum,





[illegible]

[illegible] in der Mitte — — Morituri te salutant, [illegible]

[illegible], die andern christlichen Kirchenglocken [illegible] in den dunklen Gängen des Kolosseums, und ein [illegible] der ewige Stern der Liebe, der einst über dem kleinen [illegible]

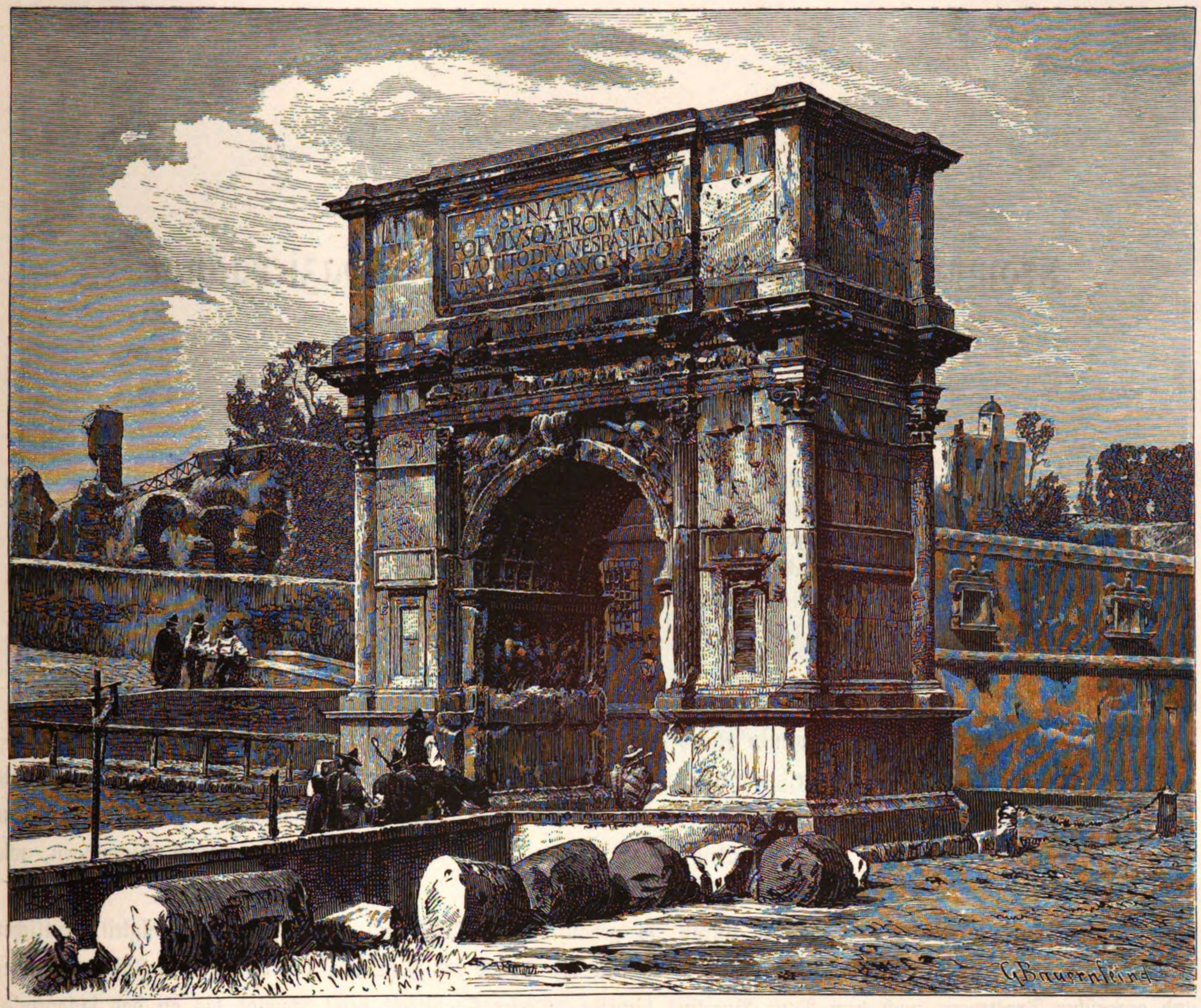
[illegible]. Mönche, des modernen Roms rüstige [illegible] Kapellen, den Leiden des Heilands und seiner [illegible] Volk, kaum ahnend, wie viel Blut der Glaube [illegible] und die Worte der Predigt, die die Vergänglichkeit [illegible] jeden Freitag von den altersgrauen Steinen wieder.

[illegible] ist heute nicht mehr. Die Wissenschaft untergrub [illegible] auch die Predigt verstummte. Was aber bedeutet [illegible]

[illegible] Schauhaus seinem Rom errichtete, er [illegible] das goldene Jerusalem. Er baute das Kolosseum,



ROM. DIE PETERSKIRCHE VON VILLA DORIA PAMFILI AUS.



TITUSBOGEN IN ROM.

dieses wird erobert und vernichtet durch Zeit und Christenthum — das Christenthum aber thürmt weit in den eroberten Himmel hinein das Pantheon der modernen Zeit, allen katholischen Landen und Nationen der Welt ein Monument des unvergänglichen Glaubens!

Einst aber wird kommen der Tag, wo auch Sankt Peters Riesenkuppel in sich zusammenstürzen wird, und Spätergeborene wallen zu der Ruine und lauschen des Führers Erzählungen von alter Pracht, und lesen sich aus dem Schutte ringsum bunte Marmorstückchen zusammen.

Als des Christenthums Kolosseum wird sie dann bewundert werden, in welchem nicht Schwert und Lanze, in welchem die Geister einer weltbeherrschenden Idee rangen. Und wie an den heidnischen Ruinen die Namen mächtigster Cäsaren haften, so meiselten in den Marmor dieses Baues ihre stolzen, nie verlöschenden Züge Männer, welche im Glauben herrschten, in deren Hand das arme Kreuz von Golgatha mächtiger wurde, als das weltenzerschmetternde Schwert des antiken Roms.

Im Glauben, nur im Glauben schaffte der Mensch einst Großes: sei es im alten Götterglauben, der einst ja Wahrheit galt, sei es im Glauben an den Einigen oder Dreieinigen Gott, sei es der Tempel Jerusalems oder das Pantheon, sei es die Kirche Petri oder der Dom zu Köln. Und unsere Zeit? Und unser Können? Die Zeit, sie kämpft mit des Geistes Waffen, sie ringt sich hindurch zum Glauben an die goldene Freiheit — und ihr Tempel? Sie will keine Tempel, sie baut für Alle, und ihr Werkruf sei darum auch, was immer sie baue: „Raum und Licht für Alle!"

Fromme Wallfahrten und profane Spaziergänge.

„Es graben, irrend zwischen Krieg und Frieden,
Die Völker ihres Ruhmes Testament
In Todesangst auf stolze Pyramiden,
Daß eine Nachwelt ihre Namen kennt;
Die Früchte reifen ab und werden Staub,
Heroen schreiten durch der Zeiten Furth,
Doch Blüthe, Wachsthum, Frucht und fallend Laub
Ist Eines dir, Geschichte, Grab, Geburt."

(H. Lingg.)

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden!" — — Das ist ein trüber, regnerischer Apriltag. Der Nebel liegt auf dem Tiber und verschleiert die Spitzen der christlichen Kirchthürme, von denen heute kein Glockenton erschallen mag. Denn der am Kreuze Gestorbene ist in die Gruft gelegt worden. Wie traurig ist Rom an solchen Regentagen, wie schmutzig und wie leblos.

Nirgends aber ist der Unrath so gehäuft, sind Oede und Trauer, und Leblosigkeit deutlicher ausgeprägt, als in dem Theile des Tiberufers, der sich von der Brücke des Fabricius, der tiberinischen Insel gegenüber und gegenüber Trastevere, nach dem Pons Aurelius hinzieht. Dieser Stadttheil steigt schutzlos bis an das schlammige Wasser hinab. Er hat die engsten Straßen, die finstersten Häuser und den ärgsten Schmutz. Und doch bewahrt er in seinem dunkeln Schooße das älteste Alterthum, das, allen Wechsel überdauernd, allem Tode trotzend, sich sein Leben sicherte unter dem Sturze von Thronen, von Tempeln und Palästen, unter Blut und Brand, unter dem Druck und Hohn des wildesten Fanatismus; das, einer lebenden Mumie gleich, einherwandelt, und wie Ahasver über Gräber und Leichen, den Tod verlachend, schreitet; das noch leben wird, auch wenn die stolze Peterskuppel stürzen mußte: das ist die römische Judengemeinde.

Und dieß hier ist der Ghetto.

Diese stille, unscheinbare Gemeinde ist in der That das älteste Alterthum, das Rom aufzuweisen hat, älter selbst als die Mauerreste des Servius Tullius, und ihm gebührt, daß wir es zuerst aufsuchen.

Lange bevor wir als Kinder mit den Helden der römischen Geschichte bekannt wurden, wandelten wir unter den Palmen von Sichem, gingen wir von Jerusalem hinab nach Jericho, und lernten wir mit treuem Fleiße die Lieder des begeisterten Sängers, die er in dem goldenen Hause zu Jerusalem auf dem Psalter von zehn Saiten erklingen ließ. Der Gott Jakobs war auch unser, der Christenkinder Gott, und sein Volk war unser Volk geworden, seine Leiden die unsrigen. Wie fest setzen sich solche Jugendeindrücke! Kein Wunder daher, daß wir noch heute volle Theilnahme für dies Volk hegen und, mehr als diese, volle Bewunderung ihm entgegenbringen.

Oder wo ist ein Volksstamm, wo ein Glaube, der unter tausend Leiden, unter Jammer und Trübsal, in den Staub getreten, verflucht und fast vernichtet oft, in einem ewigen Martyrium lebend, den Thieren des Feldes gleichgestellt, Weib und Kind und Vaterland verlor, seine Habe den Winden preisgegeben sah, nur Eines nicht preisgab: die Hoffnung! Wo ist ein andrer Glaube so mächtig? Was sind die wenigen Jahre christlichen Martyriums gegen die tausende des jüdischen? Die Hoffnung der Verheißung hielt sie wach: sie weinten, sie weinten, aber sie hofften!



ABEND AUF DEM MONTE PINCIO.

[illegible] Spaziergänge.

[illegible]

[illegible] — [illegible] und verschiebt die [illegible] Denn der am [illegible] solchen Regungen, wie [illegible]

[illegible] und Trauer, und Leblosigkeit deutlicher [illegible] der tiberinischen Insel gegenüber [illegible] steigt bis an das schlammige [illegible] und dem tiefsten Schlamm. Und doch bewahrt er [illegible] allem Tode trotzend, sich sein Leben [illegible] unter Blut und Brand, unter dem Druck und [illegible] einherwandelt, und wie Ahasver über Gräber [illegible] auch wenn die stolze Peterskuppel stürzen müßte: [illegible]

[illegible]

[illegible] das Rom aufzuweisen hat, älter [illegible] daß wir es zuerst aufsuchen.

[illegible] Geschichte bekannt wurden, wandelten wir unter [illegible] Zeiche, und lernten wir mit treuem Fleiße die [illegible] zu Jerusalem auf dem Psalter von zehn Saiten [illegible] Gott, und sein Volk war unser Volk geworden, [illegible] Kein Wunder daher, daß wir noch heute [illegible] Bewunderung ihm entgegenbringen.

[illegible] Leiden, unter Jammer und Trübsal, in den [illegible] Martyrium lebend, den Thieren des Feldes gleich- [illegible] den Winden preisgegeben sah, nur Eines nicht preisgab: [illegible] Was sind die wenigen Jahre christlichen Martyriums gegen [illegible] sie weinten, sie weinten, aber sie hofften!



ABEND AUF DEM MONTE PINCIO.

Langsam und trübe schlichen die Jahre, die Jahrhunderte, die Jahrtausende dahin, nie kam der Trost und der Messias kam nicht. Aber an jedem Paschahfeste, am Vorabende des vierzehnten Tages im ersten Mond, der da gefeiert wird zur Erlösung aus Aegyptens Knechtschaft, ertönen aus des Hausvaters Munde die Worte der Hagada: „Siehe, das ist die Kost, die unsre Väter in Aegypten genossen! Jeglicher, den es hungert, er komm' und genieße! Jeglicher, der da traurig, er komme und theile unsre Paschahfreude. Gegenwärtigen Jahres feiern wir hier das Fest, aber zum kommenden Jahre im Lande Israel! Gegenwärtigen Jahres feiern wir es noch als Knechte, aber zum kommenden Jahre als Söhne der Freiheit!" —

So tönte der Trost der Hoffnung, deren dürftigen Knospen kein Erlösungsfrühling kam.

Die Wogen des Tiber rollten gleichgültig in's Meer, Schmutz und Elend häuften sich in den winkeligen Ufergäßchen, welche von Haß und Habgier umlauert wurden — und das „auserwählte Volk, das Volk des Eigenthums" lebte, lebte. Mit blutigem Griffel, Scham im Angesicht, schrieb die Geschichte auf die Marmorsäulen Roms auch die Geschichte der Juden, dort können wir sie nachlesen vom stolzen Titusbogen an bis zu dem Porticus der Octavia, die Geschichte der Schmach und Schändung. Welche Leiden! Welcher Titanenkampf im lautlosen Widerstand voll Trotz und Demuth gegen die Könige und Götter dieser Welt! Welche wüste Strecke mühseligster Völkerstraße von dem babylonischen Exil bis auf die neue Zeit!

Wir sehen den wüsten Antiochus Epiphanes, der ihnen den olympischen Jupiter im Tempel errichtet, mit Frechheit den alten Gott verhöhnend — Thränen und Herzeleid! Es kommt die erhabene, schwerterdurchklirrte Zeit des Judas Makkabi und der jüdischen Heroen — Blut und Grausamkeit!

Pompejus erobert die heilige Stadt, und die römische Toga rauscht am Altare Jehovahs — — Marcus Licinius plündert mit räuberischer Hand den Tempel — dann kommen die entscheidenden Tage des harten Titus: Jerusalem fällt, und Israel wird, heimathlos, aber voll finstern Trotzes zur Sklaverei in die italische Fremde geführt.

Bei dem Triumphzuge, der dem Ende des tausendjährigen Reiches folgte, wo das olympische Heidenthum sein Siegesfest feierte, wurde die letzte Hoffnung, der kühne Führer und Gottesstreiter Simon Bar-Cochba im mamertinischen Gefängnisse am Fuße des Tempels des Jupiter Capitolinus erwürgt, und dann zu ewiger Schande der Bogen des Titus errichtet. Es kommen Trajans Bedrückungen — Hadrians erneute Zerstörung Jerusalems, Unterjochung und gänzliche Zertretung ihres Heimathlandes; dieß wird zur Wüste, und sie haben nun keine bleibende Stätte mehr. Nach Constantin erwächst ihnen ein schlimmer, ein tausendköpfiger Feind: das fanatische Christenthum, das ihnen mit Hohn und Spott das Kleid des Paria anziehen ließ und das Zeichen Kains auf Stirn und Hand drückte.

Ja, schlimmer als den Bestien der Arena war es, den glaubenseifrigen Christen vorgeworfen zu werden, und mit Blut und Feuer wütheten diese fortan durch die Jahrhunderte gegen die Heimathlosen, und gehässige Gesetze, oder vogelfreie Gesetzlosigkeit trafen ihre verschüchterten Gemeinden an Haupt und Gliedern. Und doch: sie lebten, lebten voll Hoffnung weiter in den schmutzigen, verrufenen Straßen des Ghetto. Mit einer rührenden Allgewalt klammerten die, denen kein engelbevölkerter Himmel Trost gibt, an das Leben sich an. Das ist dieselbe überzeugte Liebe zum Leben, wie sie der Schatten Achilles' in dem freudlosen Orcus ausspricht:

„Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erb' und eigenen Wohlstand,
Als die sämmtliche Schaar der geschwundenen Todten beherrschen." —

Sie sahen die Tempel bersten, die Säulen zerspringen: das Heidenthum fallen; die Throne stürzen und Scepter zerbrechen: das Römerthum untergehen; sie sahen das Christenthum, die Lehren des Zimmermannssohns zu einer Kirche erwachsen, und ihm einen Tempel erbauen, größer und prächtiger, himmelragender als der Salomonische — — sie erlebten aber auch wie dieser Tempel im Mittelalter, kaum daß seine Grundmauern gepflanzt waren, durch eines nordländischen Mönches Hammerschläge in argem Riß sich klüftete — — sie leben, und werden dereinst erleben — — — — — ob das Papstthum den Wehen der Zeit, dem mächtigen Fluge der Geister so ehernen, zählebigen Trotz bieten wird? —

Ein Gefühl der Bewunderung überkommt uns, wenn wir heute die unvermischten Nachkommen jener unvertilgbaren Juden sehen, ein lebendiges aber wüstes Blatt der alten Geschichte; ein Gefühl der Bewunderung ob so gewaltiger Zähigkeit und Kraft in unsäglichen Leiden. Wahrlich, ich sage euch: solchen Glauben findet man nur in Israel, und ihr Jehovah muß doch kein leerer Wahn sein.

Mit diesem Gefühle stehen wir heute nachdenklich vor dem Porticusreste der Halle Octaviens, der stolzen Kaiserschwester. Hier beteten einst vor achtzehnhundert Jahren Vespasian und Titus zur Vorbereitung jenes Triumphzuges, dem die Juden als Hauptfigur beiwohnten, das Dankgebet. Hier entfaltet sich jetzt der größte Schmutz Roms, hier ist die Pescaria, der übelriechende Fischmarkt, der dicht an den schlammüberflutheten Ghetto gränzt, damit ganz erfüllet sei des Propheten Wort: „Es ist von der Tochter Zions aller Schmuck dahin. Ihr Unflath klebt an ihrem Saum.“ Hier steht auch jene berüchtigte Kirche S. Angelo, in welche die Juden zur Bändigung und Bekehrung durch zelotische Mönchspredigten wie wilde Thiere getrieben wurden. Hier ist der „Platz der Thränen“ — Piazza del pianto, — an ein andres Wort Jeremiä erinnernd: „Ich strecke meine Arme aus und weine, ich weine und meine Augen fließen mit Wasser, und ist Niemand, der mich tröste.“



HAEUSERGRUPPE IM GHETTO ZU ROM.

Wandern wir durch den Ghetto, so sehen wir die bleichen Nachkommen A b r a h a m s, ein verkommenes Geschlecht, handelnd und flickend vor den schwarzen Höhlen kauern. Sie handeln mit den antiken Trümmerscherben und Fetzen der bunten, vergangenen Welt, und flicken ihre alten Lappen auf das neue Kleid der modernen. Tiefe, leidenvolle Augen stieren uns an, Niemand lächelt. Aus einem finstern Eckhause schallt der Ton einer verstimmten Guitarre und eine kreischende, näselnde Stimme singt ein monotones, abgerissenes Lied. Wir hören die Worte nicht; aber da drüben rauscht der Tiber, und es klingen durch unsern Sinn die schwermüthigen Strophen des Psalms: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten. Unsre Harfen hingen wir an die Weiden, die darinnen sind.“

Viele Geschlechter wurden begraben, und da drüben, im Circus Maximus, der einst hundertfünfzigtausend jauchzende Menschen faßte, liegt der Judenkirchhof. Das ist ein einsamer Ort, und keine Freude lächelt auch hier. Hier fließt träge die schlammerfüllte Marrana zwischen seufzendem Schilfrohr dahin, und armselige Steine, von verbrannten wilden Kräutern und Gräsern, in denen die Cicade singt, überwuchert, zeigen den Ort, wo die Todten liegen, die keine lichte Hoffnung einstiger Vergeltung mit in's Grab nahmen.

Doch der frohe Glockenschlag der Erlösungsstunde ist endlich auch in den Ghetto gedrungen; der Erlöser, das geeinte Italien, rief sie aus den Winkeln hervor und reichte den Fluchbeladenen die Menschenhand, ihnen gleiche Luft, gleiches Licht und gleiche Liebe bietend. Die Juden von heute sind frei. Ob sie sich bereits an das neue Licht

gewöhnt, ob sie sich wohl je daran gewöhnen werden? Blöde sind die Augen geworden, und geblendet halten sie wohl noch die Hand vor diese; denn:

„Wenn der Herr die Gefangnen Zions erlösen wird,
Dann werden wir sein wie die Träumenden!“ —

Es kostet einige Mühe, das nächstalte Denkmal der Vergangenheit aufzusuchen. Das ist der geringe Ueberrest der Befestigungsmauer des Servius Tullius am Südabhange des vereinsamten Aventinus. Nicht daß derselbe besonders sehenswürdig sei, denn wir erblicken ein Stück altersgraue Tuffmauer, in ziemlich großen Quadern gefügt, und von Brombeeren und allerlei Rankengewächs überwuchert; können dieselbe wohl auch an einem fortlaufenden Schuttrücken erkennen, der alle Gäßchen des schmutzigen Velabrum vom tarpejischen Felsen her durchschneidet: wichtiger aber ist die Erinnerung an den alten Priesterkönig, der sie errichtete und der über ihr thronte, und der in so manchen Dingen zu vergleichen ist mit dem ersten italischen König der Gegenwart. Servius Tullius ward durch ein Plebiscit, durch den Willen des Volkes, mit Umgehung der sonst üblichen Formen, zum nationalen König ernannt. Mit starker Hand und voll reifer Erkenntniß schuf er dann durchgreifende Reformen in der Verfassung, war er der Erste, der Patricier und Plebejer zu einem einheitlichen Volke verkittete. Er wurde der Lieblingskönig des Volkes, das ihm den Namen Fortunae filius gab, und sein günstiges Geschick, das tragische Ende ausgenommen, der Hülfe der Fortuna zuschrieb, die ihren Schützling des Nachts im Palaste besuchte. Die Plebejer wurden in die Volksversammlung aufgenommen, und milde, gütige Gesetze bestimmten die Pflichten und Rechte seiner Bürger. Ihm verdankte das damalige Rom die Verschmelzung der sieben Hügel, und die Herstellung einer gemeinsamen Vertheidigung, und vom Glück begünstigt waren auch seine Kriege. Das war vor zweitausendfünfhundert Jahren. Genau zweitausend Jahre nach Servius Tullius, dem Sprößling der viehhütenden Sklavin, saß in der Weinbergsvilla über dem Serviuswall, an der Stelle, wo das kolossale Standbild der Minerva, der Hüterin der zertrümmerten Herrlichkeit des alten Rom, im Schatten schwarzer Cypressen steht, ein anderer gewaltiger Mann, der sich hier zu der Würde eines Priesterkönigs vorbereitete. Es war der Cardinal Montalto, dessen Ursprung als Felix Peretti wie in einer Sage auf die Viehtriften von Montalto in der Mark Ancona sich verläuft, und der als Papst Sixtus V. einer der gewaltigsten Träger der dreifachen Krone wurde.



EINGANG IN DEN GHETTO ZU ROM.

Eine eiserne Natur, ein Charakter von Erz, sog er aus den Ruinen einstiger Größe und Herrschermacht die unersättliche Herrschsucht, die rücksichtsloseste Härte, aber auch jenen praktischen Geist, der das alte Rom auszeichnete, und der sich ihm besonders offenbarte, wo es galt, sein und Christi Reich zu verherrlichen. In diesem Geiste errichtete

er den gewaltigen Obelisken von Heliopolis auf dem Petersplatze, in ihm hob er die gewaltige Kuppel des S. Pietro, ein christliches Pantheon des Aethers, in die Höhe, schuf er die nach ihm benannte Wasserleitung Acqua felice. Alles sollte verherrlichen den Sieg des Christenthums über das Heidenthum und über jede heidnische oder klassische Regung. Darum auch wollte er durchaus das prächtige Grabmal Cäcilia Metella's an der Via Appia zerstören, so daß er nur mit Mühe von diesem barbarischen Akte zurückgehalten werden konnte. Darum vernichtete er das uralte Septizonium, und wollte er die wichtigsten Vertreter heidnischer Kunst: die Gruppe des Laocoon und den Apollo mit Gewalt aus dem heiligen Vatican hinauswerfen lassen.

In diesen Weinbergen liegt auch ein armes Kirchlein. Es heißt S. Prisca, und wurde, der alten christlichen Sage nach, auf den Trümmern des Hauses erbaut, in welchem das mit den Aposteln befreundete, ursprünglich jüdische Ehepaar Aquila und Priscilla wohnte und Teppiche webte.

Paulus fand sie auf seinen Reisen zu Corinth. Sie waren, wie es in der Apostelgeschichte heißt: „neulich aus Wälschland gekommen, darum, daß der Kaiser Claudius geboten hatte allen Juden, zu weichen aus Rom.“ Paulus arbeitete mit ihnen. Petrus aber bewohnte später zur Zeit seiner römischen Gefangenschaft ihr Haus und taufte die Christumliebenden in des Faunus Quelle.

Petrus und Petrus, hier und überall begegnen wir seinen sagenhaften Fußstapfen in Rom und Umgebung, und verfolgen sie bis zur Pforte seines Domes. Auch durch die schwarzen Schauer des mamertinischen Gefängnisses am Forum klingt der Name des armen Fischersohnes Simon Petrus. In diesem unheimlichsten der Kerker, der im grauen Alterthume von Ancus Marcius in den feuchten Felsen gehauen wurde, lag einst Manlius, wurden erdrosselt die Anhänger des Cajus Gracchus, die Verschworenen des Catilina. Dreiundvierzig Fürsten der Aetolier wurden hier erwürgt, Jugurtha, der wilde, trotzige Numidier, Simon Bar-Cochba, der Juden Feldherr; hier wurde geköpft Sabinus, des Tiber Minister, der allmächtige, ehrgeizige, schöne Sejan lag hier — — Blut floß über Blut, und die Verzweiflung stieß die Köpfe sich entzwei an den undurchdringlichen Mauern, und verschied unter wilden Flüchen.



ALTE JUEDIN IM GHETTO ZU ROM.

Welch anderes Bild ist dieß: wir sehen den alten Petrus, den ersten Märtyrer, zum Tode bereitet und bereitend, hier stehen inmitten einer kleinen Schaar Mitgefangener, wie er diesen das Evangelium der Liebe verkündigt. In Kraft des Glaubens entspringt dem Stein eine silberne Quelle, an welcher die an der Schwelle des Todes Stehenden die Häupter beugen, um demüthig die Taufe zum neuen Leben zu empfangen. Ein Säulenstumpf, ein kleiner Altar und ein Wasserbecken sollen an jenen Tag erinnern. Wir aber steigen aus Finsterniß zum Licht, überfliegen im Traum jene lange Zeit von achtzehnhundert Jahren und heben die Augen aus der Tiefe, in welche jenes Senfkorn des Evangeliums zum Keimen gelegt war, empor zum Kreuze der Peterskuppel.

„Tutti convengon qui d'ogni paese!“ (Dante.)

Wir stehen auf dem Petersplatze. Wie die gewaltigen Schwingen eines Erzengels umschließen die Säulenhallen Bernini's den weiten Platz, auf dem die Völker sich versammeln können, wie die Küchlein sich versammeln unter die



INNERES DER ST. PETERSKIRCHE IN ROM.



INNERES DER ST. PETERSKIRCHE IN ROM.

Flügel der mütterlichen Henne. Aber still und öde ist es heute hier, die weite Fläche ist erfüllt von den Nachmittagsstrahlen einer herbstlichen Sonne, und die Fontainen rauschen verschlafen wie im Traum.

Müdes Landvolk, staubbedeckt, daher gepilgert aus der Ferne der sabinischen, volskischen und der Hernikerberge, liegt in malerischen Gruppen auf der breiten Freitreppe vor der Kirche herum. Es sind dunkeläugige Männer und Weiber des ärmsten Volkes, hager und dürftig, mühselig und beladen. Sie kamen voll Glauben, sie wollen dem ehernen Apostel da drinnen die Füße küssen. Sie bringen Kinder und Kranke mit, und hoffen Heil und Erlösung von dem, der auch dereinst arm und barfuß, geplagt und zermartert, ein von aller irdischen Hülfe verlassener Bettler, von den dürftigen Fischerhütten des fernen Genezarethsee's hierhergewandert kam, und dem zu Ehren der prächtigste Tempel gebaut wurde, vor dem sie eben im Staube liegen.

„Du bist Petrus!"

Hier waren einst die Gärten und der Circus Nero's, des Christenverächters, dem die gemarterten Christenleiber, in Pech getaucht, zu seinen nächtlichen Orgien leuchten mußten. Ewig wähnte er seine Macht und sein Reich, und wie ein Staub im Winde, wie ein Schatten in der Wüste erschienen ihm die armseligen Christen auf dem Wege. Wie konnten die aller Lust Entsagenden, den Schmerz Verachtenden von Wichtigkeit sein für ihn, der in der gesteigerten Lust, im raffinirten Genusse bei Verneinung aller Liebe die Aufgabe seines Lebens und Waltens erkannte?

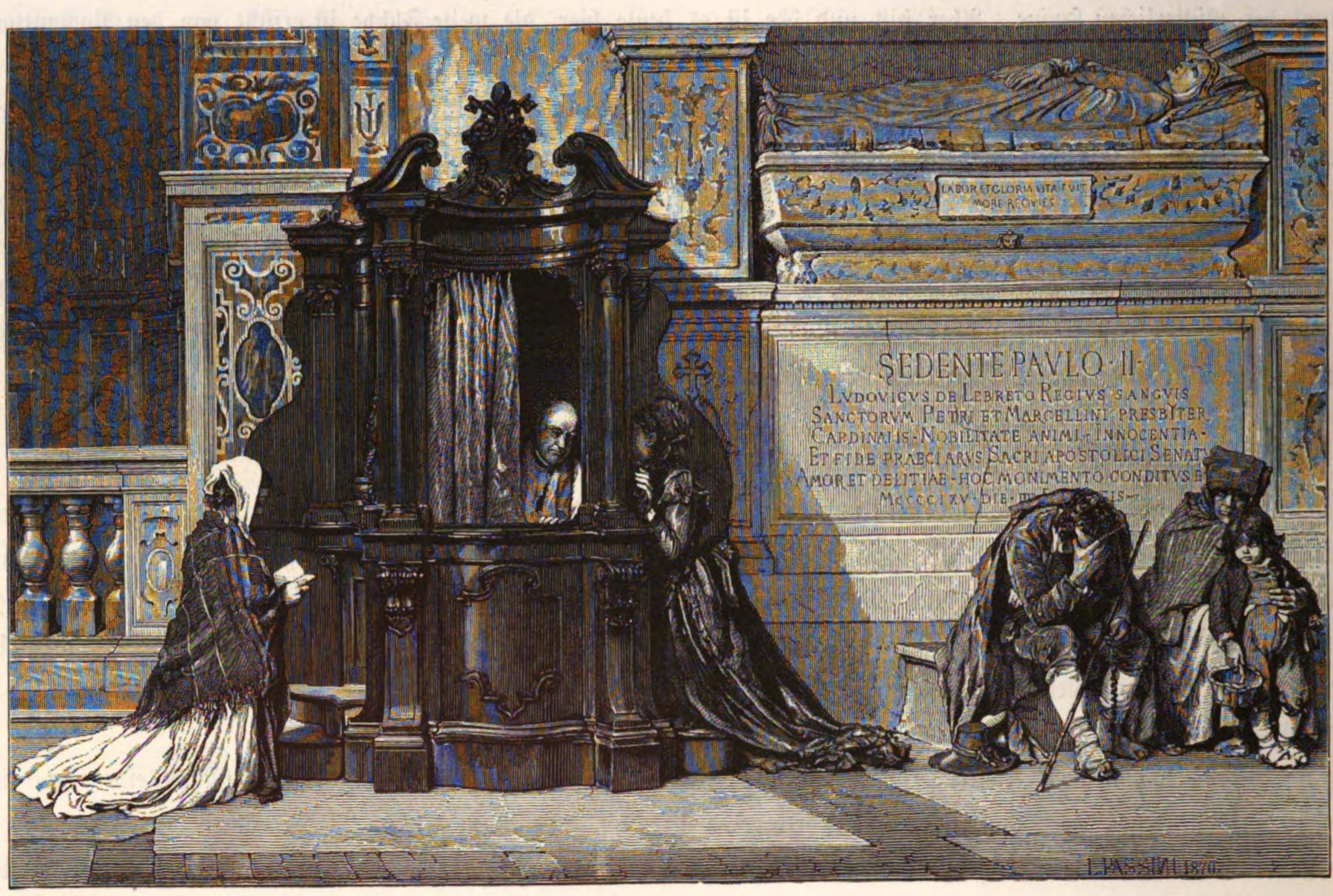
Petrus kommt nach Rom, getragen von den Flügeln der Wahrheit, gehoben von der Macht einer gott- und menschenversöhnenden Idee. Er stirbt den Märtyrertod in dem neronischen Circus. Der Same der Idee aber ist auf guten Boden gefallen, und keimt auf, vom Blute gedüngt. Seinen Körper legen fromme Brüder und Schwestern unter Thränen, doch voll Hoffnung der Auferstehung, in jene dunklen Katakomben. Der heilige Anaclet baut 24 Jahre danach an der Stelle des Todes eine kleine unterirdische Kapelle. Später dem Katakombengrabe enthoben durch einen mächtigen Kaiser und dessen fromme Gemahlin, Constantin und Helena, entsteht über dem Gebeine eine jener schönen Basiliken, und die Frömmigkeit beeilt sich alsbald, diese neue Grabstätte in ihren Kapellen, Altären, in Fußboden und Decke auszuschmücken mit der reichen Pracht jener Zeit an Gold und Silber, Marmor und Mosaiken. Der Körper des Heiligen genießt größter Verehrung. Das christliche Kaiserthum geht nach Byzanz und die alte heidnische Herrlichkeit Roms versinkt mehr und mehr. Schweigen breitet sich über die Stadt der sieben Hügel, über das Tiberthal, und die Campagna ringsum verödet. Mitten aber in dieser Oede und Stille, nicht geblendet mehr, nicht mehr beeinträchtigt durch kaiserliche Pracht, brütete unter den werdenden Ruinen das Papstthum sich aus. Bald hob es sich höher und höher, raffte den königlichen Purpur um die Schultern, nahm mit den Schlüsseln des Himmels auch das irdische Schwert Petri und gebot dem Erdkreis. Da um diese Zeit aber die ursprüngliche Pracht des Petrusgrabes verblichen war, so keimte in dem Geiste eines dieser Statthalter des Himmels der Gedanke und ward zum großen Plane, dem Heiligen einen würdigen Tempel zu bauen, einen Tempel, der durch alle Zeiten ragen und alle Völker in seinen Hallen versammeln sollte.

Nicolaus V. war dieser Papst. Er gab den Befehl, die Basilika, in der einst Karl der Große von Leo III. gekrönt worden war, zu zerstören.

Jetzt kamen hundertunddreißig Jahre, in der viele Meister im Glauben und nicht im Schauen baueten. Achtundzwanzig Päpste stiegen während dieser Zeit auf den Stuhl Petri und stiegen wieder herunter. Und gerade als sich über den Alpen die Reformation vollzog, bauete Raphael, der größte Reformator in dem Reiche der Kunst, an dem der Ewigkeit bestimmten Gebäude. Das war eine Zeit!

„Siehe da!" sagte Pope, „das ist das goldene Zeitalter des großen Leo! Jede Muse ersteht aus ihrem Todesschlafe und richtet ihren von der Zeit verwelkten Blumenkranz zurecht. Der alte Genius Roms schwebt über seinen Ruinen, schüttelt den Staub von sich und erhebt sein mächtiges Haupt. O Sieg der Künste! Die Bildhauerei und ihre Schwestern entsteigen den Gräbern; der Marmor athmet, der Stein bekleidet Formen; von lieblichen Weisen ertönen erhabene Tempel!"

Julius II. und Leo X. waren wohl die mächtigsten Bauherren, und Bramante, Rafael und Michel Angelo die vornehmsten Baumeister; doch die Hände und Gedanken unzähliger Anderer verschoben den ursprünglichen Plan



DIE BEICHTE.

und zersplitterten den einheitlichen Sinn bei der nachmaligen Ausführung. Platen hat daher sicherlich recht, wenn er von diesem Gebäude sagt:

„Meister entwarfen dereinst zum schönsten Gebäude der Welt mich,
Stümpern erlag nachmals, plumpen Geschmacks, der Koloß:
Mäßige Tempel darum, nicht riesige, bauten die Griechen,
Wo Jahrhunderte dran stückeln, wie kann es gedeihn?"

Ein Gedanke aber ist an diesem Dome mit Glanz zum Ausdruck gekommen, das ist der Gedanke des Papstthums. Ja, das Papstthum ist an ihm ausgedrückt mit seinem ganzen, gewaltigen, erdbeherrschenden Stolze. Nicht das Christenthum in seiner weltverleugnenden Demuth, auch nicht einmal der Katholicismus. Dieser, wie jenes werden erdrückt unter den gewaltigen Steinmassen. Nein, die Peterskirche ist ein Werk wie das Kolosseum, wie die Riesenpyramiden Aegyptens: einer stolzen Herrscherlaune entsprungen, doch nimmermehr dem Wunsche, dem Willen, dem Herzen eines gläubig anbetenden Volkes. Hier, unter diesem kalten, steinernen, goldbedeckten Himmel beten wir nicht; wir haben kein Herz für einen Christus, der über den Eingang zu seines Vaters Wohnungen in goldenen Lettern das stolze Wort schreibt: Christus vinxit, Christus regnat, Christus imperat! Seinen Tempel müssen andre Worte zieren, und lieblicher wohl tönte es: Christus amat, Christus docet, Christus exaltat! In jeder armseligen Dorfkirche können wir beten, wo die Seele frei vom Staunen, in sich selbst gesammelt, ganz in Demuth dem Höchsten gehört. Hier sind wir nur Staunen. Wir bewundern, wir messen und vergleichen, aber fühlen jene Stelle des Herzens, wo tief in einem Winkel verborgen bei jedem wenigstens noch ein Rest des kindlichen Glaubens wohnt, der mit süßen Schauern die einfachen Gesänge der Christnächte der Jugendzeit, den freudigen Klang der Osterglocken vernimmt, jene Stelle fühlen wir hier unberührt. Diese Sammlung, die auch das ungläubigste Gemüth zu Zeiten wieder auf der Kindheit Rosenauen zurückführt, wird uns in Rom nirgends. Der übertriebene Luxus schließt den Glauben aus, oder verwandelt ihn in Aberglauben. —



ACQUA CLAUDIA IN VILLA WOLKONSKY.

„Zu Rom, zu Rom in der heiligen Stadt,
Da singt es, und klingelt und läutet;
Da zieht einher die Procession,
Der Papst in der Mitte schreitet.

Das ist der fromme Papst Urban,
Er trägt die dreifache Krone,
Er trägt ein rothes Purpurgewand,
Die Schleppe tragen Barone." (Heine.)

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt," sagt Christus, und diese meist alten, dem Grabe zuwankenden Männer, oft zitternde Greise, setzten sich noch fest in dem weltlichen Reiche. Sie rafften den königlichen Purpur um den alternden Leib, gürteten die Toga zu Krieg und Streit, und der ganze große Erdkreis vom Aufgang bis zum Niedergang, Himmel und Hölle, der Tod und der Teufel mit dem ganzen Reiche der Finsterniß, mit Fegefeuer und Erlösung, mit Fluch und Gnade, alle Blitze des entthronten Zeus, zu zerschmettern die Seelen der Lebenden, wie der Abgeschiedenen, zu treffen das Haupt des Herrschers fernster Reiche und seiner Völker — Alles dieß und noch mehr war in die Eine Hand, in des Papstes Hand gelegt. Er war Gott, und wäre er der Sünder größter. Er war Weltenkaiser und wäre er eines Bettlers Kind gewesen. Die Furien des Krieges, wie die Engel des Friedens waren seine gehorsamen Boten, die er mit Schwert oder Oelzweig nach seinem Willen, ohne Recht und Gerechtigkeit unter die zitternden Völker zu seinen Füßen sandte.

Er war ein Fürst dieser Welt und dieser Dom ist sein Thronstuhl. Christus aber wohnt nicht in diesem Hause!

Ein Gang durch diese Säulenhallen führt uns „wie auf einer Via Appia des Papstthums" an vielen Gräbern dieser Herrscher vorbei, die uns nichts als der Welt Eitelkeit predigen, und die in unserm Innern Erinnerungen wach rufen, die zur Heiligkeit des Ortes sich nimmermehr schicken wollen. Historisches Interesse mögen alle, künstlerisches die meisten erwecken, den frei denkenden Geist erfreut keines. Ja:

„Wäre der Geist nicht frei, dann wär' es ein großer Gedanke,
Daß ein Gedankenmonarch über die Seelen regiert."

Dort über jener Thür der Chorkapelle steht ein einfacher Marmorsarg, er wartet auf den Nachfolger des letztverstorbenen Papstes, dessen Namen er jetzt noch trägt. Er hat die Bestimmung, als provisorische Stätte zu dienen dem Leibe des Todten bis wiederum sein Nachfolger vom Throne steigt. Ein mächtiges Memento mori, auch eine Mahnung zur Liebe — wer aber lernte daran?

Die Grabmäler der zwei durch ihre hohe Kunstliebe und glühende Förderung aller Kunst ausgezeichneten Päpste: Julius II. und Leo X. finden wir nicht unter dieser Versammlung von Todten. Der Erste, der kühne Streiter für die Einheit Italiens, „der Erlöser Italiens von innern und äußern Tyrannen," dessen mächtigem Wesen das titanische Genie Michel Angelo's entsprach, und dem wir die eigentliche Grundsteinlegung des Domes, die Malereien der Sixtina, die Loggia des Bramante, die Stanzen Rafaels und vieles Schöne verdanken, liegt in S. Pietro ad Vincula; Leo X. aber im Chor des Tempels der S. Maria sopra Minerva. Er war aus dem Hause der Medici, dem Cultus des Schönen aus tiefster, feiner Seele ergeben, als dessen Priester er Rafael über Alles liebte. Sein Motto war: „Laßt uns des Papstthums genießen, da Gott es uns verliehen hat." Er genoß seiner in feinsinnigster Weise.

Diese achtzehn Jahre des Papstthums, von der Thronbesteigung Julius' bis zum Tode Leo's schließen Jahrhunderte der Bildung und italischer Kunst in sich ein, und sind deren schönste, glänzendste und wichtigste Epoche. Vor vielen unbedeutenden Päpsten würden wir gern diesen beiden Schirmherren der Kunst das herrlichste Grab im St. Peter gönnen. —

Aber nicht blos Päpste schlummern hier.

Protestanten mögen wohl mit eigenen Gedanken vor dem Grabmal Christinens, der abtrünnigen Tochter des für den protestantischen Glauben gefallenen Gustav Adolf, dieser leichtfertigen Königin und ausgezeichneten Frau des siebzehnten Jahrhunderts stehen; Deutsche mit stillem Grimm das Relief betrachten, das den Sarkophag der Landgräfin Mathilde schmückt, von Urban VIII. errichtet, auf dem sie einen vaterländischen Herrscher in schimpflichster Erniedrigung barfuß und im Gewande des Büßers erblicken: Canossa! Musiker beschäftigen ihre Gedanken an dem Grabe Palestrina's, des edlen Reformators auf dem Gebiete der Tonkunst. Künstler erlauschen die ersten Flügelschläge des Genius Michel Angelo's vor jener Kapelle am Eingange, genannt nach dem berühmten Erstlingswerke, der Pietà dieses Meisters, gemeiselt von einem Griechen im christlichen Glauben. Gläubige küssen den glänzenden, durch die Jahrhunderte abgenutzten Fuß der uralten Bronzestatue des Apostelfürsten; und wer kirchlichen Prunk liebt, der wähle sich die Tage, an welchen das Papstthum noch heute seine ganze mittelalterliche Herrlichkeit entfaltet: das ist zum heiligen Osterfeste. Wer romantischen Gemüthes ist, und das sind ja viele Tausende, wem der Weihrauchduft zu Häupten gestiegen und den Sinn betäubte, der denkt an Tannhäuser, wie er einst zu Urban's VIII. Zeit, vielleicht gleichzeitig mit Galileo Galilei, am heiligen Dom erschien, den erfassen wohl eigene Ideen über der Schönheit Teufelei, und er dichtet:

„Ich möchte flechten um mein haupt
viel spitze dornenreiser;
ich möchte wandern hin nach Rom,
wie du, mein ahn, Tanhäuser.

Dort würf' ich auf die kniee mich,
ein demuthsvoller beter,
ich flehte gottes gnade an
im ewgen dom Sankt Peter.

Ich wollt' des heil'gen vaters fuß
zu küssen mich erkühnen,
ich wollte fragen, wird das reis
noch einmal wieder grünen?" („Neuer Tanhäuser.")

Aber auch das Reis der Kirche will dürr werden, seit das Wasser des Lebens nicht mehr lauter und rein fließt, und wie den Sieg des Heidenthums über das Judenthum beim Falle des Tempels zu Jerusalem der Titusbogen, den des Christenthums über das Heidenthum beim Sturze des Jupiterheiligthums der des Constantin verewigt, so ist heute, wo die Freiheit des neunzehnten Jahrhunderts über die alte Knechtung siegte, die Porta Pia der vorläufige Triumphbogen der neuen Zeit, und Sankt Peters Tempel ist erschüttert in seinen Fundamenten.

Auch er wird einmal Ruine sein! —

Eine recht fröhlich pulsirende Lebenslust kommt in Rom nirgends auf, der glückliche Leichtsinn verläßt uns total. Wir wandeln über Gräbern, wir betreten Stätten des Todes. Wir mögen uns wenden wohin wir wollen: überall werden unsre Gedanken dem frischen Leben abgezogen. Wie anders weiter nach Süden, in Neapel! Dort denkt Niemand an den Tod, dort vergißt man unter den Rosen und Reben von heute die Thräne und Trauer von



ROM VON DER VILLA CORSINI AUS.

[illegible] Würdigung aller Kunst ausgezeichneten [illegible] Versammlung von Todten. Der Held, der kühne [illegible] jenem Anonymen," dessen mächtigen Reizen [illegible] Verabschiedung des Tenors, die Madrilen [illegible] verwandeln, liegt in S. Pietro ad [illegible]. Er war aus dem Hause der Medici, [illegible] Kaiser über Alles liebte. Sein [illegible] gebeten hat." Er genoß seiner in sein[illegible]

[illegible] bis zum Tode Leo's schlichen Jahr[illegible] glänzendste und mächtigste Epoche. Vor [illegible] der Kunst das herrlichste Grab im [illegible]

[illegible] der abtrünnigen Tochter des [illegible] Königin und ausgezeichneten Frau des [illegible] betrachten, daß den Sarkophag der Landgräfin [illegible] Herrscher in schimpflichster Erniedrigung [illegible] ihre Gedanken an dem Grabe Palestrina's. [illegible] die ersten Flügelschläge des Genius [illegible] nach dem berühmten Erstlingswerke, der Pietà dieses [illegible]. Gläubige küssen den glänzenden, durch die Jahr[illegible] und wer kirchlichen Prunk liebt, der wähle sich [illegible] Herrlichkeit entfaltet: das ist zum heiligen [illegible] Todesende, wenn der Weihrauchduft zu Häupten [illegible] wie er einst zu Urban's VIII. Zeit, vielleicht gleichzeitig [illegible] eigene Ideen über der Schönheit Teufelei, und [illegible]

[illegible] Dort werf' ich auf die Knie mich,
[illegible] ein demuthsvoller Beter,
[illegible] ich flehe gelbs gnade an
[illegible] im ewigen Haus Sankt Peter.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] („Neuer Tannhäuser.")

[illegible] ist das Wasser des Lebens nicht mehr lauter und [illegible] das Judenthum beim Falle des Tempels zu Jerusalem der Titusbogen, [illegible] beim Sturze des Innerheiligthums der des Constantin verewigt, so ist [illegible] über die alte Anschauung siegte, die Porta Pia der vorläufige [illegible] Tempel ist erschüttert in seinen Fundamenten.

[illegible]

[illegible] kommt in Rom nirgends auf, der flüchtige Leichtsinn verläßt uns [illegible] des Todes. Wir mögen uns wenden wohin wir wollen: [illegible] Wie anders weiter nach Süden, in Neapel! Dort denkt Niemand an den Tod, dort vergißt man [illegible] und Reben von heute die Thräne und [illegible]



ROM VON DER VILLA CORSINI AUS.

gestern, dort lebt man nur der sprudelnden Gegenwart, und läßt die Todten ihre Todten begraben. In Rom, wenn wir auch einmal meinen, recht von Herzen froh und übermüthig sein zu wollen — nein! die Becher klingen nicht, der Wein funkelt nicht, auch die Rosen sind so bleich. Sie wuchsen auf aus der Asche zerbrochener Urnen und Särge.

Am Monte Testaccio ist es so gut sein. Keller reiht sich an Keller, und jeder ist so herrlich kühl, und drinnen liegt Faß bei Faß, gefüllt mit den köstlichsten Weinen der Romagna, die Freude des Zechers. Vor den geöffneten Kellerthüren breitet sich ein sonniger Wiesenplan aus, drauf stehen uralte, weithin schattende Eichen und Platanen, und unter diesen zahlreiche Tische und Bänke. Hier ist des römischen Volkes Himmel, denn wenn auch das Wasser der Stadt ganz vorzüglich ist und die Fontana Trevi noch so verführerisch rauscht, so zieht doch der echte Römer den schlechtesten Wein dem besten Wasser vor — und hier ist er sehr gut. Das muß wahr sein, sonst hätte Victor Scheffel seinen famosen Trompeter nicht bis in die feuchte gefährliche Nachtluft hinein am Scherbenberge zechen lassen; sonst hätte Goethe's schöne Römerin mit ihrem Onkel, und Goethe selbst mit einem ganzen Tisch voll Deutscher nimmer hier dem Weine gehuldigt; sonst hätten — — ja, ja das reizende Vestatempelchen, dieses Götteridyll am Tiberufer, sah schon manchen Jünger der Kunst und wie viele Laien die Straße der Marmorata dahergeschwankt kommen, und an manchen entzündeten Purpurnasen hätten die Vestapriesterinnen ihr Feuer wieder entflammen können. An sonnigen Sommersonntagen und zur Zeit der alten Bacchusfeste, im weinspendenden Oktobermonat erschallt dieser Prato del popolo romano von Musik und Tanz, das Ritornell ertönt, dieser lyrische Ausfluß römischen Gemüthes; das herausfordernde, sich immer wilder steigernde Geschrei der Moraspieler erfüllt die Luft und der rothe und weiße Wein fließt in Strömen.

Die römischen Campagnaweine genügen, um die Bürger der Stadt, wie die Bauern der Umgegend vollauf zu sättigen, und das ist nothwendig, denn Trinken ist ein römisches Lebenselement. Genzano, Frascati, Albano, besonders aber Genzano und Velletri liefern vorzügliche Stoffe und sind sozusagen die Fässer, welche zu jeder Jahreszeit angezapft werden. Die Weinberge in den Hügeln von Albano erfreuen sich einer unausgesetzten, liebenden Sorgfalt ihrer Besitzer, und der Winzer ist in jedem Hause eine persona grata. Ueberwältigend mächtig, urplötzlich berauschend und heimtückisch sind die römischen Weine nicht, aber sie sind liebenswürdig, angenehm, erfreulich zu trinken, indem sie der Zunge in sanftester Weise schmeicheln. Außer den genannten erfreut sich noch eines alten und ausgezeichneten Rufes der Montefiascone, der an den Abhängen der Hügel reift, die sich in dem lieblichen See von Bolsena spiegeln. Der Moscato von Montefiascone, bekannt unter dem sagenhaften Namen Est-est, ist noch immer Gegenstand des eingehenden Studiums jedes Romfahrenden, und fast alle sind darin einig, daß der Name der Stadt nicht von dem Volke der Fisconi, sondern von Flasche abzuleiten sei, und geben dem Prälaten Johannes Fugger (natürlich ein Deutscher) so gern recht, daß er sich unter den Veranden von Montefiascone festfuhr, sich im edelsten Weine das Zipperlein und schließlich den Tod ertrank, und besuchen sein Grabmal in der Kirche des heiligen Flavian mit frommer Andacht. Nicht schlechter ist der Wein von Orvieto. Er, wie der vorgenannte, sind Kinder eines vulkanischen Bodens, und paaren vulkanisches Feuer mit der sonnigen Lieblichkeit der rosenduftigen Oberwelt. Ebenso der Alcatico und der „heilige Wein" (Vino santo) von Ascoli.

So sehr nun der Römer Freund bacchischer Gaben ist, gibt er im Zechen doch gern die Krone den blonden Nordlandsbarbaren, und wenn die deutsche Sprache seiner Zunge viel zu rauh erscheint, Ein Wort hat er ihr doch abgelernt, ein Wort, das bis in die fernsten Berge hinein in jeder Schenkendirne Mund lebt, das große Wort: Trinken's Wein!

Trinken's Wein! versteht jeder Römer, vom Papste an bis hinab zum verschämten Bettler, der lauernd und flehend um die mit Zechern besetzten Holztische des Scherbenberges schleicht. Aber das Wort hat einen römischen Zusatz: alla Tedesca! So lautet es vollständig: Trinken's Wein alla Tedesca, und so klingt es sogar in den Ritornellen wieder:

Sora Francesca!
Voglio venir alla cantina vostra
Per far un Trinken's Wein alla Tedesca.

Ein deutscher Dichter, der dieser Einladung voll jugendlichwilder Leidenschaftlichkeit nur zu oft folgte, und dessen „Blüthen der Muße aus Rom" zum großen Theil auf diesen Weinwiesen am Testaccio gepflückt wurden, ist uns



VIA APPIA.

auch heute ganz nahe. Da drüben, wo die schwarzen Cypressen über die Mauer ragen, ist der Ghetto der protestantischen Todten, nicht Kirchhof, nicht Friedhof, denn Kirche und Frieden ist ihnen nicht vergönnt. Auf diesem „Kirchhof" steht am Fuße einer alten Pinie eine abgebrochene Säule; das Grab, das sie einst schmückte, ist gänzlich verwildert und nicht einmal Feldblumen bringt seine Erde hervor. Unter dieser Säule schläft Friedrich Wilhelm Waiblinger, jung gestorben, sechsundzwanzig Jahre nur alt, am 17. Januar 1830. Voll von jener unnennbaren Sehnsucht, die nur zu leicht in skeptische Zerrissenheit, in genialen Cynismus ausartet, hat er sich zu Tode gesungen, getrunken und geküßt. Seine Lieder, die meisten wenigstens, sind Perlen deutscher Dichtung und leider nur zu wenig bekannt. Wie kein Andrer hat er italisches Leben, italische Luft verstanden, wie kein Andrer hat er den fluthenden Gefühlen Ausdruck gegeben. Wie jauchzte seine Seele, wenn er die Pfade der Vorzeit wandelte im Abendgold, im Morgenroth, wenn sein trunkener Blick über die Lorbeerhaine, über die sagenreichen Berge bis zum leuchtenden Meere schweifte, und endlich

„Wenn sie, vom Jubel und Gesange
Nun aus den Träumen aufgestört,
Ein frohes Volk beim wilden Klange
Der Tamburine jauchzen hört,
Und auf der Flur in luft'gen Tänzen,
Wo goldne Früchte niederblühn,
Voll Sinnenlust, mit Rosenkränzen
Die schönsten Frau'n der Erde glühn;

Da möchte sie voll Freude fühlen,
Wie ewig jung und sorgenlos
Dort im Olymp die Götter spielen,
Erhaben über Glück und Loos;
Da möchte sie nur selig preisen,
Wer keiner weitern Zukunft harrt,
Da grüßte sie allein als Weisen
Das Kind der holden Gegenwart."

So ein Weiser war Waiblinger, und so trauern wir nicht an seinem Grabe, betrauern auch die Andern nicht, die hier auf dieser schönsten Todtenstätte ein Grab gefunden. Wahrlich, dieß scheint uns der glücklichste Ort der Erde zu sein, ein rechter Poetenwinkel, erfüllt vom Rauschen und Flüstern südlicher Bäume, von Blumenduft und Vogelsang. Das mußte wohl auch den Alten so scheinen, und C. Cestius muß eine poetische Natur gewesen sein,



MORA-SPIELER.

daß er seine Grabpyramide gerade an diesem Punkte errichten ließ. Es schlummern aber außer Waiblinger und Cestius noch weiter hier an der mit Epheu überwachsenen aurelianischen Stadtmauer Emil Braun, der Archäolog, die Maler Elsasser und Reinhard, die Dichter Shelley und Krats, und zwei Wesen, die uns an den, Rom über Alles liebenden Goethe erinnern: sein Sohn Julius August Walther von Goethe, der großherzogl. sächs. Kammerherr und Geh. Kammerrath, und der Sohn seiner Lotte, der hannöverische Ministerpräsident L. Kestner. Ihm selbst ward nicht erfüllt, was er sich als Geschenk der Götter erflehete:

„Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später,
Cestius' Mal vorbei, leise zum Orkus hinab."

So sind wir wieder mitten unter den Gräbern, und unser Weg führt aus dem blühenden, protestantischen Ghetto hinaus auf die öde Via Appia, wo uns, soweit wir wandern, zur Rechten und Linken, die zerfallenen Todtenmäler der antiken Welt begleiten. Doch nicht Trauer erfaßt uns hier, auch sie waren glücklich, die da lebten in Roms großen Tagen, auch sie haben eine Stätte gefunden, um welche sie das Leben zu jeder Stunde beneiden möchte. „Die Königin der Straßen" heißt diese Via Appia, und das ist sie, nicht nur ihrer majestätischen Größe, sondern mehr wohl noch ihrer landschaftlichen Schönheiten wegen. Dann aber ladet auch kein Weg mehr zum Sinnen und Träumen ein als dieser.

Wir kommen von Rom her, von Porta Caprea; Erinnerung reiht sich an Erinnerung. Hier lag einst Hain und Tempel der Camoenen, hier stehen die Reste der Scipionengräber, der Drusüsbogen, die wenigen Trümmer des Marstempels, das Grabmal der Priscilla. Hier grünte, links in das Thal hinein, der alte, schöne, sagenreiche Hain

31

der Egeria, „wo Numa pflog Umgang mit der nächtlichen Freundin," und wohin einst Kaiser Domitian die bettelarmen, römischen Juden verwies, die hier mit Heubündeln und Lumpensammlerkörben eine Art Zigeunerwirthschaft trieben. Torlonia, der gefürstete Jude und überreiche Bankier, ließ die heiligen Bäume fällen und die Grotte der Nymphe verwüsten, es sollte wohl keine Erinnerung an die Schmach seiner Vorfahren zurückbleiben. Wie schön war es früher hier. Weiter! Das offene Feld nimmt uns auf, und würziger Duft von Gras und Campagnakräutern umfängt uns. Den alten Leichenduft hat die ewigheitre Natur schon lange mit Blumen überdeckt. Versuchte doch selbst einst Vulkan, die Gräber seiner Kinder ganz und gar der Erde zu entziehen: einen breiten Lavastrom sandte er von den Albanerbergen her über die Ebene bis zur Via Appia. Wir stehen am Grabmal der Caecilia Metella. Das ist die Warte der Campagna, die sie weithin beherrscht, und von hier aus entfaltet sich ein entzückendes Landschaftsbild.

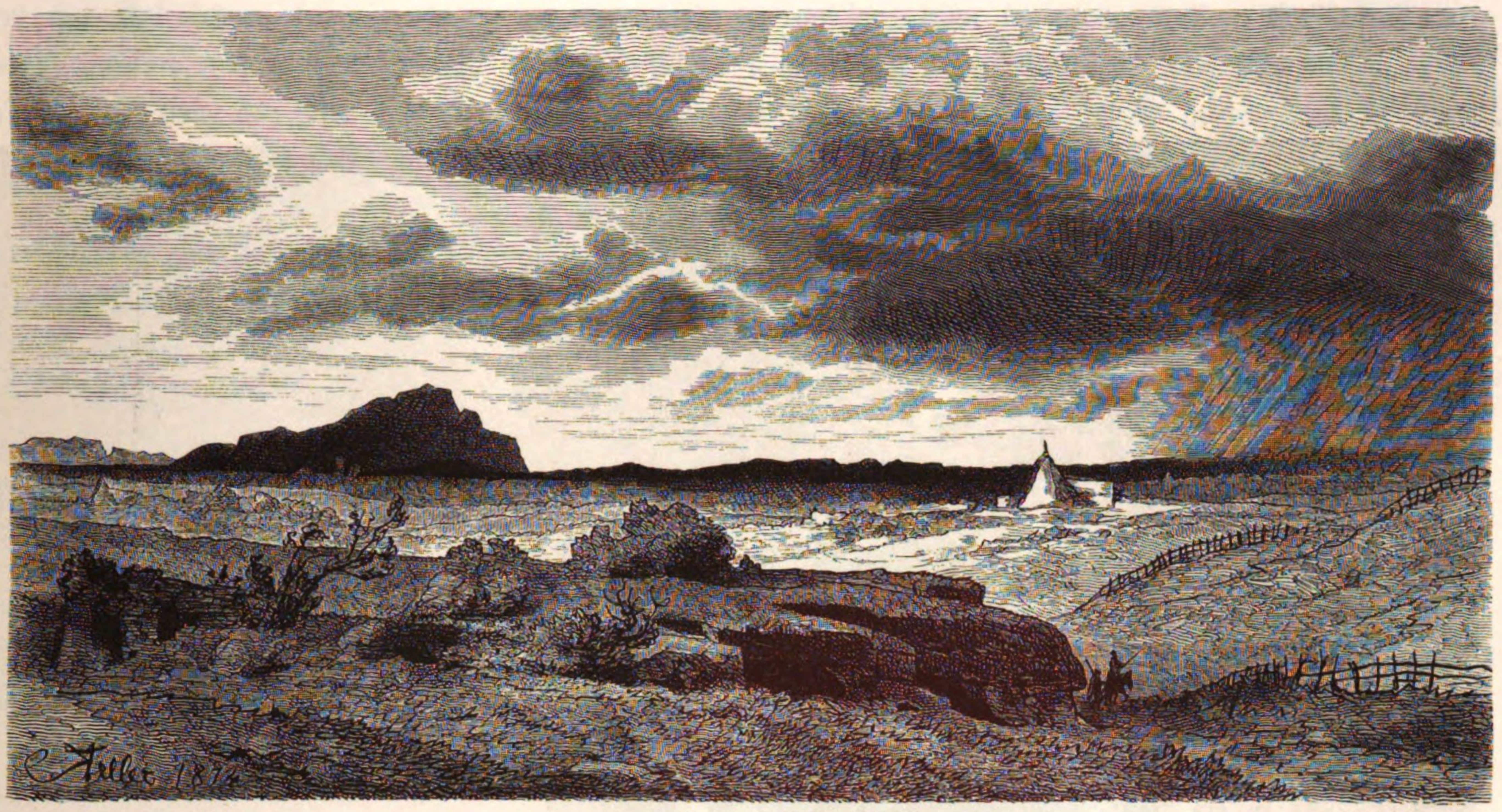
Bis zu den Sabinerbergen breitet sich die grüne Ebene aus, durch welche wie römische Cohorten die Wasserleitungen in unterbrochenen Linien schreiten, einzelne Baumgruppen drängen sich auf den niedrigen Hügeln zusammen, und im Sonnenglanze erscheint das liebliche Tivoli. Unzählige andre Ortschaften erkennen wir, und nennen sie mit Namen; Bergspitzen, vom Strahlengold gekrönt, steigen in den blauen Himmel, schwarzschattige Thale öffnen sich. Dann kommt ein Regen gezogen, und bunte Streiflichter gleiten über die Fläche. Wie das wechselt! Da, die Albanerberge nachtschwarz, die der Sabina in lachendster Sonne; jetzt die Trümmer der Wasserleitungen hellgelb auf dunkelstem Hintergrunde, dann lichtester Hintergrund, und jene in schwärzester Färbung, während die Fenster Albano's und Frascati's aufblitzen.

Heerden ziehen quer über das Gefild, gefolgt vom Hirten; Falken kreisen im reinen Aether und Raben schwingen sich krächzend um die alten Steine des thurmartigen Gemäuers. Zu unsern Füßen aber welch reizendes Stillleben: die Marmorgräber im Grün, oder die grasbedeckten Todtenhügel, auf denen die duftige Minze unter dem Myrthenstrauche wächst. Schlanke Lorbeerbüsche schießen auf aus den zerstreut umherliegenden Capitälen, Vasen- und Urnentrümmern, Lorbeeren, vielleicht auf eines lateinischen Dichters Grab. In den Cypressen rauscht wie leise Klage der frische Wind, und durch ihre dunkeln Zweige scherzen die fröhlichen Sonnenkinder, bunte Schmetterlinge. Eidechsen sonnen sich auf den verwitterten Bruchstücken von alten Inschriften und schlüpfen durch die Spalten der Grüfte in das geheimnißvolle Innere, wo die Schatten wohnen. Dieser Steinsitz hier war der Diva Quies heilig, der freundlichen Göttin des Ausruhens am Wege, der stillen Sammlung von der Mühe des Lebens und dem herzbetäubenden Geräusche der Stadt. Hier setzen wir uns, von der Vergangenheit umflüstert und beleben mit bunten Träumen die heute so todesstille Appische Straße.

Ein Staub geht auf von den Thoren Roms her. Abgerissene Flötentöne flattern herüber, Gesänge der Weiber erschallen, das sind die trauervollen Nänien, die sie um einen Todten anstimmen. In dunkler Trauertoga begleiten ihn seine Verwandten, die Freunde, Bürger und heulende Sklaven. Im Prachtgewand, das Antlitz gen Himmel gerichtet, liegt der Verstorbene auf hoher blumenumkränzter Bahre, und Kränze und Locken ihres Haares, Bänder und Blumen, Bilder und Münzen wirft ihm die Liebe noch als letzte Gabe zu. Der Zug macht Halt. Dieß Gemäuer ist das Ustrinum. Auf ihm thürmt sich der Scheiterhaufen, mit Blumen besteckt und Epheuranken umflochten. Hier werden dem Todten die Augen nochmals geöffnet, und mit duftenden Salben und Weihrauchbrocken wird er wie zu fröhlichem Feste bereitet. Die Feierkleider decken ihn, der liebste Schmuck ziert Stirne ihm und Arme — dann fällt der Brand in die bald hochauflohenden Scheiter — wieder, und lauter, ertönt die Todtenklage, und Jammern und lautes Weinen. Inzwischen sinkt die Asche — tiefer und tiefer — und eine Weinesspende löscht die glühenden Kohlen. Die Reste des geliebten Wesens nimmt die Urne auf. Das Leben eilt nach der Stadt zurück, und grüßt rückschauend den letzten Gruß: Salve! — Ave! — Vale!

Wir aber lesen heute auf jenen Marmorsteinen, die als Fragmente zwischen den Disteln liegen, ein frommes: Ave, anima candida! Oder: Terra tibi levis sit! Wer aber schrieb es? Und wem ward es nachgerufen? Nur zu leicht ist diesen Todten die Erde geworden, der Wind wirbelt sie mitsammt der Asche über die Fläche dahin, und als grauen Staub findet der Wandrer sie auf den Blättern des Lorbeers, der wilden Rosen und der Dorngebüsche wieder. —

Jene Höhe dort, an welcher vorbei die Straße in das Napoletanische hinein zieht, ist der Monte Cavo, auf ihm stand in jenen Zeiten der Tempel des Jupiter Latiaris. Wem es nicht gestattet war, in der Hauptstadt seinen



IN DER ROEMISCHEN CAMPAGNA.

Triumph zu feiern, dem war diese Feier doch auf jenem Berge erlaubt. Hier vor den Thoren auf dem Felde gestaltete dann sich der Festzug und die stille Straße ertönte vom Geräusch der Waffen, dem Geschrei der Krieger und zujauchzender Bürger. Weithin leuchtete der Glanz der Rüstungen und Feierkleider. Der Weihrauch duftete um den elfenbeinernen Wagen des Triumphators. Dieser aber prangte vor allen in der Tunica palmata und der sternenleuchtenden Purpurtoga. Ihm voraus zogen die Tubicines, die Posaunen der Schlacht blasend, wandelten die Träger der Trophäen, erbeuteter Fahnen und Spolien; die schneeweißen, im Wasser des Clitumnus oft gebadeten Opferstiere. Hinter dem Wagen die Sänger, die Musiker und die Legionen im Myrthenschmuck. Auch der Triumphator trug hier nur die Myrthenkrone; der Lorbeerkranz ist ihm versagt, so heiß er danach begehrte.

So heiß er danach begehrte — —. Wie Mancher strebte in dem großen Rom nach dem Lorbeer. Vor allen ein Dichter, dessen Grab wir jetzt besuchen wollen. —

Flora, die blüthenbekränzte, scheint Rom, seit ihre beiden Tempel gestürzt, verlassen zu haben. So sind wenig denn der Gärten und der Blumen, die hier blühen. Erfreulich sind nur die sanften Abhänge des Janiculus und die des Monte Pincio. Wollen wir an Blumenduft uns laben, und gleichzeitig das schöne Gesammtbild Roms in uns aufnehmen, so wandern wir nach einem dieser Berge. Da drüben über dem Tiber erstreckt sich der lange Hügelrücken des Janiculus. Einst war er die Opferstätte des Janus und seiner Söhne, der Grabhügel dann des göttlichen Numa. Später trug er die reichen Gärten Cäsars. Heute erhebt sich ein Kloster auf ihm, das ist S. Onofrio. In S. Onofrio aber ist ein Grab, das unter seinem Marmor einen Unsterblichen im Reiche der Geister birgt: Torquato Tasso.

Wir überschreiten den Tiber, und durchwandern das berüchtigte Trastevere, in dessen enge dunkle Straßen sich allmälig das mittelalterliche Rom, flüchtend vor dem blendenden Gaslicht des modernen, scheu zurückzieht. Wir bewundern hin und wieder die schönen Frauen, in den Lumpen der Armuth, mit der Haltung aber einer Königin, in deren Gliedern und Augen noch heute die Strahlen der Sonne, die einst antiker Schönheit leuchtete, wiederspiegeln, und gelangen durch die Via lungara, die in Wahrheit durch nichts als ihre Länge ausgezeichnet ist, zu den Abhängen des Janiculus. Hier sprießt eine lebhafte Vegetation aus Ritzen, über Mauern, in den Gärten und überall. Blumen versenden ihre lieblichen Gerüche — wie auf einem vom Frühlinge berührten Kirchhofe. Das hat dieser Berg vor den andern voraus. Der Marmorstaub gestürzter Ruinen ist den Blumen nicht günstig. Auf den Gräbern geliebter Todten blühen sie in reicher Fülle. Das sind die einst begrabenen Gedanken des Lichtes und der Liebe, die jeden



DAS POUSSIN-THAL.

Lenz ihre Auferstehung feiern möchten, und denen wir die unsrigen dann in geheimnißvollem Verständniß gern freundlich-zärtlich entgegenbringen. Doch von dieser kleinen bunten Gedankenwelt senken wir den Blick auf die Stadt da unten — und alte Zeit, Mittelalter und moderne Welt spannt das Auge mit einem großen Blicke in seinen Rahmen. Das sind die ruhmumstrahlten Hügel, die, sich einander die Hände reichend, im Kranze die Stadt umstehen; da war das Marsfeld, da der Acker des Tarquinius, durchschnitten vom flaminischen Wege, da liegt St. Peter und die Palastmasse des Vatican, und von links nach rechts, bis da, wo sich der Tiber zeigt, breitet sich das heutige Rom aus, die kuppelreiche Kirchenstadt im dunkeln Priestergewande. Wie die Fenster blitzen, wie die Glocken klingen, wie das Gelärm der Straßen heraufdringt, welche die Gladiatoren des italischen Königs mit schmetterndem Trompetenschall durchschreiten.



CYPRESSEN UND BRUNNEN DES MICHEL ANGELO IN ROM.

Das ist ein Meer; und ein Menschenleben ist nur ein Tropfen, gefallen in diese Tiefe; oft auch wohl eine Thräne, aufgefangen von der Muschel im stillen Grunde, leuchtend und fortleuchtend, als köstliche Perle geschätzt durch alle Zeiten. Das Kloster, vor dem wir eben stehen, ist einer Menschenperle, einer solchen kostbaren Thränenperle zur Hülle geworden.

Mit mancherlei Gedanken stehen wir vor der Pforte. Vor unsrer Seele schwebt das Bild Karls V., wie er vor dem Kloster St. Just wartend stehet, ein Reich verlassend, in dem die Sonne nie unterging, allen Kronen und dem stolzen Scepter in Demuth und Ermüdung entsagend; schwebt das Bild des an Leib und Seele kranken, unglücklichen Dichters, wie er endlich scheidet aus dem heißen Tage, aus dem Reiche, dessen ewigen Besitz, dessen ewige Sonne die Muse ihm einstens zugesichert. Alles, Alles läßt er da draußen in der Welt, da unten in der grauen Stadt zurück, sehnt sich nach keinem Lichte mehr, als nach der umgekehrten Fackel. — Das war im Winter 1594. Der junge Frühling rüstete sich eben, die sieben Hügel zu besuchen, als Tasso, ein müder Pilger, hier oben Einlaß begehrte. So flüchtet ein Kind, das der Tag mit seinem Schein und Schall müd gemacht, am Abend in den Schooß der freundlichen Mutter. Wie schwül war sein Tag gewesen! Ein Wettlauf in der staubigen Arena des Lebens: wie pocht das Herz, wie glühen die Wangen! Die Liebe lächelt vom hohen Balkone — — wie brennt der Wunsch, das stolze Verlangen nach dem Lorbeer, der dem Sieger wird. Ruhm! Ruhm!

Gieb mir zu trinken, du betrügerisches Gespenst! Du schwebst höher, du entschwebst! Der Ermattende greift nach des Gewandes Schatten — die Liebe hüllt sich in ihre Schleier, und der Lorbeer verweht in alle Winde. — —

„Drum sei gesegnet, wer die Welt verachtet,
Denn falscher ist sie, als es Worte malen!
Sie sammelt grausam unsern Schmerz in Schalen,
Und reicht zum Trunk sie, wenn wir halb verschmachtet.“

Hinter dem Kloster, nach Süden, steht auch die alte Eiche, unter welcher Tasso oft, über die Campagna schauend, den Frühling erwartete. Hier unter freiem Himmel predigte der wunderliche Heilige Filippo Neri, ein moderner Bergprediger, seinen Gläubigen die Lehren christlicher Demuth, sie ermahnend, sich selbst zu verachten und aller irdischen Eitelkeit zu entsagen. Die Eiche schädigte vor Jahren der Blitz, doch bleibt der Ort für alle Zeiten geweiht.

Wie gern knüpfen wir unsre Erinnerungen an Bäume, „die immergrünen Zeugen des ewigschönen Lebens der Welt," und ist der Weg von hier auch weit, so ist der Gedankenflug doch klein von Tasso's Eiche zu den Cypressen des Michel Angelo an seinem Brunnen in dem stillen Klosterhofe von S. Maria degli Angeli. Waren die beiden Männer doch auch Zeitgenossen.

Wer kennt nicht die herrlichste der kleineren Kirchen Roms, emporgeblüht auf einen Wink des Zauberstabes eines Michel Angelo als Wunderblume der Architektur aus den Trümmern der durch blutende Christenhände erbauten Diocletiansthermen? Nirgends fast vermögen wir die Pracht des Alterthums so anzustaunen wie hier, und die neuere Zeit hat sich beeifert, die alte Herrlichkeit zu überbieten durch einen reichen Schatz prächtiger Gemälde der größten Meister, die die Wände ringsum schmücken, und die gehütet werden von dem Schatten Salvator Rosa's, der hier seine Behausung hat. An diese Kirche schließt sich ein Kloster. In diesem wohnen Karthäusermönche. Ihre Zellen schließen einen prächtigen weiten Hof ein, der von hundert zierlichen Travertinsäulen eingefaßt wird. Diesen Hof bauete einst Michel Angelo und entwarf, sein letztes Werk, gleichzeitig den Plan zur Kirche. In die Mitte setzte er einen Marmorbrunnen, und an diesen pflanzte er, als Zeichen des Friedens, vier Cypressen, von denen drei noch heute erhalten sind. Wir aber nehmen sie gern als Symbol der vier Seelen, die diesem allgewaltigen Genius innewohnten, und weihen die eine dem Maler der Sixtina, die andre dem Bildhauer des Moses, die dritte dem Schöpfer der Peterskuppel, welche Werke noch lange Zeit den gewaltigen Ruhm dieses Meisters predigen werden; während die vierte seiner Dichterseele gehörte. Hier herrschte sonst tiefes Schweigen, und die Brüder, die sich mit dem Gruße des Todes grüßen, saßen in weiße Kutten gehüllt oft an diesem Brunnenrande, lauschend dem Rauschen der dreihundertjährigen dunklen Wipfel. Die Neuzeit ist auch hier eingedrungen, unter den Cypressen tönt ihr sporenklirrender Tritt, die Signaltrompete der neuen Dinge schmettert in die stillen Klosterzellen hinein, und wo die weißen Kutten saßen, erscheint heute die Uniform des lustig singenden und plaudernden Lanzenreiters. Die alten Bäume aber schütteln verwundert die Häupter ob der Wandlung.

Wenig Neues und wenig Schönes wird mehr geschaffen; wir begnügen uns mit der Bewunderung des Alten und der Ruinen. Kasernen, Fabrikanlagen, Parlaments- und Bahnhofsgebäude, alle miteinander in die Breite gehend, sind zunächst die Wunderwerke der Neuzeit. Diese hat sich als wenig conservirend erwiesen, und schaut gleichgültig dem Verfalle alter Herrlichkeiten zu. Da ist am Monte Mario, wo der Friede zwischen grüne Bäume und Schlingpflanzen, zwischen hohes Schilfrohr und Weinreben sich zurückgezogen hat, die Villa Madama, die uns mit Wehmuth erfüllt wegen ihres nahe bevorstehenden Untergangs. Und etwas Schönes ist, was hier vergeht: Meisterwerke der Malerei. Wie viel glücklicher ist doch der Dichter, dessen Ruhm täglich neu gedruckt wird, während der des Malers mit dem Stuck von den Wänden bröckelt, und von dem Regen des Himmels und seiner Sonne gelöscht und gebleicht wird. Rafaels, Giulio Romano's und Giovanni da Udine's Ruhmeskränze aber sind es, die mit dieser Villa Fall einiger bedeutsamen Blätter beraubt werden. Keine schützende Hand breitet sich über sie. So ist heute das griechisch-heitre Gebäude nichts als ein großer Hühnerstall, in dem Hunderte von gackernden Hähnen und Hennen dem Besucher entgegenflattern, und sich wie verwandelte Mediceer- und Bourbonenprinzen und -Prinzessinnen in dem großen Saale auf- und abbewegen. Der alte heitre Schloßwächter aber, der mitten unter dem Dünger und Unkraut wohnt, meint Wunders gethan zu haben, daß er den reizenden Liebesgöttern und Nymphen da droben in der Halle die einst rosigen Gesichterchen schon einige Male mit einem nassen Besen abgewaschen hat. Die lächeln so graziös und doch so krank und bleichsüchtig, und können sich nicht mehr an der Decke halten, und fallen dann plötzlich einmal unter die erschreckenden Prinzessinnen hinein, die sich alsbald ihren Bedarf an Kalk zum Zwecke des nützlichen Eierlegens daraus entnehmen. Das ist ein rechter Jammer. Der Kyklop Giulio's dort über der Thüre, dieser „gesetzlose Frevler" selbst vermochte den Anblick nicht länger zu ertragen: er erblindete gänzlich, und nur sein Schatten schwebt noch auf dem grünlichen Stuck. Wir treten durch die lose Bretterthür hinaus auf den Hof. Zerbrochene Statuen liegen in den Brennesseln, und kleine Farrenkräuter wachsen aus den Mauern. Der Brunnen in einer Nische tröpfelt nur



AUF DEM MONTE PINCIO

[illegible]

[illegible] Ihre Zellen [illegible] eingefaßt wird. Diesen Hof [illegible] zur Kirche. In die Mitte setzte er [illegible] vier Cypressen, von denen drei noch [illegible] die seinen allgewaltigen Genius imme- [illegible] Die dritte dem Schöpfer [illegible] Medicis zerstören werden; während die [illegible] und die Brüder, die sich mit dem Gruße des [illegible] lauschend dem Rauschen der dreihundert- [illegible] unter den Cypressen tönt ihr [illegible] Tritt, [illegible] hinein, und wo die weißen Kutten saßen, [illegible] Die alten Bäume aber schütteln [illegible]

[illegible] uns mit der Bewunderung des Alten [illegible] alle miteinander in die Breite gehend, [illegible] erwiesen, und schaut gleichgültig [illegible] zwischen grüne Bäume und Schling- [illegible] die Villa Madama, die uns mit Wehmuth [illegible] was hier vergeht: Meisterwerke der Malerei, [illegible] während der des Malers mit dem [illegible] seiner Sonne gelöscht und gebleicht wird. [illegible] die mit dieser Villa Fall einiger [illegible] So ist heute das griechisch-heitere [illegible] Hähnen und Hennen dem Besucher entgegen- [illegible] und Prinzessinnen in dem großen Saale auf- [illegible] unter dem Dünger und Unkraut wohnt, meint [illegible] da droben in der Halle die einst rosigen [illegible] Die lächeln so graziös und doch so [illegible] [illegible] und sollen dann plötzlich einmal unter die [illegible] zum Zwecke des nützlichen Eierlegens daraus [illegible] dort über der Thüre, dieser „gesetzlose Frevler" [illegible] und nur sein Schatten schwebt noch auf [illegible] auf den Hof. Zerbrochene Statuen liegen in [illegible] von den Mauern. Der Brunnen in einer Nische tröpfelt nur



AUF DEM MONTE PINCIO.

noch einiges Wasser aus dem Rüssel eines Elephanten, der ganz von Gras und Kraut bedeckt ist, in dem Wasserbehälter aber grünt ein Feigenbaum, ranken wilde Brombeerzweige. Die Terrasse jedoch läßt den Verfall des Menschenwerkes vergessen und gewährt uns einen beseligenden Blick über eine großartige Landschaft. Wir schweifen in beglücktem Schauen über Monte Rotondo und Soracte, Palombaro, Mentana, Monte Flavio, Monticelli, Tivoli, die Höhenzüge von Subiaco und Olevano, bis nach Frascati, Genzano und Monte Cavo.

Gleich zu unsern Füßen biegt der Tiber in schöngeschweiftem Bogen, vom leuchtenden Petersdome gelockt, dem nahen Rom zu, hier überbrückt von dem herrlichen Ponte molle. Dieses ganze Winkelchen ist unerschöpflich an landschaftlichen Schönheiten, und wenn man meint, Alles gesehen zu haben, da geben zehn Schritte vorwärts uns bei erneuter Rückschau ein neues herrliches Bild. Die Maler früherer Tage, als es noch keine Eisenbahnen gab, hatten wohl recht, ihre frisch von Deutschland zureisenden Kunstgenossen an dem Ponte molle zu empfangen und bei römischem Weine dieselben gleichzeitig in die tiefsten Geheimnisse römischer Landschaft einzuweihen. Heute ist das nicht mehr, heute reist die Kunst mit Dampf, hat den schwarzen Frack an, und sitzt nicht mehr unter dem zechenden Römervolk.

„O Ponte molle, du treffliche Bruck,
Bei der ich geschlürft schon manch tapfern Schluck
Aus strohumflochtener Flaschen,
O Ponte molle, was ist mit mir?
Ein langsamer Trinker sitz' ich allhier,
Kaum mag ich des Weines naschen."

(V. Scheffel.)

Doch Wein und Landschaft sind dieselben goldenen, herzerfreuenden geblieben und in beiden mögen wir uns immerhin noch anständig berauschen, so oft wir wollen.

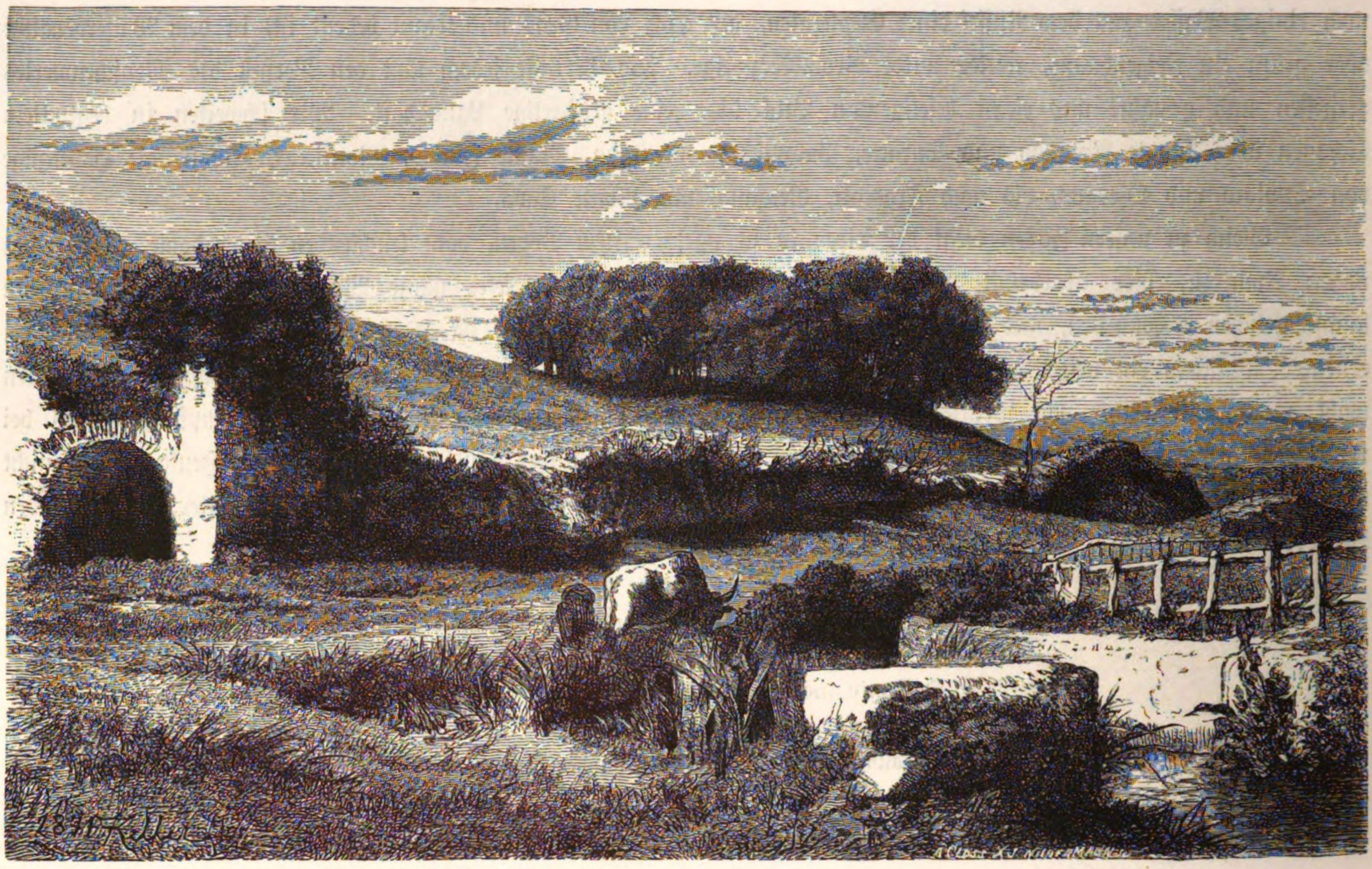
In der Nähe grünt noch heute das stille schöne Lieblingsthal Poussins, der im Jahre 1624, ein armer pilgernder Maler, nach Rom kam. Schatzgräber wurde er, der die köstlichsten Schätze der Natur mit seines Pinsels Wünschelruthe zu heben und zu bannen wußte. Er, wie sein Freund Claude Lorrain, sind die großen Propheten der Landschaftsmalerei und sie, wie Niemand sonst, wußten den süßen, geheimnißvollen Zauber italienischer Natur auf die Leinwand zu hauchen, daß es uns beim Beschauen wie ein lichter Traum überfliegt, und die Seele, wenn wieder fern von Rom, die Schwingen der uralten Sehnsucht regt und hinüberfliegen möchte in das große Sonnenland der Kunst.

Wir rüsten uns zum Abschied von der geliebten Roma. Wir wollen in die Campagna und in die Berge ziehen. Das Herz ist uns schwer, aber wir dürfen gewiß sein, daß es uns, auch ohne den bezaubernden Trunk aus Fontana Trevi, noch schwerer werden wird: sitzen wir nur erst wieder dem nordischen Winter mitten im Schooß, und dem schwülen, farblosen Sommer. Darum sauge dich voll, o Seele, voll Luft, Licht und Sonnenschein, voll Formen und Bilder und trage einen reichen, nie alternden Schatz der glücklichsten Erinnerungen über den Berg und seinen Wolkensteg nach Hause, und wenn dir die Götter wohl wollen, so kommst du doch dereinst wieder und trägst noch einmal die ewig junge Sehnsucht in die nie alternde Landschaft hinein.

Den Abschiedsgruß aber rufen wir vom Monte Pincio über die Stadt.

Hier gibt es kein Grab, hier wohnt das blühende, fröhliche, musicirende Leben mitten unter den Blumen und immergrünen Bäumen. Hier wächst die nordische Fichte in die schlanken Zweige der Palme hinein, und hier wandelt sich denn auch die nordischbange Sehnsucht zu inniger Glückseligkeit durch allseitige Befriedigung der Seele. Hier lösen sich von der Zeit die Augenblicke ab, denen wir zurufen möchten: „Verweilet doch, ihr seid so schön!"

Wir stehen gelehnt an der Balustrade und blicken auf den amphitheatralischen Platz zu unsern Füßen: la Piazza del Popolo. Zu Freude und Spiel drängt sich ein fröhliches Volk durch das weite Thor in die schallenden Osterien oder in die gastfreundliche, walddustende Villa Borghese. Der milde Abend naht, und das Leben verläßt die Straßen der Stadt, in denen die Dämmerung schon ihre braunen Schleier breitet. Wie die Sonne sich dem Meere nähert, eilt Alles herauf unter diese Bäume, ihre letzten Strahlen zu trinken und die Blicke zu tauchen in die Gluthen einer südlichen Abendröthe.



HAIN UND GROTTE DER EGERIA IN DER ROEMISCHEN CAMPAGNA.

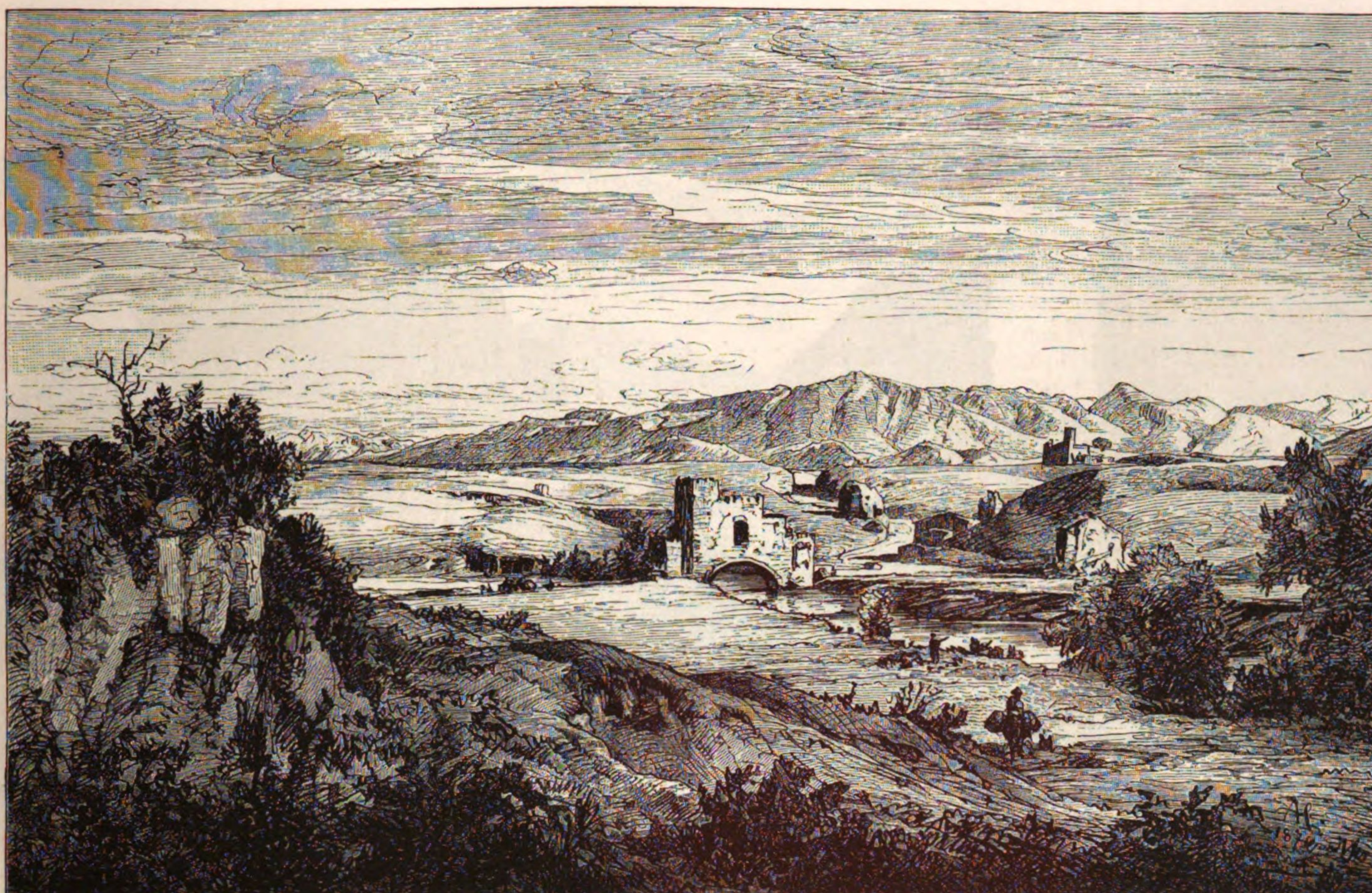
Schon sinken die Höhen hinter dem Vatican in schwarze Schatten, schon wirft die Nacht die dunkeln Netze nach den glänzenden Landhäusern da drüben unter den Pinien, aber durch die St. Peterskuppel schießt das Himmelslicht noch in tausend goldenen Pfeilen und trifft die höchsten Spitzen der Kirchen und Thürme in der tiefern Stadt, und leuchtet wie eine Friedensbotschaft von den Kreuzen herab. Ausgesöhnt scheint nun die Welt. Das ist die Stunde der Verklärung. Jetzt hebt sich am fernsten Horizonte, über dem Meere, aus der wilden Campagna eine dunkelviolette Wolke, und dampft mächtig über die Hügel herein, schwebend ob der sinkenden Sonne.

Da kommt auch der Abendwind geflogen und schauert durch die Eichen und Lorbeerbäume und weht den Duft aus den Blumenkronen über die Stadt hin. An den Gartenbeeten rauschen die kühlen Brunnen. Im Osten aber, der sinkenden Sonne Wiederschein, überzieht rosiges Gewölk den klaren Himmel, ein prächtiger, zauberhafter Hintergrund den feinen, scharfgezeichneten Gestalten der Cedern, Pinien und Palmen.

Das Violett der Meereswolke verwandelte sich inzwischen in ernstes Braun, doch von der Stelle, wo die Herrscherin des Tages hinabstieg, glänzt das Licht ihrer Krone auf und überdeckt die Spitzen der Hügel noch einmal mit sanftestem Gold — mit lichtem Grün — mit dem Schatten der Nacht. Doch da, wo alles Licht schon gestorben schien, zeigen noch einmal, gleich zwei Purpurstreifen an einer Toga, hinter dem Vatican zwei dunkelrothe Lichter sich. Ein letzter Gruß!

Die Nacht ist da, und unten in der Stadt werden die Gaslaternen angezündet. Durch die Gänge hier oben wandeln schöne stolze Frauengestalten, seidene Kleider rauschen, die Blumen duften, und die weichen Laute der schönsten Sprache der Welt erfüllen unser Ohr.

Wie ein dunkler Traum aber liegt die Stadt zu unsern Füßen. Ja, das ist das Rom, so lebte es, als wir es noch nicht geschauet in unsrer Phantasie, in unsrer heißen Sehnsucht. Das ist das ideale Rom, wie wir es uns kühn aus Poesie und Geschichte aufgebauet hatten. Das ist die große Arena, auf der sich ein zweitausendjähriges politisch-religiös-sociales Drama der Menschheit abspielte. Da steht die große, herrliche Scenerie und neue Schauspiele bereiten sich hinter den Coulissen. Das ist der Himmel, den der Brand Nero's nicht und nicht die räuchernden Kerzen des Papstthums schwärzen konnten, das ist noch immer die Sonne, die morgen als Sonne Homers aufgehen wird,



PONTE NOMENTANO IN DER ROEMISCHEN CAMPAGNA.

dieselbe dufterfüllte Luft noch, in der einst siegesrauschende Banner flatterten, die Luft, deren heiße Liebkosungen so viele Könige tödtete. Eine Weltherrschaft und die Herrschaft des Kreuzes hatten in diesem kleinen, schattenerfüllten Thale dort unten, welches ein träger, unbedeutender Strom durchfließt, ihre Wiege. Eine wie die andre kam zum Fall:

„Denn als dein Schwert nun Alles dir errungen,
Fielst du mit allem wieder
In Nacht und Barbarei — aus dieser quoll
Ein neues Blut, ein neues Licht hervor —
Umsonst hast du gestritten und gewürgt —
Der Klang nur von zerriss'nen Geistesfesseln,
Die du um halb Europa wandest, ist
Geblieben: Frankreichs, Spaniens,
Italiens Sprachen!"

In dieser letzten, die ja deine edle Zier ist, rufe ich dir, du geliebte Stadt, den Abschiedsgruß zu. Doch nicht felice notte soll erklingen, denn deine Nacht verschwand im frohen hellen Tage, ich biete dir felice giorno! Felicissima Eternità!



VIA APPIA IN DER ROEMISCHEN CAMPAGNA.

Etwas Ciceronenweisheit.

Ein Brief an den Herausgeber, Herrn J. Engelhorn; wird von dem Verfasser aber auch dem verehrlichen Italien-Publikum offen an's Herz gelegt.

Neapel, Datum des Poststempels.

Verehrter Freund!

„Winde den schmückenden Kranz mir nicht aus kürzeren Blättern,
Weil ich den künstlichen Bau und das Maß nicht wagte zu ändern.“
(Horaz.)

Als mir die hohe Freude zu Theil ward, Ihnen durch die reizendsten Gegenden dieses klassischen Landes so eine Art Führer zu sein, bewunderte ich, ohne es damals zu äußern, in Ihnen das Ideal eines Italien-Reisenden, als welches Sie mir erscheinen mußten durch die beschauliche Ruhe beim Genusse und das unendlich weisheitsvolle Maßhalten darin. Selbstredend spreche ich hier nur von denen, welche durch das Auge in die Seele, in den Geist gelangen, von den reinsten und unschuldigsten der Welt: den landschaftlichen und Kunstgenüssen. Ohne in zerstreuenden Einzeln- und Vielheiten sich zu verlieren, strebten Sie vielmehr danach, das Einzelne im Ganzen zu schauen, das volle schöne Gesammtbild der Dinge zu fassen, einen Gesammteindruck zu erhalten, um dann später in der Heimath oder auf einer neuen Reise das Ganze in seine gefälligen Details zu zerlegen, oder, wenn nicht so, dieser weiten erhabenen Landschaft die Ihnen zusagende Staffage aus der Lectüre beliebter Reiseschriftsteller hinzuzufügen.

Sie erinnern sich jener Unglücklichen, die, während die ganze große Welt im Sonnenglanze vor uns offen lag und wir im Vollgenusse des Lebens, des bezauberndsten Himmels, des Meeres, des Duftes der Orangenblüthen, mit dem Blicke die fernen blauen Berge erklimmend, oder der Marmordichtung einer Götterstatue hingegeben, frische



ROM. NACH DER MESSE IN S. S. TRINITA DE' MONTI.



[illegible]

Etwas Ciceronenweisheit.

[illegible] aber auch dem verehrlichen Italien-Publikum [illegible]

[illegible]pel, Datum des Poststempels.

[illegible]

„[illegible] Blättern,
[illegible] zu ändern.“

([illegible])

[illegible] die reizendsten Gegenden dieses klassischen Landes [illegible] in Ihnen das Ideal eines Italien-Reisenden [illegible] Ruhe beim Genusse und das unendlich [illegible] welche durch das Auge in die Seele, [illegible] landschaftlichen und Kunstgenüssen. Ohne in [illegible] danach, das Einzelne im Ganzen zu schauen, [illegible] zu erhalten, um dann später in der Heimat oder [illegible] zu pflegen, oder, wenn nicht so, dieser [illegible] hinzuzufügen.

[illegible] die ganze große Welt im Sonnenglanz [illegible] des Meeres, des Duftes der Orangenblüten [illegible] einer Götterstatue [illegible]



ROM. NACH DER MESSE IN S. S. TRINITA DE' MONTI.

Rosensträußer in den Händen, die, während wir solchergestalt glücklich waren, auf den Bänken unter den Blüthenbäumen oder vor dem griechischen Marmor Stunden und Stunden saßen und Bädeker und Gsell-Fels studirten, oder *mit* triefenden Stirnen an uns vorüberhasteten, um, ehe die Hôtelglocke zu Tisch läutet, noch rasch ihr Tagespensum abgehaspelt zu haben.

Sie waren nicht von Denen, und, allen Göttern sei Dank! es gibt noch viele Tausende, die Ihnen gleichen.

So war es denn der Gedanke an Sie und jene Tausende ebenso glücklich Genießender, der mich bei Abfassung des mich betreffenden, zunächst römischen Theiles unserer Arbeit leitete.

Ich wollte keinen ängstlichen Führer abgeben, der da nimmer wagt, an einem halbwegs kenntlichen Trümmergestein oder einem irgend nennenswerthen Kunstwerke vorüberzugehen; ich wollte kein Maler sein, der Menschen und Dinge bis auf die Warze an der Wange, bis auf die Fliege an der Wand herauszustreichen sucht, oder gar ein farbloser Photograph; auch keiner jener mit aufgeblasenen Backen docirenden Kunstbeflissenen mocht' ich sein, die unter fortwährendem tiefsinnigem Vergleiche mit dem Abwesenden, den süßen Genuß des Gegenwärtigen vergällen, und durch dürre Worte den Schmelz auf den Flügeln der Schönheit verwischen.

Oder sagen Sie, wie gefällt Ihnen, wenn man von der capitolinischen Venus beim ersten Hereintreten in das Heiligthum sofort predigt: „Diese Figur ist sehr berühmt. Geben Sie acht, sie schließt sich so ziemlich der Auffassung der mediceischen Venus in den Ufficien zu Florenz an, nur daß, wie man sich wohl erinnert, dort die Wendung des Hauptes etwas kokett ist."

Oder es erzählt einer dieser Berufenen von dem Zaubergarten Sorrento's und sagt: „Die Form dieses Landes hat wohl die meiste Aehnlichkeit mit unsern neumodischen Armsesseln mit hoher Rücklehne. Die Ausläufer gegen das Meer hin sind die beiden fast gleichhohen Armlehnen des Sessels, dessen Sitzfläche endlich das weitgepriesene — angenehm nach Orangen duftende Piano von Sorrento ist &c." (Das capitolinische Venus-Geschwätz, wie diese lederne Armstuhlbetrachtung sind zwei wirklich existirenden Büchern entnommen!!)

Nun bitte ich Sie, verehrter Freund, solche Figur, und wenn sie wirklich noch hundertmal anständiger wäre, möchte ich um keinen Preis spielen.

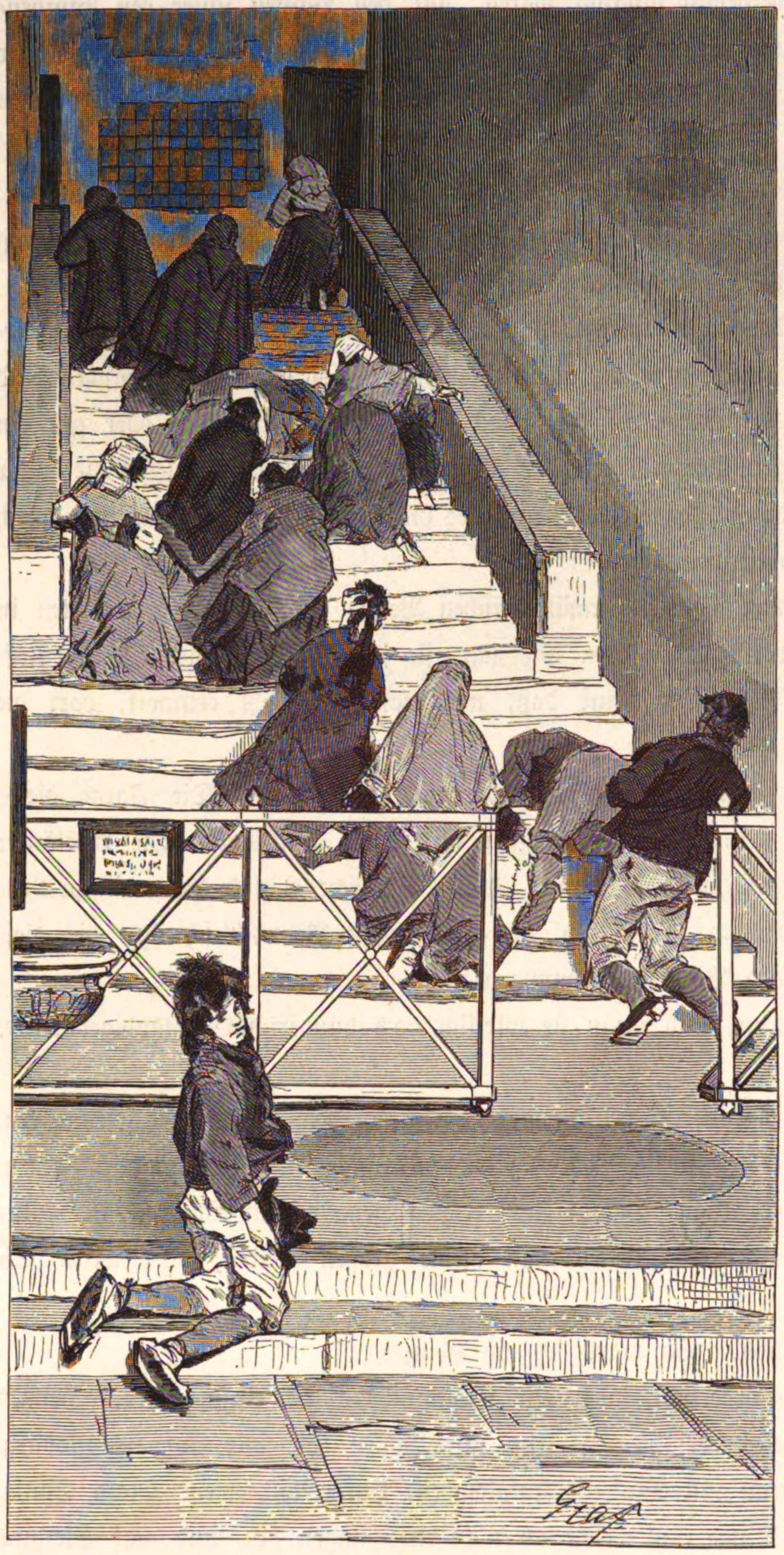
Ich will Führer sein, aber nur zu großen, charakteristischen Landschaften und eben solchen Menschenwerken, und als Maler sucht' ich, diesen Darstellungen eine edle (lyrische oder epische) Färbung in Stimmung zu geben. Durch dieß solchergestalt vereinte Streben wollt' ich die Augen weihen zum rechten genußreichen Schauen in Natur und Kunst, jedem überlassend, die ihm theuern Details nach Belieben in meine großen Bilder, oder wenn Sie wollen: Rahmen, einzureihen.

So schrieb ich mein Rom, mein südliches Italien. So wurde es ein Ganzes.

Da trifft mich wie ein Blitz Ihre späte Aufforderung, noch ein Ergänzungscapitel einzuschalten, „denn," schreiben Sie, „unser Publikum würde Vieles, o Vieles vermissen." Und nun zählen Sie mir auf: Engelsburg, Vatican, Sammlungen, päpstliche Gärten, Villen, Lateran mit Museen, Katakomben, Caracallathermen, Scala Santa, S. Paolo fuori le mura, Carneval &c. &c. — alles Dinge, auf welche ich nicht eingegangen bin, und ach! Sie sind so gütig, nur zwölf Namen zu nennen, während ich mit leisem Schauder weiter zähle und zähle, und finde, daß es nach oberflächlichster Schätzung und nach den römischen Registern guter Reisehandbücher in Rom von **A** bis **Z**, von der **A**cademie de France, oder von der vielbeliebten **A**nemonenwiese in Villa Pamfili, bis zum **Z**eus von Otricoli oder dem alten vaticanischen **Z**iegelsteinstempel, zwischen der Valle dell'Inferno und der Porta S. Sebastiano nicht weniger als 2000 berühmte, wichtige oder wenigstens interessante Dinge gibt, die jeder gesehen haben muß, ehe er behaupten kann, er kenne Rom gründlich!

Diesen Dingen, von denen manche einzeln und für sich allein ein mehrtägiges, ja mehrwöchentliches eingehendes Anschauen und Studium verlangen, stehen die berühmten Büchlein gegenüber: „Rom in drei Tagen zu sehen," „Rom in acht Tagen abzuthun" — und sie finden glänzenden Absatz, genau wie jene menschenfreundlichen Werke, die da lehren, „in zwölf Stunden ein perfekter Engländer" zu werden.

Rom in drei Tagen!! Gestatten Sie mir einen Seufzer! Heiliger Winckelmann, du kanntest sie schon, jene trübselige Sorte Romreisender, die mit der Verpflichtung kommen, Alles anzusehen, und sich dann am Arme eines kräftigen Schwimmers, gewöhnlich Platzbedienter genannt, in das unermeßliche Meer deiner Schätze stürzen, wie die



SCALA SANTA IN ROM.

Büblein, die schwimmen lernen möchten und nur mit Noth und Mühe, und der Hilfe der stützenden Hand des Meisters an der Oberfläche bleiben.

Ja, an der Oberfläche bleiben solche Hastreisende haften, und wo die recht glatt und glänzend, recht in die Augen stechend ist, da ist Genuß bei der Sache; ist sie aber zufällig durch Zeit und Umstände etwas wurmstichig, verschossen und verschabt worden, dann hat man ein Recht, wenn gerade Niemand zugegen ist, achselzuckend schnell vorüberzuschreiten. Eine Ausnahme davon machen die Gegenstände, die nun einmal absolut schön sein müssen, weil sie berühmt sind. Diese werden bewundert, indem man sie mit geistreicher Lauge überspült oder unterwäscht, aber natürlich auch nur in Gesellschaft. Diese Klasse Reisender findet das Rom durchaus nicht unergründlich, wenn auch recht sehr ermüdend; doch tröstet am Abend die Table d'hôte des Hôtels erster Klasse über die Mühen der Kunstgenüsse.

Table d'hôte — — da fällt mir noch etwas ein. Seit unser Reisen eine Wanderung von einem Hôtel zum andern geworden ist, sind wir nicht einmal mehr Herren unsrer kleinen gastronomischen Passionen geblieben; die Table d'hôte zwingt uns, unsern Geschmack einzurichten nach dem, was aufgetragen wird, und solches mit geduldigem Muthe zu verzehren, ein Pensum gedankenlos abzukauen und einzuschlucken. Ach, das Essen ist eine Abfütterung im anständigen Stile geworden, und dahinter lauert mit schon ziemlich altklug gewordener Miene der verdorbene Magen.

Wozu das? O Sie merken wohl, daß damit jene zahlreichen Kunstbetrachtungen in Form von Büchern angedeutet sein sollen, mit welchen unser theures Reisepublikum gefüttert wird, bis es sich den Magen verdarb und in der Langeweile des Katzenjammers gestörter, gedanklicher Verdauung nichts mehr schön finden kann, da der frische, freie Hunger abhanden gekommen, und außerdem über jeder Form der dicke Pelz eines fremden Gedankenoctroi hängt. Ich will ihn nicht verdoppeln. Ich habe mich glücklicherweise durch das Gesagte selbst aus dem Paradiese der feinen Kunstbetrachtungen vertrieben.

Und des bin ich froh. Ich wüßte auch wahrhaftig nichts Neues zu sagen über die bereits vielgepriesenen Dinge, noch viel weniger etwas Geistreiches. Was hülfe es Ihnen, verehrter Freund, und unsrem Publikum, das uns schon manche schlaflose Nacht bereitet, wenn ich jetzt anhübe mit Phrasen, z. B. über die von Ihnen genannte Kirche S. Paolo fuori le mura. Ich finde in meinem Notizbuche: Das zersetzende Christenthum der Zweifel, das sich im starren Dogma gipfelnde Christenthum schuf diese S. Paolo, und so wurde sie skeptisch, kalt, starr, unglaublich wie die Dogmen der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, mit täuschenden Flittern überputzt wie jene mit gelehrten Randglossen; soll durch Neuheit blenden und überraschen, überrascht auch den Neugierigen, hält aber die Prüfung des Wissenden und Wißbegierigen nicht aus.



FONTANA DI TREVI IN ROM



[illegible] der [illegible] nur der [illegible] und [illegible], von der [illegible] der [illegible] des [illegible] an der [illegible] bleiben.

[illegible] sollen solche Baß[illegible] und wo der [illegible] und glän[illegible] ist, da ist Genuß [illegible] durch Zeit und [illegible] verwischen und ver[illegible] ein Recht, wenn ge[illegible] ist, achselzuckend schnell [illegible]. Eine Ausnahme davon machen die Gegenstände, die nun einmal absolut schön sein [illegible], weil sie berühmt sind. Diese werden be[illegible], indem man sie mit geistreicher Lange [illegible] oder untersuchte, aber natürlich auch nur [illegible]. Diese Klasse Reisender findet das [illegible] durchaus nicht unergründlich, wenn auch recht [illegible]; doch tröstet am Abend die Table d'hôte des Hotels erster Klasse über die Mühen [illegible].

Table d'hôte — — da fällt mir noch [illegible] ein. Seit unser Reisen eine Wanderung von einem Hôtel zum andern geworden ist, sind [illegible] einmal mehr Herren unsrer kleinen gastro[illegible] Passionen geblieben; die Table d'hôte [illegible] uns, unsern Geschmack einzurichten nach dem, was aufgetragen wird, und solches mit geduldigem [illegible] zu verzehren, ein Pensum gedankenlos ab[illegible] und einzuschlucken. Ach, das Essen ist eine Abfütterung im anständigen Stile geworden, und dahinter lauert mit schon ziemlich altklug gewordener Miene der verdorbene Magen.

Wozu das? O Sie merken wohl, daß damit jene zahlreichen Kunstbetrachtungen in Form von Büchern angedeutet sein sollen, mit welchen unser theures Reisepublikum gefüttert wird, bis es sich [illegible] gestörter, gedanklicher Verdauung nichts mehr schön finden kann [illegible] und außerdem über jeder Form der dicke Pelz eines fremden [illegible]. Ich habe mich glücklicherweise durch das Gesagte selbst [illegible].

Und [illegible] Neues zu sagen über die bereits vielgepriesenen Dinge, noch viel weniger etwas [illegible] Freund, und unsrem Publikum, das uns schon manche [illegible] Nacht bereitet, wenn [illegible] z. B. über die von Ihnen genannte Kirche S. Paolo fuori [illegible]. Ich finde in meinem [illegible] der Zweifel, das sich im starren Dogma gipfelnde [illegible] diese S. Paolo, [illegible] kalt, starr, unglaublich wie die Dogmen der zweiten Hälfte [illegible] mit täuschenden [illegible] wie jene mit gelehrten Randglossen; soll durch Neuheit blenden und [illegible] auch den Neugierigen, hält aber die Prüfung des Wissenden und Wißbegierigen nicht aus.



FONTANA DI TREVI IN ROM.

Die Kirche suchte nach neuen Dogmen, welche sie über das Kreuz ihrer Kuppel setzen wollte, ihr folgte der *ihr* zu dieser Zeit dienende Architekt im modernsten Glauben — und man sehe seinen dogmatisirten Jesuitenstil. Die Altkatholiken des Glaubens in Religion und Kunst haben das nicht gebaut. Das Dogma ist eine moderne Pyramiden-Ruine und an ihrem Fuße steht ausgesetzt in unförmlicher Mulde eine neugeborene Leiche, die Kirche S. Paolo. Wie Leichenduft einer verschollenen Zeit, wie Ruinenluft weht es uns aus diesen glänzenden Säulenhallen entgegen. Das arme, blinde Volk steht und staunt. Sie wurde zum Nationaldenkmal erklärt, heißt das: gesetzlich auf den Aussterbe-Etat gesetzt. (Zu Hause weiter auszuführen.)

So steht es in meinem Notizbuch. Zu Hause aber fand ich das viel schöner, viel geistreicher und vor allem viel bündiger gesagt in Louis Ehlert's Römischen Tagen. Hören Sie! „Eine bunte Häßlichkeit, daß einem die Augen wehe thun. Fünf Schiffe und kein Capitän. Ehrfurchtslose Fälschung des Ueberlieferten."



BROCCOLIVERKAUF IN TRASTEVERE.

In S. Maria Maggiore scheint das urgläubige Christenthum noch „Ein' feste Burg" zu haben; diese Kirche macht einen soliden Eindruck, fast wie mittelalterliche Befestigungswerke mit Thurm und Wall. Was man hier riecht, ist nicht dogmatischer Weihrauch, sondern echter, gerechter Heiligengeruch. Die Farbe des Innern ist christlich-historisch. Leider konnte die alte Heilige nicht hindern, daß ihr architektonische Spötter hinterrücks allerlei weltlichen Tand an das Büßerkleid hefteten.

S. Lorenzo fuori le mura war eine jedenfalls prächtige Basilika. Noch jetzt klammert sie sich fast ängstlich an Altes an. Man möchte sie einer Nuß mit vergoldeter Schale vergleichen, die von vielen Weihnachten her aufbewahrt wurde, in der aber der süße Kern des innigen, hingegebenen Glaubens schon längst vertrocknete. Die in ihr vermauerten, als Pfropfreiser heidnischer Architektur eingesenkten Säulen, haben der christlichen kein grünes Blatt getrieben und vergebens sucht diese sich darauf zu stützen.

Ueberall auf den Campisanti um die Kirchen Grabdenkmäler in reichem, aber unüberlegtem Schmuck, wie sie ein Bauer bestellt, dem ein recht schweres das genehmste. Sie predigen, daß Reichthum und guter Geschmack verschiedener Leute Kinder sind, und zeigen, daß man heute mehr im eitlen Schauen, als im einfachen Glauben meißelt. Wir gehen an ihnen kalt vorüber. Wie so anders wirkt so eine einfache, kleine Marmorplatte in den Katakomben mit dem überzeugungsfreudigen Flora vivas! — Aurelia vivas in vita aeterna! — Donatus homo Dei. — In pace! Wer auch könnte das Herz tiefgreifender Wehmuth verschließen, wenn er in den Callistuskatakomben draußen an der Via Appia auf den dunkeln Wänden jene alte Herzensgeschichte aus dem dritten Jahrhunderte liest, wo ein Liebender den finstern Weg seiner geliebten Sophronia mit dem Griffel in der Hand gläubig verfolgt: Sophronia, du lebst mit den Deinen! — Du lebst in Gott! — Sophronia, du lebst immer! — Süße Sophronia, du lebst immer, immer lebst du in Gott! — Könnte dieser Glaube wie Samen zu neuem Lenze gesäet aus den Katakomben wieder aufkeimen, wie schön sollte die kirchliche Baukunst wieder werden! — —

Lesen Sie noch? Ich hoffe nein, und gestehe, daß ich boshaft gewesen bin, indem ich Sie mit meinen arm-

seligen, römischen Reisenotizen ermüden wollte. Ich hätte dieß Spiel noch weiter treiben können, aber nein, ich leide selbst zuviel dabei.

Zum trockenen Beschreiber bin ich nun einmal verdorben; ich trete an alle Dinge mit meinem Herzen heran und suche ihren Herzschlag zu erlauschen. Nicht ungern auch halte ich es mit dem horazischen dulce est desipere in loco! Das hat bis jetzt der Kritik in meinen sonstigen Italienschildereien, wie die „Wandertage", bei Leibe nicht mißfallen. Karl Braun nennt diese „lustig, leichtlebig, formenreich, farbenprächtig und lichtfroh"; R. Gottschall in seinen Bl. f. lit. Unterhaltung findet sie „durchaus liebenswürdig; Schilderungen voll thaufrischer Poesie, reich an Duft, reich an Klang, reich an Sonnenschein. Aus jeder Zeile schaut der wanderlustige Poet ꝛc." Und Schweichel hat mich erkannt, wenn er sagt: „W. K. denkt in der That nicht daran, den Custode zu machen, oder ästhetische Theezirkel zu entzücken. Natur und Leben sind die Quellen, aus denen er schöpft."

Sie wissen, daß ich nicht ruhmsüchtig bin, und die angeführten Aussprüche sollen wahrhaftig nichts, als beweisen, daß meine Weise gefallen, ich aber über dieselbe nicht hinauskann, nicht hinausdarf, denn das steife Hofmannskleid würde Niemand, nicht Ihnen, nicht unserm Publikum, nicht der Kritik gefallen.

Als wanderlustiger Poet habe ich meinen Streifzug vom Tiberstrande nach dem Aetna angetreten, als solcher werde ich meinen Stab am Fuße unsres Werkes niederlegen. Ein Gott gebeut mir, und Sie werden in Güte ertragen „quidquid corrigere est nefas!"

Sehe ich mich aber zum Schluß nach einem Bundesgenossen meiner römischen Ansicht um, so ist es wiederum der geistvolle Louis Ehlert, seine Worte sind aus meiner Seele gesprochen und darum stehen sie hier: „In meiner Natur liegt nicht das Unersättliche der meisten Reisenden, welche von Genuß zu Begierde jagen. Zu einem Compendium fühle ich wenig Hang in mir und begnüge mich lieber mit einem vollen großen Eindruck, als daß ich ihn durch Vermischung mit andern der Gefahr aussetze, an seiner spontanen Kraft einzubüßen — — — — — — Nirgends gilt es haushälterischer sein als in Rom."

So lassen Sie Ihren Wanderer in Frieden weiterziehen durch die römische Campagna, und sehen Sie einmal, welch' schöne Bilder Sie diesem großen Rahmen einfügen können.

Die dankbare Italia, zu deren Preis Sie so unendlich viel beitragen, grüßt Sie als Freundin, als Freund

Ihr

Woldemar Kaden.

P. S. Bitte, schmücken Sie den Brief, damit er freundlicher aussehe, mit einigen gefälligen Bildern.



ACQUA ACETOSA IN DER ROEMISCHEN CAMPAGNA MIT

[illegible] aber nein, ich leide [illegible]

Zum [illegible] Beschreiben [illegible] alle Dinge mit meinem Herzen heraus [illegible] Herzschlag zu [illegible] desipere in loco! [illegible] bis jetzt [illegible] „Wandertage", bei Seite nicht [illegible] Karl Braun nennt [illegible] und lichtvoll"; R. Gottschall in seinen Bl. f. lit. Unterhaltung [illegible] Schilderungen voll künstlerischer Poesie, reich an Duft, [illegible] der wanderlustige Poet ꝛc." Und Schweichel hat [illegible] den Custode zu machen, oder ästhetische [illegible] schöpft."

[illegible] Aussprüche sollen wahrhaftig nichts, als [illegible] nicht hinausdarf, denn das steife Hofmanns- [illegible] der Kritik geschaffen.

[illegible] nach dem Aetna angetreten, als solcher [illegible] Ein Gott gebeut mir, und Sie werden in Güte [illegible]

[illegible] meiner römischen Ansicht um, so ist es wiederum [illegible] gesprochen und darum stehen sie hier: „In meiner [illegible] zu Begierde jagen. Zu einem Compendium [illegible] mit einem vollen großen Eindruck, als daß ich ihn durch [illegible] Kraft einzubüßen — — — — — — Nirgends [illegible]

[illegible] durch die römische Campagna, und sehen Sie einmal, [illegible]

[illegible] viel beitragen, grüßt Sie als Freundin, als Freund

Ihr

Woldemar Kaden.

P. S. [illegible] mit einigen gefälligen Bildern.



ACQUA ACETOSA IN DER ROEMISCHEN CAMPAGNA MIT BLICK AUF MONTE SORACTE.



VELLETRI.

Der nordische Wanderer in der römischen Campagna.

„Und bis wo des Meeres Woge schwillet,
Vom Gebirg her am Sabinerland,
Das mit tiefem Blau die Luft umquillet,
Wo der Sonne glühendheißen Brand
Sparsam schattiges Gehölz umhüllet,
Herrschet der Verstörung grause Hand.
Wehmuth hat ihr Reich hier aufgeschlagen,
Wehmuth flüstern tausend stumme Klagen."

(W. von Humboldt.)

Castel Fusano, August 187..

Geliebter Freund!

In dem aus der Welt verlorensten Winkel schreibe ich diesen Brief, und die beiliegenden Blätter, die Dir die verlangten Nachrichten über die römische Campagna nach eigenen Anschauungen geben sollen.

Du erzähltest mir in beglückten Tönen von Deiner Reise durch das liebliche Badener Ländchen, das gesegnete Thüringen und den sagenreichen, tannenumrauschten Harz, und hast Deine durch das helle Gaslicht und den Kohlenstaub der Städte getrübten Augen in dem sommerlich-freudigen Grün der Wiesen und Wälder gesund gebadet, Dein Gemüth erhoben an dem wogenden Reichthum der Felder und dem fröhlichen Wesen der Leute im Lande; hast wohl selbst hie und da ein übermüthiges Lied vom Berg in's Thal als Antwort geschickt den singenden Dirnen im Garten, und schwärmst nun heute in hoher Begeisterung für Deine Reise nach Rom und die — römische Campagna, welch letzte besonders Dir unter dem glänzendsten Lichte des Himmels der Romantik zu liegen scheint!



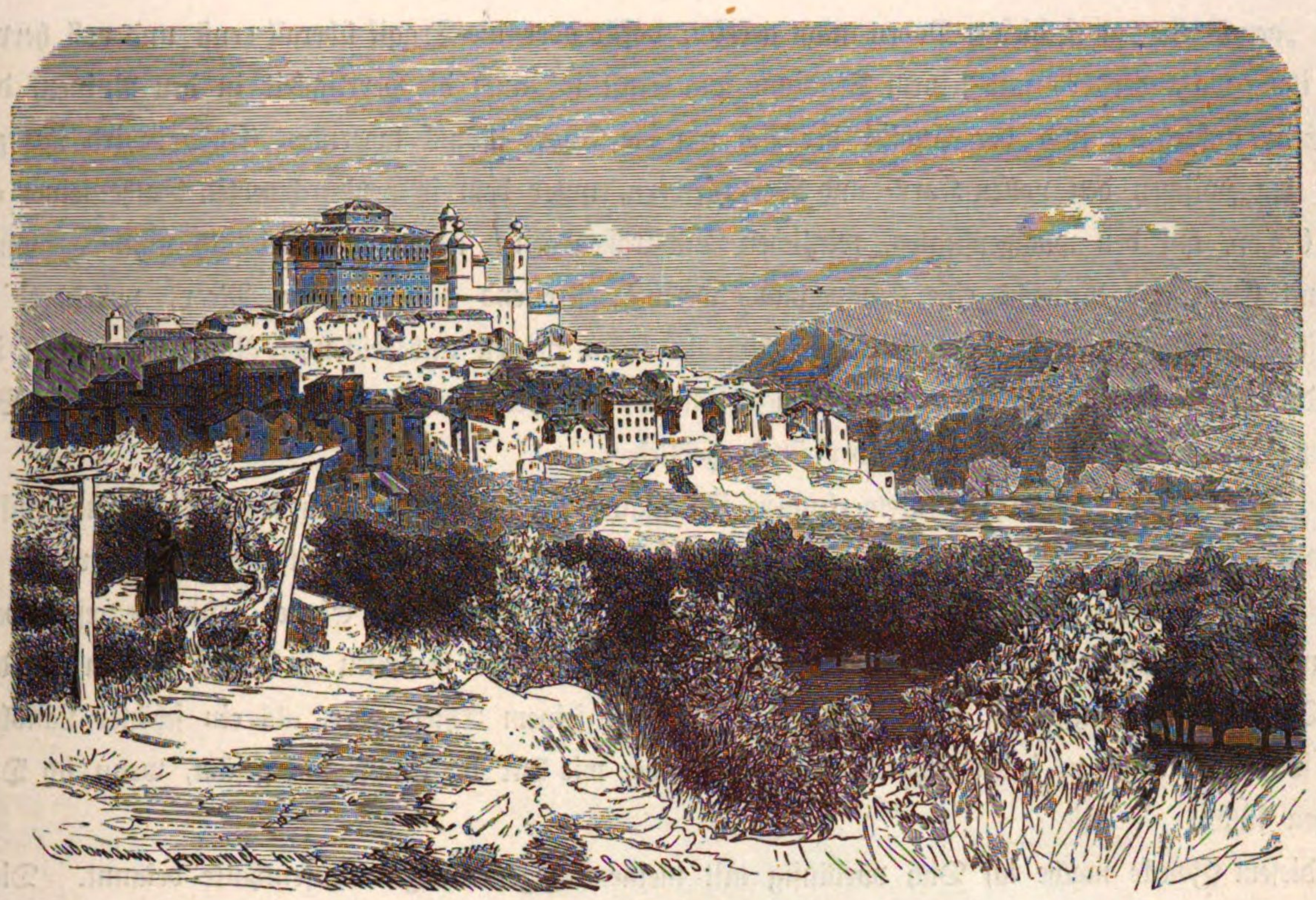
BAUERN IN DER ROEMISCHEN CAMPAGNA.

Freund! Du gehst einer riesigen Täuschung entgegen, so lange Du die blaue oder grüne lyrische Gemüthlichkeitsbrille trägst, d. h. so lange Du die Landschaft mit den Augen eines deutschen Pfingst- oder Ferien-Reisenden betrachten willst. Wofür aber schwärmen diese? O blicke in die vaterländische Lyrik, schlage ein Dutzend Commers- oder Volksliederbücher und Männergesangssammlungen auf, wie heißt es da immer und immer? „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch dort droben?" „O Thäler weit, o Höhen, o schöner grüner Wald!" „Durch Feld und Buchenhallen," „In einem kühlen Grunde," „O Wald, du kühlender Bronnen" u. s. w. Da singt es und klingt es von Blättersäuseln und goldgrünen Schatten auf sammetnem Moose am rauschenden Bach, von Waldvögeln, von Wanderburschen- und Schnitterliedern, im Thal, auf den Höhen, im heitern Dorf und auf den fruchtbaumbepflanzten Landstraßen. Und mitten darin steht das deutsche Gemüth und sagt: „O wie schön!"

Nimm aber aus dieser „schönen" deutschen Landschaft mit einem Zauberschlage der Phantasie alle Wälder, Felder und Wiesen heraus, entkleide die Berge ihres königlichen Schmuckes, laß die Bäche und Ströme über Nacht versiegen, die leuchtenden, gastlichen Ortschaften zu düsteren Ruinen verfallen, und laß durch die gleichzeitig entvölkerten Lande die Armseligkeit im Bettlergewande schreiten, und Lied und Ton des Frohsinns in den ehernen Lüften verhallen, Disteln und Dornen aus dem Boden sprießen — ziehe dann noch einmal durch das jetzt so gepriesene Thüringerland und siehe, welchen Eindruck Dir es nun machen würde. Ja, denke Dich einmal ganz im Ernste hinein in eine so geartete Landschaft: sie würde Deinen Beifall nicht haben. So aber, und ganz genau so ist die römische Campagna, wenigstens der Theil, der unter dem Namen von den Meisten verstanden wird. Und nur Ein Unterschied wäre da, allerdings ein charakteristisch-bedeutsamer: das ist der Himmel, das Licht, die Beleuchtung der römischen Campagna.

Ein grauer, unentschiedener, weinerlicher Himmel würde die dergestalt verwüstete deutsche Landschaft noch viel elender und trauriger erscheinen lassen, während hier der leuchtende Himmel auch die Wüste in homerische Klarheit und Verklärung hebt. Ein ehernes Epos haben wir hier; die deutsche Wüste würde einer verschwommenen Matthisson'schen Elegie zu vergleichen sein.

Wer nun von deutschen Touristen sich nie um klassische Dichtung bekümmerte; wer sich an Odyssee und Iliade nicht erwärmen konnte, wer die süße Lyrik unter allen Umständen der ernsten Epik vorzieht, oder wer auch nur das



VALMONTONE.

Land mit den Augen des dem Nützlichkeitsprincip folgenden Oeconomen ansieht — der komme nicht in die römische Campagna. Nein, der komme nicht, denn der versteht sie einfach nicht, der wird nichts Langweiligeres unter der Sonne finden, als diese Landschaft, die sich leer und dürr wie eines Bettlers Hand ihm entgegenstreckt. Wo der Maler, der dem Goldschnitt fernstehende Dichter, der Denker mit stummem Entzücken wandeln und anschauen, und aus den tiefgefurchten Linien dieser Hand alte Orakel lesen, wo diese die Campagnawanderungen zu dem Schönsten rechnen, was Italien bietet, wird jener gähnend an das schöne Lied der Wanderung von Leipzig nach Halle denken:

„Wollt Einer von Leipzig nach Halle gehn,
Ei, dacht' er, was werd' ich da Neues sehn!"

Was er aber sah, waren: „Pappeln, nur Pappeln!" Ja dort doch wenigstens diese noch, hier aber nur mannshohe Disteln und verkrüppelte Dornen, niedere, im Sommer verbrannte Kräuter, Staub, Hitze, und zum Ueberflusse die männermordende Malaria, die lernäische Schlange, die hundertköpfig aus den Sümpfen aufsteigt, den Wanderer zu verderben. „Das Land, dadurch wir gezogen sind, zu erkunden, frisset seine Einwohner," sagten die Kundschafter des Moses, als sie entsetzt aus Canaan zurückkehrten. Das Gleiche kann man mit mehr Recht noch von den römischen Niederungen sagen.

Wie viele Reisende habe ich gesprochen, die ganz außer sich waren darüber, daß man sie in die römische Campagna geschickt; wie wenige, die die hohe ernste Schönheit herausgefunden und sie dann zu würdigen wußten. Denn dazu gehört eine eigene, recht ernste Anschauungsweise. Ja, wer diese nicht besitzt, weiß absolut nichts mit dieser Landschaft anzufangen, so sehr ihn auch vielleicht in seiner Heimath die zahlreichen Campagnabilder, auf denen der Maler irgend ein pittoreskes Stück mit origineller Staffage in interessanter Beleuchtung darstellte, angesprochen und verlockt haben mögen. Die Engländer wissen dem Dinge noch wenigstens die praktische Seite abzugewinnen, und schweifen reitend und jagend über die unendliche, wellenförmige Fläche.

Doch will ich nicht sagen, daß man seine Augen nicht bilden, seine Anschauung nicht vertiefen und dadurch veredeln könnte. Wenn der Tourist oder sonstige Reisende nur einmal den grünen Norden hinter sich hat, und von den Alpen nach Süden vordringend, sich an italisches Licht, an italienische Vegetation, die in ihrer Farbe und Starrheit der Formen auch mehr den epischen Charakter repräsentirt, gewöhnt hat, sobald er merkt, daß der philister-

hafte Begriff „gemüthlich" auf diesem Boden nicht gedeiht, dafür aber die Tragik überall ernst und voll hervorschießt — sobald wird ihm, wo anders es mit seinem Studium ihm Ernst ist, auch die Herrlichkeit in den Ruinen, die Schönheit der todten Erde aufgehen, und der Anblick der sich um die Thore Roms lagernden Einöde wird ihn zu Gedanken anregen, die ihm zwischen den vollen Korn- und Weizenfeldern, unter dem sonnendurchwebten Dache seiner einheimischen Buchen und Eichen, auf den wohlgepflegten, reinlichen Landstraßen seiner culturreifen Heimath nimmer kommen können. Haben wir mit Ernst und Andacht eine Campagnawanderung, streifend von Berg zu Meer, vollendet, so verstehen wir den Geist der Geschichte, verstehen diese selbst; nicht in ihren kleinen unbedeutenden Randbemerkungen individuellen Werthes, sondern in ihrer ganzen, großen, gewaltigen, universalen Bedeutung: wir haben das wichtigste Blatt gelesen, das etwa vom Brande der sibyllinischen Bücher übrig geblieben.

Am Schlusse dieser allgemeinen Bemerkungen ist, glaube ich, der Platz, noch einen Ausspruch unsres Winckelmann (aus dem Fragmente eines „Sendschreibens von der Reise nach Italien") anzuführen. Wie richtig ist, was er sagt: „Die Reise nach Italien gleichet einer Aussicht auf eine weite und große Ebene. Die mehresten bemerken nur mit Augen und mit Händen, und wenige mit der Vernunft. Einige bemerken in dieser großen Landschaft einen Rauch oder Staub, welcher aufsteigt, oder einen Eseltreiber mit seinem Thiere eher, als ein schönes Landhaus rc."

Du sollst mir nicht zu jenen gehören, und nun siehe, wie Dir die Campagna gefällt, wenn ich Dir sie näher vor die Augen führe.

Zu diesem Zwecke mache ich Dich vorläufig mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte bekannt. Dieser liegt so recht in der Campagna, bildet aber durch den ihn umgebenden Wald eine Oase in der Wüstenei. Wenn ich mein Leben hier betrachte, so könnte ich anfangen, wie alle Märchen anfangen: „Es war einmal . . . ." Denn ich sitze auf einem alten, alten verwünschten Schlosse am Meere, das mir durch die Liebenswürdigkeit seines Besitzers, des Principe Chigi zu Rom, seine eisernen Thore geöffnet hat, und mir ein gastliches Unterkommen gewährt. Seinen Namen hast Du an der Spitze meines Briefes gelesen: Castell Fusano. Lebten wir noch im Alterthum, so würde ich wahrscheinlich geschrieben haben: Fusano bei Laurentum; aber das kennt heutzutage kein Postbeamter mehr. Du findest das Märchenschloß, wenn Du von Rom aus die Via Ostiensis oder Laurentina entlang in fast südlicher Richtung nach dem Gestade des Meeres bis Ostia wandelst, von diesem aber links über eine sandige Fläche hin abbiegst. Da erblickst Du alsbald einen Pinienwald, der Dir in überraschender Pracht aus der todten Fläche entgegengrünt. In der Mitte dieses Waldes, auf einem weiten sandigen Platze, auf dem noch dürre Spuren eines längst von der Wildniß eroberten Gartens zu sehen sind, liegt das dem feudalen Mittelalter entstammende Schloß. Es hat schon lange die graue Farbe der Wildniß angenommen, sieht aber dadurch mit seinen vier stattlichen Eckthürmen nur um so trotziger aus, um so wilder. Wie ein Edelmann zum Briganten geworden.

Eine tiefere Wald- und Welteinsamkeit, als sie diesen Ort umgeben, kannst Du wohl nirgends finden. Wie von der Erde verloren scheint man, man meint der einzig übrig gebliebene Mensch zu sein, und die Stille ist so überwältigend, daß man manchmal einen lauten Ruf, einen Pfiff ausstoßen muß, der aber nur ein kurzes, zwischen den Säulen der Pinien verflatterndes Echo findet, um sich seines Lebens, seines Daseins noch zu vergewissern. Hier singt kein Vogel; nur flüchtig eilen sie über die Einsamkeit dahin. Hier plätschert kein Wasser als Quell oder Brunnen. Schweigend und scheu wandeln die drei, vier Campagnolen, Hüter des Waldes und der Ställe, aber von räuberischem Aussehen, die durch langes Schweigen ihre Sprache fast vergessen haben, an den altersgrauen Mauern dahin. Schweigend ziehen die großen, schwarzen Waldameisen ihre Karavanenbahnen zwischen den dürren Kiefernadeln; die stummen Schildkröten bewegen sich träge und mühsam zwischen den vertrockneten, spröden Sandkräutern, verfolgt von dem heimlich nach Beute schleichenden Fuchse.

Des Mittags aber schläft Pan und mit ihm die weite, wie im Schrecken erstarrte Natur — — dann rührt sich kein Lüftchen, und harziger Waldgeruch lagert sich in einer dicken Wolke vor die Thüren und Fenster des Castells. Zitternd und flimmernd, den Blick verwirrend, die Gestalten und Formen phantastisch verschiebend, tanzt dann die Luft über die Heide.

Dann meint man wohl, müsse eine dichte Rosenhecke um das Schloß aufschießen, und in den dunkeln Sälen desselben müßten der König und sein Gemahl, und hoch oben in einem der vier Eckthürme müßte Dornröschen schlafen. Ja, dieß alte liebe Kindermärchen tritt hier so lebendig vor meine Seele — und das ist Dornröschens Schloß.



BEI NETTUNO.

[illegible] „[illegible]" [illegible] und voll herniederschießt — [illegible] in den Ruinen, die Schönheit [illegible] wird ihm zu Gedanken [illegible] Dache seiner einheimischen [illegible] Heimath nimmer kommen können, [illegible] Berg zu Meer, vollendet, so verstehen [illegible] Randbemerkungen individuellen [illegible] wir haben das wichtigste Blatt gelesen, [illegible]

[illegible] nach einem Ausspruch unseres Winckelmann [illegible] Wie richtig ist, was er sagt: „[illegible] Die mehresten bemerken nur [illegible] in dieser großen Landschaft einen [illegible] als ein schönes Landhaus &c."

[illegible] Campagna gefällt, wenn ich Dir sie näher [illegible]

[illegible] Aufenthalts bekannt. Dieser liegt so [illegible] Oase in der Wüstenei. Wenn ich mein [illegible] „Es war einmal . . ." Denn ich sitze [illegible] die Liebenswürdigkeit seines Besitzers, des [illegible] ein gastliches Unterkommen gewährt. Seinen [illegible] Lebten wir noch im Alterthum, so würde [illegible] heutzutage kein Postbeamter mehr. Du [illegible] oder Laurentina entlang in fast südlicher [illegible] aber links über eine sandige Fläche hin[illegible] Pracht aus der todten Fläche ent[illegible] auf dem noch dürre Spuren eines längst [illegible] Mittelalter entstammende Schloß. Es hat [illegible] mit seinen vier stattlichen Eckthürmen nur [illegible] geworden.

[illegible] kannst Du wohl nirgends finden. [illegible] Mensch zu sein, und die Stille ist so [illegible] der aber nur ein kurzes, [illegible] seines Daseins noch zu vergewissern. [illegible] Wasser als Quell oder Brunnen. Schweigend [illegible] und der Ställe, aber von [illegible] Aussehen. [illegible] an den altersgrauen Mauern [illegible] Schweigend [illegible] zwischen den dürren Kiefernadeln [illegible] stummen Schildwachen [illegible] spröden [illegible] dem heimlich nach [illegible]

Des Mittags aber [illegible] erstarrte Natur — — [illegible] sich kein Lüftchen, und [illegible] vor die Thüren und Fenster des [illegible] zitternd und flimmernd, das [illegible] phantastisch verschiebend, [illegible] über die Heide.

Dann meint man wohl, [illegible] aus dem Schloß aufsteigen, und in den [illegible] schlafen müssen der König und sein Gefolge, [illegible] in einem der vier Eckthürme müßte [illegible] Ja, das alte liebe Kindermärchen tritt [illegible] vor meine Seele — und das ist Dornröschens [illegible].



BEI NETTUNO.



SCHLOSS PALO.

Am Abende, wenn die Sonne sich dem Meere neigt, belebt sich die stille Landschaft für kurze Zeit mit Tönen und Klängen: Heerdengebrüll erschallt und Glöckchen erklingen, und der rauhe Hirt, sein dampfendes Roß anspornend, stößt seine kurzen, heiseren Rufe aus, die den halbwilden Hunden oder dem unbändig daherbrechenden Stiere gelten. Ihm antwortet der Fischadler mit herabgeneigtem Haupte aus abendlich gerötheter Luft — — der Seewind treibt Schaaren von pfeifenden Möven über die Pinienkronen dahin, landeinwärts — — und wenn Alles in kurzer Zeit verhallte und der aufgewirbelte Staub in der Dämmerung verweht, so klingt der sanfte und besänftigende Donner der Brandung des nahen Meeres, wie Athemzüge eines schlafenden Titanen, in die bald vom tiefsten Dunkel überschleierte Einsamkeit.

Dann kommt der Mond über die bebuschten Hügel von Laurentum herauf -- dann schwebt Orion's strahlende Silberampel über dem Meere — und da ist der Zauber vollbracht. Das geliebte Märchen zieht im leuchtenden, flatternden Gewande, uralte Namen in den Nachtwind flüsternd, über die flimmernde Heide, aus der sich, seinem Rufe folgend mit den nächtlichen Nebeln geräuschlos die verschollenen Gestalten erheben. Seltsame, räthselhafte Töne treffen dann das in die Nacht hinauslauschende Ohr — — ein Schrei — ein wildes Krächzen — von fern herüber ein Schuß — ein Schwirren in den sausenden Pinien. Das ist schauerlichschön, und die Phantasie nimmt sonderbare Flüge. — —

Von dem buschigen Ardea bis zu der trübseligen Mündung des Tibers, der sich verdrossen in dem lockeren Meersande verliert, und dessen Ausgang keines Menschen Hand segnet, von dort bis hier dehnt sich ein öder, armseliger, von Lenz und Liebe vergessener Strand, dessen sandiger Boden nur dürftigem Stachelgebüsch Nahrung gewährt. Heidekräuter, Lentiscus, wilde Myrthen und Oelbäume, und niedrige Eichen, von starkduftenden, halbvertrockneten Kräutern umschlossen, fristen hier ein kümmerliches Dasein. Der Boden ist stellenweis sumpfig, denn die Bächlein, die ihn zur Regenzeit durchirren, verlaufen sich im Sande, ohne das Meer je zu erreichen, und bilden dann brodelnde Tümpel, aus denen mit den Nebeln in schwarzen Schaaren die Sumpfmücke, und mit vorrückender Sommersonne das



RINDERHIRT IN DER CAMPAGNA.

graue Gespenst der Malaria steigt, das mit knöcherner Hand an die wenigen armseligen Hütten der Hirten und Campagnabauern klopft, und jedes Jahr unerbittlich seinen Tribut an Menschenleben einfordert. Den bleichen, doch fröhlichen Hirtenknaben, der ihm sechzehn, siebenzehn armselige Jahre widerstanden, das braune, hagere Mädchen, ehe es den dürftig blühenden Kranz tragen sollte, den wettergebräunten, harten Mann und sein in heißer Arbeit freudelos dahinlebendes Weib — Alle nimmt es nach und nach bei jährlich erneutem Besuche erbarmungslos bei der Hand und schleppt die Armen zum Tode und hetzt sie sterbend über die sonnenverbrannte Heide. Und immer kehrt es zurück, und gieriger, und immer wieder.

So fährt der grimme Schnitter über die Campagna, keiner Schwelle geht er vorbei. Und nach Jahren steht die Hütte leer, der Fuchs schleicht durch die zerbrochene Thür, und der Regen und der Wind gehen durch die hohlen Fenster; Schilf schießt ringsum auf — — und dann findet später der fröhliche Maler eine recht pittoreske Ruine. Er malt sie und pfeift sich das allerneueste Liedchen — und im nächsten Jahre hat ein Sturm die letzten Trümmer der Hütte fortgeblasen.

„Und ihre Stätte kennet sie nicht mehr!" — —

Wohl gab es Zeiten, wo diese Küste blühete; da herrschte noch nicht der Meersand, der heute das Land mit silberflitternem Leichengürtel gürtet, da lebte ein gesundes, tüchtiges Volk von Land zu Meer. Dicht bis an die blauen Wellen, die an die Marmorschwellen seiner Städte schlugen, wohnte es. Und wenn es vom Meere zurückschaute, so blickte es in ein grünes, wohlbebautes Land hinein, das sich bis zu Tiburs Bergen dehnte.

Laurenter nannte sich das Volk, und Antium, die alte graue Meerstadt der Volsker, und Ardea, die Stadt des kühnen Turnus und der muthigen Rutuler, und Lavinium, die ehrwürdige, prächtige Bergstadt waren die wohlbevölkerten Städte jener Zeit. In Laurentum aber, dem kleinen waldumbuschten, grünte der heilige Lorbeer, und hier, bei diesem Küstenheiligthum landeten die Seefahrer von nah und fern, um in dem Heiligthume des Mars ihre Opferungen mit fremdländischen Gaben darzubringen. Unter den geweiheten Bäumen lagerten die feiernden Schiffer,



HEIMKEHRENDE SCHAFHEERDE.

und genossen des Schattens der freundlichen Wipfel, in denen der Seewind rauschte, lauschten den Orakeln des klopfenden Spechts, des heiligen Propheten der Wälder, der ihnen glückliche Heimkehr verhieß — — — Das ist verweht, verrauscht. Das deckt der feine weiße Meersand zu — und kein Schiff landet mehr an der unwirthlichen, schattenlosen Küste. Nur drüben auf der Höhe des Meeres ziehen die lateinischen Segel der napoletanischen Fischer, aber kein Sehnen verlockt sie zu dem Strande, der ihnen nicht einmal eine Quelle spendet. Wohl klopft in den ersten Tagen des Frühlings der heilige Specht noch an die Rinde der Pinien, aber der vogelsprachenkundige Kindermund der alten Welt schloß sich auf ewig, und wir verstehen des Waldes Orakel nicht mehr.

Schon vor der Kaiser Zeit war die Gegend wüster und leerer geworden, und vergebens waren deren gewaltige Anstrengungen, die alternde, immer greisenhafter werdende Natur zu neuem Leben zu erwecken. Man versuchte es mit Kanälen, diesen Wasserlebensadern, mit Straßen und Privilegien — alles vergebens. Zu Nero's Zeit schon war Lavinium, der letzte Rest des latinischen Bundes, so verfallen und verrufen, daß jeder Römer sich scheuete, einen, wenn auch nur vorübergehenden Aufenthalt dort zu nehmen. Und der jedesmalige Senator, der wegen des jährlich dort abzuhaltenden Gottesdienstes eine Nacht in Lavinium zu verweilen gezwungen war, verwünschte von innerstem Herzen Numa, als den Urheber jener Sacra.

Zwar standen noch viele römische Villen den Strand entlang bis Ostia, aber sie verfielen von da ab rasch. Reizend ist die Schilderung, die Plinius von seiner Villa Laurentina am Meere gibt, deren einstige Stelle ich von meinem Wüstenschlosse aus in einer Viertelstunde erreichen kann. Das Meer ist dasselbe noch, weithin verlieren sich seine leuchtenden Küsten am blauen Horizonte bis Castrum novum und bis zum Vorgebirge der Circe. Der Himmel ist derselbe noch, auch die Myrthenbüsche duften noch wie damals, und die den Forscher beglückende Ruhe herrscht weitaus — — wo aber ist der veilchenduftende Xystus, der palmenbesetzte Garten des Plinius, sein Lieblingsaufenthalt, wenn er in seinem Laurentum weilte? Wo sind jene plätschernden Springbrunnen, rauschenden Wasser und Quellen? Gestürzt sind die heiteren Säulenhallen, verschlungen vom ewigen Meere und hinabgezogen in die graue Fluth die buntgemalten Gemächer, deren Stufen die Wellen bei Südwind einst leicht überspülten, und keine Spur von alter

Pracht ist geblieben, als höchstens ein paar Hände voll bunter Mosaik- und Glasstückchen, die uns die Nereiden im tändelnden Spiele vor die Füße werfen. Auch die anderen Villen, welche den Anblick von Städten gewährten, dem Schiffer vom Meere aus, dem Wanderer vom Lande, und wo heiteres Spiel und fröhlicher Scherz ertönte — wo sind sie geblieben? An keinen Stein stößt der Fuß des einsamen Wanderers an diesem Strande, von Muschelbrocken nur und wirrem Seegras bedeckt.

Verborgen solange der Nachwelt und von dichtem Schutte überdeckt lag auch Ostia, das alte reiche Ostia, der Römerhafen, jetzt ein Pompeji am Tiberstrande. An keinem Orte wohl tritt man in die alte Zeit so mitten hinein, wie hier unter den ausgegrabenen Ruinen dieser Stadt, größer und wichtiger als Pompeji. An keinem Orte umweht uns der Hauch der Wehmuth mehr, als an diesen stillen weidenumbuschten Ufern, die einst die goldenen Schätze aller Länder landen sahen. Pompeji ist fröhlich auch im Tode, es ist mitten in seinem campanischen Glück gestorben; Ostia's Ruinen sind ernst und trauervoll, sie waren Zeugen römischen Niederganges.

Man kommt nach Ostia von dem Schlosse aus in viertelstündiger Wanderung und geht gern schweigend und zu höchstem Ernste angeregt durch jene Stätten, die zum großen Theil die starre Distel bedeckt, durch jene Straßen, die das regste Hafenleben bevölkerte, wo wir aber heute nur noch den räuberhaften Hirten oder einem tabakbettelnden Aufseher begegnen. Wild sind die Wellen des Tiber in die Stadt eingebrochen und haben große Stücke von jener basaltgepflasterten Hauptstraße verschlungen, und haben zähen Schlamm abgelagert auf den Mosaikfußböden jener reichen Wohnungen und jener Tempel, deren Säulen in tausend Trümmer zerspalten am Boden liegen, deren Marmor, bunt und weiß, in Splittern und Brocken reich dahingesäet ist. Der giftige Sumpf dringt bis unter die Mauern der heutigen Stadt, und die Fieberluft hat die Bevölkerung bis auf wenige, denen der unheimliche Tod noch nahe bevorsteht, gemordet.

Ein niedriger Buschwald faßt die Sümpfe ein, und in diesem zieht das halbwilde Rind in schweifenden Heerden. Auf der Straße aber, die ein wenig erhöht mitten hindurchgeht, sieht man nur selten ein lebendes Wesen: Gras und Kraut wächst auf ihr. Salz streute man früher auf die der Verwüstung anheimgegebenen Städte, Salz lagert auch rings um Ostia, das die Sonne in dem auf den Flächen stagnirenden, durch Kanäle herbeigeleiteten Meerwasser austrocknet. Dieß ist auch zugleich die einzige Ernte der Gegend: kein Halm der lieblichen Ceres beugt sich der sammelnden Hand des Schnitters, keine schwellende Frucht füllt des Gärtners Hand.

Als ich jene Straße im Hochsommer zog, und im Geiste Vergangenheit und Gegenwart zusammenhielt, glaubte ich Chidher zu sein:

— — — — — — — — — — —

„Und aber nach fünfhundert Jahren
Bin ich desselben Wegs gefahren. —
Da fand ich keine Spur der Stadt:
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Heerde weidete Laub und Blatt.
Ich fragte: wie lang ist die Stadt vorbei?
Er sprach, und blies auf dem Rohre fort:
Dieß ist mein ewiger Weideort — —

(Rückert.)

Und aber nach fünfhundert Jahren? — Jetzt imponirt zwar der Ort, vom Weiten gesehen, durch sein gewaltig-trotziges mittelalterliches Castell, das seines Gleichen nicht hat, das die einst große Stadt, die fruchtreiche Campagna und die Tibermündung gleicherweise kräftig schützte, und an welchem nach und nach sechs Päpste ihre stolzen Marmorwappen aufgehangen haben — in der Nähe jedoch vermag Ostia sein bettelhaftes Gewand nicht zu verbergen. Leer und verlassen sind die Straßen und Gäßchen, und ein Dutzend halbverhungerter, auch in der Mittagsgluth sorgfältig in Tüchern und Mänteln verhüllter Einwohner schleicht fieberkrank zwischen den Häusern, und diese Häuser sehen dem unvermeidlichen Verfall entgegen.

O der Wandlung! Scherben jetzt alles! Und über Scherben strauchelt der Fuß, und bunte Scherben, Mosaikstücke und in den Farben der Iris schimmernde Glassplitter, Kupfernägel, Lämpchen, Vasentrümmer, Ornamente und bunte Marmorarten bilden den Boden, der die stille alte Stadt hinter dem Castell überdeckt. Jede Scholle, die

[illegible] die Nereiden im [illegible] Spiele [illegible] von Fischern getroffen, dem [illegible] vom Meere aus [illegible] Scherz ertönte — wo [illegible] geblieben? [illegible] Strande, vom Muschelbruch [illegible]

[illegible] Ostia, das alte reiche Ostia, [illegible] die alte Zeit so mitten [illegible] als Pompeji. An keinem Orte [illegible] Ähren, die einst die goldenen [illegible] in keinem campanischen Glück [illegible] Niederganges.

[illegible] Wanderung und geht gern schweigend und [illegible] die krause Distel bedeckt, durch jene Straßen, [illegible] räuberhaften Hirten oder einem tabakbettelnden [illegible] eingebrochen und haben große Stücke von jener [illegible] auf den Mosaikfußböden jener reichen [illegible] am Boden liegen, deren Marmor, bunt [illegible] Sumpf dringt bis unter die Mauern der [illegible] denen der unheimliche Tod noch nahe bevor- [illegible]

[illegible] zieht das halbwilde Rind in schweifenden [illegible] sieht man nur selten ein lebendes Wesen: [illegible] auf die der Verwüstung anheimgegebenen Städte, Salz [illegible] stagnierenden, durch Kanäle herbeigeleiteten [illegible] der Gegend: kein Halm der lieblichen Ceres beugt [illegible] des Gärtners Hand.

[illegible] Vergangenheit und Gegenwart zusammenhielt, glaubte [illegible]

— — — — — — — — —

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Weges gefahren. —
Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Herde weidete Laub und Blatt.
Ich fragte: wie lang ist die Stadt vorbei?
Er sprach, und blies auf dem Rohre fort:
Dies ist mein ewiger Weideort — —

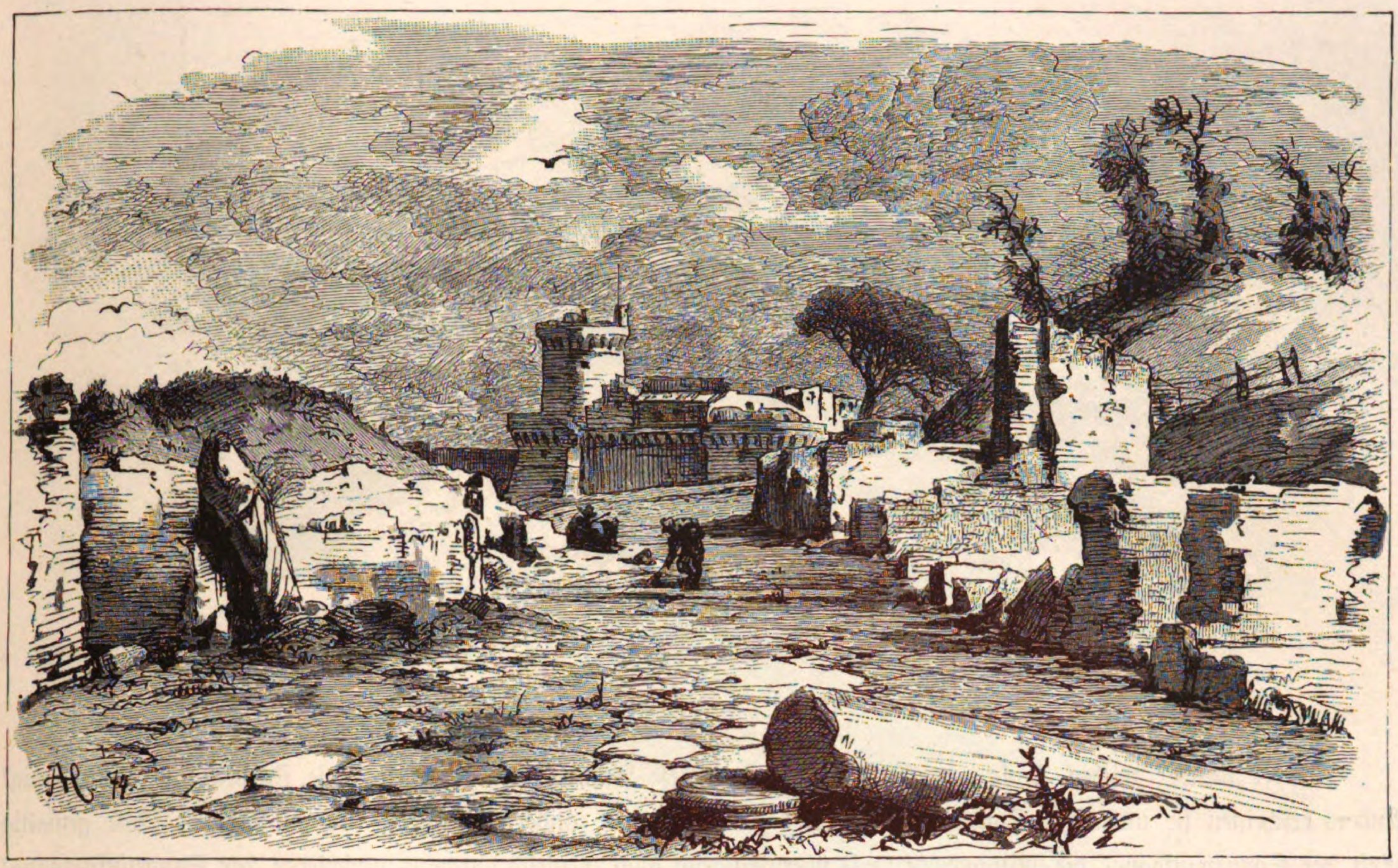
(Rückert.)

Und aber nach fünfhundert Jahren! — [illegible] zwar der Ort, vom Weiten gesehen, durch sein [illegible] mittelalterliches [illegible] die einst große Stadt, die fruchtreiche Campagna und die Überschwemmung [illegible] nach und nach sechs Päpste ihre stolzen [illegible] aufgehangen haben — [illegible] Ostia sein bettelhaftes Gewand nicht zu verbergen. [illegible] verlassen sind die Straßen [illegible] auch in der Mittagsglut [illegible] Tüchern und Mänteln [illegible] Fieberkampf zwischen den Häusern, und diese [illegible] unvermeidlichen Verfall entgegen.

O der Wandlung! [illegible] Und über Scherben strauchelt der Fuß, und [illegible] in den Farben der Iris schimmernde Glassplitter, Kupfernägel, Lämpchen, Vasentrümmer [illegible] Marmorsorten bilden den Boden, der die [illegible] alte Stadt hinter dem Kastell überdeckt. [illegible]



GELEITE EINES VERUNGLÜCKTEN DURCH DIE TODTENBRÜDERSCHAFT IN DER ROEMISCHEN CAMPAGNA



OSTIA.

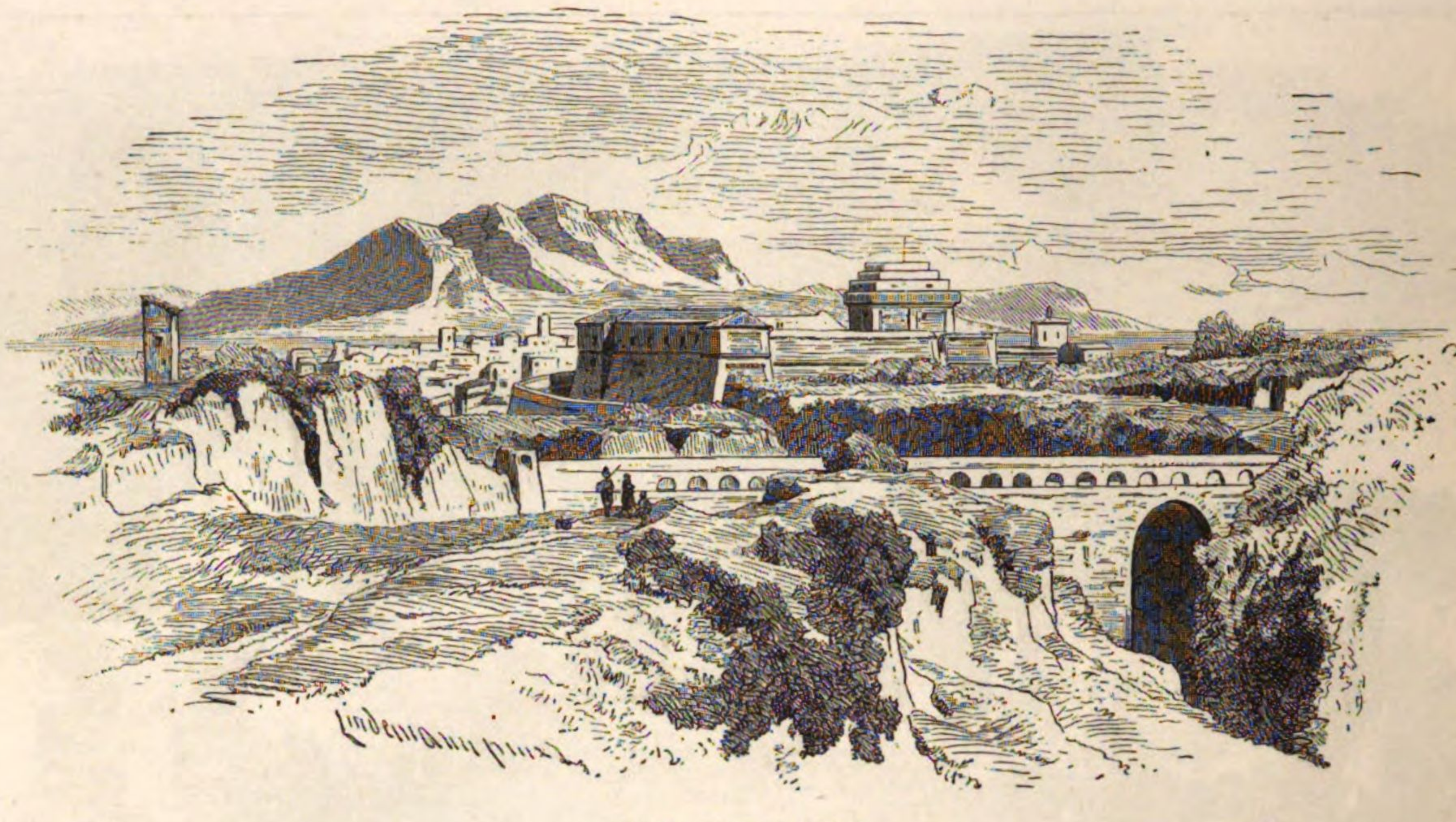
der Stab des Wanderers von dem Hügellande losbricht, legt die Leichenflitter der versunkenen Stadt in reicher Fülle bloß. Wir stehen und schauen, wir bücken uns und sammeln Hände voll der alten Herrlichkeiten; vermögen aber ein Bild daraus nicht zusammenzusetzen.

Die Gräberstraße muß prachtvoll und jedenfalls großartiger gewesen sein, als die von Pompeji, das beweisen die Säulenreste, die Marmor- und Mosaikfußböden derselben. Ebenso herrlich nahm sich gewiß des Jupiter Tempel aus, der, auf dem niedrigen Stadthügel thronend, durch edle Bauart sowohl als durch seine glänzende Marmorbekleidung in dieser ausgedehnten Niederung imponiren mußte. Er ist, was seinen Ziegelsteinkern anbelangt, noch wohl erhalten, und mit wunderbaren Gefühlen steigt der Wanderer die breiten Marmorstufen hinauf zu dem goldenen Wohnsitze des Vaters der Götter. Wohlerhalten auch liegt noch die Schwelle aus feinem afrikanischem Marmor vor dem Eingang, völlig unbeschädigt wölben sich noch die hohen Nischen im Innern, welche einst der marmornen Götterversammlung dienten, aber hohl und leer grinsen sie in die Oede hinein, wie die leeren Augenhöhlen der Todtenschädel da unten. —

Herrlich, über alle Maßen entzückend ist das Landschaftsbild, das sich feinlinig, zart und in wunderbarer Farbeneinheit von der Tempelschwelle aus darstellt. Das ferne Gebirge dient als Staffelei. Kein unschöner Zug unterbricht das Ganze; eine Meisterhand hat mit sicherm Griffel die Cartons dazu gezeichnet; die Sonne aber gab ihm die Farben mit vollem glühenden Pinsel, und wahrlich das Bild ist vollendet.

Von Civita Castellana über den Monte Soracte, die Montagna della Sabina hinweg, bis zu den nicht fernen Albanerbergen schweift das Auge in seligem Schauen über einen Zauberkreis, der den Sinn ewig und ewig gefangen nimmt. In der Mitte dieses Kreises ruht die ewige Stadt, auf deren Thürmen der goldene Strahl funkelt. Nichts zieht das Auge störend von dem Fernblick ab, in nichts Einzelnes, nichts Kleinliches vermag es sich, weder in der Nähe noch in der Ferne zu vertiefen.

Das kräftige Sonnenbraun der nächsten Flächen geht ganz allmälig, indem es sich mit den Silbertönen der Ferne und dem schwachen Grün fernen Gesträuches vermischt, in sanftes Grau über, welchem der Glanz der Ferne und die Bläue der Lüfte jenen unbeschreiblichen Ton geben, der an hellen Tagen an den breiten Flächen der Gebirgslehnen wie wirkliches Silber leuchtet, in den Schluchten und Falten der Berge aber als silbernes Blau erscheint.



CIVITA CASTELLANA.

Aber welcher reichen Scala von Wandlungen sind diese Lichter, diese Schatten, diese Farben und Töne fähig! Anders erscheinen sie unter der Sonne des Sommers als des Lenzes, anders im Herbst und im Winter. Wie gewaltig wirkt der Sonnenaufgang, die Mittagshöhe; wie überwältigend auch, obgleich durchaus verschieden der Sonnenuntergang!

Bei den leichten warmen Frühlings- und den ersten Septemberregen: welche kaleidoskopische Wandlung von Minute zu Minute! Der Himmel ist blau und klar — kleine zarte, strahlende Wölkchen flattern rosig-angehaucht durch den Aether — die Wolken verdichten sich, und schwarz hebt es sich hinter den Sabinerbergen hervor, so daß diese vom Scheitel bis zum Fuße wie aus Kreide gemauert, wie ängstlich unter dem einseitig einfallenden, plötzlichen Lichte stehen. Dann geht ein Regen im breiten, dunklen Streifen quer über das Land; doch dicht neben ihm fallen goldene Sonnenlichter, oft auch mitten in dem Regenstreifen, in eigenthümlichem Gemisch mit diesem auf die Landschaft, die nicht weiß, ob sie weinen oder lachen soll. Der Regen zieht weiter, und mit seinem grauen Schleier deckt er eine Ortschaft, einen Hügel, ein leuchtendes Landhaus nach dem andern auf kurze Zeit. Denn bald darauf hüpfen sie wieder in den blendenden Lichtkreis, wie Kinder, die aus dem erfrischenden Bade kommen.

Die Sonnenauf-, mehr noch die Sonnenuntergänge muß man vom Monte Soracte, von dem Schloßberge des hochgelegenen Palestrina, und dem die Küste beherrschenden Monte Cavo aus gesehen haben, um Bilder in seine Seele aufzunehmen, deren erhabene Schönheit in der Erinnerung ewig die Träume unsrer glücklichsten Stunden bilden wird.

Nein, diese Pracht haben wir im Norden nicht, und auf die Gefahr, für den größten Schwärmer gehalten zu werden, dürfen wir behaupten: die Sommersonnenuntergänge in der römischen Campagna sind das Herrlichste, was die ahnungsvolle Seele genießen kann. Leider genießen derselben nur wenige, denn wenn diese Schaustellungen am großartigsten beginnen, im August, ist kein Publikum in der Campagna anzutreffen, und die Natur spielt vor leeren Bänken; in der Einsamkeit erschöpft sie sich, ihre goldenen Farben in Strömen auszugießen, ihre reiche Fülle in üppiger Pracht zu entfalten. Hüllenlos spiegelt sie sich in dem verlassensten Meere, und steigt hinab in's Bad zur Nacht, um andern Tages in Reinheit und Schöne Aphrodytens, im Schmucke der lautersten Morgensonne aus den Wellen wieder zu erstehen.

Ich erinnere mich voll tiefer Erregung noch eines Sonnenunterganges, wie ich ihn bisher nur einmal erlebte. Wir fuhren an einem ziemlich rauhen Septemberabende, es war gegen das Ende dieses Monats, von der Meeresküste zurückkehrend, die antike Via Ardeatina entlang. Schneidend kalt strich der Nord über die offene Heidefläche daher, und rauschte in dem dürren Gestrüpp am Wege und beugte es zur Erde, und seufzte in den verbrannten Binsen. Ein öder, kalter, trotziger Ton lag auf dem Lande, eine trübe, gleichgiltige Farbe. Die Campagna hatte das Antlitz eines Menschen, der viel Schmerz erfahren, und jetzt, vor einem neuen Abschied stehend, die Thränen zurückhält, oder



DAS CERVARA-FEST DER DEUTSCHEN KUENSTLER IN ROM (1. MAI 1869).



[illegible] Schatten, welche Farben und Töne fähig! [illegible] im Duft und im Wasser. Wie gewaltig [illegible] verschwindet der Sonnenuntergang!

[illegible] welche leidenschaftliche Wandlung von [illegible] kochende Wölkchen flattern rosig-angehaucht [illegible] hinter den Sabinerbergen hervor, so daß [illegible] langsam unter dem einseitig einfallenden, plötzlichen [illegible] quer über das Land; doch dicht neben ihm fallen [illegible] im eigenthümlichen Gemisch mit diesem auf die Land[illegible] Der Regen zieht weiter, und mit seinem grauen Schleier deckt [illegible] nach dem andern auf kurze Zeit. Denn bald darauf hüpfen [illegible] aus dem erfrischenden Bade kommen.

[illegible] muß man vom Monte Soracte, von dem Schloßberge [illegible] Monte Cavo aus gesehen haben, um Bilder in [illegible] in der Erinnerung ewig die Träume unserer glücklichsten Stunden [illegible]

[illegible] auf die Gefahr, für den größten Schwärmer gehalten [illegible] in der römischen Campagna sind das Herrlichste, was [illegible] nur wenige, denn wenn diese Schaustellungen am [illegible] anzutreffen, und die Natur spielt vor leeren [illegible] in Strömen auszugießen, ihre reiche Fülle in [illegible] dem verschlossensten Meere, und steigt hinab in's Bad zur [illegible] im Schmucke der lautersten Morgensonne aus den [illegible]

Ich erinnere mich [illegible] Sonnenuntergangs, wie ich ihn bisher nur einmal erlebte. Wir fuhren an einem ziemlich [illegible] gegen das Ende dieses Monats, von der Meeresküste zurückkehrend, die antike Via [illegible] strich der Nord über die offene Heidefläche daher, und [illegible] in dem dürren Gestrüpp am Wege [illegible] zur Erde, und seufzte in den verbrannten Binsen. Ein [illegible] trotziger Ton lag auf dem Lande, eine trübe, gleichgültige Farbe. Die Campagna hatte das Antlitz eines [illegible] viel Schmerz erfahren, und jetzt, vor einem neuen Abschied stehend, die Thränen zurückhält, oder



DAS CERVARA-FEST DER DEUTSCHEN KUENSTLER IN ROM (1. MAI 1869).



BRACCIANO.

ſie mit dem Schleier des Trotzes, der Härte verhüllen möchte. Es war ein Anblick, der die Seele zur tiefſten Trauer ſtimmen mußte.

Die Sonne ſteht nur noch wenig über dem Meere, aber vor dem Sinken, im letzten Augenblicke gießt ſie plötzlich ein Gold über die Welt, ein Gold in ſo vollen Strömen, daß die Augen verwundert und erſchreckt, geblendet und bezaubert ſich davor ſchließen müſſen.

Kein Grün der Bäume, des hohen Schilfrohres, kein Grau der Mauern und der Feldzäune war mehr zu erſchauen, die Blätter, die Halme waren von Metall, ehern und ſtarr, und in tiefes, tiefes grelles Gelb war die Natur getaucht. So ſtrahlend wunderbar blieb ſie wohl zehn Minuten lang. Dann — ein Augenblick nur genügte — drang plötzlich aus der Höhe ein lichtes, freudiges Roth nach, wie die Roſen der Geliebten, die ſie dem ſcheidenden Freund noch vom Balkone zuwirft. Dieß aber verwandelte ſich bald darauf in ernſten, majeſtätiſchen Purpur — in Violett, das, als es langſam aus der übrigen Landſchaft zurückwich, ſich in den Albanerbergen concentrirte, und dort verharrte, bis es von dem zuletzt erleuchteten Gipfel des Monte Cavo in den darüber ſtrahlenden Abendſtern überging. Dieſe grellgelbe Beleuchtung, war ſie ſchön? Wunderbar, entzückend war ſie, ergreifend die Seele mit Gefühlen aus einer andern Welt, einer andern Zeit, die ſich unſerm Schauen nur ſelten in tiefen Träumen enthüllt. — Weltenbrand! —

* * *

Die landſchaftliche Bühne iſt ſo ungeheuer groß, und die Scenen, die ſich darauf abſpielen, ſind ſo klein. Unbedeutende Schäferſpiele ſind es, die wir zu ſehen bekommen; aber nicht in der zierlichen, roſenbebänderten, lächelnden Manier, ſondern roh, rauh, derb, wenn auch immerhin maleriſch genug. Zu Zeiten aber ſteht die große Bühne.

34

Agro Romano genannt, auch ganz leer, ein wüster Tummelplatz windiger Schemen. Wir wandern dann von den blühenden Gefilden Toscana's, bis zu den Grenzen der lachenden Gärten des ehemaligen Königreichs Neapel, ohne nur einigem Leben zu begegnen.

Wohl werden euch noch manche stolze, wohlklingende Namen genannt, und nehmen sich diese auf der Karte auch ganz stattlich aus. Aber was ist heute Porto d'Anzio, als antikes Antium der Lieblingssitz eines Nero, Hadrian, Domitian und vieler weiser und berühmter Männer, die gegen das stolze Rom das Schwert erhob — heute eine am Meere hingestreckte Bettlerin. Was ist Nettuno — so arm, daß auch die reichen schönen Trachten, die Freude aller Maler, in einigen Jahren gänzlich verschwunden sein werden. Borghetto, alt und verfallend, in wüster Gegend, mit wenigen lungernden Einwohnern; Civita Castellana, alt, alt, nur gut als Vorwurf zu einem romantischen Trümmerbilde; ebenso Ronciglione, Monterotondo, welche alle die trübe Feudalzeit im Keime erstickte oder im fröhlichen Wachsthum behinderte; Montefiascone, der einst blühende Ort, berühmt durch seinen Est-est, heute: mortuus est! Diese und noch viele andre stolze Namen hören wir, lagen doch dereinst dreiundzwanzig blühende, völkerwimmelnde Städte in der Campagna, wollen es aber nimmermehr glauben, wenn uns als deren Trägerinnen einige graue, trübselige Häusergruppen bezeichnet werden, deren Bewohner sich in der weiten Wüste spurlos verlieren. —

Verlassen wir Roms grünen Gartengürtel, wo Ulme und Rebe noch so freudig über die Mauern grüßen, so sind wir nach kurzer Wanderung inmitten einer häuserlosen Einöde. Kein freundliches Dorf drängt sich an die alte Mutter heran, die ihre Kinder durch Trägheit und Lieblosigkeit, versenkt Jahrhunderte lang in den frommen Luxus ihrer kirchlichen Prachtgewänder, verhungern ließ, sie ermordet hat.

Kein Ziegelstein wurde zu einem Neubau in der Campagna verwendet. Was von Wohnungen vorhanden, was aus weiter Ferne deinem Auge als eine gastliche Herberge erscheint, ist in der Nähe ein mittelalterlicher oder antiker Rest, ein Stück Festungsmauer, in welches der Mensch seine Herberge geflickt, gleich der flüchtigen Schwalbe, die einen kurzen Frühling hier zubringt. Wer hier wohnt, hat nichts zu verlieren, und die Eisenstäbe vor dem einzigen Fenster sind mehr ein Zierrath, als eine Sicherungsmaßregel. Glücklich noch diese, denen das Unterkommen in einem solchen Casale geworden; hundert andre jedoch wohnen in den niedrigen, feuchten Höhlen des braunrothen Tuffsteines, deren Wände vom Rauche des immerbrennenden Feuers geschwärzt, ein freudloses Dasein umschließen. Hier stehen die rauhgezimmerten Betten mit Fellen bedeckt, noch ganz so bereitet, wie der göttliche Sauhirt Eumäos dem heimkehrenden Odysseus eines bot:

„— — er stellte nahe dem Feuer
Ihm ein Bett, mit Häuten der Schaf' und Ziegen es deckend.
Dort nun ruht Odysseus; und über ihn warf er den Mantel,
Groß und dichten Gewirks."

Der Säugling aber liegt in einem auf Walzen ruhenden Spankorb. Von sonstigem Hausgeräthe enthalten diese Höhlen nichts als Flinte, Ackerzeug und Milchgeschirr. Noch andre campiren in leichten Hütten aus Schilfrohr und Hanfseilen errichtet, die meisten aber übernachten unter dem ruhigen Himmel der Campagna, und nur ein Feuerort bezeichnet die Stätte ihres geselligen Zusammenlebens.

Die Leute, die wir an diesen Orten treffen, sind zum kleinsten Theil eingeborene römische Campagnolen; fast alle kommen in Scharen, von der Armuth, die in ihren fruchtlosen Bergen herrscht, getrieben, im Frühling herbei, zu säen, im Sommer, zu ernten. Eine trübselige Armee sehen wir dann aus Umbrien, von den fernen Abruzzen her und der Sabina durch die todte Ebene schweigend marschiren. Hager und ausgehungert sind sie alle, mit harten abgearbeiteten Fäusten, in dürftige Lumpen gehüllt, die Jahrtausende alte Uniform der Armuth, die nicht des Anziehens lohnen würde, weßhalb sie denn auch nimmer abgelegt wird. Sie tragen die schweren breiten Karste auf den Schultern, greifen unter Aufsicht eines rohen, unbarmherzigen, sogenannten Caporale das Land an; wenden eine dünne Schicht um, besäen die Scholle in flüchtiger Eile, verdingen sich während des Wachsens und Reifens der Saat in die Weinberge, und kehren zur Zeit, wo die Malaria dumpf und bleiern über den Fluren liegt, zurück, um eine dürftige Ernte einzuheimsen, deren Ertrag dem reichen, faulen römischen Prinzen oder Herzog, und sonstigen Besitzenden die Taschen füllen soll, wie er vor wenig Jahren noch die manus mortua der in ihrem Fette schwelgenden Kirchen



VIA FLAMINIA IN DER CAMPAGNA DI ROMA.

[illegible] Wir wandern dann von den [illegible] Gefilden Toscana's [illegible] Königreichs Neapel, ohne nur [illegible] Leben zu begegnen.

Wohl werden euch [illegible] und nehmen sich diese auf der Karte auch ganz stattlich aus. [illegible] der Lieblingssitz eines Nero, Hadrian, Domitian und vieler [illegible] erhob — heute eine am Meere hingestreckte [illegible] die früher schönen Trachten, die Freude aller Maler, in einigen [illegible] alt und verfallend, in wüster Gegend, mit wenigen [illegible] zu einem romantischen Trümmerbilde; [illegible] oder im fröhlichen Wachs[illegible] heute: mortuus est! Diese [illegible] blühende, völkerwimmelnde Städte [illegible] Trägerinnen einige graue, trübselige [illegible] hinaus verlieren. —

[illegible] über die Mauern grüßen, so [illegible] Dorf drängt sich an die alte [illegible] Jahrhunderte lang in den frommen Luxus [illegible]

[illegible] verwendet. Was von Wohnungen vorhanden, [illegible] ist in der Nähe ein mittelalterlicher oder [illegible] gleich der flüchtigen Schwalbe, [illegible] und die Eisenstäbe vor dem einzigen [illegible] noch diese, denen das Unterkommen in einem [illegible] feuchten Höhlen des braunrothen Tuffsteines, [illegible] ein freudloses Dasein nachschleppen. Hier stehen [illegible] wie der göttliche Sauhirt Eumäos dem heim[illegible]

> [illegible]
> [illegible] es bedeckt.
> [illegible] er den Mantel,
> [illegible]

[illegible] Von sonstigem Hausgeräthe enthalten [illegible] in leichten Hütten aus Schilfrohr [illegible] Himmel der Campagna, und nur ein Feuer[illegible]

[illegible] Theil eingeborene römische Campagnolen; [illegible] Bergen herrscht, getrieben, im Frühling [illegible] von den fernen [illegible] sind sie alle, mit [illegible] die Jahrtausende alte Geißel der Armuth, die nicht des [illegible] gelegt wird. Sie tragen die schweren breiten Körbe auf den Schultern [illegible] sogenannten [illegible] das Land an; werden eine [illegible] während des Wachsens und Reifens der [illegible] über den Mauern liegt, zurück [illegible] Prinzen oder Herzog, und [illegible] wie er vor wenig Jahren noch die [illegible] mortua der in ihrem [illegible]



VIA FLAMINIA IN DER CAMPAGNA DI ROMA.

und Klöster füllte. Ein wirklicher Feldzug ist dieses Leben, und wie aus einem Feldzuge kehren die meisten siech und elend in die Heimath, den armseligen Lohn in das vom Schweiß gebleichte Halstuch gebunden; während andre Kameraden, und oft nicht die wenigsten, auf dem flachen Felde dahingestreckt bleiben, in einem öden, hügellosen Grabe unter Thymian und Heidekraut, ein Opfer der männermordenden Sumpfluft. Da schweigt die Poesie. Das ist eitel nackte, graue, himmelschreiende Prosa. Das ist moderne Sklaverei, und jämmerlicher, als jene antike.

In all den Furchen der saturn'schen Erde
Erwächst ein ernstes Kraut: das ist der Tod! —
Wenn unter übergroßen Lichtes Fülle
Das Land rings trauert in des Sommers Tagen,
Dann steigen zu ihm nieder tausend Schnitter,
Wie es der grause Hunger ihnen rieth,
Und gleich Verbannten wandeln sie dahin.
Die schwarzen Augen sind getrübt vom Hauche
Der gift'gen Lüfte, die sie rings umweh'n,
Und nicht ein Ton aus froher Vogelkehle
Erfreuet diese Seelen, nicht ein Lied
Der heimischen Abruzzen mag erquicken
Die melancholischernsten Wandrer hier.
In tiefem Schweigen mähen sie die Ernte
Des unbekannten Herrn, und wenn dann, endlich
Die mühevolle Arbeit ist vollbracht:
Zieh'n sie zurück voll Schweigen, wie sie kamen.
Und manchmal nur, wenn den vertrauten Ton
Der heim'schen Cornamusa sie erlauschen,
Erwacht verdoppelt heiß der Wunsch der Rückkehr.

(Aus d. Ital. des Aleardi.)

Zur Zeit der römischen Republik waren es auch Sklavenhände, die das Land bestellten, wo es noch Frucht trug sechzig- und hundertfältig, wo noch die ganze wachsende Stadt von dem Ertrage des Pfluges lebte, der die Campagna durchschnitt. Aber der Sklave war Arbeits- und Hausgenosse seines Herrn, saß mit den Söhnen dieses zu Füßen des Patriarchen, ein gemeinsames Mahl genießend; und ein lieblicheres, freundliches Bild als Cato's Gattin, wie sie die Kindlein ihrer Sklavinnen gleichzeitig mit ihrem neugeborenen Sohne säugt, gibt es wohl nicht. Das änderte sich zur Kaiserzeit gänzlich: diese bezog ihren Bedarf mit Hülfe des Schwertes besser und müheloser aus fernen Gegenden. Der Knecht diente nur noch dem üppigen Herrenleben, der römische Pflug rostete vor den Thoren, der Campagna Ackerboden verfiel, oder bedeckte sich höchstens mit Orten der Lust, mit Gärten und Luxusvillen.

Im Mittelalter theilten sich ein paar Dutzend Herren in das Land; doch auch die krampfhaften Versuche des Papstthums konnten dem Ackerbau nicht wieder aufhelfen. Und heute ist es nun eben wie es ist: der geringfügigste Theil nur des so bereitwilligen Bodens ist bebaut. Der Frühling schreitet mit vollen Händen, mit Regen und Sonnenschein über die breite Fläche, aber sein warmer, freundlicher Ruf lockt nur hohes Gestrüpp, Distel und Unkraut hervor, die in ihrer üppigen Lenzesfülle zeigen, daß der Boden bei treuer Pflege so gern der Menschenhand seine köstlichsten Früchte spenden möchte.

Mais und Moorhirse, welche in einigen Vertiefungen des Hügellandes, wo etwas Feuchtigkeit zurückbleibt, wie von selbst wachsen, Brod und Brei aus diesem Getreide bereitet, bilden die hauptsächliche Nahrung der wenigen ansässigen Campagnabauern. Dazu kommt als Zierde der Tafel ein saurer, freudeloser Wein und ranziges Oel, gepreßt aus den Oliven, die man von den dürftigen Oelbäumen am Fuße der umliegenden Berge sammelt, und ein scharfer, trockener Schaf- oder Büffelkäse.

In diesen Höhlen, unter diesen Rohrhütten bildeten sich die Leute in der hohen Philosophieschule der Mäßigkeit, eine andere kennen sie nicht. Die Cultur schreitet rastlos über die Welt hin, und fährt mit Dampf und spricht durch den Blitz — das kümmert diese Menschen nicht; seit Jahrtausenden haben sie keinen Theil an der Civilisation genommen, und nichts ist da, was ihr Leben zieren, ihre Leiden lindern könnte. Keine, keine Freude blüht auf ihrem



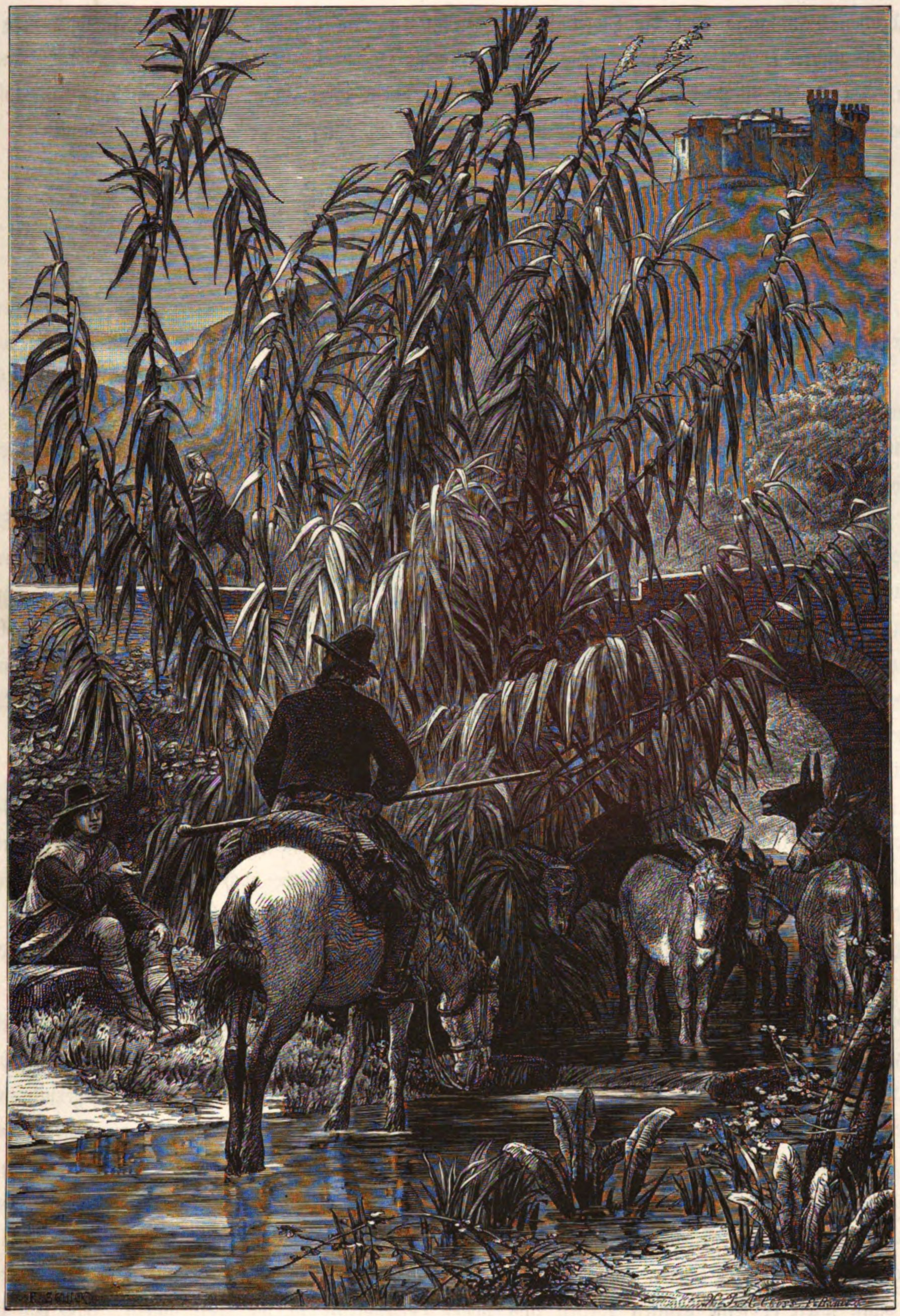
CAMPAGNA-HIRTE.

Lebenspfade. Man muß sie kennen, diese harten Männer; fragt nur den Maler, der sie sogar liebt (man denke aber nur ja nicht an jene geschmacklos ausstaffirten Modellcampagnolen der römischen Straßen, die einem wirklichen so ähnlich sehen, wie eine kokette, gepuderte Schäferin von Trianon einem ächten Schwarzwaldmädchen); man muß sie kennen, diese wilden Gestalten, die als Hirten auf ihren kleinen, hagern langmähnigen Pferden die Steppe beleben. Kein einziger lyrischer Zug ist an ihnen! Ihr Gesicht ist braun und lederhart, unbiegsam die Züge, die sich nie zu einem Lächeln umbilden.

Das sind die Männer, die dem Teufel und dem Fieber Trotz bieten gelernt haben,

„Wuchsen auf, am Pflug die Hand,
Stark durch Mühsal und Beschwerde.“ (Lingg.)

Sie sprechen nicht, sie denken vielleicht nicht einmal; wenigstens ist ihr Gedankenkreis ein äußerst beschränkter. Aber einen herrlichen Anblick gewährt es, wie sie, verwachsen von frühester Kindheit an mit dem Pferde, sattellos oft, nur auf einem schwarzen Bocksfelle sitzend, ohne Steigbügel, in Felle gewickelt, und die Beine bis an die Schenkel mit



MITTAG IM POUSSIN-THAL.

harten Lederschienen geschützt, die Flinte auf dem Rücken, die Lanze in der Hand, das gefüge Thier nur an der Halfter lenkend über die Heide streifen, in eine wildweidende Pferdeheerde hineinsprengen, oder die weißen, störrischen Ochsen zusammentreiben. Das sind wahre Nomaden, wie sie Phantasie und Gedicht nicht besser schildern können. Das sind noch die schwarzhaarigen Räuber, wie sie einst dem verwilderten Königssproß, dem antiken Abenteuer des Palatin's, Romulus, zu willkommenen Raub- und Beutezügen, zu Blut und Tod folgten. Man muß sie sehen, wenn sie muthvoll und kühn, ohne den Applaus der spanischen Arena, den wilden Stier zwingen und dem wuthschäumenden furchtlos entgegensprengen. Man muß sie sehen, diese ächten Söhne der Wildniß, wenn sie das halbwilde, dreijährige

Pferd zur endlichen Bändigung über die Hügel jagen, es fangen und zähmen. Und das, ja das mag wohl ihre Freude sein, eine andre kennen sie nicht. Die wenigsten auch kennen die Liebe, denn diese Lebensblume will hier nicht gedeih'n. Sie lachen nicht, sie singen nicht, und gleichen darin ihrem Lande, dem laut- und liederlosen. Dieser letzte Theil der Campagnabevölkerung ist der eigentliche Hirtenstamm, ihn kümmert der Feldbau nicht:

„Wir gehen nicht hinter dem Pfluge einher,
Wir pflügen die Erde mit eisernem Speer."

Die Heerden, welche die Campagna durchirren, sind nur halbgezähmt und gehorchen allein der eisernen Rauhheit ihres Bändigers. Da sind vor allen die schöngehörnten Rinder von grauweißer Farbe, ohne welche wir uns die Plätze Roms und die Flächen und Hügel des Agro Romano nimmer vorstellen können. Aber diese Hörner sind bedrohlich, und wilde Kämpfe fechten die Führer der Heerden, die mächtigen Stiere in der Einsamkeit miteinander aus. Aber auch der harmlose Wanderer wird von ihnen bedroht und ist verloren, wenn er von einer daherstürmenden Heerde außerhalb eines Schutzes und Zufluchtsortes betroffen wird.

Ein Staub geht auf am Horizonte, dick und gelb dampft er zur Sonne empor, die ihren Schein darin verliert. Die Wolke wirbelt näher und immer näher. Ein wildes, tolles Strampfen von starken Hufen macht den Boden weitaus erdröhnen — — das sind sie! da kommen sie, die gewaltigen Thiere, schäumend, schnaubend im flüchtigen Laufe, die Hörner wie Lanzenspitzen hoch erhoben — hinterher die Hirten im fliegenden Mantel, mit weitragender Lanze, deren Spitze sie den rasenden Thieren in die Weichen bohren, sie, lautschreiend zu immer tollerem Laufe antreibend. Dichter Staub umhüllt auch uns. Ein Gewittersturm scheint vorüber zu brausen, eine Windsbraut; denn kaum hat sich die Seele von ihrem wilden Anstaunen erholt, so ist die ganze Jagd schon in dem Staube des Horizontes auf anderer Seite verschwunden — verhallend mehr und mehr — —.

Lieblichere Bilder, Bilder des Friedens und der Ruhe gewähren oft die Schafhirten, die im stillen Nomadenzuge quer über die sonnige Fläche schweifen. Sie sind eine willkommene Staffage der Landschaft und erfreuen das Auge in den verschiedensten Situationen. An der Via Appia sitzt der braune Knabe hoch auf einem trümmerreichen Todtenhügel unter den Myrthenzweigen und schneidet sich eine Rindenpfeife zurecht und stimmt sie in einfachen Tönen, die er in melancholischem Einerlei den ganzen Tag erschallen läßt. Währenddem weiden die Schafe zwischen den Gräbern herum, oder lagern in friedlichen Gruppen zwischen den Marmorsteinen.

Schöner ist der Aufstieg einer Heerde in den felsigen Gebirgen, die die flache Campagna einschließen. Diese sind mit kurzen kräftigen und überaus duftigen Kräutern bedeckt, und streift die ganze große Heerde durch diese, und weht der Mittagswind von den Gipfeln der Berge zu Thal, so bringt er ganze Wolken von Wohlgeruch mit herunter. Hier trägt der Hirte die Axt im Gürtel und die Cornamusa, den bocksledernen Dudelsack unter dem Arme, denn hier gilt es, den feigen Räuber der Heerden, den kleinen hagern Campagnawolf, der hier und da noch zahlreich angetroffen wird, abzuhalten, und die irrenden Thiere unter den schrillenden Klang des Pansinstrumentes zu sammeln. Da liegt er, der Glückliche, unter dem Schatten eines Felsvorsprungs, blickt wie im Traume über die Lande hin, sieht im fernen Meere die weißen Segel ziehen, und Menschen und Wagen wie Ameisen auf den leuchtenden Landstraßen dort unten, und dann spielt er seine uralten Weisen aus voller Herzenskraft in die Welt hinein, daß das Echo in den Thälern erwacht. Hier ist er ganz allein: „er schaut in die weiten Lande und wird von Niemand gesehn!" Nur die Bienen, die an den rosigen Lippen des Alpenthymians hangen, umsummen ihn; nur dann und wann kommt eine blaubrüstige Steindrossel, und sitzt auf dem benachbarten Lentiscusstrauche, neugierig verwundert, stößt ihren hellen Pfiff aus, und schwingt sich in die Berge zurück. Im vollen Glanz der Abendröthe sammelt er die Heerde und zieht in die Ebene, auf das Feld, das geschützt zwischen den Hügeln liegt. Hier steckt er mit spitzen Pfählen die Hürden für die Nacht ab, verbindet diese mit weitmaschigen Netzen, und zwischen diesen verbringen die Thiere, eng zusammengedrängt gegen den sich alsbald erhebenden Nachtwind, die Zeit bis zur Morgenröthe. Der Hirt, oder meist sind es dann mehrere, welche zu gemeinschaftlichem Schutze sich zusammenthun, diese entzünden aber bei hereinbrechender Dunkelheit, den feuchten Nebeln der Thäler und den Wölfen des Gebirges zu wehren, mächtige Feuer, um welche sie im Kreise lagern. Hier ertönen dann wohl jene unendlich traurigen Weisen in langgezogenen Tönen, deren Inhalt meist die



HIRTENKNABE IN DER CAMPAGNA.

[illegible]

[illegible]

[illegible] der ehernen Rauhheit [illegible] Farbe, aber machte wir uns die [illegible] Aber diese Hörner sind [illegible] in der Einfachheit miteinander [illegible] wenn er von einer daherstürmenden [illegible]

[illegible] die ihren Schein darin [illegible] von starken Hufen macht den [illegible] Thiere, schäumend, schnaubend im [illegible] im fliegenden Mantel, mit weit- [illegible] zu immer tollerem [illegible] zu brausen, eine Windsbraut; [illegible] in dem Staube des [illegible]

[illegible] die im stillen Nomadenzuge [illegible] der Landschaft und erfreuten das Auge [illegible] auf einem trümmerreichen Todten- [illegible] in einfachen Tönen, die [illegible] die Schafe zwischen den Gräbern [illegible]

[illegible] die flache Campagna einschließen. Diese [illegible] die ganze große Heerde durch diese, und- [illegible] ganze Wolken von Wohlgeruch mit herunter. [illegible] Dudelsack unter dem Arme, denn hier [illegible] der hier und da noch zahlreich angetroffen [illegible] Klang des Musikinstrumentes zu sammeln. Da liegt [illegible] wie im Traume über die Lande hin, sieht im [illegible] Wagen der Ameisen auf den leuchtenden Landstraßen dort [illegible] in die Welt hinein, daß das Echo in den [illegible] weiten Lande und wird von Niemand gesehen!" Nur [illegible] umkommen ihn; nur dann und wann kommt [illegible] neugierig verwundert, stößt einen hellen [illegible] der Abendröthe sammelt er die Heerde und zieht [illegible] Hier steckt er mit spitzen Pfählen die Hürden [illegible] diesen verbringen die Thiere, eng [illegible] bis zur Morgenröthe. Der Hirt, [illegible] aber bei hereinbrechender Dunkelheit [illegible] mächtige Feuer, um welche sie [illegible] in langgezogenen Tönen, deren Inhalt [illegible]



HIRTENKNABE IN DER CAMPAGNA.



CECCANO.

lustigste Liebe, und diese oft sogar spottweis behandelt. Wer diese Töne einmal gehört, vergißt sie nicht so leicht wieder, es ist, als ob ein uralter Schmerz in ihnen zum Ausdruck käme.

Mit dem zunehmenden Sommer steigen die Heerden höher und höher in die Gebirge hinauf, und wir finden sie alsdann auf den quellenreichen, frischeren Triften in der Gegend des Lago Fucino bis in das Napoletanische hinein. Im Herbst, wenn die Schnitter und Winzer der tieferen Campagna in ihre heimathlichen Berge zurückkehren, steigen die Heerden, manche von fünf- bis zehntausend Stück, in die Ebene hinunter, um in den milderen Küstengegenden zu überwintern. Diese ziehenden Heerden, geleitet von Hirten und Hunden, der Besitzer zu Pferd hintendrein, gewähren ein neues interessantes Schauspiel, und manche Straßen werden tagelang nicht frei von den blöckenden Thieren, von schweifenden Hunden und undurchdringlichem Staube. —

Das ist die Poesie der römischen Campagna. Sie ist ewig jung wie die der Menschheit, und wem sie die Seele einmal mit ihrem Zauber bestrickte, der vergißt sie nie, o nie wieder; dem klingen ihre Weisen fort und fort, dem leuchten ihre Gluthenfarben in den Nebeltraum des Nordens hinein, und zwingen das Herz zur Sehnsucht nach einem Lande, über dessen Reize es sich selbst nie ganz klar werden kann, vor welcher es steht, wie vor einer „marmornen Juno Griechenlands". —



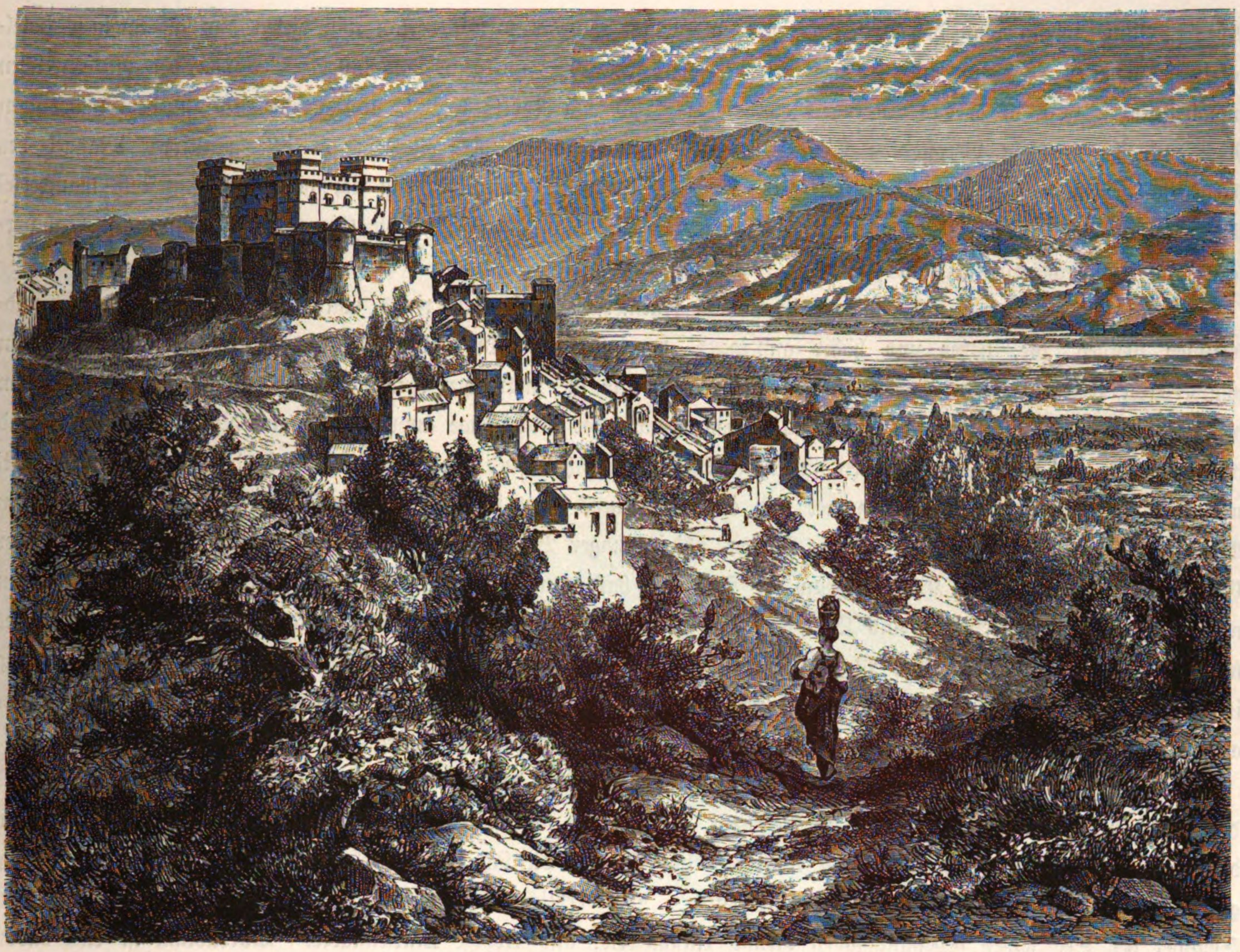
ZIEGENHIRTE.

Wanderung von den Gestaden des Lago Fucino nach den pontinischen Sümpfen.

„Da siehst du diesen Garten, diesen Himmel?
Wie dunkelblau der Aether, und wie hell
Die Sonne, gleich dem Diamant im Finstern!
Kein Wölkchen zu erblicken! — Ach wie herrlich!
Trauriges Auge, das hier schlummern kann.
Ein umgestürzter Becher voller Luft und Kraft
Umwölbt der Himmel uns, berauschend uns
Und die Natur. Wie roth und dunkel brennen
An dem Gebirg die Trauben."

(Grabbe.)

In drei breiten, gewaltigen Parallelzügen, durch titanische Urmächte allseitig zerspalten, geklüftet durch jäh abfallende Thäler, geröllerfüllte Wasserrinnen und schroffe Schluchten, gürtet der Apennin die Landbreite Mittelitaliens von Nordwest nach Südost. Er führt hier den Namen der Abruzzen. Ist das Land hier an sich schon bedeutend erhöht, so gestalten die auf demselben hoch übereinander gegipfelten Bergzüge sich zu einem rechten stolzen Hochgebirgsland, und die zwischen den drei Gürteln eingezwängten beiden Thäler sind Hochgebirgsthäler, deren strengen Charakter nur die kräftige Sonne Italiens zu mildern weiß. In dem einen ist ihr dieß glänzend gelungen, das ist das überaus liebliche Thal des Liris, dessen hellgrünes frisches Wasser von der Quelle bis zur Mündung ein reges Leben in Feld und



CELANO AM LAGO FUCINO.

Wald geweckt hat und erhält. An den Lirisufern wohnen schöne, fröhliche Menschen, und die Behäbigkeit breitet sich um die Hütten her. Das andere ist das Thal des Imele und Salto, zumeist öde und steinig. In diesem birgt sich das Seebecken des einst gewaltigen Lago Fucino oder wie er noch heißt: See von Celano, welches die beste Ortschaft an seinen Gestaden ist. Der Fucinus liegt in der Mitte der Abruzzen, an der Westseite der mittlern Kette, welche am schönen Velino, desselben, der bei Terni die weltbekannten prächtigen Fälle bildet, beim umbrischen Rieti beginnt, und im Monte Velino, einem fast achttausend Fuß hohen Berge, ihren Gipfelpunkt erreicht.

Der See selbst liegt zweitausendsechsundvierzig Fuß über dem Meere.

Breite, wohlerhaltene Straßen durchziehen, die natürlichen Durchbrüche und Senkungen in günstiger Weise benutzend, das Gebirge nach allen Seiten, und vermitteln den Verkehr mit Umbrien, der römischen Tiefebene und der Campagna felice, während das Thal des Pescaraflusses nach der Küste der Adria leitet.

Nach Westen zu fällt das Hochland durch den römischen Subapennin allmälig nach dem tyrrhenischen Meere ab, und zwischen dem hochländischen Lago Fucino und den flachen pontinischen Sümpfen, bis Cap Circello, haben wir das herrliche Kalkgebirge des Sabinerlandes, das sich durch seine Erhebungsformen sowohl als durch seine Bestandtheile wesentlich streng von den Abruzzen scheidet. Hier formte Vulkan mit mächtiger und geschickter Hand und die Formen wechseln in bunter Mannigfaltigkeit. Die höchsten Erhebungen dieses Gebirges, das von dem in den vulkanischen Tuff hineingebauten düstern Valmontone bis in's Napoletanische zieht, sind der „Berg der drei Grenzen" und der „Eselsrücken", Schiena d'Asino.

Eine Wanderung von dem Fucinersee durch die Sabinerberge nach der lateinischen Meeresküste bietet das Großartigste von Italiens Schönheit. Weite, stille, erhabene Landschaften, sonnenleuchtende Fernsichten, die sich im lichten Purpur verlieren, öffnen sich dem trunkenen Auge und der Maler zieht diese Gebirgspfade mit hohem Entzücken.

Aber sie sind, sobald man die breiten Heerstraßen verläßt, unendlich beschwerlich und bieten dem an üppigen Hoteltafeln verwöhnten Wanderer nichts, was ihn erfreuen oder ihm nur genügen könnte. Wer von der blüthenreichen napoletanischen Erde durch das glückliche Liristhal, das Thal von Roveto kommt, und vorüberzieht an dem malerischen Arce und den dunkeln Bergstädten Civitella, Canistro, Capistrello, wird allmälig an den gänzlichen Mangel des Comforts gewöhnt; wer die Wanderung von römischer Seite unternimmt, mag sich von Anbeginn auf mancherlei Ungemach gefaßt machen. Fröhlicher jedoch ist es, vom See hinabzusteigen in die Ebene, das schönformige Sabinerland und das großartige Latium immer zu Füßen ausgebreitet. —

In einem tiefen Thalkessel ruht der blaue Fucinersee, umstanden rings von übereinandergethürmten, goldbraunen Bergen, die, höher und höher ansteigend, vom silbernen Dufte des Horizontes verschleiert werden. Ein wunderbarer Friede ist über die Landschaft ausgegossen, und die zahlreichen kleinen, weißen Ortschaften, die sich um die grünen Ufer reihen, liegen in tiefer Ruhe, vom Hauche der alten Sage umweht, wie aus der Welt verloren, und beschauen sich ein letztes Mal in den sinkenden Wassern. Schon sind die meisten weit in das Land hineingerückt, und wo vor Jahren noch des avezzaner und celaner Fischers Boot schaukelte, wo die Wogen spielten, gewehet vom Winde der Berge, da blühen heute kleine Gärten, schießt junger Wald hervor und erntet der braune Sohn marsischer Erde des römischen Fürsten Korn. Denn der See wird bald nur noch eine Mythe sein, ein Kornfeld, abgerungen nach tausendjährigen Versuchen und Kämpfen dem feuchten Reiche Neptuns. Dieses Feld aber wird ein gar großes werden, war doch der See drei Meilen lang und stellenweis bis zwei Meilen breit. Ein kleines Fürstenthum lag in seinem Schlamme verborgen, und die Neuzeit, der ja kein Berg zu tief, keine Landenge zu breit ist, hob dasselbe aus den Fluthen empor, um der Ceres ihre bäuerlichen Tempel darauf zu bauen.

Schon im Alterthume ging man mit dem Gedanken um, den See trocken zu legen. Er verwüstete, sobald der Schnee der Berge schmolz oder in der Regenzeit, wo ihm die wilden Wasser allseitig mit Macht zustürzten, ringsum das Land, und verschlang auch wirklich mehrere reiche Städte, die sich durch Cyklopenmauern, welche sie dammartig gegen seine Ufer errichtet, zu schützen gemeint hatten. Man erblickte sie, als vor hundert Jahren in einem trockenen Sommer der See seinen geheimnißvollen Grund entschleierte: alte trotzige Marsenstädte. Marruvium ist eine davon und Archippe. Damals fand man auch viele Marmorstatuen in dem Schlamme.

Der See hat keinen Abfluß, und so kam schon Julius Cäsar die Idee, einen Emissar zu bauen, Claudius aber führte sie aus, und weihete die Eröffnung durch unzählige Menschenopfer in einem zu Ehren des Tages abgehaltenen blutigen Seetreffen ein. Der See aber trotzte weiter. Hadrian machte einen neuen Versuch, auch dieser mißlang. Dem römischen Kaiser folgte ein deutscher: Friedrich II., nachdem er eine blühende Ortschaft am See, das den Welfen zugefallene Celano, hatte zerstören lassen, gab später Befehl zu Kanalarbeiten, ebenso die französischen und spanischen Könige — aber der See wuchs drohender und drohender, und wie oft waren Avezzano, Trasacco, Venere, Manaforno, Vico, S. Venenziano, Luco, Ortucchio, Pescina, S. Benedetto (Marruvium), alles Ortschaften an seinen Ufern, in Gefahr, verschwemmt zu werden. Noch in diesem Jahrhunderte erneuerte man die Arbeiten am alten Emissar. Was aber nicht Kaisern und Königen gelungen war, gelang dem kleinen römischen Fürst-Bankier Torlonia. Er spendete seine Millionen, das Ausland, England und Schweiz, gab sein Genie her: und so fließt jetzt das Seewasser in einem schöngebauten, zwei Stunden langen Kanal durch den Monte Salviano ruhig nach dem Liris ab, dort aber zu Frühjahrszeiten noch wie im Trotze die Ufer oft gewaltig schädigend. Bald werden die Seeanwohner auf dem Trockenen sitzen, dem Wasserüberfluß folgt Wassermangel, und in Avezzano mußten die Brunnen vertieft werden, weil das Wasser zurückging.

Avezzano, ein betriebsames Städtchen, liegt mitten in einer Sandwüste, und hat dem dürren Boden nur mit Mühe die freundlichen Gärten abgerungen, von denen es grün umgeben ist. Es steht noch unter dem Banne des Mittelalters und wie ein Wächter jener Zeit der Nacht erhebt sich an seinem Eingange breit und übermüthig aus dem flachen Sandboden das alte Baronalschloß der Orsini. Die Einwohner, abstammend von den Marsen, sabellischen Stammes, sind freundlich und von hoher, schöner Gestalt. Es geht aber das Gerücht, daß sie noch heute nicht ihre trotzige, blutigwilde Vergangenheit vergessen haben, und daß das Messer noch immer ihr liebster Gefährte sei.

Hier war der marsischen Kriege Herd und Vorort, hier sammelten sich in wilden Schaaren, gegen Rom zu streiten, die rauhen Bundesgenossen der unzugänglichen Berge, eine antike Eidgenossenschaft an dem italischen See, die



SCHLACHTFELD BEI TAGLIACOZZO.

[illegible]

[illegible] Ein kleines Fürstenthum lag [illegible] keine Landenge zu breit ist, hob dasselbe [illegible] zu bauen.

[illegible] den See trocken zu legen. Er verwüstete, sobald [illegible] Wasser allseitig mit Macht zustürzten, ringsum [illegible] sich durch Cyklopenmauern, welche sie dammartig [illegible] sie, als vor hundert Jahren in einem trockenen [illegible] die trotzige Marserstädte. Marruvium ist eine davon [illegible] in dem Schlamme.

[illegible] die Idee, einen Emissar zu bauen, Claudius [illegible] Menschenopfer in einem zu Ehren des Tages [illegible] Hadrian machte einen neuen Versuch, auch dieser [illegible] II., nachdem er eine blühende Ortschaft am See, das [illegible] zu Kanalarbeiten, ebenso die französischen und [illegible] und wie oft waren Avezzano, Trasacco, Venere, [illegible] S. Benedetto (Marruvium), alles Ortschaften an seinen [illegible] erneuerte man die Arbeiten am alten [illegible] dem kleinen römischen Fürst-Bankier Torlonia. [illegible] her: und so fließt jetzt das See- [illegible] den Monte Salviano ruhig nach dem Liris ab, [illegible] schädigend. Bald werden die Seeanwohner [illegible] und in Avezzano mußten die Brunnen vertieft [illegible]

[illegible] und hat dem dürren Boden nur mit [illegible] Es steht noch unter dem Banne des [illegible] an seinem Eingange breit und übereinander aus [illegible] abstammend von den Marsen, [illegible] Es geht aber das Gerücht, daß sie noch heute nicht ihre [illegible] noch immer ihr liebster Gefährte ist.

[illegible] sich in wilden Schaaren, gegen Rom zu [illegible] eine antike Eidgenossenschaft an dem [illegible] See, die



SCHLACHTFELD BEI TAGLIACOZZO.

Marruciner, Aequer, Peligner, Vestiner und Frentaner, und wie oft ward ihren Waffen der Sieg gegen die übermüthigen römischen Rüstungen.

Hier stand Alba, einst Alba Marsorum, dann Gebirgswarte und Zwinguri der Römer, welche darin eine stehende Besatzung unterhielten. Das war die marsische Legion, die Cicero's glänzendes Lob und die Prämie des römischen Senats erhielt. Die Lage dieser Grenzfestung war eine überaus günstige, wie ein eherner Keil war sie in das Gebirge getrieben, und sperrte Samnium und Etrurien. Sie lag zwischen drei Hügeln, welche sämmtlich gewaltige Castelle trugen. Diese Reste der alten Stadt, wie ihrer einstigen Befestigungen findet man noch heute auf zweien der Hügel. Zwischen dem Gestrüpp ragt das altersgraue Cyklopenwerk terrassenförmig hervor, und kleine Strecken wohlgepflasterter Straßen ziehen sich unter dem Flugsand des Seelandes hin. Später saßen hinter diesen Mauern, von deren Gipfelpunkt man einer schönen, sonnigheitern Aussicht auf das weite Thal und in die braunen Berge genießt, manche Römerfeinde als Gefangene.

Syphax saß hier, der massäsylische König, den die schöne Sophonisbe zum erneuten Römerfeind gemacht, aufbewahrt zur Zierde eines scipionischen Triumphzugs; ferner der grausame Perseus, der letzte König von Macedonien, mit seinen Söhnen Philipp und Alexander, der Allobrogenkönig Bituitus und viele andre, die sich dem römischen Joche nicht willig beugten.

Das jetzige unscheinbare Städtchen liegt auf dem Colle d'Alba, und birgt in seinen engen Sträßchen und Gärten, in seiner Kirche noch manches hochwichtige Alterthum an schönen, corinthischen Marmorsäulen, Simsen und Inschriften. Auch die Reste eines Theaters und Amphitheaters sind vorhanden.

Andere Ortschaften haben den alten Namen der Ureinwohner bewahrt: so gibt es noch heute ein Magliano de' Marsi, Gioja de' Marsi u. a. Luco hieß früher Lucus Ancitiae, und hatte seinen Namen von dem Hain der uralten Heilgöttin, der Bona Dea des Marsenvolkes. Ihre Schwester ist Circe, die drüben am Vorgebirge wohnt; und goldene, mythologische Zauberfäden spinnen sich vom Lago Fucino zur Meeresküste, herüber und hinüber. Die Gebirge um den See, noch heute an giftigen Schlangen und wunderbaren Heilkräutern reich, luden zu diesem geheimnißvollen Gottesdienste gleichsam ein, und lange rühmten sich die Marser ihrer Kräuter und Carmina zur Beschwörung der Schlangen und Heilung ihres Bisses. Virgil singt von solchem marsischen Priester der Ancitia, der vom Fucinus kommt:

„Auch vom marrubischen Stamm ist angekommen ein Priester,
Ueber dem Helm bekränzt mit dem Zweig des glücklichen Oelbaums,
Von dem König Archippus gesandt, der tapfre Umbro,
Der dem Viperngeschlecht und pesthauchathmenden Hydern
Schlaf mit Gesang und berührender Hand zu bereiten vermochte,
Auch zu stillen die Wuth, und durch Kunst die Bisse zu lindern."

(Virg. Aen. VII, 750 ff.)

Wie in Alba, hat sich auch in der Umgebung des heutigen Luco mancherlei vorgeschichtliches und römisches Mauerwerk, sogar Tempelüberreste und das Fundament eines Amphitheaters erhalten. Doch näher als alte Mythe, die noch heute das Schilf des Sees und das Heidekraut der Berge durchflüstert, liegt uns die Geschichte eines Kaiserhauses, dessen alte Wunderpracht, wie die des macedonischen Königsgeschlechtes, auf diesen Gestaden erblich und versank.

Im Nordwesten von Avezzano, vier Wegstunden weiter in das unwirthliche Land hinein, finden wir Tagliacozzo. Hier endete im Augustmonate des Jahres 1268 das tapfere schöne Geschlecht der Hohenstaufen, in den Staub geworfen durch französische Waffen, die ein haßerfüllter Papst gegen Deutschland geweiht; zertreten in seiner letzten hoffnungsvollen Knospe durch einen französischen Fürsten. Auf dieser nur durch italische Lieblichkeit ausgezeichneten, herrlichen Bühne, an den pappelumrauschten Ufern der Flüsse Imele und Salto, auf der Hochebene über dem See siegte der unnahbare, harte Carl von Anjou über den kühnen, aber jugendlich unerfahrenen Conradin. Dieser floh, von wenig Getreuen begleitet über die Berge des Sabinerlandes nach Rom, von da nach Astura. Das ist der einsame Thurm, der sich noch heute dort unten am lateinischen Ufer, trauer- und klagvoll, mitten aus den blauen Fluthen erhebt, die dem geängstigten Jüngling rettungverheißend entgegenschwollen. Die gelben Wellen des Salto rauschen und flüstern



CIVITELLA.

und können erzählen von jenem heißen Sommertage, an welchem sie die Blüthe deutscher und italischer Ritterschaft über ihren Ufern gegen die zerlumpten, provençalischen Truppen streiten, siegen und doch endlich fallen sahen.

Unter jenen Hügeln leuchteten die Wachtfeuer des siegreichen, französischen Carl, Lärm trunkener Soldaten und Jubel des Sieges erschollen, und der finstere Mann, den auch der Sieg nicht aus seiner Düsterheit weckte, saß im Königszelt und dictirte dem Schreiber die frohe Botschaft für den in Rom ängstlich harrenden Papst Clemens IV.

Das sind Orte der Trauer für das deutsche Gemüth, das sich den goldenen Hohenstaufenträumen so gern hingibt, das in diesem so rasch verblühenden Geschlechte seine ächten blonden Nationalhelden verehrt. Das ist die Luft, „die die Könige tödtete".

Ein Saumpfad, nur mit Esel und Maulthier passirbar, zieht sich von Canistro über die Zoglietta, die Serra di S. Antonio, das wasserreiche Thal der Geanara über Filettino nach Trevi und Guercino. Das ist ein einsamer beschwerlicher Ritt, und nur wenige Menschen hausen in diesen Bergen, deren steiniger Boden sich streng dem Ackerbau und Weinbau verschließt. Dürftige Oelbäume kümmern um die vereinzelten Hütten, hartes Gras und Kraut wächst auf den kleinen Triften an den Abhängen der Berge und in den Quellthälern, zu welchen herauf die Schafe der Campagna klettern, um den hier jederzeit kühlen Sommer zu verbringen. In dem grünen Thälchen von Trevi beginnt der Anio seinen stolzen Lauf, der uns, wollten wir ihn begleiten, in die prächtigen Gauen und zu den stillen Bergklöstern von Subiaco, zu den zauberischen Fällen von Tivoli bis nach der heiligen Roma geleiten würde.

Wir aber ziehen für's erste nach dem altehrwürdigen Alatri.

Eine herrliche Landschaft sind wir durchwandert, und blickten wir manchmal zurück von der Höhe, so zeigt sich zwischen den fernen silbernen Bergen, sobald sie sich öffnen, eine von warmem Sonnenlichte tief gesättigte goldene Ebene, wie im Aether schwebend, das ist die römische Tiefebene. Bald aber schieben sich schwarze, waldige, vielgestaltige Höhen vor, oder die Straße führt am Bergabhang hin durch einen uralten, dichten Wald von Kastanien und Eichen, zwischen deren Stämmen unzählige Felsblöcke, überwuchert vom Farrenkraute, verstreut liegen. Dann verschwindet



CYKLOPENMAUERN BEI ALBA FUCESE.

alle Vegetation, und spitzes, in tausend Kämmen und Verwerfungen geformtes, nacktes, blaugraues Gestein dringt bis dicht an den Weg heran. Arme Hirten am Wege, dürftige Bauern im Maisfelde, oder ein flüchtiger Reiter im dunkeln Mantel, die Flinte quer über dem Sattel, große, weißzottige Wolfshunde, die knurrend und scheu in die Klüfte flüchten — diese bilden die einzige Staffage der öden Gebirgslandschaft. Nach und nach wird das Thal breiter, reiche Olivenpflanzungen, Weingärten tauchen auf, von weißleuchtenden Mauern eingefaßt. Alte Wartthürme, von Epheu und Waldrebe umschlungen, stehen hinter hohen Ahornbäumen. Züge von buntgekleidetem Landvolk wandern die Straßen dahin oder steigen auf den grünumbuschten Bergpfaden zur Höhe. Flinke zweirädrige Wagen rollen vorüber. Eine freundliche Wohlhäbigkeit und Sauberkeit lacht von Berg und Auen. Ein breiter steiler Berg erhebt sich mitten aus den blühenden Gärten heraus; auf seinem Rücken trägt er eine durch altes hohes Mauerwerk dicht zusammengedrängte Stadt, von nettem gastlichem Aussehen. Das ist Alatri, eine der von dem sagenhaften Saturnus noch gefügten Städte, und die Mauern sind die hochberühmten Cyklopenmauern, besser erhalten als irgend welche italischer Erde.

Wir sind jetzt in Latium, dem „bergenden“ Lande. Die Ortschaften desselben verbergen sich als „Städte auf den Bergen“ durchaus nicht. Weithin glänzen sie über die Ebene, Freund und Feind von allen Seiten sichtbar. Wegen ihrer hohen Lage sind sie, mehr noch als manche Inseln, nur in flüchtiger, dürftiger Weise von der Cultur berührt worden, deren Boden mehr das Flachland an Flüssen und Eisenstraßen ist. Es mag jene Eigenthümlichkeit, die uns auch sonst noch durch ganz Italien aufstößt, aus jenen unruhigen Zeiten stammen, wo noch „das Reich mit sich selbst uneins“ war, wo Stadt gegen Stadt, Gemeinde gegen Gemeinde stritt und Bündnisse schloß, wo das bedürfnißlose Leben nur unter dem Schutze der Mauern einer Akropolis oder eines festen Schlosses gedeihen konnte. Eng drängten sich die Häuser an die schützenden Mauern hinan, waren auf möglichst kleinen Raum angewiesen, und gestatteten so den Erbauern nur schmale Straßen. Diese Zeiten sind wohl vorüber, aber der ursprüngliche Wohnsitz ist bis auf diese Tage geblieben. Wie die Schwalbe immer wieder unter das Gesims baut, das einst der Wohnsitz

des Stammpaares war, so errichtet noch heute der lateinische Bürger seine neuen Häuser auf jenen Urstätten, die seine Vorfahren im grauen Alterthume inne hatten.

Es ist dieß ein fast rührender Zug, denn mitten in diesen Steinen, auf abgesperrten, alles Wassers ermangelnden Höhen kämpft das oft blutarme Leben mit allem Mangel, mit Kälte, Durst und Hunger. Da unten liegen die grünen, üppigen Thäler, wo Wein und Korn in Fülle reifen, gehen die wasserreichen Flüsse und Bäche im Sonnenglanze: man schaut aus seinem dürren Adlerneste neidlos, hungernd und frierend hinunter, und friert und hungert ruhig weiter. Wer jemals das armselige Civitella ob Olevano, S. Pietro auf dem Berge hinter dem fröhlichen Palestrina, Collepardo tief in den Hernikerbergen besuchte, der fragt sich verwundert: Aber was thun die Leute hier oben? wovon leben sie? Denn da ist nichts, auch gar nichts, was der Boden böte, da sind Steine für Brod, da grünet kein Reis, kein Vogel singt in diesen Einöden, und in S. Pietro verschließt die Mutter Erde ihren Schooß, wenn sie ihre gestorbenen Kinder aufnehmen soll. Der Boden ist zu hart zu einem Grab. In Alatri ist es besser, da blühen die Gärten um den Berg herum, und treten die Blüthenbäume bis an die Cyklopenmauern, bis an die Straßen der Stadt heran. Und ist es auch mühselig zu beschaffen, so gibt es doch Korn und Wein in Fülle, und köstliches Obst und helles Wasser bilden die Labe des Sommers. Wo aber die Natur sich freundlich gegen die Menschen erweist, so danken es ihr diese durch Heiterkeit und Frohsinn. Welch lebensfrohes Volk sind diese Alatriner und welch schönes Volk. Alle, Männer wie Weiber, sind lang und schlank gewachsen, breitschultrig die Männer, vollbusig die Frauen und Mädchen, dazu mit großen blitzenden Sonnenaugen. Die Männer tragen die rothe Weste, kurze schwarze Beinkleider, und den mit vielen künstlichen Blumen und bunten Bändern geschmückten Hut, der auf dem Kopfe sitzt, als ob ihn der Wind der Berge schief gewehet hätte. Auch die Frauen lieben die grellen Farben, rothe oder blaue Röcke, schwarze Mieder mit breiten schleifenbesetzten Achselbändern, gegen welche die stets sauberen Hemdärmel angenehm absetzen. Stirn und Wange schirmt die spitzenverzierte Magnuse, durch welche das ächt römische Profil so scharf hervorgehoben wird. Wandeln sie dahin, vom Brunnen kehrend, die große schöngeformte, kupferne Vase auf dem Haupte, einen Arm in die Hüfte gestützt, den andern in schöner Rundung zu dem Gefäße erhoben, oder beide über der vollen Brust verschränkt, langsamen, wiegenden Ganges, so scheinen sie zur Königsburg zu wandeln, selbst Töchter eines antiken Königs zu sein. Kein Scherz berührt sie, sie schauen nicht rechts, nicht links und ginge der Liebste selbst vorüber. Bei allem Frohsinn dieses Bergvölkchens ist ein gewisser Trotz, der zwischen den schöngezogenen schwarzen Augenbrauen in kleiner Falte schlummert, nicht zu verkennen. Ihre frische Kraft berechtigt sie dazu, sind sie doch aus den Eichen der Berge gewachsen, mehr aber noch ihre blutige Vergangenheit, welcher deutsche, französische, spanische, aller Völker Waffen den eisernen Stempel aufprägten. Was die Stadt im Alterthum unter den Bürgerkriegen des Marius und Sulla litt, mag verschmerzt sein, folgte doch eine lange Pause der Ruhe; von dem aber, was ihr seit der ersten Zeit der Hohenstaufen bis zur französischen Revolution geschehen, sind viele Spuren geblieben.

Heute führt Niemand mehr Krieg um Alatri. Die alte Porta Bellona hat schon lange keine Thorflügel mehr und heißt jetzt Porta S. Pietro. Nur Maler und Poeten steigen dann und wann hier herauf, gehen den Spuren des Mittelalters und Alterthums nach und sitzen dann an schönen, stillen Nachmittagen auf den Cyklopenmauern, die allen Unbilden der Zeit getrotzt, und schauen hinein in das schweigende Land. Tagelang könnte man hier oben sitzen und träumen, denn was man schaut ist gar zu herrlich. Welcher Frieden ringsum! Die Rosen blühen die Mauern herauf, der Sommerwind flüstert in den Ranken des Epheu's und süßer Duft weht von den Hängen der Berge. Die Cicaden zirpen ihr sonnenfrohes Lied in den Weingärten, und die Schwalben schwingen die blitzenden Flügel um das ernste Gestein, aufkreischend in übermüthiger Lust. Da löst sich die Seele vom Körper und fliegt auf den Schwingen des Traumes glückselig über das Land hin, dem entfliehenden Tage nach, in den reinen Aether hinein, und taucht in dem abendlichen Purpur unter.

Viele dunkle und heitere Bergstädte erscheinen ausgesäet über das Land und über die Gebirgsketten. Lange strahlende Blitze gehen von ihnen aus, wenn die Sonne die Fenster ihrer Häuser trifft. Wir erblicken aber nach Osten die reizenden Orte Veroli, Bauco, Ripi, Torrice, Poffi, Arnara und das über alle liebliche Frosinone; die Spitzen der Berge sind nicht zu zählen. Alle diese Städte, diese Berge, die Flüsse und Auen sind in die alte Geschichte verwebt, meist mit blutrothen Farben, und der Geist dieser Geschichte ist es, der uns auch hier umweht,



OLEVANO.



OLEVANO.

und uns weit, weit zurückführt in die Jugendzeit der Welt, in die Urnebel des Alterthums. Diese Mauern, deren colossale Fügungen wir nicht mehr verstehen, baute die Mythe, bauten Titanen, die es einst wagten, den trotzigen Fuß auf die Schwelle der goldenen Götterburg zu setzen, nach deren Plan sie dann ihr irdisches Werk baueten. Das Volk schreibt den Bau dem alten Saturnus zu, der außer Alatri in dieser Runde noch Anagni, Arpino, Aquino und Atina gründete. Die Sichel und das Winzermesser waren sein Attribut und so schritt er an der Hand seiner freundlichen Gattin Ops in jenen goldenen Zeiten segnend über die Fluren und an den Weinbergen hin. Noch heute blühen in Korn und Wein seine göttlichen Segnungen.

Genießt man auf den hohen Mauern Alatri's den vollen Eindruck der alten götterbeherrschten Zeit, so tritt uns in Anagni das verkörperte, papstdienende Mittelalter entgegen. Auch diese Stadt, die einst eine bedeutende Rolle spielte, liegt auf einem Berge. An ihr vorbei führt die Via latina, auf der die römischen Truppen nach dem Volturnus zogen. Es durchschneidet dieselbe eine großartige, stilvolle Landschaft, das Thal des Sacco, in welchem nach der Meerseite zu die Volskerberge lagern. Hier zeigt sich die Färbung der römischen Campagna ganz besonders wirkungsvoll. Die Fläche, abwechselnd bebaut oder wüst, wechselt in allen Abstufungen vom lichten Sonnengelb bis zum tiefsten Erdbraun. Sie steigt ganz allmälig zu den Bergen an, und verwandelt in der Höhe ihre dunkleren Töne in reines, leuchtendes Silbergrau. Darüber strahlt der klarste Himmel, ein Himmel der Götter, die ihren Blick noch nicht von ihrem alten Reiche gewendet haben. Aber arm und machtlos wie sie ist das Leben in der Ebene, besonders nach dem Volskergebirge hin. Da liegen trübselige, trümmerhafte Städtchen und Dörfer in den sonnedurchglühten Kalksteinen drin, sterbenden Bettlern gleich. So erscheinen uns Supino, Patrica, Morolo, Scurcola und andere; doch man nennt kaum ihre Namen.

Das Volk dieser Felsennester ist so unendlich arm, und schaut mit stummem Neide herüber nach den Hernikerbergen, wo Alatri, Anagni, Ferentino, Veroli und Frosinone liegen im grünen Kranze der Reben und des Oelbaums. Von bunten Blumen noch außerdem durchwebt ist die Rankenkrone, welche Anagni's Hügel trägt. Um diese liebe Stadt blühen alle Fruchtbäume, schlingen sich in dichtem, zauberhaftem Gewirr duftspendende Laubgewinde. Einen wirklichen Wall hat die Vegetation um die Stadt hergebaut, und geleitet von Duft und Vogelsang, von schwirrenden Bienen und Blätterrauschen treten wir an das Thor. Die grüne Welt ist der Schleier, wir heben ihn, und meinen, einem jungen blühenden Blut in's Gesicht zu schauen, und erblicken eine ernste, würdevolle Matrone in mittelalterlicher Tracht. Wenn man, die Brust voll Sonnenstrahlen, durch das ferentinische Thor in die Stadt tritt, kann man sich diesem Eindrucke nicht verschließen. Die Straßen sind eng, aber sauber, und besetzt mit zahlreichen, schönen, alten Palästen, deren Glanz schon lange dahin, die aber in dem dunkeln, fast braunen Gewande und den zahlreichen Marmorspuren ehrwürdiger Gothik an Fenstern und Thüren ein fast ehrwürdiges Aussehen haben. Sie stehen zum großen Theil leer, denn die mächtigen Familien jener Zeiten sind fast alle ausgestorben. „Le dodici stelle di Anagni," wie die zwölf vornehmsten hießen, sind erblichen, und die heutige Stadt hat keine große Bedeutung mehr. Dennoch ist sie eine der interessantesten Stätten Latiums, sowohl durch ihre Lage, als durch ihre Vergangenheit.

Diese Lage ist geradezu entzückend und gewährt einen Ueberblick des ganzen Latium. Bis in das römische Gebiet hinein, über die blühende palestrinische Ebene hinweg, schweift das trunkene Auge. Diese Landschaft zu schildern, vermag die Feder nicht, auch dem kühnsten Maler mag es schwerlich gelingen. Denn hat er alle die edlen Linien, die in sanftester, feinster Vermittelung, wie die Farben, ineinanderspielen, hat er alle die weichen und doch entschiedenen Formen ganz getreu wiedergegeben, so, mag ihm auch der Ton, die Stimmung im Ganzen gelingen, ist er doch nie im Stande, jenen unendlich feinen Luftton, jenen Duft wiederzugeben, der wie ein Hauch odysseischer uralter Heldensage träumerisch, schwermüthig über den Bergen, wie auf der stillen Ebene schwebt. Es ist ein eigenes Empfinden, das uns erfaßt bei dem Anblick vieler italischer Landschaften, Worte stehen ihm schlecht zu Gesicht; hier aber erfährt dasselbe seine höchste Steigerung. Erschautest du einmal im Glanze der Sommersonne dieses Bild: es wird dein für das ganze Leben. Gregorovius sagt: „Dieser Blick ist so schön, daß er auch denjenigen hinreißt, welcher ganz Italien von den Alpen bis an das afrikanische und jonische Meer gesehen hat." Und wahrlich, er hat recht!

Anagni blüht und erfreut des Wanderers Herz durch eine gewisse, fast griechische Heiterkeit seiner Bewohner. In Ueberfülle der Gesundheit und frischer Kraft leben sie hier oben und erfreuen sich, wenn auch unbewußt, der Schönheit ihres Landes. Kinder spielen überall in der Sonne, Singen und Lachen erklingt, mit treuherzigem Gruße



CAPISTRELLO IM LIRISTHAL.

wird dem Fremden begegnet, der sich nirgends wohler fühlen mag, als auf dieser Höhe. Anagni ist ein in's Italienische übersetztes Nürnberg. Die ganze Stadt bildet einen einzigen reizenden Spaziergang.

Nur selten aber verirrt sich der Reisende hierher, noch seltener werden Maler gesehen, sicher aber ist, daß sie beide mit hohem Vergnügen und manchem Genusse auf dieser Höhe weilen würden. Abseits der großen Völkerwanderungsstraße, tief in den Bergen drin, versteckt sich, besonders in dem klassischen Latium, noch so Manches, was unsre freundliche Aufmerksamkeit verdient.

Wir aber ziehen über Genazzano nach Palestrina und Tivoli.

Immer lieblicher gestaltet sich die Gegend, die sich besonders durch dichten, schattigen Baumwuchs auszeichnet. Wohlbebaute Felder sind es jetzt, durch welche die Straße führt, und Rebe, Korn und Oelbaum zeugen in ihrer üppigen Fülle von dem Reichthume des Bodens und seiner Bewohner. Ein überraschendes Bild ist, wenn plötzlich die altersgraue Stadt, auf sanftansteigendem Hügel gelegen, hinter den freudiggrünen Wipfeln der Eichen und Kastanien erscheint.



ARPINO.

Auch Genazzano ist nur mittelalterliche Stadt, hat sich aber, gleich Anagni, diesen Charakter treulich bewahrt. Es stehen noch die alten Festungsmauern, das hohe starke Thor mit den Zinnen darauf, und an den meisten Häusern zeigen sich noch Spuren der Gothik. Die Straßen sind eng und steil und führen alle nach dem Palaste der Colonna, denen die Stadt einst gehörte. Auf den hohen Mauern, die dieses stolze alte Schloß einfassen, hat eine blühende Blumenwelt ihr Reich entfaltet, und wirft ihre Ranken über die grauen Steine weit herab. Im Innern jedoch ist Alles Verfall. Das Schloß ist eine Getreideniederlage geworden. Hühner und Pferde tummeln sich auf dem Hofe, welchen große Holzhaufen füllen. Wenige Zimmer nur sind noch im wohnlichen Zustande, und das vornehme Wappen der Colonna, eine aufrechte Säule mit darüberschwebender Krone, nimmt sich gar merkwürdig aus unter dem aufgehäuften Staub und Schmutz. Die hohen Prunksäle sind zu Ställen geworden, einer dient als Oelniederlage, und in diesem hängt etwa ein Dutzend von Familienporträts, in Fetzen zerrissen und vom Gewebe der Spinne überzogen. Die Marmorstatuen haben die Köpfe verloren und dienen den zahlreichen Tauben als Niederlassung. Hinter dem Schlosse breitet sich die Campagna aus; sie ist durch eine tiefe Schlucht von jenem getrennt, über die Schlucht aber führt eine schöngeschwungene, gewaltige Brücke, und eröffnet einen Weg in die lachenden Fruchtgelände. Steht man auf dieser Brücke, so mag man durch sie, durch die Trümmer einer ganz römischen Wasserleitung, welche sich in einer Gruppe dunkler, vielhundertjähriger Eichen verläuft, und durch den klassischen Ausdruck der Landschaft an die

Zeit des antiken Rom erinnert werden. Doch waren es nur die mächtigen Colonnesen, welche hier bauten und herrschten. Sie waren die Könige der Campagna. In der Vorhalle des obern Geschosses findet man in Bild und Schrift, alle Wände bedeckend, die Ortschaften dargestellt, denen sie Gebieter waren. Es braucht wohl eine Viertelstunde, die Namen allein zu verzeichnen, denn weit in die Abruzzen hinein, bis in das Napoletanische erstreckte sich ihr Reich. Heute ist dieß nicht mehr, Blatt um Blatt pflückte die Zeit von dem mächtigen Baume, und was geblieben, ist nur ein schwacher Abglanz jener Herrlichkeit. Die Landschaft jedoch strahlt in ewigjunger Schöne, und die Sonne Italiens schickt alljährlich noch denselben Frühling in diese quellendurchflossenen Thäler, der einst dem Mittelalter lächelte. Hier gedeiht noch immer in reicher Fülle die purpurne Traube, deren Saft dereinst die alten Ritter erfreute. Hier blüht die Rose in voller Lieblichkeit unter den Lorbeerbäumen und Cypressen. So scheint Genazzano ein Vorposten des napoletanischen Paradieses zu sein. Auch der Blick in die stille Gebirgslandschaft nach Anagni hin, in das historische Saccothal hinab, gibt ein Vorgefühl campanischer Freuden. Ueber Strauchwerk, Weingelände und schöne Baumgruppen hinweg erheben sich die Augen zu den Bergen zur Linken, welche die stolze, kühne Pyramide des Monte Serrone überragt. Er bildet den dunkelbraunen Vordergrund, den erhabenen Anführer aller der Bergzüge, welche sich in der Gegend des Fucinersee's im weichsten Blau des Horizontes verlieren. Düstere trotzige Castelle und graue Städte krönen die Spitzen der meisten Hügel, oder steigen in das grüne Thal hinab, welches von Rom kommend in Campanien mündet. Da zogen sie, die Hohenstaufenheere, jauchzende Deutsche, die so gern sich unter die Fahnen reiheten, die sie nach Wälschland, jenes uralte Wandersehnsuchtsziel deutschen Gemüthes, geleiten sollten. Dort auf den grünen Gefilden tummelte der heitere Franzose, der Spanier sein Schlachtroß. Franken zogen vorbei, Gothen und Vandalen — — heute ist es still geworden, und der Friede liegt als schlummernder Schäfer über dem Lande. Vom Mariencultus ist die Luft gleichsam erfüllt, und wie Ave-Maria-Läuten klingt es und zittert es durch die weiche reine Luft. Wir sind an einer der Hauptstätten des Madonnendienstes. Hier steht ihr wunderthätiges Bild, das einst durch ein Wunder des katholischen Himmels von Engelhänden aus Albanien hoch durch die Luft, über Land und Meer, nach Genazzano getragen wurde. Eine Kirche wurde ihm gebaut, und bald erscholl sein Ruf in alle Thale, auf alle Berge Latiums und Campaniens. Wo tief im Gebirg ein armer Hirte wohnt, wo fern auf Neapels Bergen ein Herz sich härmt, die fiebergelbe Armuth der pontinischen Sümpfe, das Marsenvolk Avezzano's — alle, alle kamen sie wenigstens einmal in ihrem Leben nach diesem römischen Mekka, Orakel zu erflehen und Sünde und Buße zu legen zu den Füßen der Madonna „vom guten Rath". In bunten Schaaren ziehen sie herbei: wankende Greise im weißen Haare, trotzige, hohe Männer, banditenhafte Recken, Weiber und Jungfrauen in dem bunten heimischen Schmuck ihrer Berge, blumengeschmückte, schwarzlockige Buben und selbst ganz unmündige Kindlein, sie kommen ihre kleine Opferspende zu bringen der Himmelskönigin, die ihnen ja aus Armuth, Kummer und Herzenspein helfen kann, wenn sie will. Tausende von dunklen Augen flammen ihr entgegen, und leidenschaftlich wilde Melodien und Gebete erschallen. Zweimal im Jahre finden diese Wallfahrten statt: einmal in den ersten Tagen des Lenzes vor der Aussaat, dann zur Zeit der Weinernte im köstlichen Monat September und wer sich des italischen Volkes erfreuen will, der komme dann, und mische sich unter die Pilgerschaaren, unter denen hohe, klassische Schönheiten keine Seltenheit sind.

Das Land ringsum erschöpft sich in der kräftigsten Vegetation. Die Bäume aber, die ihm entsprießen, sind nicht blos kraftvoll und üppig, sondern auch malerisch schön und in Gruppen geordnet, die in ihren Formen, wie in der Mischung der verschiedenen Laubfarben durch überraschende Contraste das Auge immer wieder entzücken. Unter ihnen hin führt die belebte Straße. Bald sind es himmelhohe uralte Cypressen, die, antiken Säulen gleichend, aus dem heitern Kastaniengebüsch aufsteigen; bald sind es graue, breite, dickstämmige Pinien, deren Linien angenehm contrastiren mit der schlanken, verticalen Pappel im lichten Laube; bald sind es Ulmen, in lustigster Weise von den bacchischen Ranken erklettert, denen wir längs der Via Pränestina begegnen. Der Nußbaum aber gedeiht hier wie nirgends. Ueber Cave hinaus wandelt man lange Zeit durch einen Hohlweg, der von Busch und Kraut, von dem Gewirr grüner Ranken fast zugeschüttet wird. Links im Grunde geht ein Bach und von der einen Schluchtwand rechts rieseln unaufhörlich kleine Wasserstrahlen, silbern blitzend durch die großen dunklen Blätter des Waldepheus. In Steinbehältern sammelt sich das Wasser, und an diesen stehen die buntgekleideten Frauen waschend und schwatzend; der Knecht, der Hirt hält seine Thiere an, um sie zu tränken, und das schlanke Weib reicht dem vorüberreitenden



VILLA FALCONIERI BEI FRASCATI.

Campagnabauern den hohen Kupferkrug zum Munde hinan. Lauter bunte liebe Bilder. Bald zeigen sich lustwandelnde Soldaten, Frauen mit Grasbündeln und Fruchtkörben auf dem Kopfe, den Säugling an der Brust; bedächtig wandelt einher der schwarzröckige Priester, die Nonne mit den niedergeschlagenen Augen; geputzte Kinder haschen sich unter dem Schatten der Allee, ein uniformirtes Institut zieht plaudernd vorüber; Engländer, Deutsche, Franzosen traben auf Eseln und Pferden die Straße entlang: auf der Höhe erscheint, Haus über Haus gethürmt, das sonnige Palestrina, die berühmte Fortunastadt. Fünf Zeitalter lassen sich an ihrem Mauerwerk erkennen: das vorgeschichtliche, das der römischen Republik, der Kaiserzeit, des Mittelalters, und über den Ruinen siedelte die Neuzeit sich an mit Gärten und lachenden Villen, mit Sommerhäusern des römischen Bürgers und Adels, mit Hotels und andrer moderner Zuthat. Die Stätte, auf der das moderne Palestrina steht, nahm einst in ihrem ganzen Umfange der Fortunatempel ein. Sie ist mit ungeheuer vielem Blute gedüngt worden; denn Nachbarstadt Roms, blühend und mächtig, in trotziger Selbstständigkeit lebend, erregte sie je und je den Neid der Weltherrscherin.

Das gräßlichste Loos aber ward ihr durch Sulla bereitet. Der jüngere Marius warf sich nach Ermordung der Senatoren zu Rom mit seinen flüchtigen Haufen in die Stadt, und Sulla ließ den tüchtigen Quintus Ofella zur Belagerung zurück. Viele Heere kamen dem hartbedrängten Präneste zu Hülfe, keinem aber gelang es, sie zu entsetzen. Auch das letzte, das sogar Rom bedrohete, und auf welches Marius seine ganze Hoffnung gesetzt, wurde am collinischen Thore geschlagen. Die Köpfe der Anführer flogen über die Mauern Präneste's: da erkannten die Führer, der Consul Gajus Marius und der Sohn des Pontius, daß es zu Ende ging, und gaben sich heldenmüthig selbst den Tod. Des zürnenden Sulla entzügeltes Heer ergoß sich durch die Thore in die Stadt. Kaum daß man die Frauen und Kindlein absonderte, wurde alles Leben im blutigsten Morden durch lange Tage hindurch ausgerottet. Und da es nichts mehr zu morden, nichts mehr zu plündern gab, warf man das Feuer in die Stadt, und hinterließ als Denkmal sullanischer Rache auf dem Hügel einen qualmenden Trümmerhaufen, der mit seinem düstern Rauche weithin die Campagna deckte, und den übrigen Neubürgerstädten ihr gleiches Schicksal verkündete. Norba, die Stadt am Sumpfe, sah ihn, die schreckliche Kunde drang herüber, und die Bürger, dem blutigen Opferpriester vorgreifend, zündeten ihre Stadt an, tödteten ihre Frauen und Kinder und schließlich sich selbst.

Wohl mochte dem Sulla später der Dämon des bösen Gewissens gar arg zusetzen, denn wie zur Sühne baute er die Stadt wieder auf und errichtete in glänzender Pracht den Fortunatempel, der lange Zeit das berühmteste Heiligthum latinischer Erde blieb. Dadurch erwuchs der Stadt bedeutender Wohlstand, und dieß geschah in erhöhtem Grade, da auch viele Kaiser ihr ihre Gunst zuwandten. Augustus liebte Präneste; Tiber und Nero, auch Domitian wohnten hier, und ganz in der Nähe bauete Hadrian sich eine reizende Villa. Was diese Kaiser und außer diesen



DER ITALIENISCHE FAMILIENSCHIRM.

noch viele römische Große nach diesem Berge zog: Luft, Licht und frisches Bergwasser, zeichnet noch heute die Stadt aus. Nirgends athmet man das Lebenselement reiner, nirgends scheint die Sonne freundlicher, als in dem heitern Palestrina. Von seinen Fenstern aber hat man eine entzückende Aussicht. Die Höhe Palestrina's beherrscht die ganze Campagna, von den Gestaden des Liris an bis nach der Stadt Rom und darüber hinaus. Hier erblickt man auch zum erstenmale wieder das Meer, und die fernen Ponzainseln tauchen aus seiner glänzenden Fluth.

Die feierliche, erhabene Sonntagsstimmung der alten Sage und Geschichte ist über die dunkle Ebene da unten ausgegossen, denn wohin das Auge auch schaue: nach dem ernsten Soracte, über die silberne Kette des römischen Apennin, auf die Berge der Sabina, das lateinische Gebirge — überall trifft es in Berg und Thal, bis zur Meeresküste auf Stätten, die der Geschichte aller Zeiten angehören. Diese Landschaft ist eine große amphitheatralische Weltbühne, und wir suchen die handelnden Völker und ihre Grenzen und Gebiete auf, wie sie das wachsende Rom vorfand: Herniker, Latiner, Aequer, Umbrier, Albaner, Volsker und wie viele andere.



GENAZZANO.

Wie das schimmert und glänzt in dem Lichte der glücklichsten Sonne. Nur Freude, stille Freude athmet diese Welt; Himmel und Erde haben längst vergessen, daß sie einst Zeugen schrecklicher Tage waren, wo Blut, Feuer und Rauchdampf das Land erfüllte. Aus dem Blute erwuchsen die glühenden Rosen, aus den Thränen der Wein, der die Lieder weckt. Was aber von Ruinen übrig blieb, das nahm der hoffnungsgrüne Epheu unter seine bergende Hut.

Jetzt schauen wir nach Westen. Ein purpurner Nebel deckt die Fläche, aber aus ihm heraus strebt, deutlich dem freudigen Auge erkennbar, der Dom von St. Peter, Sei uns gegrüßt! Dort also liegt die theure Roma. Und dann erkennt man die lichten Straßen, die alle nach ihren Thoren führen, und die alte Sehnsucht überkommt uns. Genau über der Kuppel geht die Sonne unter und ein niegeahnter Farbenzauber legt sich in wallenden Schleiern über das Land. Der Purpurnebel über Rom aber steigt auf, und strahlend erglänzen die sieben Hügel unter dem Kusse der scheidenden Sonne. In der Ebene brennen große Feuer, und wallende Rauchsäulen wie von Opfern der Ceres ziehen zu dem klaren Abendhimmel empor. Wie furchtbar großartig muß sich von hier aus der neronische Brand dargestellt haben, welcher wüste Schleier deckte damals das Land zu. Die Abendröthe aber verklärt Alles. Die christlichen Glocken der siegreichen Kirche ertönen im Ave-Maria, die alte Fortuna, die sich noch irgendwo in dem Gemäuer verbirgt, hört es und verhüllt sich auf's Neue das matronenhafte Haupt.

Viele Alterthümer, die einst ihrem Götterhause angehörten, werden von Zeit zu Zeit noch gefunden. Es sind das kleine Terracottastatuen von Menschen und Thieren, Bronzekästchen von feiner Arbeit, Kalendertafeln und Metallspiegel; Köpfe von Marmorfiguren u. a. Neben dem Dome, ganz vermauert und von modernem Kalk übertüncht, kaum mehr aus dem Mauerwerk hervorragend, stehen vier corinthische Halbsäulen, daran schließt sich eine sehr zerstörte Arkade, unter welcher die moderne Fortuna, das italienische Lotto, die Bottega aufgeschlagen hat. Auch in den Gärten, wo der Granatbaum und die Akazia blühen, liegen zwischen den Blumen noch mancherlei bunte Trümmer zerstreut. Das Schönste aber ist die Riesenmosaik in dem Palaste der Barberini, der wie eine Fürstenkrone über der Stadt thront.

Ueber einen ganz wüsten Trümmerberg, von welchem einst Schenkelmauern bis zu den Befestigungen der untern Stadt herabstiegen, klettert man zu dem höchsten Gipfel des pränestinischen Berges. Da oben stand eine der ältesten Burgen Latiums, deren Bau die Sage dem räthselhaften Caeculus' zuschreibt. Dieser, von Vulcan mit einer Sklavin erzeugt, wurde als Kind von den vestalischen Jungfrauen bei einem Feuer gefunden. Er wuchs auf wie die Marssöhne Romulus und Remus bei den Heerden der Campagna und wird ein König der Hirten. Wildes Räubergesindel versammelt er um sich und baut seine Burgveste auf dieser Höhe, von Zeit zu Zeit seine Abkunft bethätigend durch Feuer, vom Himmel gefallen. Im sechsten Jahrhunderte siedelte sich ein Kloster neben den Trümmern der Burg an. Das Mittelalter richtete diese selbst wieder auf, und die Colonna hausten in ihr.

Der wilde Anagnese Bonifacius VIII., in der Vertilgung dieses Geschlechtes begriffen, zertrümmerte das Castrum Montis Penestrini durch Hülfe des verrätherischen Guido da Montefeltro. Noch einmal erbaut, ist es doch heute Ruine geworden, die den grünen Mantel der Berge: Epheu und Waldrebe, goldblüthigen Ginster und wilde Rosen um ihre Schultern geschlagen hat. Das elende Dorf, das hier zwischen den Steinen liegt, fristet ein armseliges Dasein. Es heißt nach dem alten Kloster S. Pietro und bietet seinen hagern, hungernden Einwohnern Steine für Brod. Der Blick erweitert sich hier, zu dem von der untern Stadt aus Geschauten fügt sich die Landschaft nach Nordost. Das ist eine graue, baum- und pflanzenlose Gebirgswüste, in die wir schauen, die sich über das freudenlose Rocca di Cavi und Capranica in das ferne Aniothal bei Subiaco hineinzieht. Aber dort, wo sich der blaue Soracte erhebt, in den lieblichen Sabinerbergen, liegt Tivoli, dort tritt auch der Anio in sanften Krümmungen in die römische Ebene hinein. Das wasserreiche Tibur lockt auch uns.

„Möchte Tibur, jenes Argivers Pflanzstadt,
Meines Alters Ruhesitz sein! o fänd' ich,
Aller Meere, Lager und Heeresstraßen
Müde, mein Ziel dort!"

(Horaz.)

Wohl mag sich jeder, der die Lager und Heerstraßen dieser Berge genossen, der dann getrunken von den kühlen Wassern, wo die Sirenen wohnen, als schönstes Ziel das liebliche Tivoli ersehnen.

Man verläßt Palestrina durch das Sonnenthor und geräth mitten hinein in das Reich der Sonne. Die grünen Rebenpflanzungen, die Fruchtbäume und Blumengärten bleiben bald zurück, und von der Gluth des Sommers verbranntes, rothbraunes Farrenkraut faßt den Weg ein. Dieser läuft dicht neben der alten Via Pränestina hin, deren polygones Pflaster, ein wenig höher gelegen als die neue Straße, oft auf lange Strecken zu Tage tritt. Das ist wieder öde Campagnalandschaft! Verbranntes Gesträuch wächst die trockenen Hügel hinan, die Fläche aber bedecken mannshohe, starre Disteln, einen undurchdringlichen Wald bildend. Die kleine Blumenwelt, die sich mühselig zwischen den Wurzeln ernährt, Menthen und Melissen, haucht von der Sonne ausgekochte, förmlich berauschende Düfte aus. Darüberhin zittern die goldenen Strahlen, weben goldene Netze, in denen sie die blauen und weißen Falter fangen möchten, die so tagesmüde über die Ebene flattern. Dann kommt ein Stück dichter Eichenwald am Fuße eines Berges. Auf diesem steht ein altes, mit hohen schwarzen Mauern wohlverwahrtes Castell, Passerano, das einer rechten Räuberburg gleicht. Die Ritter sind verstoben, aber unten am Bache, wo die Heerden lagern, braust eine Mühle.

Und wieder öffnet sich die sonnige Ebene, aus welcher sich im Mittagswinde dichte Staubwolken erheben. Der Sang der Cicaden und Grillen erfüllt die Luft, Eidechsen schießen wie Pfeile über den Weg, ein Raubvogel zieht seine Kreise an dem ehernen Himmel — dieß ist weitaus das einzige Leben.

Endlich zeigen sich die Häuser von Tivoli auf der von dem Baume der Minerva dicht umwachsenen Höhe. Bei dem Ponte Lucano, neben welchem das dem Grabmale der Metella gleichende Grab der Plautier erbaut wurde, zweigt sich der Weg nach der Stadt ab. Aber lang und mühselig windet er sich nach der Höhe immer zwischen den Oelbäumen durch, die mit dem Grau des Bodens und der übrigen Vegetation einen traurigen Anblick gewähren. Um so freudiger überrascht die durchaus verschiedene, wasserreiche andere Seite des Berges.

Tivoli! — Es gibt Orte, welche man der Fülle ihrer Erinnerungen und ihres unendlichen, unerschöpflichen Reichthums an landschaftlichen Schönheiten wegen nur mit einer gewissen Scheu betritt. Vertieft man sich allzugewaltig

in diese, so wird man nicht fertig, und ist es einem vergönnt auch noch so lang zu weilen, der Abschied wird eben um so schwerer werden. So ein Ort ist Tivoli. Am besten ist es, seine Herrlichkeiten nur wie einen schönen Traum über die Seele gleiten zu lassen. Dazu aber genügt, unter dem Vestatempelchen zu sitzen, zu den Fällen des Anio hinabzusteigen, die Villa d'Este zu durchwandeln und die des Hadrian zum Abschiede zu besuchen.

Vom Morgen bis zum Abend von den Strahlen der Sonne durchirrt, steigt der reizende Sibyllentempel oder Tempel der Vesta, von spitzem Fels getragen über der Schlucht empor. Von links tönt aus der Tiefe herauf das wilde Tosen des großen Falles, rechts fällt der kleine Strahl wie ein silberner, wallender Nymphenschleier über die grünen Ranken hinab in's Thal. Der Vorgrund ist ausgefüllt mit dichtem Gehölz aller Laubarten, aus dem hier und da stolze Pinien und die Pyramiden dunkler Cypressen hervorragen. Weinreben und Oelbäume umhüllen seine Seiten. Und steigt man dann zur Tiefe nieder, so wechselt das Bild bei jeder Wegbiegung, und immer üppiger drängt die Vegetation, vom quillenden Wasser getrieben und gelockt, sich aus dem Felsen heraus. Wasserstaub erfüllt die Schlucht und kräftiger, kühler Duft von Laub und Kraut. Dringt man in die Höhlen ein, so glaubt man die Rieseneingeweide der Erde blosgelegt und staunt über die Macht des Flusses, der den Fels dereinst in gewaltigen Adern durchzogen. Doch immer tiefer geht's hinab. Immergrüne Eichen und



SIBYLLEN-TEMPEL IN TIVOLI.

Ueberall verstecken sich lauschige, trauliche Plätzchen, von keinem Strahl der Sonne getroffen, den Nymphen geweiht. Rechts in der Höhe zeigt sich die freundliche helle Stadt. Eine schön geschwungene Brücke führt zu ihr; unterhalb dieser liegen reizende Felsengärtchen, Hütten an den Abgrund gebaut, wie auf den grünen Ranken schwebend, darunter noch die alten Wege des früheren Falles und tiefe Höhlen, die er im Sturze gewühlt. Im Hintergrunde ragt der sich in sanften Linien aufgipfelnde Monte Catillo, breitblättrige Ulmen fangen den letzten Blick der Sonne auf, den sie in dieses Schattenland werfen möchte. Das da ist die Grotte der Sirenen, wo das Wasser, plötzlich in geheimnißvolle Tiefe abstürzend, grollend und zischend verschwindet. Dann wieder zur Höhe.

Wie ein Garten unter Bäumen ist das Land zu schauen, und der Fuß zögert, aus diesen duftigen Schatten in die Sonne, in die Wirklichkeit zurückzutreten. Die purpurne Pracht der hier das ganze Jahr blühenden Alpenveilchen leuchtet aus dem Grün hervor und in den leisrauschenden Wipfeln singen jahraus, jahrein die Nachtigallen. Alle übrigen Töne werden sanft umschleiert von dem gedämpften Brausen der Fälle und auch die Seele wird in den süßesten Traum befangen, und faltet ihre Flügel schweigend zusammen, nicht mehr zu scheiden von diesem Zaubergarten am Anio. So stehen wir am Rande des großen Falles, sehen die Wasser kommen und schweigend zur Tiefe gleiten, und wieder kommen, ohne Ruh, und wieder, und immer verschwinden unaufhaltsam. Aus den sich drängenden Wellen aber tönt es:

„Des Menschen Seele gleichet dem Wasser — —."

Vor dem Falle, wo die Fluthen noch in ruhigem Spiegel ahnungslos dahingleiten, entwickelt sich ein wunderliebliches Flußbild. Hier sitzen wir am Ufer in der Nähe des antiken Begräbnißplatzes und blicken, vom tiefsten Frieden umweht, über die glänzenden Wellen. Die Büsche und Bäume, sie wissen schier nicht, was beginnen, sie drängen



TIVOLI.

sich über- und untereinander weg nach dem kühlen Elemente, und verwirren sich in dem wilden Rankengeflecht und hängen dann wie zum Sturze über dem Flusse: die glänzende Pappel, Esche und Eiche, Akazien und Erlen. In der Mitte der Wellen auf kleinem Inselstreifchen steht eine uralte Trauerweide. Sie läßt ihre langen lichtvollen Zweige wie Thränen auf die Wogen fallen, in dem dunkeln Blätterversteck aber singen heitere Vögel. Das jenseitige Ufer wird vom Schilf eingefaßt, aber ehe dieß die Höhe erreicht, stellt sich ihm schon der Weinstock als dichte grüne Mauer entgegen. Dahinter leuchtendes Mauerwerk und weiße Häusergruppen. Schmetterlinge flattern dicht über der Fluth dahin, ihr kleiner Schatten tanzt auf den Wellen, sie werden verfolgt von Sonnenblitzen, die sich, so wie ein leichter Windhauch die Wipfel öffnet, durch das Laub stehlen. Auch das Himmelsblau leuchtet herein, oder goldene Wolken gehen auf den Wassern.

Dann sinkt die Sonne. Ernster Schatten breitet sich über das Flußthal aus, aber der Purpur des Abends mischt sich mit ihnen und färbt auch die Blätter der Bäume mit den wundervollen Zaubertinten des Märchens. Scharen von Schwalben tummeln sich auf den Wellen und tauchen, vor Lust aufjubelnd, die kleine warme Brust in das purpurgoldene Wasser. Sie schwingen sich nach der Stadt zurück und suchen die Nester unter den Trümmern einer schönen Vergangenheit. Dann wird es Nacht unter den Zweigen — die Wellen schluchzen und seufzen — sie eilen dem Sturze zu, dessen Rauschen durch die stillen Stunden dringt. Ueber den Bäumen hebt sich der Mond empor. In diesen ewiggrünen Wäldern, an den kühlen Ufern des Anio bedeckte sich zur Kaiserzeit der Boden mit unzähligen heitern Villen. Die Kaiser selbst wohnten hier, besonders Augustus, und um die Villa des Maecenas siedelten sich die Dichter an. Hier erklangen die Liebesweisen des Properz für seine Cynthia, das „goldene Mädchen



ROEMISCHES BETTELKIND.

von Tibur", mit der liebenden Nachtigall im Verein; hier umkränzt sich Horaz die Stirn mit Epheu und ladet die Freunde zu trautem Gespräch, der glücklichen Gegenwart genießend:

„Bring' dahin Wein und Salben und lieblichen
Aufwuchs der Rose, die allzukurz verblüht,
Da Jugend, Glück und der drei Schwestern
Schwarzes Geweb' es dir noch gestattet."

Hier dichtete Statius, der Bewunderer Virgils, und sang ein begeistertes Loblied der griechischschönen Villa des Vobiscus, deren Giebel Venus selbst mit der Locken Gedüft und Idalischen Salben benetzte, ihr unvergänglichen Reiz und olympischen Zauber verleihend.

„Von wo man hinaus zu dem schweigenden Wald blickt.
Wo nichts störet die Ruh', wo, unangefochten vom Sturmwind,
Schweiget die Nacht, und Gemurmel in lässigen Schlummer dich einwiegt."

Hier wandelten Catull, Martial und Tibull und waren glücklich im schönen Genießen. Auf dem Berge hatte Quinctilius Varus sein Heim, der das Leben unter südlichen Rosen mit dem Tode unter nordischen, düsteren Eichen vertauschte. Von jener Zeit sind nur arme Trümmer übrig geblieben, sie selbst aber lebt in den ewigen klassischen Liedern fort.

Aber auch die Werke der neuern Zeit gehen bereits dem Verfall entgegen. Im sechzehnten Jahrhunderte bauete hier ein anderer Maecenas, und ein anderer Horaz widmete ihm seine Gesänge. Das war der Cardinal d'Este und der heitere Dichter Ariost. Die Villa gehört nicht mehr dem längst erloschenen Geschlecht, ein Deutscher ist ihr Besitzer, und Deutschlands stolzes Reichswappen prangt über dem Portale.

Wie ist es so still hier geworden. Die Sonnenstrahlen irren und flirren in dem Arkadenhofe, dessen Wände sich mit Schlingpflanzen bedecken. Dicker Staub liegt in den Zimmern, und leise nur tritt der Fuß auf, die Schlafenden nicht zu wecken. Wir schreiten die Treppen hinab, zwischen Ranken und Sträuchern hindurch nach dem tiefliegenden Garten. Hier ist Alles wie verzaubert, und Wehmuth hat ihr schweigendes Reich aufgeschlagen. Wohl beeifert sich die liebende Natur, den Verfall zu verhüllen, zu überdecken mit Lorbeeren und Rosen, und frisches Leben zu hauchen in die verwitterten Steine; aber das Leichengewand schimmert durch Zweige und Blüthen, und von Trauer und Einsamkeit flüstern die Wipfel der Bäume.

Und doch, wie schön ist es hier. Das ist eines Dichters stille Welt. Dieser duftige Hain selbst ist ein Gedicht, im edelsten Stile geschrieben.

Wir wandeln im Schatten des himmelstrebenden Lorbeers, die Rosen küssen uns die Stirn, die Brunnen rauschen aus moosigem Gestein. Da drüben aber drängt sich die Sonne mit Macht durch die verwilderten Taxushecken und weiße Marmorstatuen erleuchten im bergenden Grün. Uralte Cypressen schließen einen Kreis in des Gartens Mitte: da plätschern Fontänen, da singen die Vögel „so süß und so traurig". Aber auch diesen alten Zeichen vergangener Pracht drohet des Himmels Blitz, Wipfel schon riß er zerschmettert herab, und die Tage der Edlen sind gezählt. Die springenden Strahlen, den Uhren gleich, sie murmeln geschäftig, geschwätzig, und hastig, voll ängstlicher Eile, als zählten sie Sekunden und fürchteten die Zeit zu verlieren. Trotzig mit gewaltigem Speer umstehen die Gruppe die stachligten Agaven, im grünen Gewande, eine treue Leibwache, starren sie der immer näher rückenden Zeit entgegen. Diese verkündet der Glocken Klang, der so verloren und trostlos über die schwarzen Wipfel dahinflattert. In den breiten überfließenden Wasserbecken, einst Spiegel der Venus, beschaut sich heute in stiller Trauer das schöne Gebäude der Villa. Ihr so blühendes Antlitz, sie sieht es täglich mehr und mehr verfallen. Wie verblichen auch ist das Gewand, es gleicht dem Kleide der Wittwe. Aber sie trägt es mit Würde.

Wohin ist das schöne helle Lachen? Wohin Saitenspiel und Gesang? Wo die ganze fröhliche, bunte Maskerade? Das dürre Laub rauscht uns zu Füßen. —

Der Tag ist geschieden. Durch die Wolken tritt der stille Gefährte der Nacht und gießt sein silbernes Zauberlicht über den schlafenden Garten. Da schauern die Zweige, die Blumen öffnen ihre Kelche und hauchen süße Düfte umher. Die Wasser schwellen voll Sehnsucht zu den Sternen hinan. Und in den Gängen wird's lebendig. Die Marmorstatuen steigen von den Piedestalen und wandeln als selige Götter unter dem Lorbeergesträuch. Wo die schweigsame Sibylle sitzt, in jener düstern Rotunde der Platanen, ertönt das Muschelhorn, und Anio und Tevere, die feuchten Flußgötter, zerreißen die hemmenden Epheuranken und schreiten durch die Wellen daher.

Durch die Schatten der schwarzen Cypressen, durch Laub und Blumen huschen mit silbernem Lachen die schönen Römerfräulein, die Nichten der Cardinäle, in weißen wallenden Nachtgewändern. Die Nymphen der Quellen baden plätschernd die weißen Glieder hinter dem schwankenden Schilf. Du süßes Traumleben! Duft und Mondlicht in zauberischer Fülle.

Die Nachtigall schmettert aus dem Gebüsch am Hügel und möchte vor lauter Liebeslust das Herzchen fast verbluten lassen in Liedern, von Liebe singt sie, von nichts als Liebe.

Unter dem Glanze der Nacht, unter dem berauschenden Dufte des Traumes steht gebannt der nordische Wanderer, er lauscht den Klängen im Lorbeerbaum, und in seiner Brust ertönt die beseligende Lösung der sehnsüchtigen Frage: „Kennst du das Land?" —



AUS DER VILLA DES HADRIAN BEI TIVOLI.

[illegible] Auf dem Berge hatte [illegible] düsteren Eichen [illegible]

[illegible] Im sechzehnten Jahrhunderte [illegible] der Kardinal [illegible] ein Deutscher [illegible] Portale.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

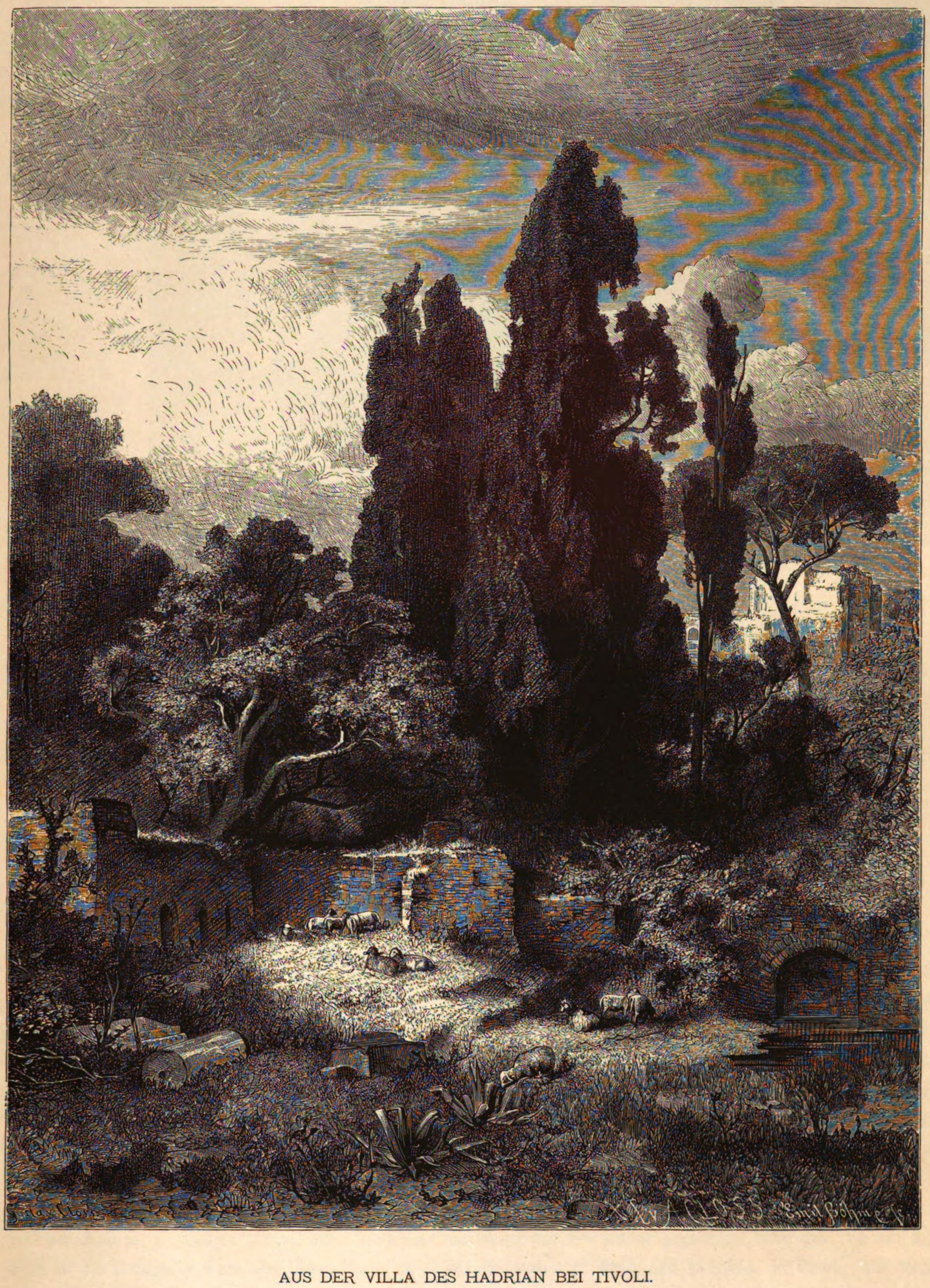
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



AUS DER VILLA DES HADRIAN BEI TIVOLI.



MARINO AM ALBANER SEE.

Entzückend ist der Blick unter den Eichen hindurch in die Campagna hinein, die wie ein Gewebe von Lichtstrahlen sich ausbreitet, strahlender nur durch den hier herrschenden, tiefen Schatten. Wie duftig verklärt erscheinen die Berge, vor allen der schöne ernste Soracte.

Und dort liegt Rom. Jene gewundene, weiße Heerstraße, die Via Tiburtina, führt durch die öde Ebene in die ewige Stadt. Noch darüber hinaus vermag man zu schauen. Da zeigt sich das Meer, ein glänzender Streif, wie am Himmel schwebend, und an seinen Ufern liegt Civita vecchia und Ostia, wo der Tiber das Land verläßt, und andere Städte auf Bergen und Hügeln. Frascati ist jene am düsterbewaldeten Monte Cavo, und dahinter verläuft sich, in Goldglanz gehüllt, die Campagna in sumpfigem Meerstrand.

Wir eilen hinüber auf Flügeln der Schwalbe und ruhen im Flug nur zum Scheiden vom glückseligen Tibur auf den Ruinen der Hadriansvilla. Die finden wir am Fuße des der Sonne zugekehrten Abhanges, da wo der Pfad in die verwilderte Campagna hineinführt. Hier blühete dereinst in Gold und Marmor, in Bronze und edlen Steinen die Schönheit der Welt. Ein kühner Meister, der im wilden Schönheitsdrange die Weiten der Erde durch-



ROEMISCHE LANDLEUTE.

wanderte, in allen Provinzen des allgewaltigen Römerreiches, am Ebro, am Nil, im griechischen Land nach Schönheit nur suchend, nach Schönheit: entwarf hier mit stolzem Griffel den Riß zu ihrem Pantheon, und berief alle Grazien zu Baumeistern.

Dann strömten die Herrlichkeiten der Welt hier zusammen, die Tempel Athens, Aegyptens, Asiens wurden geplündert, die Hände aller Meister in Bewegung gesetzt, um diesen Ort zu schmücken. Ueber sieben Miglien streckt sich der Prachtbau aus und spottet der Schwierigkeiten des Bodens, auf welchem Berge und Thäler, Flüsse und Seen geschaffen werden. Die Rotunden, von köstlichem Säulenwerk getragen, glänzen von Gold, und leuchten im Schmuck der eingelegten Edelsteine. Mosaik reiht sich an Mosaik, den Boden, die Wände und die Decken bekleidend. Feine griechische Vasen stehen zu Seiten der breiten Treppen, welche babylonische Teppiche bedecken.

Aller Zonen Blumen umblühen die steinerne Pracht, ihr Duft vermischt sich mit den aromatischen Wolken der Spezereien. Griechische Gesänge ertönen mit Begleitung der Flöte und der Harfe. Römische



BLICK AUS VILLA DORIA AUF CASTELL GANDOLFO.

Krieger tummeln sich im silberstrahlenden Waffenschmuck. Doch immer neue Schätze strömen hinzu, des Kaisers Hände ruhen nie.

Heute? Wir lächeln nur des geschwätzigen Führers, wenn er spricht und erklärt: Auf diesem Hügel stand des Kaisers Palast, seine Schöpfung beherrschend. Dieß ist der Canopus, auf purpurnen Nilbarken glitt er auf ihm vom Schlosse aus zu den üppigen Thermen. Hier floß der Bach Alpheus. Dieß Feld hier oberhalb nennt man Hippodrom. In dieser versteckten Senkung lag der düstere Tartarus und hier blüheten die elysäischen Felder. Dieß heißt die Akademie, jenes das Lyceum und Prytaneum. Die Mauern hier formten die prächtige Pökile von Athen und die daneben waren die Philosophenschule. Außerdem begegnen wir den Trümmern von drei Theatern, fünf Tempeln, den schönsten der Welt nachgebildet, einer Palästra, Bibliotheken und Kasernen.

Als die Schöpfung vollendet war, weihete der Kaiser sie, auf Rath der Priester, durch Christenblut. Die christliche Märtyrersage weiß von der heiligen Symphorosa und ihren sieben blühenden Söhnen zu erzählen, die rings um den Herkulestempel her den alten Göttern geopfert wurden.

Der jugendliche Benedict, als er der Sittenlosigkeit Roms entfliehen mußte, um in der Stille der fernen simbrivinischen Berge sich ganz dem Himmel zu widmen, sah die Prachtbauten der Villa Hadrians fast noch unversehrt. Das war gegen das Ende des fünften Jahrhunderts; schon fünfzig Jahre später wurden sie durch die rohen Scharen Totila's von Grund aus zerstört. Seitdem wandelten die Kirchen, die Museen Roms und ganz Europa's mit Schaufel und Hacke hier heraus als Schatzgräber, und hoben den alten Glanz zu Tage, der jetzt die fernen Säle füllt.

Ziemlich wirr ist die Trümmermasse, und war schon oft die Verzweiflung des Archäologen, aber durch die prachtvollen Baumgruppen, durch die wilden, schönen Pflanzen, die so reich hervorschießen, sowie durch die sie umgebende Campagna, wird sie unendlich anziehend. Eine ganze Reihe von klassischen Landschaftsgemälden entwickelt sich, die für den feinfühlenden Künstler eine Fundgrube anderer Art werden, ewig und unerschöpflich.

Die Cypresse, der Baum römischer Ruinen, steht auch hier, und ihre alten Stämme ersetzen die Säulen der gestürzten Marmorwelt, der Epheu bildet den Teppich, der Akanthus die Capitäle, den Opferduft spendet die wilde Rose, und an Stelle der griechischen Flöten tönt der Frühlingssänger Lied. —

Quer über die hügeligwellige Campagna geht jetzt der Flug nach jener blauen Berggruppe. Das ist der ausgeglühete Vesuv der römischen Landschaft; das sind die hochgepriesenen Albanerberge. Was dort steht, bildete Vulcan, und dort wandelt der Fuß noch meilenweit über die schwarzen Schlacken seiner heißen Arbeit. Aber die Werkstätt dampft nicht mehr, und wo das Feuer glühete und Ambos und Hammer erklang, da schwimmt jetzt des schweigenden Fischers Kahn auf den stillen, grünen Seen von Nemi und Albano. Hier waren die Urstätten Roms und heute siedelt sich hier das modernste Leben des reichen Rom, siedeln so gern sich auch die Kinder nördlicher Länder an. Der Adel baut seine stolzen Sommerhäuser in glänzenden Reihen zu Frascati und Albano, welche die Eisenstraße berührt und in deren Gärten zu allen Stunden der schrille Pfiff der Locomotiven schallt; der Maler, der Dichter und sonstiges Fußvolk freut sich in tiefster Seele, wenn ihm ein Kämmerlein zwischen den Reben über dem Nemisee wird.

Wollen wir alle Wege wandeln, die durch die grünen Schluchten, über die waldigen Seiten des Monte Cavo hinweg nach Nemi und Albano führen? Die Natur malt hier so wunderlieblich, so fein und duftig, und zwar nur die Natur ohne Zusatz von Menschenwerk, daß Federzeichnungen, daß weißes Papier und Druckerschwärze doch gar nicht ausreichend erscheinen wollen. Was wir pflücken, ist ein Strauß auf den Hut, eine Blume in's Reisebuch, und dazu wird uns auf diesen Bergpfaden Gelegenheit genug. Gut ist es auch, wenn wir die Augen nicht zurückwenden, denn sonst mag uns die Weiterwanderung gar zu beschwerlich fallen. Gebückt also hier, und den Strauß gebunden! Im braunen, gefallenen Laube welche rosige Pracht! Das sind die duftigen Alpenveilchen, die sich seit Cicero's Zeit noch nicht ausgeblüht haben, und die sich in diesen schattigen Wäldchen an keine Jahreszeit binden lassen. Sie halten den Frühling ewig hier fest; denn auch der römische Herbst in den Albanerbergen gleicht seinem erstgeborenen Bruder, dem lachenden Lenz.

„Der Tag
Ist wundervoll — selbst die Ruinen strahlen
In seinem Schimmer wie verklärte Geister.
Solch einen Herbst trifft man in Rom nur an.
In Siegeskleidung, ähnlich römischen
Altvordern, hüllt sich das Gefild, bevor
Es stirbt.“ (Grabbe.)

Der Pfad zieht sich fortwährend durch dichtes Gebüsch, Kastanien und Eichen, unter denen reiches Trümmerwerk, vom Epheu umschirmt, ruht. Dann tritt man hinaus und steht urplötzlich vor einer braunen, verbrannten Fläche, aus der nackte, schlackige Hügel sich heben. Aus dunkelm Grün aber kommt das wilde, finstere Bergnest Rocca di Papa hervor. Ueber ihm schweben graue Dünste, die einen Berg umhüllen, um dessen Gipfel die helle Sonne leuchtet: Monte Cavo. Jene verschwimmenden Kuppeln gehören zu des Papstes Sommerpalast, Castell Gandolfo. Weiter steigt der Pfad, immer zur Höhe. Der Fuß strauchelt über schwarzbraunes Lavageröll; die Hohlwege gehen durch verhärtete Schlamm- und Lapillimassen mitten hindurch. Auf ihren Rändern blüht die goldene Welt des Bergginsters, des Freundes der Vulcane, und Busch und Baum ringsum.

Die weite, graue Feld- und Wiesenfläche, eine Hohlebene, führt den Namen des Hannibalfeldes. Sie macht den trübseligen Eindruck eines Kraterbodens, bedeckt mit dürftigster Vegetation, und eignet sich zu einem Lager für Truppen, welche Rom beobachten wollen, denn dieses läßt sich von hier aus in voller Entfaltung sehen. Durch wildzerrissenes Gelände steigt der Pfad von hier aus nach dem Göttersitze des albanischen Berges hinauf. Das ist kein gemeiner Weg, das ist die alte Via triumphalis, welche zu dem Urstammsitze des latinischen Bundesgottes, des Jupiter Latialis führte. Auf ihr wandelten die verbündeten Latiner, wenn sie das jährliche Bundesfest feierten, hier erklangen die Hufe römischer Rosse, die die Feldherren mit dem Myrthenkranz auf dem Helm zur Feier des Triumphes auf dem heiligen Berge trugen.

Diese polygonen Basaltblöcke, welche so wohl sich erhalten haben, legten antike Hände. Jetzt steht dicker Wald ringsum, und die Landschaft in ihrer Stille und Abgeschiedenheit hat noch etwas von den Mysterien eines heiligen



HANNIBALSFELD BEI ROCCA DI PAPA.



HANNIBALSFELD BEI ROCCA DI PAPA.

Haines. Auf des Berges Spitze angelangt, stehen wir vor der geweiheten und gefeieten Pforte eines Passionisten-klosters, vor dessen schrillem Glockengebimmel der alte Götterspuk sich tief unter die Wurzeln des Waldes verbirgt. Hier stand bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein der ziemlich wohlerhaltene Tempel, dann drängte ihn das Mönchsthum auf die Seite und zwar durch einen Engländer, durch den letzten der Stuarts, der das unschöne Kloster breit und frech auf des schönen Tempels Stätte erbauete und es der Dreifaltigkeit widmete.

Noch erblicken wir die gewaltigen Blöcke, wie sie den Grund des Klosters bilden und einen wüsten, unfreundlichen Garten einfassen, auf dessen Beeten die Pomidoro cultivirt werden, die der Mönche Maccheroni würzen sollen, und bedauern tief jenen Barbarismus. Auf der östlichen Seite stehen uralte mächtige Buchen und Rüstern, deren Wurzeln noch vieles Tempelwerk umklammern, und an ihre Stämme gelehnt, mögen wir um Jahrhunderte uns zurückträumen. Hier stört uns Niemand. Die Wipfel rauschen so heimlich, der Venus Turteltauben girren zärtlich im duftenden Laube, und der Lärm der modernen Welt dringt nicht in diese Stille. Durch die Lichtungen der Büsche und Bäume öffnet sich uns die Aussicht auf ganz Latium, sie reicht weiter als das römische Reich vor den Samniterkriegen; ja, ist der Tag klar, so sieht man in den Strahlen der Abendbeleuchtung als Duftgebilde die Sardische Insel und Corsica. Im Goldschimmer glänzt das Mittelmeer herüber, und in schönen, sanften Linien schwingt sich seine Küste über das circeische Vorgebirge in den Süden hinein. Tausend Namen können wir nennen, die in den Büchern der alten Geschichte verzeichnet stehen, und würden bei näherem Schauen immer noch mehr entdecken. Doch blicken wir in die nächsten Thalgebilde hinab, so bezaubern uns die Seen von Nemi und Albano.

Wie Augen der Venus blicken sie zu dem blauen Himmel empor, und liebliches Myrthengebüsch säumt sie ein. Dieß ist heiliges Land, und dort erkennt man deutlich noch die Stätte, wo das ehrwürdige Alba longa lag. In langer Straße erstreckte es sich zwischen Berg und See, längs ihrer ist nach dem Seeufer zu der Fels von Menschenhänden weggearbeitet. Da herum lag auch irgendwo der Hain der Quellen- und Bundesgöttin des lateinischen Bundes, der lucus Ferentinae. Es ist Frau Venus, die hier wohnt und der See ist ihr Spiegel, in dem sie zur Zeit des Vollmondes sich beschaut.

„Ueppig schloß sich der Hain um die epheuumsponnene Grotte,
Und dicht rauschte das Laub um den lebendigen Quell.
Hier war das rankige Haus des Sylvanus, wo von der Hitze
Flötengetön, so süß! lockte die Heerde zum Trank.“ (Propertius.)

In dieses rankige, schattenkühle Haus treten wir, wenn wir den Waldweg hinunter nach Nemi wandeln. Die wilde, frische Flora der Berge hat den buntesten Blumenzauber an diesen Hängen geschaffen. Mit Ausnahme der purpurblüthigen Cyclamen begegnen wir zwar fast nur Blumenkindern der deutschen Erde, aber diese scheinen an keine Jahreszeit sich zu binden, und die günstigen Bodenbedingungen im Verein mit dem südlichen Himmel lassen sie in größerer Vollkommenheit, reicher und üppiger erscheinen. Den Wald bildet zumeist die eßbare Kastanie in Gesellschaft von Eichen und Buchen, den Untergrund füllen riesige Farrenkräuter, besonders der breitschirmige Adler-farren, über diese hinaus ragen die hochgeschwungenen Ranken der Brombeer- und Himbeersträucher, vermischt mit wilden Rosen. Dazwischen blühen blaue Glockenblumen, Bergprimel, weiße und rothe Scabiosen, Convallarien, Galien, röthliche Zeitlosen und dunkelblaue Gentiane, Fingerkräuter und Erdbeeren in Menge. Den Schatten sucht sich der großblättrige Epheu, der Quelle leises Geriesel das sanfte, schwellende Moos. Der bunte Specht, der verzauberte Königssohn, haust mit Vorliebe in diesen Wäldern. Die kräutersuchende Circe erblickte ihn hier, und verschmäheter Liebe wegen, nahm sie die Verwandlung vor.

„Er, ganz zornig darob, daß er plötzlich, ein neues Geflügel,
Latiums Wälder besuch', anhackt er mit hornigem Schnabel
Waldbäum'; Wunden erbost schlägt er in die ragenden Aeste.“ (Ovid.)

Aber auch die Sänger wohnen in diesen geborgenen Orten, und Sprosser, Amsel, Drossel und Nachtigall durchtönen mit süßem Liede die Einsamkeit der sagenreichen Berge.



GENZANO AM NEMI-SEE.

Tritt man aus dem Walde heraus, so steht man am Abhange dicht über dem See von Nemi. Welch entzückendes Bild! In nächster Nähe die Dächer und das Kirchlein des verwinkelten und verwetterten Seestädtchens, wo die Reben von Haus zu Haus klettern, darunter, die blumige Gartenterrasse hinab, die stille träumende Wasserfläche, zugedeckt von den dunkelgrünen Schatten der waldigen Hügel ringsum, über dieser aber schwebend im sonnigen Glanze die gerade Doppellinie der flachen Campagna und des Meeres, wie eine Fata-Morgana über dem dunklen Vorgrunde. Altersgraue Thürme und Castelle tauchen auf aus der schweigenden Wälder Grün.

Was ist's, das unsere Seele so gewaltig zwingt zu diesem Nemisee? Auf seiner Fläche schwimmt nicht der verderbliche Lotos, keine Sirene singt an seinem Ufer, und doch will sein Bild nicht mehr aus unserer Seele schwinden, und ewig zieht es das Herz wieder zu ihm zurück. Wie ein Räthsel liegt er da in der schattigen Tiefe, wie ein sehnsüchtiger Traum der Venus, und wir suchen und sinnen und können den Klang nicht finden, der ein Echo fände an seinem Gestade. Wie schön auch immer Julius Mosens Seelied sei: „Der See ruht tief im blauen Traum, von Wasserlilien zugedeckt —" den Nemisee besingt er nicht, auch in Lenau's Schilfliedern klingt kein verwandter Ton. In Tönen ist es Schubert gelungen, und wer die Landschaftsstimmung dieses geheimnißvollen Gewässers nachfühlen will, der singe das schöne, ernste und doch vom Nymphenzauber durchhauchte Lied:

„Mir ist so wohl, so weh
Am stillen Erlaffee. —
Heilig Schweigen in Fichtenzweigen,
Regungslos der blaue Schooß,
Nur der Wolken Schatten zieh'n
Uebern glatten Spiegel hin." (Mayerhofer.)



ARICCIA



[illegible]

[illegible] Abhange dicht über dem See von Nemi. Welch [illegible] des verwinkelten und verwetterten Seestädtchens, [illegible] die blumige Gartenterrasse hinab, die stille träumende Wasser- [illegible] Hügel ringsum, über dieser aber schwebend im sonnigen [illegible] des Meeres, wie eine Fata-Morgana über dem dunklen [illegible] auf das der schweigenden Wälder Grün.

[illegible] Nemisee? Auf seiner Fläche schwimmt nicht der [illegible] und doch will sein Bild nicht mehr aus unserer Seele schwinden, [illegible] Wie ein Räthsel liegt er da in der schattigen Tiefe, wie ein [illegible] und können den Klang nicht finden, der ein Echo fände [illegible] Seelied sei: „Der See ruht tief im blauen Traum, von [illegible] auch in Lenau's Schilfliedern klingt kein verwandter Ton. [illegible] dieses geheimnißvollen Gewässers nachfühlen [illegible] durchhauchte Lied:

„[illegible] so wohl, so weh
[illegible] Schilfe. —
[illegible] in Fichtenzweigen,
[illegible] der blaue Schooß,
[illegible] Schatten zieh'n
Uebern glatten Spiegel hin." (Mayerhofer.)



ARICCIA.



DIE MAMELLEN BEI CIVITELLA.

Die Landschaft stimmt trübe, und ein Gefühl wie Heimweh überkommt uns. So ging es ja auch dem Scheffel'schen Trompeter, den er hier unter einem trübsinnigen Ahorn trübsinnige Weisen summen läßt. Aber zur rechten Zeit noch erinnert er sich der „allerfeinsten Schenke" und des „preiswürdigen Getränkes" in derselben, und so kommt er zu einem guten deutschen Abschlusse, er wird vernünftig und singt in toller Jugendlaune:

„Der Ahorn und der Spielmann
Sind zwei verrückte Leut',
Sonst gingen Beid' hinüber
Und tränken sich gescheidt."

Das thun wir. So ein bischen nordische Trübsinnsschwärmerei hält auch gar nicht lang vor in diesem heitern Sonnenlande, kommt aber gar noch dazu der auf vulkanischem Boden gewachsene Feuerwein von Genzano und Marino, so mag wohl des Daseins Jubel von der Terrasse der Osteria in hundert frohen Liedern erklingen, und fragt dann auch Niemand mehr, ob sie passen oder nicht.

Hier hört nun die Idylle der Albanerberge auf, am jenseitigen Seeufer liegt das Gebiet des Fürsten Orsini, geht die breite Via appia nuova nach dem freundlichen Genzano und Albano. Diese ganze Straße entlang verlieren wir den Blick auf das Meer nicht mehr, das sich von dem Ausläufer der Campagna an wie ein Goldgebirge dem Himmel entgegenhebt. Die Häuser und Gärten zur Rechten und Linken gehören dem römischen Luxus, und ist uns die Gelegenheit gewogen, so sehen wir die Nobili der ewigen Stadt in stattlichen Carrossen vorüberrollen, und wie in der Hadriansvilla bei den Trümmern alter Zeiten erklärt der Führer und spricht: Das sind die Chigi, die Piombino, die Barberini und Doria, Altieri, Rospigliosi, die Massimo, Cesarini, Fiani und andere! Alle haben hier einen Sommersitz, auf dem sie nicht zum Vergnügen, sondern der Gesundheit wegen wohnen. Die Kneipe und Osteria wurden verdrängt durch stolze Hôtels, welche unter französischer und englischer Firma allen möglichen Comfort verheißen. Die schönen Frauen von Albano und ihre lieblichen Trachten sind bereits sehr selten geworden. Die letzteren verdrängte der buntgedruckte Kattun, über die ersteren geht die Sage, daß die modernen Quiriten in dieser Gegend jetzt gesetzlich erlaubten Frauenraub noch immer begehen.



NINFA MIT NORMA.

Albano liegt nicht an der Eisenbahn und der Weg bis zur Station ist ein ziemlich weiter. Wir nehmen ihn, um unser Ziel zu erreichen, die wenig verlockenden pontinischen Sümpfe. Die Reise geht dann vorbei an Civita Lavigna, einst Lanuvium — als flüchtiger Schatten erscheint Velletri, uns winkend und lockend durch herrlichen Wein, gewachsen auf den lieblichen Hängen des Artemisioberges, sowie auch durch seine prächtigen Aussichtspunkte — — Valmontone — mit dem feudalen verlebten Antlitze — endlich Segni.

Der Zug hält am Fuße von ziemlich steilen Bergen. Das sind die Volskerberge, rauhe, sonnendurchglühte und sonnenverbrannte Kalkfelsen. In ihnen liegt Segni, einst als Signia, gleichzeitig mit Cora und Norba, zu einer römischen Bundesfestung oder latinischen Colonie gegen die streitbaren Volsker gemacht, aber ohne Bürgerrecht. Zu ihm steigen wir hinauf.

Wie von Raubgesindel zu Räuberhöhlen scheint das Land ringsum angelegt: dürrer Busch und Trümmerblöcke, düstrer Wald und zerrissene Schluchten, alles wüst, wirr, unwirthbar und öde. In diesen Bergen herrscht der Luxus nicht, da herrscht die Armuth, der Mangel. Die freudigen Farben der Gewande, das Roth, das Grün und klare Blau blieben in der Ebene zurück, der Stamm dieser Berge kleidet sich in Dunkelbraun und Schwarzblau, ernste Farben, die sich aber malerischer erweisen als die heiteren oder grellen der vielbeliebten Kostümbilder. Das mittelalterliche Baronalschloß steht verlassen. Das Spinnengeschlecht, das einst hier hauste, ist fortgezogen und ließ auf dem dürren Bergrücken nichts als die ausgesaugten Körper dieser volskischen Fliegen zurück, die Wohnungen von Segni. Hier hält uns nichts, obgleich von der Höhe der Cyklopenmauern, auf denen in Vorzeiten die Arx stand, derselbe klassische Blick über die durchwanderten Gegenden uns fesseln möchte.

Hinter Segni, von woher der duftige Meerwind weht, beginnt der Wald, der Urwald. Wir wissen und ahnen, daß hinter diesem Walde die weite, gewaltige Fläche der eigentlichen pontinischen Sümpfe zum Meere sich dehnt

und daß wir dieses selbst in erhabener Schöne und Größe erblicken werden und möchten unsern Fuß beflügeln. Aber neue Reize entfaltet diese stille, jungfräuliche Natur, es sind nicht die weichen Reize einer auf Rosen ruhenden Venus, nein, das ist die unnahbare, düstere Schönheit der nordischen Walkyre, die schlummernd ruht auf des Südens Moos. Die Waldungen dieser Berge sind so unendlich herrlich, so tief, fast schauerlich, so einsam und geheimnißvoll, ernst und räthselhaft, daß wir den Ton in unsrer Brust nicht finden können, der in ihnen das Echo haben würde. Der deutsche Wald behält allüberall auf den Bergen und in den Thälern seine gemüthvolle Lieblichkeit. Die heimischen Wälder bevölkern wir mit Märchengestalten, die fast immer lachenden Mundes über die wilden Blumen hüpfen; hier wandelt die alte düstere Sage, wandelt die Hexe dieser Küste, die unheimliche Circe, und sammelt wunderbare Kräuter und hält Zwiesprach mit den funkelnden Schlangen, die auf den Felsblöcken liegen. Dann rührt der Hauch des Westwindes die Wipfel der Pinien und Buchen, und ein Ton der Klage weht durch das Volskerland.

Immer wilder gestaltet sich das Gebirge, und wie oft läßt es seinen dunkelgrünen Schmuck im Thale zurück, streift ab jedes Gewand, und steigt nackt und trotzig in die Wolken hinein, eine kühne, wettergefestete Titanengestalt. Und Blöcke schleuderte es aus seiner Höhe in die Thäler ringsum, durch die sich des Wanderers Weg nur mühsam zu winden vermag. Gar weit ist dieser, endlich aber lichtet sich das Gebüsch und fernher schimmernder Sonnenglanz und flimmerndes Silberleuchten aus der Tiefe erfüllt die Seele mit wonniger Ahnung.

Noch einmal Waldschatten, tiefer, dunkler, noch eine Wegbiegung — und schwimmend im bezauberndsten Lichte, ein goldenes Landschaftswunder, eine Fata Morgana der Berge, liegt vor unsern geblendeten Augen die flache pontinische Ebene, getaucht in die sanften Tinten einer alles zur Harmonie lösenden Sommersonne; darüber baut sich wie eine silberne Mauer das Meer, spannt sich von Süd nach Nord im verklärten Blau der alte Himmel Roms. Unsre Seele taucht unter in diesem fluthenden Schönheitsmeere, wir fühlen uns verwirrt, ergriffen auf das mächtigste durch die Fülle der Erscheinungen. Wir fühlen uns klein und arm, und doch groß und reich, und unendlich beglückt! Erst ganz allmälig und fast mit Schmerz entschließen wir uns, das Bild unsrem Verständnisse näher zu führen, allmälig erst wagen wir, es in seine Theile zu zerlegen.

Ja, das sind die pontinischen Sümpfe, und das gefürchtete Land will uns, aus luftiger Höhe gesehen, gar nicht schreckhaft erscheinen.

Sanfte Hügel wechseln mit braungrünen Wiesenflächen; den weißen Dünen stemmt sich schon von Ostia her über Nettuno, Cisterna, bis Terracina der dichte schwarze Buschwald entgegen. In dem Dunkel erglänzen viele Hirtenhäuser und Meiereien, oder flimmert der Spiegel eines von Büffeln bewohnten Teiches. Bäche irren nach der Meeresküste, von dem Sumpfe aber sieht man weit und breit nichts, der versteckt sich unter der grünen Pflanzendecke. Die Landschaft hat nichts Schreckenvolles, und doch wohnt in ihr der Tod. Er steigt unter den glühenden Strahlen der Sommersonne, nach kurzem erquickendem Lenze, aus der Untiefe heraus und mähet längs der Küste bis an den Fuß des Gebirges das Leben. Wem er begegnet in dieser Ebene bis Terracina, den grüßt er mit dem Gruße der Unterwelt. Die Via Appia von Tres Tabernae, die Linea Pia, die sich nach Terracina zieht, geht mitten durch sein Reich.

Wir stehen auf den Cyklopenmauern der antiken Norba. Zu unsern Füßen liegt das unter dem Epheu begrabene, zauberhafte Ninfa, zur Linken die Burg von Sermoneta. An der amphitheatralisch ausgeschweiften Meeresküste ragen wie einsame Strandwächter die Wartthürme, die das Mittelalter gegen die Sarazenen erbauete. Weiße lateinische Segel durchschneiden die Fluth, und dahinter in lichterfüllter Ferne schauen die dunkelblauen Ponzainseln aus den Wellen. Jener graue Thurm dort ist der Thurm von Astura, in welchem das gramvolle Schicksal des deutschen Conradin und seiner Freunde so schmählich sich erfüllte. Das schöngezackte Cap da drüben, gegen das die weißmähnigen Rosse Neptuns in breiten Zügen heranbrausen, umflattert mit den weißen Möven noch immer die heitere Sage des Weines; nach ihm spähete Odysseus und schauete

„auf schroffiger Jähe des Abhangs,
Eingehegt die Insel in endlos wogender Meerfluth;
Aber nah an der Veste gestreckt, und Rauch in der Mitte
Schaut' ich fern mit den Augen, durch dichtes Gestäud' und durch Waldung."

Die Fußstapfen der Geschichte gehen von Nord nach Süd, einer Geschichte, die reicher ist an Ruhm wie an Unglück, als die einer andern Erde.

Aus den wilden sonnenverbrannten Hirten der Saturnischen Zeit, aus dem trotzigen Räubervolke dieser weidenreichen Ebenen erwuchs ein Heldenstamm, dessen Adler die Welt mit ihren Schwingen deckten. Dieses kühne Geschlecht



MAEDCHEN UND KNABE AUS DEN SABINER BERGEN.

stieg hinab in die Urnen, die Urnen versanken, wildes Riedgras und Gestrüpp erwuchs aus ihnen und an die Stelle des kühn sich wehrenden Adlers trat der leidende Menschensohn am Kreuze, vor dem heute scheue, wildblickende Nomaden den zerrissenen Hut abziehen, und keine Ahnung haben von dem Ruhm ihrer Vorfahren. Wo die Schwerter rosten, da wächst das Kreuz hervor, und wo die Legionen auf Schlachtrossen mit freudigem Römermuthe den Boden stampften, da lagert heute verdrossen und tückisch im Sumpfe der ungezähmte Büffel.

Eine Gräberstraße der alten Geschichte ist die Wanderung von den Gestaden des Lago Fucino bis hierher. Mag die Natur auch mit allen Reizen des Frühlings, mit aller Farbengluth des Sommers diese schlummernde Erde überkleiden: die alten Grabsteine leuchten hindurch, und der trübe Gedanke an die Hinfälligkeit des Schönen, des Großen verläßt uns inmitten des höchsten Entzückens über die der Gegenwart gebliebenen Reize nicht. Dem Tode gesäet! Stygisches Wasser hat dich besprengt! Ergo bibamus! Ein volles Glas deinen tausend Wonnen, du heiliges Land, und auf ein neues Heldengeschlecht!

„Siehe, wie des Pilgers Füße
Von der heut'gen Wallfahrt stauben,
Mädchen, einen Tropfen Wein!
Flöße du durch deine Küsse
Meinem Geiste neuen Glauben
An das schöne Leben ein!"



SUBIACO.

Mönchsklöster und Malerparadiese in den Bergen.

„Und wie einst in Delphi's Hainen,
Wie an Isis Tempelthor,
Tönend noch in Baum und Steinen,
Flüsternd noch in Laub und Rohr,
Ringt die Natur nach lebendigem Wort,
Möchte mit uns auch wieder wie dort
Leben und reden, und jauchzen und weinen."

(H. Lingg.)

Von dem mächtigen, römischen Webstuhle ausgehend, schlingt sich ein geweiheter Faden durch die Thäler und über die Höhen der Sabiner- und Simbrivinischen Berge nach dem öden Hernikerwald bis in die Ausläufer der Gebirge Samniums hinein; gleich dunkeln Perlen sind auf ihn gereiht Klöster und Abteien, die die wilde Fluth des Mittelalters einst an diese Küsten warf, in deren verwitterter Hülle aber die Sonne der frohen Gegenwart sich nur noch trüb spiegelt. Zwischen den dunkeln Perlen des Fadens aber glänzen und leuchten in Gold und Grün die Edelsteine der Landschaft, die sonnigen, frohen Flecken und Oertchen, deren Reiz und Werth das Alter nur erhöht,

und in deren tausend schimmernden Facetten sich so gern die Maleraugen spiegeln und aller derer, die noch Liebe für landschaftliche Schönheit im stillen Busen tragen.

Wir wollen von Subiaco nach Monte Cassino pilgern, und, des Pilgerstabes ledig, den geflügelten Touristenstab in der Hand, schweifen im Fluge durch die Malerparadiese.

Der Süden sendet uns seine warmen, duftigen Grüße: Wolken und Vögel locken uns nach dem Süden. Dem ernsten Rom schicken wir den ernsten Anio zu und eilen, bis wo der heitere, grüne Liris aus lachenden Fluren uns entgegenspringt. Am Anio steht das ehrwürdige Subiaco, in des Liris Fluren finden wir das altehrbare Monte Cassino. In Subiaco umweht uns noch Rom's Kirchenluft, auf Monte Cassino athmen wir schon Parthenope's beseligende Nähe. Am Wege dahin aber blühen uns tausend schöne Blumen. —

Subiaco und Monte Cassino sind die ältesten Stätten gelehrten Mönchswesens in Italien. Sie waren einst die heiligen Schränke, in welche fromme Einfalt das christliche Kreuz rettend flüchtete und mit Liebe und Eifer bewahrte. Blutdampf und Feuer wallten über die classische Erde, in wildem Würgen und Ringen vollzog sich die große Wanderung der Völker. Scepter zerbrachen, Throne stürzten, und der Kreuzesstamm wankte und zitterte; auch er schien fallen zu wollen in den großen Sumpf der Geschichte, um zertreten zu werden von den Eisenhufen der Vandalenrosse — — da lud ihn ein frommer Jüngling sich auf die Schultern, ihn zu tragen weitab von dem Schlachtgetümmel der gefährdeten Ebenen in die Sicherheit der Berge, ihn zu pflanzen auf die stillen Höhen, in die Thäler, wo noch der Friede weilte, wo ein armes Hirtenvolk unverdorbenen Sinnes in sehnendem Hoffen das bunte, knechtende Heidenthum hatte untergehen sehen.

Ihm wurde mit dem Kreuze dieser Hoffnung schöne Erfüllung gebracht, an ihm durfte es die gebeugten Sklavennacken aufrichten. Benedict von Nursia, der hochsinnige Patriciersohn, war der Apostel dieser Berge. Er ließ der römischen Welt ihren Haß und rettete die Liebe in die Waldeinsamkeit.

Wohl hatte die römische Sonne in leuchtender Pracht auch in den Simbrivinischen Bergen geglänzt: ihr üppigster Sohn, der gewaltige Nero, hatte hier Seen hoch über dem Anio gedämmt, hatte darunter Bäder und Marmorvillen gebaut, und die Fackel der Bacchanalien durch diese abgelegenen Wälder getragen — und Sublacum oder Sublaqueum, „unter den Seen", nannte sich die Stadt, die im Gefolge aus den Abfällen seiner Prachtbauten erwuchs. Aber zur Zeit Benedicts, als der von Rom herüberwandelte, waren die Seedämme längst zerrissen, die Marmorsäulen gestürzt, und, da kein Kaiser mehr hier zu wohnen kam, die Stadt in Armuth und Verfall gerathen. Eine arme Acker- und Hirtenbevölkerung fristete hier ein elendes Leben. Sie hatte die goldenen olympischen Götter in Staub sich verwandeln sehen, hatte gesehen, wie der Glanz in den lichtvollen Tempeln erlosch — — da leuchtete ihr aus einer dunkeln Höhle der Berge am Anio das neue, ewige Licht, da ward erfüllet des Propheten Wort: „Den Völkern, so im Finstern saßen, strahlet es helle!"

„Sacro speco" nennt man noch heute die Höhle, vor welcher sich in der Folgezeit ein großartiges Kloster erhob. Sie liegt in der damals fast unzugänglichen Schlucht, durch welche ein Wildbach dem Anio zustürzt, zwischen den steilen Bergen Monte Calvo und Monte Taleo. In ihr bildete sich der Jüngling Benedict zum Lehrer, der bald Tausenden ein hohes Vorbild wurde. Hier erwarb er sich seine ersten Jünger und weihete er die erste kleine Gemeine durch den Geist des christlichen Gesetzes.

In diesem Geiste bauete er seine Klöster inmitten der Gebirgswüste und langhin an den Ufern des Anio. Der Segen der Arbeit, die kein Sklavenwerk mehr war, brachte goldene Früchte; das Leben kehrte auch in die verlassene Stadt zurück, und bald flossen den jungen Stiftungen Reichthümer von allen Seiten zu.

Benedict konnte die volle Blüthe seines Werkes hier nicht sehen; noch als es in der Knospe stand, zwang ihn die zwischen den Reichthümern eingeschlichene Habsucht und der Haß, der ihr aus der spendenden Welt nachgefolgt war, seine Klöster am Anio zu verlassen — und hinter ihm schlug die Fluth zusammen. Die Wellen der Geschichte bedeckten alsbald das Land, und verschlangen das Andenken an jene Zeit der Liebe und des kindlichen Vertrauens, untergruben den Grund fast all der alten Klostergebäude — nur der Haß und die Armuth retteten sich an's Ufer.

So ist heute Subiaco eine arme Stadt, und die zwei Klöster, welche einzig noch einige Alterthümer und antike Erinnerungen hüten, fristen ihr Leben nur knapp aus dem ihnen bewilligten Regierungssold. —

Die alte Waldeinsamkeit liegt wieder über der Landschaft, sie lagert vor den Pforten der Klöster und den Thoren der Stadt.

„Wir betreten den heiligen Eichenhain Benedicts, dessen uralte Bäume noch immer wie zum Gruße geneigt stehen. Eine schöne Hirtensage erzählt, daß sie sich demüthig beugten, als Benedict an ihnen vorbeiwandelte, seitdem aber in dieser Stellung verblieben sind. Wohl mag den frommen katholischen Wanderer, der voll Glauben diesem Ort nahet, ein heiliger Schauer überrieseln — den protestantischen umweht der süße Schatten verklungener Romantik, und Eichendorff's und Uhland's dichterische Gestalten wachen auf.

Das rauscht so uralt in den Bäumen, so ascetisch, so fremd, wie aus einer andern Welt. Nichts rührt sich, nur die räthselhaften Eidechsen huschen durch das gefallene Laub. Nur ganz gedämpft klingt das Rauschen des Anio herauf, als ob Friedensboten zu Thale wallten. Welche Einsamkeit.

Wir lehnen uns über das Geländer des Brückchens: in mächtigen Bogen und Pfeilern steigt es aus der Tiefe heraus höher und höher, und, wie ein Wunderbaum aus dem Felsen gewachsen, hebt sich das Kloster am Berge empor in die wunderlich gestalteten Blöcke hinein. Ja, ein Wunderbaum mit tausend Wunderblüthen.

Wir treten durch das Thor, wir irren durch die verschlungenen Gänge treppauf und treppab: ein Märchen aus „Tausend und Eine Nacht" tritt uns verkörpert vor die Augen.



CHARACTERKOPF AUS DEN SABINER BERGEN.

Geblendet von all' der bunten, goldenen Pracht an Wänden, in Bildern, auf Statuen, verwirrt durch Säulen und Säulchen, Marmorgänge, durch all den flimmernden Sonnenglast, der das Alles in üppiger Gluth durchhaucht und belebt, schließen wir wohl die Augen, fürchtend, den lieblichen Traum zu zerstören. Und wäre nicht der schwarzgekleidete Mönch, der uns Bilder zeigt, Namen nennt und Erklärungen gibt und uns fortwährend an das Büßerleben des Vaters der Benedictiner erinnert, wir meinten wohl, daß hinter diesen Säulen die verzauberte Tochter irgend eines morgenländischen Herrschers hervortreten müßte.

Ganz unbeschreiblich befangend ist dieser Anblick und es fällt dem Beschauer schwer, sich des Gesammteindrucks zu entschlagen, um auf Einzelnes seine Aufmerksamkeit zu richten. Da merkt man denn allerdings, daß man an einem christlichen Orte sich befindet: alle Heiligen leben auf an den Wänden ringsum. Von den Wölbungen blicken sie nieder; wo nur immer eine Fläche sich darbietet, zeigt sich ein frommes Gesicht. Wer mag die Namen alle behalten oder nennen, der Frauen und Männer, die einmal im Geruche der Heiligkeit standen — an die Heiligkeit des Stifters reichte keines. So concentrirt sich denn das Hauptinteresse hier auf das, was von Benedict übriggeblieben, und das sind in erster Linie jene zwei Höhlen: die eine, die dem frommen Jüngling Zuflucht vor der Welt gewährte, in ihr erblicken wir heute, schwach angedämmert von dem Lämpchen eines schmuckreichen Altars, seine Statue, das Bild des Jünglings, wie er mit verklärten Zügen im Gebet kniet; die andere, wo er zuerst den Hirten und nach ihnen noch lange Zeit dem zuströmenden Volke aus der Umgegend predigte." *)

Auch die berühmte Rosenhecke, in welcher er, wie der große Gregor erzählt: „Voluptatem traxit in dolorem," indem er sich in die Dornen warf, und als Sieger aus dem Kampf mit dem Fleische hervorging, ist, von der Tradition getreulich gepflegt, noch heute grünend vorhanden. Aus seinem Blute wuchsen die Rosen, die später in den Klostergärten nur selten noch gedeihen wollten.

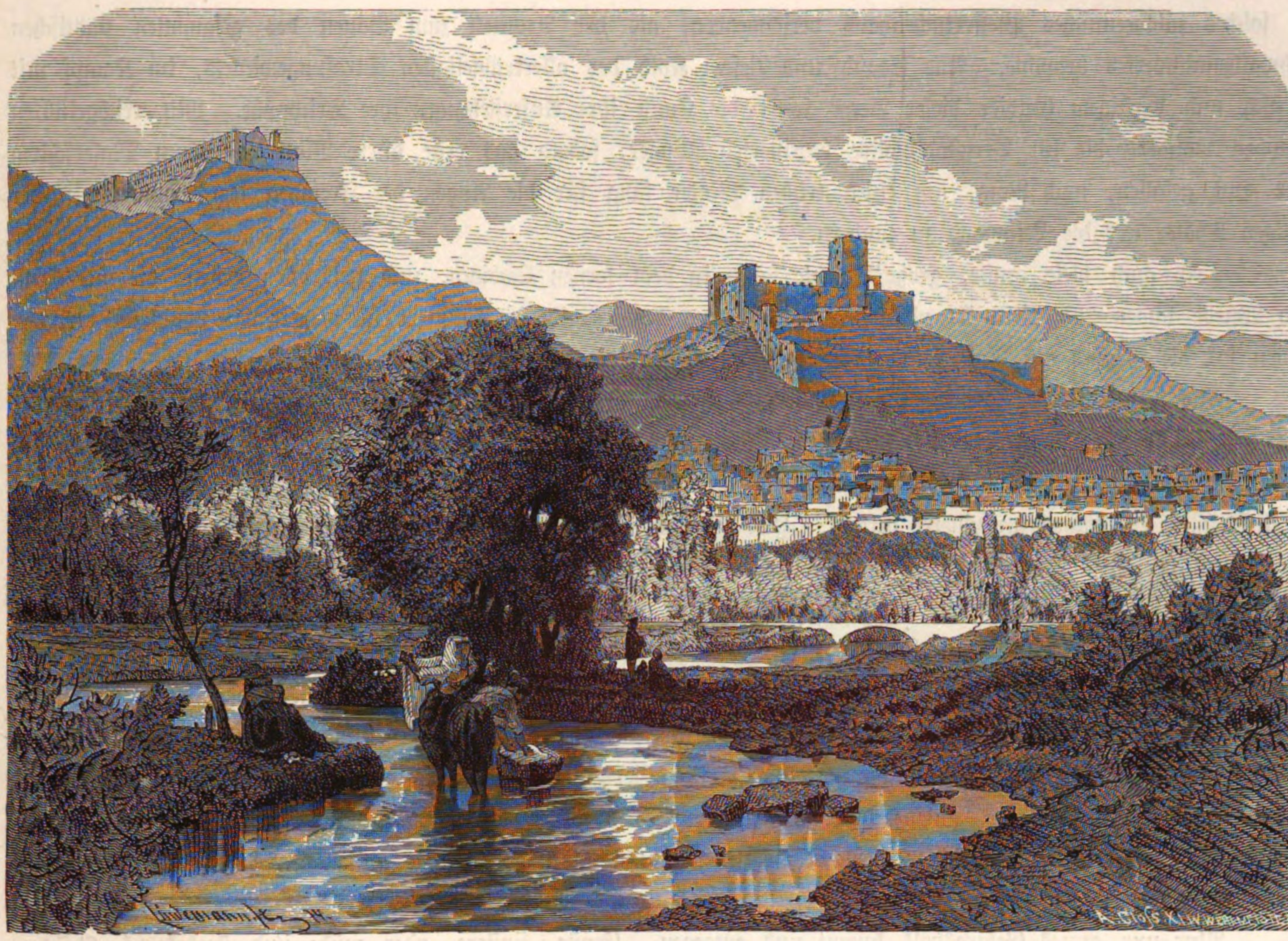
*) Aus des Verf. „Wandertage in Italien". Stuttgart 1874.



STRASSE VON CAVI NACH GENAZZANO.

Ein andres Kloster liegt über diesem ersten. Es erhielt seinen Namen von Scolastica, der frommen, ja heiligen Schwester Benedict's. Hier wohnt nicht die anmuthige Heiterkeit der frommen Einfalt, durch seine Kreuzgänge weht dumpfe, ascetische Luft. Verfall an allen Mauern. Manches Alterthum der Vorzeit und des verschnörkelten Mittelalters mag hier den Beschauer und den Forscher fesseln. Der Deutsche erfreut sich an einer alten, über vierhundert Jahre alten Arbeit seiner Landsleute. Das sind die köstlichen Drucke der beiden Mainzer, Conrad Schweinheym und Arnold Pannartz, welche in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts über die Alpen gewandert waren, um die schwarze Kunst Guttenbergs an der Urstätte gelehrten Mönchthums einzuführen. Sie druckten mit Fleiß und aller Kunst, siedelten auch später die Buchdruckerkunst „als eine deutsche Geistescolonie" nach Rom in den Palast der Massimi über. —

Die Landschaft um Subiaco, den Anio entlang, ist reich, ist unerschöpflich wie alle Flußlandschaften Italiens. Sonnige, gegenwartfrohe Heiterkeit mischt sich mit tiefem, rückblickendem Ernst der Geschichte zu dem Ausdrucke ruhiger



SAN GERMANO UND MONTE CASSINO.

Milde, wie das Gesicht eines Mannes, der unter vielen Stürmen sich beugen mußte, sich aber nun auf eigener Scholle in Frieden eingerichtet und ruhig denkt und dichtet:

„Ich habe mich neben die Welt gesetzt
In meine Rosenlaube;
Da bin ich in heiligem Frieden ergetzt
Bei Pfirsich und bei Traube.
Und scheint mir Mond und Sonne herein, —
Soll's ihnen unverboten sein."

(L. Schefer.)

Und auch wenn die Maler kommen, soll's ihnen, wenigstens den edlen Jüngern unter ihnen, unverboten sein. O, Subiaco kennen sie lange, lange schon, und wer gekommen, mag schwer scheiden, sich schwer scheiden von dem Herzen der Natur, das in diesen stillen, wellendurchrauschten Thälern so fühlbar schlägt. Bücher werden hier keine mehr gedruckt, dafür aber gemalt der Frühling in den Sommer hinein, der Sommer in den Herbst in tausend guten und schlechten Bildern. Wenn die Bäume noch ihre Dryaden und Hamadryaden hätten, so würden diese schon lange vor lauter Koketterie nicht mehr wissen, wie sie ihre Wipfel halten sollten — so viele Male sind sie schon abkonterfeit worden.

Ganz dasselbe Schicksal widerfährt den verräucherten, vom Winde ganz schief geblasenen Hütten und Ställen der Stadt, die gebrochen und lebensmüde den steilen Schloßberg hinansteigt. Sie wimmelt von Motiven in Braun und Grau, und der Begriff Horizontal und Vertical ist ihrer Architektur schon seit Jahrhunderten abhanden gekommen. Aber je schiefer — je besser; je mißfarbiger — desto schöner. Gewiß scheint, daß die Herren Maler mehr Fleiß an

39

ein solches sublacensisches Pfefferkuchenhaus verschwenden, als der Architekt zum Bauen des gesammten städtischen Schwalbennistwerkes brauchte. Aus Staub und tiefem Koth des allertrübseligsten Straßengewinkels, im Kampf mit Mensch und borstigem Gethier dieser Berge feiert die Kunst ihre Auferstehung, ihre Triumphe. Mit reichgefüllten Mappen wandern die für Bergstadtmotive begeisterten Jünger, sobald das erste dürre Blatt auf ihren Malerschirm oder -Hut gefallen, nach Rom, um einen trüben Winter lang für die Augen der Fremden den Sonnenschein der heiligen Thäler auf die Leinwand zu zaubern.

Doch auch viele ernste, große Talente saßen in dem fernen Subiaco, und Heil allen denen, die mit Ernst und Würde kamen, die die volle olympische Begeisterung des geweiheten Künstlers in diese große Landschaft trugen. Ihnen soll die Gegend am Anio immer und zu allen Zeiten die geheimsten Schleier lüften.

Aus diesem Klosterthale führt ein Malerpfad in das Gebirge hinein, auf das Gebirge hinauf nach Civitella, dem uralten Geierhorste in den Sabinerbergen. Das geht durch Distel und Dorn, über Stein und Strauch, an Wald und Wurzeln vorbei, aber jauchzen mag das Herz ob der jungfräulichen Schönheit, die es hier überall feenhaft zur lieblichsten Waldmärchenträumerei verlockt. Hier ist nicht das Italien, das wir in lyrischer Stimmung ersinnen, das Italien der Goldorangen und der sanftsäuselnden Myrthe, der Paläste, deren Dach die schlanke Götterbildung der Marmorsäule stützt — hier ist das ernste, epische Italien, wie es dem Manne der Geschichte vorschwebt, wenn sich sein Geist in die graue Vorzeit zurückversetzt, in die Zeit, als man anfing das erste Eisen in das den Göttern geraubte Feuer zu legen, als Männer in den Gebirgen hausten und Burgen thürmten in titanischem Trotze, deren Reste noch heute als vom Volke scheu angestaunte Cyklopenmauern überall im Brombeergebüsch und unter dem dunkeln Epheugerank zerstreut liegen. Hier, meint man, müsse sich die Geschichte, müde des wilden Würfelspiels in der großen, völkerdurchstürmten Ebene dort unten, die sich vom Fuße der Berge bis zum Vorgebirge der Circe zieht, zurückgezogen und zum uralten Einsiedler gemacht haben. Glaubt man doch, man müsse den Alten der Berge hier überall begegnen.

Aber nur armes Gebirgsvolk kommt uns entgegen. Ernste, finstere, oder müde und sterbekranke Gesichter begegnen uns, Leute in der dürftigen Tracht der Berge. Das epische, strenge Italien bietet den Kindern, die hier seinen Hüften entspringen, Steine statt des Brodes. Die Sehnsucht, die Hoffnung, aber auch die Unzufriedenheit starben schon längst in diesen armen Herzen. „Wie ein versteinerter Sonnenschein" lagert der Fluch der Bedürfnißlosigkeit auf dem ganzen sabinischen Gebirge.

So öffnet sich jauchzend unser Herz beim Anblick der überwältigenden Natur, es zieht sich zusammen, sobald es sieht, wie armselig der Mensch in sie hineingestellt ist. Dieser Landschaft freut sich nur der fremde Wanderer, der nach Tagen wieder in die Ebenen zieht, wo die üppigen Kornfelder an Flußufern wallen, wo der freudespendende Weinstock in die Ulmen hineinrankt, freut sich der Künstler, der bei den weichen, zauberischen Tinten, mit denen des Südens Licht die großen Bergformen umschmeichelt, nicht der harten Scholle gedenkt, über welche der Rücken des Großvaters und Vaters des gegenwärtigen Besitzers sich in erfolgloser Arbeit durch manches Jahr gebeugt.

Civitella — ist dieser Felsengipfel ewig bewohnt gewesen seit der Zeit, wo die Titanenhände jene Mauern vor seinen Thoren thürmten? Dann verstehe man die Heimathliebe des jetzigen Geschlechtes, das trotz Hunger und Darbniß, trotz Herbststürmen und Winterkälte hungernd und frierend hier oben weiterhockt. Das sind ganz eigene Philosophen.

Civitella ist wie Subiaco eines jener Malerparadiese, und unterhalb Civitella erschaut man das berühmteste derselben — evviva! sieht man das hochgefeierte Olevano! Dieses in Sicht, mag man es auf dem steilen Civitellaberge nicht gar zu lang aushalten, wenn man auch nirgends bequemer seine leichten Gedankenschwalben mit Grüßen und Wünschen ausschicken kann nach dem trotzigen Rojate, den sanften Mammellen, nach dem schönformigen Monte Acuto, dem weißleuchtenden, fröhlichen Anagni, Gavignano, Pagliano, dem düstern Segni der dämmernden Volskerberge, auf den Monte Fortino und die Berge von Scrime. Immer neue Nesterchen entdeckt man in den Falten der Berge, und könnten wir nur so hoch schweben wie die Thurmfalken über uns, wir würden die ganze stolze Ebene und in der Ebene die ewige Stadt erblicken — —.

Aber der Blick steigt nieder, und eine schöngewundene Straße, über welche Eichen und Kastanien schatten, lockt uns hinab nach Olevano. Dort ragen wie Wächter der Landschaft, zwischen die weißen Felsblöcke gewurzelt,



AM BRUNNEN VON OLEVANO.



AM BRUNNEN VON OLEVANO.

mit diesen verwachsen, die uralten hundert Eichbäume der Serpentara, die Bäume der Erkenntniß landschaftlicher Kunst seit einem Jahrhundert.

Hier malten die Meister der Landschaft gegen Ende des vorigen Säculums, hier sitzen heute die Schüler-Schüler der Schüler jener, hier werden sie sitzen und werden der großen Natur die Ewigkeit ablauschen, und werden zu wachsen versuchen mit den Eichen, die jedes Jahr wieder unter den alten Bäumen aufgehen und Kraft saugen aus dem Wurzelmark des Vaterstammes.

Aber auch ein Poetenwinkel ist dieses Olevano, und mancher Dichter saß an der Wirthstafel der guten Casa Baldi mitten unter den Malern, ein Saul unter den Propheten, und hat dann den Preis olevanesischer Landschaft hinausgesungen in alle Welt.

Die Casa Baldi steht auf einem sonnigen Olivenhügel vor der Stadt, sie ist ein europäischer Taubenschlag für allerhand Kunstvolk, das am Tage durch die wilden Schluchten, durch die Bäume der Hänge streift, oder auf den Felsen sitzt und hinausschaut in die weite Landschaft, und dichtet und malt; Abends aber von der Terrasse aus mit heiterm Scherz beim fröhlichen Wein die Sonne in die purpurnen Berge sinken sieht. In diesem Wirthshause dichtete J. V. Scheffel seinen farbenprächtigen „Abschied von Olevano", und W. Waiblinger, der weniger gekannte, sang hier schon 1827 seine begeisterten Strophen. Noch mehr als in diesen leuchtet in seinen Briefen aus Olevano die glühende Liebe, die er für diesen seligen Winkel der Erde hegte. Er kehrte immer wieder nach hier zurück. Frei und glücklich sehnte er sich zu sein, um ewig hier weilen zu können, und singt dann:

„Dann wohl blieb ich dir treu, wie seinen Felsen,
Seinen Lüften der Adler! meine Freuden
Baut' ich kühn mir in's Urgebirg, des Aethers
Frischem Reiche vertraut' ich mich, der Menschheit
Nur aus neblichter Wolkenferne sichtbar,
Ihren giftigen Pfeilen nicht erreichbar,
Felsenland der Sabiner, und des alten
Volks der Herniker, dir, mein heimlich Tempe,
Mein Olevano, treu!"

(W. Waiblinger.)

Und so Mancher, der einmal dort geweilt und glücklich war, singt es ihm nach; aber nicht Allen wurden die leichten Flügel der Maler, die dem ubi bene so unabhängig folgen können.

Das Volk der Stadt, oder besser des mittelalterlichen Trümmerhaufens, ist ein starkes schönes Geschlecht, und zeichnen sich seine Frauen und Mädchen ganz besonders durch Schlankheit der Formen und majestätische Haltung aus. Gewiß hat Jeder schon auf dieser oder jener Ausstellung olevaneser Mädchen im Bilde gesehen, wie sie, das gewaltige zweihenkelige Kupfergefäß auf dem Haupte, zur Quelle des Thales steigen, wie sie am Wegebrunnen, den der Waldepheu halb überdeckt, in süßem Halbdunkel Zwiesprach halten, oder vom Felshang hinausblicken in das sonnige Land. Vielen lieben Bildern begegnen wir zwischen diesen Hütten, auf diesen Pfaden und es ist rührend zu sehen, wie sich der Armuth soviel Schönheit gesellt hat; wie sie der schweren Arbeit sich erhalten konnte. Denn Olevano ist arm und der harte Boden fordert harte Arbeit, diese Arbeit aber liegt den Frauen ob. So ist hier nicht eitel Frohsinn und Lust und Geschrei des Singetanzes zu finden; die Städte, welche zu malen Anakreon seinem Maler aufgibt:

„Höre, bester aller Maler,
Was dich heißt die Muse machen!
Male mir einmal die Städte,
Wo man hört nur Scherz und Lachen" —

diese Städte liegen nicht in diesen Bergen. Das beste an diesen ist die Luft, die über die Stadt hinstreicht, die in den Gassen ist auch ungenießbar. Dann mag Olevano's Name von den Olivenbäumen der Berge herstammen, aus olibano, d. i. Weihrauch, oder olive d. i. gut riechen, kommt er gewiß nicht.



BAUERN AUS SORA. SONNTAGSRUHE.

Hundert Pfade führen von hier aus in alle Welt, ob man nun nach dem nahen reizenden Genazzano und dem stolzgethürmten Palestrina, nach Tivoli oder Anagni wandre, ob man hinab in die veilchenfarbige Ebene ziehe zur Küste des dampfenden Meeres, oder zurück und weiter hinein in die in einander hineingeschobenen Berge und Gebirge nach dem cyklopenmauergegürteten Alatri und dem einsamsten Waldkloster der Hernikerberge, der Certosa von Trisulti, oder bis zum Lago di Fucino — überall wandelt man in einer Natur, deren Reize in den tausend wechselnden Lichtern der Tages- und Jahreszeiten, deren Formenwechsel unendlich sind.



BAUERN AUS SORA POLENTA BEREITEND.



DIE SERPENTARA BEI OLEVANO.

Um jene Certosa vor Allen, jenes blühende Waldparadies, drängen sich nicht blos Landschafts-, sondern auch Naturwunder. In jenen Bergen, unterhalb des von Gott und allen Heiligen verlassenen Städtchens Collepardo, dort wo die kecke Cosa schäumend über die Steine springt, liegt die berühmte Grotte. Sie ist von noch unergründeter Tiefe und ihre gewaltigen Stalactitenformen sind die wunderlichsten, die man sehen kann. Dort findet sich auch der Pozzo di Santullo, der „Brunnen Italiens", dieses Wunder der Berge, ein kreisrunder natürlicher Schacht mit jähen, unzugänglichen Wänden, in dessen schwindelnder Tiefe ein lieblicher Wald grünt, in welchem die Vögel ihr Wesen treiben.

Oben aber, auf der Höhe, inmitten eines uralten Eichenwaldes, liegt das Kloster, in welchem eine Familie der Benediktiner, die strengen Karthäuser, als Wohlthäter des Gebirges in frommer Beschaulichkeit wohnt. Ueberraschend und herzerhebend klingt der Schall des Klosterglöckchens aus dem Walde in's Thal hinein und man meint wohl, dem Rufe des Friedens zu folgen, steigt man seinem Klange nach die steilen Pfade hinan. Man träumt, daß das bewegteste Herz hier zur Ruhe kommen müsse, daß man hier das Ruder, mit dem man die stürmischen Wellen des Lebens da draußen durchschnitten, sinken lassen dürfe — und in Wahrheit, ein stillerer Ort, eine größere Weltabgeschiedenheit wird nicht mehr gefunden. Das Branden der Völkerwogen dringt nicht hier herauf, die Vögel singen von den Waldbäumen in den rosenduftigen Klostergarten hinein, Stimmen des Gebetes flüstern in den Hallen, und dann läutet das Glöckchen den Abend ein, oder kündet thaufrischen Morgen — das ist Alles.

Auch hier möchte man weilen, auch hier meint man, ewig weilen zu können und doch, winken die purpurnen Berge der Ferne, ziehen die Wolken im schnellen Fluge über die Felsenstirnen dahin in die ungemessene Weite, dann hebt man die Flügel, erst wie ein Vogel im Bauer, dann, dem Käfig entflogen, zu raschem Fluge über Thal und Hügel.

So findet man sich, wenn wieder die Sonne aufgeht, auf einem erhabenen Berggipfel der Samniterberge wieder. Dort unten irrt in lieblichen Windungen ein glänzender Fluß durch's Gefilde, das ist der Garigliano, der Liris; da hinten heben sich die schneebedeckten Berge des Abruzzenlandes in den blaueren Himmel hinein, und dieß mächtige Gebäude hier, zu dem wir unter einem Gewölbe immergrüner Eichen hinandringen — es ist das Kloster Monte Cassino, und die Stadt, die sich zu seinen Füßen in die Schlucht hineindrängt, ist San Germano, die oskische, später Volsker-, Samniter- und Römerstadt.

Hier herrschte noch der heidnische Apollodienst und auf diesem Berge umkränzte man der Venus Tempelsäulen noch mit Rosen, als der alternde Benedict, durch die Bosheit seiner Feinde vertrieben, von Subiaco herüberwanderte, dem gefährdeten Christenthum auch hier ein sicheres Heim zu bauen.

Das Kloster erhob sich, treue Jünger sammelten sich um den Meister, Scharen Andächtiger belebten die Pfade der Gebirge. Verlassen stand alsobald des Apollo Tempel und die Rosen der Venus mußten welken. Auch hier herrschte der Friede, während die Welt von Waffen klirrte. Vandalen, Gothen, Griechen rangen in blutigen Kämpfen um die am Boden liegenden Kronen, und bis an den Fuß des Klosterberges brandeten die Wogen: denn da unten am Volturno wurde die Entscheidungsschlacht zwischen Tejas und Narses geschlagen.

Während dieses Getümmels flüchteten sich Noth und Kummer, Hunger und Krankheit zu den frommen Vätern, aber auch die Künste und die Wissenschaften kamen, baten und fanden ein Asyl, und wohnten mit den Brüdern in den einfachen Zellen, wurden gepflegt und geliebt, aufbehalten für die Zukunft in treuer Behütung. Und in diesen Ehren stehet das Kloster noch heute, deßhalb ist ihm seine Würde auch unter den letzten italischen Stürmen des Einigungsfrühlings erhalten geblieben, deßhalb steigen Katholiken wie Protestanten mit gleicher Ehrfurcht zu ihm hinan, sich der reichen Schätze freuend, die Mönchsfleiß in den Archiven hier aufgespeichert hat. Zwar von dem alten Kloster, wie es dem Bauplane Benedicts entsprang, sind nur wenige Mauerreste geblieben, denn auch ihm ward das Schicksal, welches das wilde Mittelalter über alle Lande brachte, nicht erspart: mehr als einmal wurde die Fackel des Krieges in seine stillen Höfe geschleudert. Was geblieben, ist ein weites stadtähnliches Gebäude des letzten Jahrhunderts, das dem fröhlichen Lichte und der gesunden Luft von außen überall freien Eintritt gewährt. Tritt man aber vor das Thor, so ist man wieder inmitten der Gebirgswildniß, in deren verdämmernden Weiten sich irrend der kleine Menschenblick verliert. Wie im Traum sieht man die moderne Zeit auf Eisenschienen da unten durch's Thal wallen, wie im Traum klingt der Ton der Dampfpfeife herauf, gleitet ein Zug südwärtssehnender Menschen dem fernen Neapel zu.



TERRACINA



TERRACINA.

Von den Ufern des Liris nach dem Gestade der Sirenen.

Campanische Landschaft.

„Italien,
O du bist schön: wie die Jungfrau
Im ländlichen Quell ihren Brautschmuck,
So in zwei Meeren spiegelst du lächelnd
Unvergänglicher Anmuth blühenden Reiz!
Schön bist du, schön in Neapels
Blühendem Golf, in Tasso's grünem Sorrent,
Schön in der Lava deines Vesuv — — —“

(Halm.)

* * *

Streifzug vom Gran Sasso d'Italia nach dem Vesuv.

Wie in einer urzeitlichen titanischen Sturmfluth von den rechts und links anwuchtenden Wogen der beiden, die Halbinsel gürtenden Meere: des Tyrrhenischen und des Adriatischen, in deren Mitte gegen die Wolken gethürmt, weitaus sichtbar und hineinschauend in alle Thäler des gebirgigen Samniterlandes, erhebt sich in plötzlichem Aufsteigen aus dem Hügellande des Litorale die majestätische Alpensäule des Gran Sasso d'Italia.

Um diesen Berg herum stauen sich die von allen Seiten herandrängenden Züge der Apenninen, welche hier den trotzigen Namen der Abruzzen tragen, hier ist der Knotenpunkt des vom Norden bis in den fernsten Süden hineingeschlungenen Gebirgsbandes, wie der Knotenpunkt der Halbinsel überhaupt. Hier vollzieht sich die Scheidung in einen Norden und einen Süden, und man erkennt sie gar bald an Licht und Wärme, an Thieren und Pflanzen, sie zeigt sich in den Sitten der Einwohner, an ihrer Sprache, in allen Einrichtungen.

Nach Norden ziehen, den Alpen zu, der römische, hetrurische und ligurische Apennin, zur Seite ihnen die toscanischen und umbrischen Ketten.



ABRUZZENKNABE.

Nach Süden verlaufen sich sanft die Abruzzen in die sanften campanischen Höhen oder ziehen weiter in's Land hinein auf verschiedenen Wegen als apulischer und calabrischer Apennin bis hinab zu der blauen Fluth des Faro di Messina, in welcher sie untertauchen, um auf der trinacrischen Insel, diese von Ost nach West durchlaufend, ihre Wanderung fortzusetzen und erst bei Trapani zu enden.

Wie Pyramiden ragen die drei höchsten Gipfel des Gran Sasso in den Aether hinein. Deren vornehmste ist der Monte Corno, ihm zunächst der Monte Brancastello, dann der Monte di Fano Trojano. Einem Titanenzeltlager gleichen die andern über- und nebeneinander gegipfelten Berghäupter, und drüben auf der Majella steht der Feind, dessen Haupt, der erhabene Monte Amaro, dem Monte Corno die Ehre, der höchste der Halbinsel zu sein, gern streitig machen möchte. Unter seiner Hoheit stehen der Morrone, diesem gesellen sich der Monte Alto, die Scalata und der Rocca di Lipareto.

Von der Pyramide des Gran Sasso aus (sie ist so selten erstiegen worden) erblickt man „alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit", und wie der leicht begeisterte Wanderer auf dem Oelberge über dem lachenden Sorrent in freudiges Staunen ausbricht, sieht er durch das Laubwerk der Feigen und Oliven zur Rechten und Linken je



ABRUZZENMAEDCHEN.

einen Golf in lieblicher Bläue auftauchen, so fassen ihn hier die Schauer des Erhabenen, wenn seine Seele die Schwingen entfalten darf über zwei unendlichen Meeren, welche sich nach Ost und West in den niedersteigenden Himmel heben. — Dort auf den blauen Wogen des tyrrhenischen Meeres glänzen die Segel der Schiffe campanischer und sicilischer, gallischer und iberischer Küsten; griechische Segel und die des Orient gleiten über die Adria. Durch die Berge zu Füßen winden sich schöne grüne Thäler nach allen Seiten und führen wasserreiche Flüsse und Menschenstraßen zu den Küsten oder in des Landes Innere hinein.

Dort unten, allüberall, wo heute die weißen Städte schimmern, lagen einst die finstern Burgen der selbst einem Rom Trotz bietenden Samniter-Eidgenossenschaft. Zu unsern Füßen breiten sich, soweit unser Auge reicht, die Ländergebiete der Marsen, der Picenter, der Hirpiner aus. In nächster Nähe der Wolkenburg hausten die Vestiner, Praetuttier, die Marruciner, und an der Majella dort die Peligner. Die alten, wie Bovianum, einst mächtigen Städte liegen irgendwo in der grünen Wildniß da unten als grasbedeckte Trümmerhaufen, die capitolinische Wölfin fraß ihre Einwohner, und Sulla, der Wölfin Sohn, schwang die Brandfackel durch die Waldstädte, nicht ruhend, bis das Land eine Einöde wurde, und nur noch Füchse und Eulen in den Ruinen wohnten.

Ueber die so blühenden Gefilde aber legte die Geschichte den Trauerflor, unter dem hervor nur wenige glückliche Städte schimmern; denn Samnium hat sich nie wieder ganz vom Boden gehoben, seine Söhne sind, wie die der Magna Graecia, die Stiefkinder Italiens.

Jene Städte sind aber Teramo, Ascoli, Chieti, Ortona, Lanciano und Vasto an den steilaufsteigenden, aber lieblichen Küsten der Adria; und in das Land hinein liegen Aquila, es scheint einen Pfeilschuß weit, Popoli, Solmona Castell di Sangro und Isernia; über diese führt die Gebirgsstraße nach dem Süden, nach der Küste des andern Meeres, dessen Wogen die glühende Natur in dem Vesuv und noch weiter hinab in dem Aetna ragende Leuchtthürme gesetzt hat.

Schon jetzt, wenn wir über diese Höhen ziehen, weht unsre Wangen der weiche Hauch des Südens an und stürzt sich die Tramontana vom Norden her auf das Land — hier an der Felsenstirn des Gran Sasso bricht sie ihre Adlerflügel, und wir träumen, wenn sich unser Blick über den fernsten, im lichten Purpur verschleierten Bergzügen verloren hat, von den Inseln der Seligen, von dem Lande gesteigerter Lust, von Reben und Rosen, und alte deutsche Sehnsuchtslieder hallen von den steilen Wänden der Abruzzen wieder:

„Am starren Felsen bricht sich der Nord,
Sanft wehen Lüftchen im Thale fort;
Durch die Wälder schimmert der Mond einher,
Und ferne rauschet und brauset das Meer —
Ach in die Ferne sehnt sich mein Herz!“

Und so steigt man gern zu den Menschenstraßen nieder, zu den Menschen und erfragt mit klopfendem Herzen den Weg nach Süden. Wir können nicht irren:

„Dort das Gebirg der Abruzzen und hier die pontinischen Sümpfe
Führen vom Lande der Kunst nach der Natur Paradies.“

(Platen.)

Wir entfliehen dem Ernste Roms, der uns so manchesmal die Seele befangen, wir eilen von geschwärzten Sarkophagen zu blühenden Rosenlauben, lassen hinter uns die Todtengesänge der Priester; dem Geklimper der Guitarren, dem bacchischen Schalle des Tamburins und heitern Liebesgesängen eines frohen Volkes nachgehend.

Der Uebergang ist kein plötzlicher. Manchen Tag noch stäuben die Füße des Wanderers, ehe er sie alle abgeschritten, die Thäler und die Höhen bis zum Strande Parthenope's. Leichter ist es, und ganz plötzlich vollzieht sich der Uebergang, wenn man auf den Flügeln des Dampfes von Rom an den pontinischen Sümpfen vorbei sich nach der ersehnten Neapolis tragen läßt. In Nacht und Nebel steigt man auf, hüllt sich zu kurzem Schlafe in seine Toga, während der wilde Renner durch die öde Ebene braust — und öffnet die Augen, wenn die Morgensonne den Gipfel des Vesuv röthet und die Höhen Neapels mit Rosen überstreut.

Wir gehen am Stabe.

Diese freundliche Stadt ist Aquila. Sie liegt inmitten der gewaltigen Arena, welche die umstehenden Gebirge einschließen, auf einem luftigen Berge, der seine Seiten mit freundlichem Grün und Gärten bedeckte. Schmuck und glänzend wie ein Gebirgsmädchen am Feste steht sie da oben. Sie hat ihr bestes Gewand angezogen, denn sie hat das Abruzzenland zu repräsentiren, und das gelingt ihr vortrefflich. Der alten Zeiten, ja auch des Mittelalters und des deutschen Scepters hat sie vollständig vergessen, und wäre nicht der Name und des Kaisers Adler geblieben, der noch hie und da mit lahmen Flügeln versteint an den Mauern hängt — Niemand würde ahnen, daß Aquila durch einen deutschen Herrscher gebaut wurde. Unser Friedrich II. ist der Stadt Gründer. Damals wurden neunundneunzig Gemeinden zu einem Grenzwall gegen Rom hin in Einem Ring vereinigt. Neunundneunzig Brunnen rauschten vor der Stadt und die Glocken läuteten von neunundneunzig Kirchen, in welche sich die siebenzigtausend Einwohner vertheilten.



LIRISFALL BEI ISOLA

[illegible] unter dem [illegible] nur wenige [illegible] seine Söhne sind, wie [illegible]

[illegible] und Bahn an den steilaufsteigenden, aber [illegible] einen Pfeilschuß weit, Popoli, Solmona [illegible] nach dem Süden, nach der Küste des andern [illegible] weiter hinab in dem Aether ragende Leuchtthürme [illegible]

[illegible] Wangen der weiche Hauch des Südens an und [illegible] — hier an der Felsenstirn des Gran Sasso bricht sie [illegible] im lichten Purpur verschleierten Berg- [illegible] von Reben und Rosen, und alte [illegible] Abruzzen wieder:

„[illegible] der Nord,
[illegible] Thale fort;
[illegible] der Mond einher,
[illegible] das Meer —
[illegible] mein Herz!"

[illegible] zu den Menschen und erfragt mit klopfendem Herzen den [illegible]

„[illegible] und hier die pontinischen Sümpfe
[illegible] der Natur Paradies."

(Platen.)

[illegible] die Seele besungen, wir eilen von geschwärzten Sarkophagen [illegible] die Todtengesänge der Priester; dem Geklimper der Guitarren, dem [illegible] Liebesgesängen eines frohen Volkes nachgehend.

[illegible] Manchen Tag noch stäuben die Füße des Wanderers, ehe er sie alle [illegible] die Höhen bis zum Strande Parthenope's. Leichter ist es, und ganz plötzlich vollzieht sich [illegible] auf den Flügeln des Dampfes von Rom an den pontinischen Sümpfen vorbei sich nach [illegible] In Nacht und Nebel steigt man auf, hüllt sich zu kurzem Schlafe in seine Toga, [illegible] die Ebene braust — und öffnet die Augen, wenn die Morgensonne den [illegible] mit Rosen überstreut.

[illegible]

[illegible] der gewaltigen Arena, welche die umstehenden Gebirge einschließen, [illegible] mit freundlichem Grün und Gärten bedeckte. Schmuck und glänzend [illegible] da oben. Sie hat ihr bestes Gewand angezogen, denn sie hat das Abruzzenland [illegible] ihr vortrefflich. Der alten Zeiten, ja auch des Mittelalters und des deutschen Zepters [illegible], und wäre nicht der Name und des Kaisers Adler geblieben, der noch hie und da mit lahmen [illegible] an den Mauern hängt — Niemand würde ahnen, daß Aquila durch einen deutschen Herrscher gebaut [illegible] Friedrich II. ist der Stadt Gründer. Damals wurden neunundneunzig Gemeinden zu einem Grenzwall [illegible] in Einem Ring vereinigt. Neunundneunzig Brunnen rauschten [illegible] Stadt und die Glocken läuteten von [illegible] Kirchen, in welche sich die siebenzigtausend Einwohner [illegible]



LIRISFALL BEI ISOLA.

Das klingt wie ein Märchen — und wirklich: heute ist es zur Sage geworden. Wenige Brünnlein fließen noch, wenige dünne Glockenstimmchen laden eine durch mittelalterliche Fehden, durch Erdbeben und Armuth decimirte Bevölkerung zum alten Dienste.

Ein Hohenstaufe bauete die Stadt — ein Hohenstaufe, Manfred, zerstörte sie; ein Franzose erhob sie aus dem Schutte — Erdbeben um Erdbeben warf sie wieder dahin. So sind heute die Häuser, obschon mancher stattliche Palast darunter ist, zumeist gebrochen, oder ängstlich geflickt, und die Bewohner gehen durch die Straßen und schauen einander in's Gesicht, als ob sie sich fragen möchten: „Weißt du keine Arbeit für mich?" Aber schön sind diese Leute, Männer sowohl wie Frauen, schön und gesund, geschickt, einen guten Theil des vaterländischen Schicksals auf die breiten Schultern zu nehmen. Da muß aber das Erdbeben erst noch einige Kirchen einstürzen lassen, denn Aquila ist, wie es einst für den Papst entschieden Partei nahm, noch heute eine gar fromme Stadt. Wegen der vielen Kirchen, unter denen S. Maria in Collemaggio, del Soccorso, S. Bernardino di Siena, S. Domenico und etwa noch vier, fünf andere die interessantesten sind, wegen dieser Kirchen haben die Industriegebäude keinen Raum bekommen. Wäre nicht ein wenig Handel mit den Produkten der Gärten und Viehtriften, „so gäb' es nirgend einen Halt".

Eine kurze Wanderung führt uns aus der armen Gegenwart in das blühende Alterthum hinein, von dem noch ein Schatten in den Ruinen draußen auf einem verbrannten Hügel liegt. In dem Thale fließt der Aternus und dieß hier war Amiternum, des Sabinervolkes schöne Mutterstadt, heute heilig erklärt als San Vittorino. Wie arm muß dieser Heilige sein, oder was für ein Ascet, denn die wenigen Häuslein, die seinen Namen tragen, bestehen aus Lehm und Brocken des Alterthums, und auf den schmalen Straßen liegt der Dünger fußhoch. In dem Dünger liegt eine kopflose, kolossale Minerva, an deren Gewandfalten sich des Dorfes Sauen reiben; im Thale stehen die Grundpfeiler des Amphitheaters, dessen Arena jetzt der Pflug durchschneidet; an den Häusern, in den Häusern kleben unzählige Bruchstücke von alten Inschriften, Friesen, Capitälen, Pilastern und Reliefen — das ist der Schatten des schönen Amiternum, der Stadt, die Sallustius seine Vaterstadt nannte. Nur einmal im Jahr legt sie den alten Purpur an, das ist im März, im Lenzbeginn, wenn die rothen Mandeln blühen, mit denen die Berge bedeckt sind — der fällt ihr aber bald wieder von den Schultern.

So ist Alles beschaffen, was hier in den Abruzzen aus der Römerzeit einer wilderen Natur zur Zerstörung überlassen blieb. Nur die Namen klingen fort und die nachkommenden Völker, wie von einem Fluche geschreckt, der auf den blutgedüngten Stätten des Alterthums zu ruhen scheint, baueten nicht gern in die Ruinen hinein, sondern suchten entfernte Stätten.

So ist auch Popoli, das an dem Ufer des Pescara blühende Städtchen, wie Aquila von Amiternum, von dem einst mauerstarken Corfinium eine Stunde weit entfernt. Auf Corfinium, die Pelignerstadt, baueten einst die Völker des Bundesgenossenkrieges als auf die feste Burg des Bundes, hier sollte Neu-Rom entstehen und in diesem Glauben taufte man es mit Blut: Italica. Der Völker Asche ist in alle Winde verweht und auf dem verwitterten Marmor der stolzen Italica wächst der Mais des Abruzzenbauers, der nicht weiß, welche Bedeutung die grauen Mauern hatten, die ihm hier und da noch hindernd aus dem Boden entgegenragen.

Aber Popoli blüht. Belebte Straßen von allen Seiten begegnen sich in ihm und an den antiken Ruinen braust die Zeit auf Flügeln des Dampfes vorüber. Schaut man von Popoli aus südwärts, so blickt man in eine große schöne Gigantenlandschaft hinein. Berg thürmt sich über Berg in reichem Wechsel der Formen und der Farben. Und ziehen die schwarzen Wolken um die fernen Gipfel, und streut die Sonne ihr Gold mitten hinein, so ist Alles Leben und Bewegung wie in einer Cyklopenwanderung. Das ist die gewaltige Majella, ein Gebirgsstock von fünfzig Miglien im Umfange. Ueber ihn und an seinen trotzigen Wänden hin läuft die Straße nach dem Süden.

Solmona ist die nächste Stadt von Popoli aus. Immer freundlicher gestaltet sich die Landschaft, und ganz offenbar waltet hier derselbe Athem noch, der jenseits des Gebirges die Citronen blühen läßt und der Myrthe auf den Bergen die Knospen öffnet. Der klare Gizio ergießt seine nährenden Adern durch das weite Thal, und so weit das Auge blickt reift Korn und Wein, reift Obst und des Oelbaums schwellende Beere der Sonne entgegen. Hier klingt zur Zeit des Lenzes und zur Erntezeit das Land von den Gesängen eines in Freude pflanzenden und erntenden Volkes.



ALBA.

Den Ruhm der Fruchtbarkeit hat sich das alte Sulmo bewahrt und noch heute mag man ob seinen Auen singen, wie Ovid einst von ihnen sang:

„Reich ist die Flur an Ceres Frucht, viel reicher an Trauben;
Pallas' Beere gedeiht schön auf dem leichteren Land.
Bäche durchgleiten das Gras, das sich beugt und wieder emporhebt,
Um dem befeuchteten Grund schattigen Rasen zu leih'n."

Theurer als jener Ruhm ist ihm jedoch der, Ovid's Geburtsstadt zu sein. Das weiß jeder Bürger und jeder meint sich ein Nachkomme jener illustren Ritterfamilie. Ja, in Sulmo wurde der Sänger der Liebe am 20. März 43 v. Chr. geboren; und blieb von der Villa, wo seine Wiege stand, auch kein Stein erhalten, sein Geist webt noch überall. Auch das letzte arme Priesterlein der Stadt nimmt mit Stolz seinen Publius Ovidius Naso vom Bücherbrette und blättert, schlägt nach und beweist die Echtheit von dessen sulmonischer Geburt aus des Dichters eigenen Schriften.

Ovid's Landsleute zeichneten sich schon im Alterthum durch große Kraft und Freiheitsliebe, aber ebenso durch stille Sitten und freudige Genügsamkeit aus. Schweres hatten sie zu erdulden und mit Feuer und Schwert wütheten unter ihnen Sulla, Mark Anton und fremde Barbarenscharen; auch die Hohenstaufen warfen den Brand in die Stadt, und was das Feuer übrig gelassen, verwüsteten die Erdbeben. So mag man sich heute immerhin wundern, eine geordnete, wohlgebaute Stadt zu finden, deren Mauern allerdings fast nur moderne Gebäude umschließen. Was von Gothik übrig blieb, findet sich fast nur an einigen Kirchen.

Seit Eröffnung neuer Verkehrsstraßen hat der dumpfe Hauch des Mittelalters, der durch alle diese Gebirgsstädte wehete, einem frischeren Winde Platz geben müssen, der Bann ist gebrochen, und wenn die Luft von Rom her sich nicht ändert, wird in diesen Thälern eine schöne Zukunft erblühen, wird sich aus diesem tüchtigen Menschenschlage die verweichlichte Bevölkerung der Städte in den üppigen Ebenen regeneriren können.

Grüngoldig dringen Feld und Wiese bis dicht an den Mauerring der Stadt hinan, herrliche Baumgruppen stehen an den Bächen, und die Rebe rankt in ihre sonnigen Gipfel. Ja, schön bist du, „des Peligner-Gebiets sulmonisches Drittel“, schön und besingenswerth. Hier wohnt Italiens Kraft!



STRASSENBILD AUS DEN ABRUZZEN.

Bei dem lieblichen, echt italischen Pettorano verläßt man die lebensfrohe Ebene und tritt in der Majella stille Gebirgswelt ein. Immer bergauf steigt die weißblendende Straße, immer weiter in die Felsen hinein. Diese sind kahl und leuchten wie Gold, wenn die Sonne auf ihnen liegt, denn der Wälder grünes Kleid ist ihnen schon lang abhanden gekommen. Das Kleid der Armuth deckt die starren Glieder: Heide, Melisse, Enzian, Waldrebe und Quendel, in welchem die Bienen Sulmona's und Pettorano's gar geschäftig summen. Auch die Vogelwelt ist arm, nur die Falken sieht man ohn' Unterlaß über den Bergeshäuptern kreisen, den öden Weg kreuzt die scheue Heidelerche. Im Winter aber zeigt sich an den Hängen Bär und Wolf und der Hirt vertauscht dann den leichten Stab mit der langen Büchse, wie sie den Räubern eigen, die sich von Zeit zu Zeit noch dem vierfüßigen Raubgesindel gesellen.

Hier trifft man noch die echten rechten Hirten alter Zeiten, und seit mehr als tausend Jahren mag sich an ihren Sitten und Gebräuchen nichts geändert haben, denn auch ihr Christuscultus ist nichts als schwach übertünchtes Heidenthum. Schöne, wettertrotzige Männer sind diese samnitischen Abruzzenhirten, schön und stark, aber unendlich gutmüthig. Unter des Rohres leichtgefügtem Dach verbringen sie den Sommer, den großen, zottigen Abruzzenwolfshund als treuesten Gefährten zur Seite, die Lithographie des heiligen Pamphilius als Hausgott an den Fels geklebt, als Freudenbringer das Pansinstrument, die kreischende Zampogna an dem Eingange der Hütte aufgehängt. Die Weiber schaffen in den Thälern, der älteste Sohn ist beim Vater und hütet der Lämmer. Aus dem bischen Armuth erbaut sich Mann und Frau ein Schwalbennest am Bache, wo die Andern wohnen, und die Freuden der großen Welt da draußen blicken nicht in seine Fenster.

Aus solcher Armuth, aus lauter Armuth ist das elende Dörfchen Rocca Valloscura in einer engen Thalschlucht zusammengeflickt. Da grünt kein Feld, da blüht kein Garten, nur ein paar alte Bäume bilden eine Art Regendach über den Nestern dieser Paradiesvögel. Wie aber sind diese Nester beschaffen! Der Maler nimmt wohl

erfreut sein Skizzenbuch heraus, der Dichter heimelt sich rasch ein kleines Idyll zusammen — jeder andere Mensch zieht eiligst daran vorüber.

Und höher steigt die Straße. Da auf einmal, wenn man aus der letzten Schlucht heraustritt, öffnet sich den erstaunten Blicken das überraschende, herrliche Schauspiel einer weiten, endlosen Hochebene, eben wie ein Tanzsaal, wie eine gewaltige Tenne. Und die entzückendste Luft weht von den sie umfassenden Hochgebirgen herab. Doch die Einsamkeit der Steppe umgibt den Wanderer. Nur ganz am Ende erst zeigt sich ein mit Menschenwerk gekrönter Berg — eine Stadt. Diese ist Roccarasa, der höchstgelegene Ort Mittel- und Unteritaliens, und die Ebene führt den Namen Piano di Cinquemiglia, nach ihrer großartigen Ausdehnung also benannt. Sie bildet Ein riesiges Getreidefeld, auf dem nach vollbrachter Ernte ungezählte Heerden von Pferden, Rindern, Schweinen und Schafen weiden.

Wie klar und durchsichtig ist hier die Luft, aber auch im August ist ihr Wehen schon fühlbar kühl, und im Winter gar häuft die brausende Tramontana den Schnee so hoch, daß die Straße für lange Zeit gesperrt bleibt.

Zweimal erlagen im Mittelalter einige Fähnlein deutscher und venetianischer Truppen diesem Ungestüm des ganz unitalischen Himmels.

Was man hier von Leuten begegnet, ist ernst wie die Landschaft, die sie erzeugte, und ernst ist auch die Kleidung des gemeinen Mannes. Zeigen sich in den römischen und napoletanischen Bergen, wie nördlich vom Kloster Monte Cassino in Atina, S. Donato und Elia, die brennenden Farben noch in den Kleidern der Frauen, tragen die Männer der Umgebung Solmona's wenigstens noch scharlachfarbene Westen, so ist von hier ab Alles dunkel. Dunkelblau oder dunkelbraun sind die Stoffe, in welche sich Männer wie Frauen vom Kopf bis zu den Füßen kleiden. Die leichte Sandale des Ciocciarenlandes taugt hier nicht mehr, der rauhe Fels verlangt derbe Schuhe von härtestem Leder. So ist auch der Gang hier ein schwerer, tappender, und der schwebende Wandel muß in Rom und Neapel gesucht werden, wie auch der leichte bewegliche Sinn.

Hinter Roccarasa, das gar freundlich aus seinen Felsen herausgrüßt, beginnt ein prächtiger Eichenwald, durch welchen die Straße sanft nach Castell di Sangro abfällt. Luft und Sonne, Meer und Himmel kann man in Italien überall so schön haben, aber zu den Seltenheiten gehört ein Wald, ja schon ein Wäldchen. Wo man Wald findet, wirkt er aber auch doppeltschön, denn Licht und Farben des südlichen Himmels weben viel mächtiger in den Zweigen, und die Wärme destillirt den Duft aus den Blättern viel kräftiger, viel berauschender als daheim. Kommt dazu noch heimischer Vögel frischer Gesang oder der Häher übermüthig Gekreisch, flattern die lieben, bekannten weißen und blauen Falter über fremde, schöne Blumen, o so weiß das Herz, noch dazu, wenn es zufällig ein deutsches ist, vor Lust gar nicht, was anzufangen. Dann kommen die lieben Märchen aus dem moosigen Hintergrunde und von den düstern, flechtenüberwachsenen Felsenblöcken wehen die sonnengewebten Schleier der Waldfei.

Dem Volke hier jedoch ist Alles todt, da regt sich nichts in Bach und Quelle, keine freundliche Sage verwebt sich mit dem Epheu der Halde, von den schwarzen Ruinen unter den Wurzeln wissen sie nichts zu erzählen. Die alten Helden, die alten Leiden, die antiken Götter sind gründlich schlafen gegangen.

Vor Castell di Sangro hört die Waldträumerei auf. Dafür begrüßt uns ein schwellender Fluß, der Sangro, und an seinem Ufer hat sich die Miserie unter dem Namen jener Stadt angebaut. Hier gibt's wenig zu schaffen, und die Langeweile lagert am Rande der Straßen und schaut aus den niedrigen Fenstern heraus, in welche noch hier und da kleine, feine Marmorsäulchen, Reste des anständigeren Mittelalters, vermauert sind. Jetzt verwendet hier Niemand mehr Marmor zum Bauen, jetzt reicht das Geld kaum für trockenes Maisbrod.

Weiter!

Wer noch einen Gruß nach der Adria, nach Lanciano zu senden hat, der trage ihn dem rauschenden Sangro auf. Dieser Fluß muß sich sein Leben unendlich sauer werden lassen, wie ein echter Abruzzensohn. Sein Weg ist weit, gekrümmt, zerrissen, gequetscht, ein verirrter, elender Weg. Er ist in Gioja, in der „Freude" geboren, dort oben am Monte Turchio, am südwestlichen Ufer des Lago Fucino, drängt sich nach Osten in mäandrischen Windungen, durch nie abreißende Bergketten, durch einsame Thäler, und immer verlassener schleicht er müd, um darin unterzugehen, in die Sümpfe der adriatischen Küste.

Ei, wenn so ein Fluß nach dem Süden uns tragen wollte und wir münden könnten, dem Elend entsprungen, in der Freude! — Die Bergstraße nimmt kein Ende. Die Falken dort oben jauchzen vor Freude über die Ausschau



OLIVENHAIN BEI VENAFRO.

[illegible] — jeder andere Mensch [illegible]

[illegible] öffnet sich [illegible] eben wie ein Tanzsaal, [illegible] Doch die [illegible] Menschenwerk geschaffener [illegible] und die Ebene führt [illegible] Sie bildet ein riesiges [illegible] und Schafen weiden.

[illegible] und im [illegible] Zeit gesperrt bleibt.

[illegible] Ungestüm des [illegible]

[illegible] ernst ist auch die Kleidung [illegible] nördlich vom Kloster [illegible] Frauen, tragen [illegible] ist hier an Alles dunkel, [illegible] bis zu den Füßen [illegible] verlangt feste Schuhe von [illegible] Mantel muß in [illegible]

[illegible] ein prächtiger Eichenwald, durch [illegible] Eber und Damwild kann man in [illegible] Wäldern. Wo man Wald findet, [illegible] in den Zweigen, [illegible] Kommt dazu [illegible] weißen und [illegible] ein Deutscher ist, vor [illegible] Waldes.

[illegible] keine freundliche Sage verweht [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



OLIVENHAIN BEI VENAFRO.

nach dem duftigen Süden — unser Blick wird gehemmt durch unzähliger Berge lange Reihen, deren kahle Seiten wenig Trost geben wollen. Wo irgend sich eine Gelegenheit zu menschlicher Ansiedlung gab, steht heute ein schwarzes zerfallenes und unheimliches Räubernest, aus dessen Thür- und Fensteröffnungen der bleiche Hunger schaut, wo alle Instrumente längst verrosteten außer der Flinte.

Rionero ist eine solche Räuberburg, die wie aus geraubtem Material auf scheuer Flucht zusammengebaut sich schief gegen den Nordwind anstemmt. Scheues Volk auch huscht um die Hausecken und ängstlich und hastig blitzen die Augen der vorüberlaufenden dünn und dürftig gekleideten Mädchen und Frauen. Drunten im Waldthale läuft der flüchtige Rio und eilt der hurtigen Vandra nach, die sich zusammen dem Volturno in die Arme stürzen.

Jetzt ist Gelegenheit zu Grüßen! Die gehen in napoletanisches Gebiet, unter Capua's Mauern dahin. Bald liegt auch hinter uns das Samniterland, denn wer möchte jetzt noch rasten in Isernia, in Venafro oder Teano; wer sich lagern vor der Schwelle des Hauses, nach dem er so lange sehnend über die Alpen gezogen, Flüsse gekreuzt, apenninisches Gebirgsland durchwandert oder den Staub alter Heerstraßen geathmet?

Zwar Isernia ladet vor Allen noch zu freundlichem Bleiben ein. Eine echt italienische Stadt ist dieß alte Aesernia, und liegt dazu in herrlicher Landschaft. An seiner Seite mündet ein tiefes Thal, in welches sich wiederum aus den Bergen des Hintergrundes heraus unzählige kleine Seitenthäler öffnen. An der Thalseite steigt eine hohe Mauer auf, und über diese schauen in malerischer Mischung mittelalterliche Häuser, Villen und Paläste im italienischen Verandenstil. Dächer und Säulen und Fenster sind aber überhangen, umkleidet und durchkrochen von den Ranken des Weinstocks. Auch bilden seine Reben zierliche Lauben, unter denen buntgekleidete Frauengestalten stehen und spinnen oder in die Berge schauen. Rothblühende Oleander und junge Rosen grüßen den Wanderer — unter dem blauen Himmel fliegen Scharen weißer Tauben — — das ist so recht Italien, das Land des Friedens und der Freude.

Aber man sehe das Bild nur von außen an; flüchtig eile man vorüber, so bleibt es eine schöne Erinnerung. Die bittere Enttäuschung geht drinnen in der Stadt auf den Zehen und die Gasthofbetten sind nicht mit Illusion gefüllt. Der Schinken auch dieser Stadt ist vortrefflich, aber dafür herrscht auch sein Erzeuger ganz unbeschränkt.

Vor der Stadt mag man sich des Lebens wieder freuen, denn von allen Seiten quillt das silberne Gebirgswasser als Bach, als Fluß hervor. Da ist die Lorda, die hinter dem Monte Secco entspringt, da bewässert der Cavaliere die wohlangebaute Ebene von S. Vito, und zu Hülfe eilen ihnen viele muntere Quellen. So weit der Mensch nun das Wasser beherrscht, grünt es und blüht es unter dieser italischen Sonne wie nirgends, wo es aber wie in den nun folgenden Ebenen mit Macht sich von den baumlosen Bergen stürzt, mit todtem Geröll die Flächen bedeckend, die Felder verschüttend, da wächst die Distel, und auch des Frühlings freundlichste Sonne weckt nur unnützes Kraut zwischen den Steinen.

Die Stürzung aller Wälder ist Italiens Fluch geworden, und nicht blos Italiens, sondern Spaniens, Griechenlands, Palästina's und vieler andrer. Was die Väter verschuldet, büßen heute die Kinder bei jedem Gewitter.

Wie trauernd in ihrer frierenden Nacktheit steht die herrliche Gebirgswelt, mit Bedauern blicken wir nach den kleiderlosen Riesen, die Bergspitze an Bergspitze auftauchen aus dem wogenden Nebel. Da der Monte Secco, der Coll'Alto und dort der erhabene Monte Miletto, der als ragendes Haupt den gewaltigen Matese, diesen breitlagernden Bergstock, krönt. Sie alle blicken in die Thäler der Armuth, der sie nur Steine im Lenz und Schneewolken im Winter zusenden können.

Auch Venafro, das zur Kaiserzeit blühende, fette Venafrum, die Stadt des Oelbaums, was ist sie heute andres als ein Armenhaus. Welch Leben herrschte hier im Alterthum! Wie lockte der Fluren Oel, der Berge Wein die Großen Roms zu behaglichem Aufenthalte hierher; denn üppigere Fluren als hier wurden weitaus nicht gesehen. Horaz pries sie, und Cicero, Ovid, Juvenal, Martial, Plinius, Strabo — alle singen die Schönheit Venafrums. Vorbei! Die zahlreichen Tempel stürzten, die Bäder, es brachen die Wasserleitungen, die Mauern brachen — und eingeschüchtert drückt sich das moderne Venafro im Kleide des armen Abruzzenbauers in die Felsen. Ein Glöcklein wimmert von einem dünnen Thurme, es klingt wie die zitternde, weinerliche Stimme eines Greisen, der den herabgekommenen Enkeln von stolzen Königshallen, von Saiten und Gesang erzählt. —



SANGRO-THAL.



GRAN SASSO D'ITALIA.

Jetzt bleiben die Berge bald hinter uns, mehr und mehr senkt sich die Straße, und dort unten wo der Staub aufgeht und in breiten Wolken dahinwirbelt, dort unten dehnt sich die flache Campagna, die das Meer begrenzt nach Westen, die gesegneten Rebenberge Neapels nach Süden. Bei Teano umgibt uns das flache Feld. Mit freudigem Gefühle stehen wir auf den Eisenschienen, auf welchen der Zug von Rom herangebraust kommt, der uns zwischen blühenden Feldern, wo Menschenfleiß und Sonne jahraus jahrein nicht müde werden zu locken und zu schaffen, der uns an freundlichen Städtchen, in deren Garten die Goldfrucht glüht, an Capua — Caserta — Maddaloni vorüber zum lachenden Gestade der Sirenen, zum blauen Meere, zur Stadt der Freude führt.



„Kennst du es wohl!“

„Die See geht hoch, die Sterne glänzen,
Neapels Golf liegt vor uns da
In Nacht, geschmückt mit allen Kränzen,
Hier Cap Misen, dort Ischia.

Wie Riesen trotzig, feste Thürme
Schaun von dem Ufer in das Meer,
Aus früher Zeit der Völkerstürme,
Des Zaubergürtels Schutz und Wehr.“

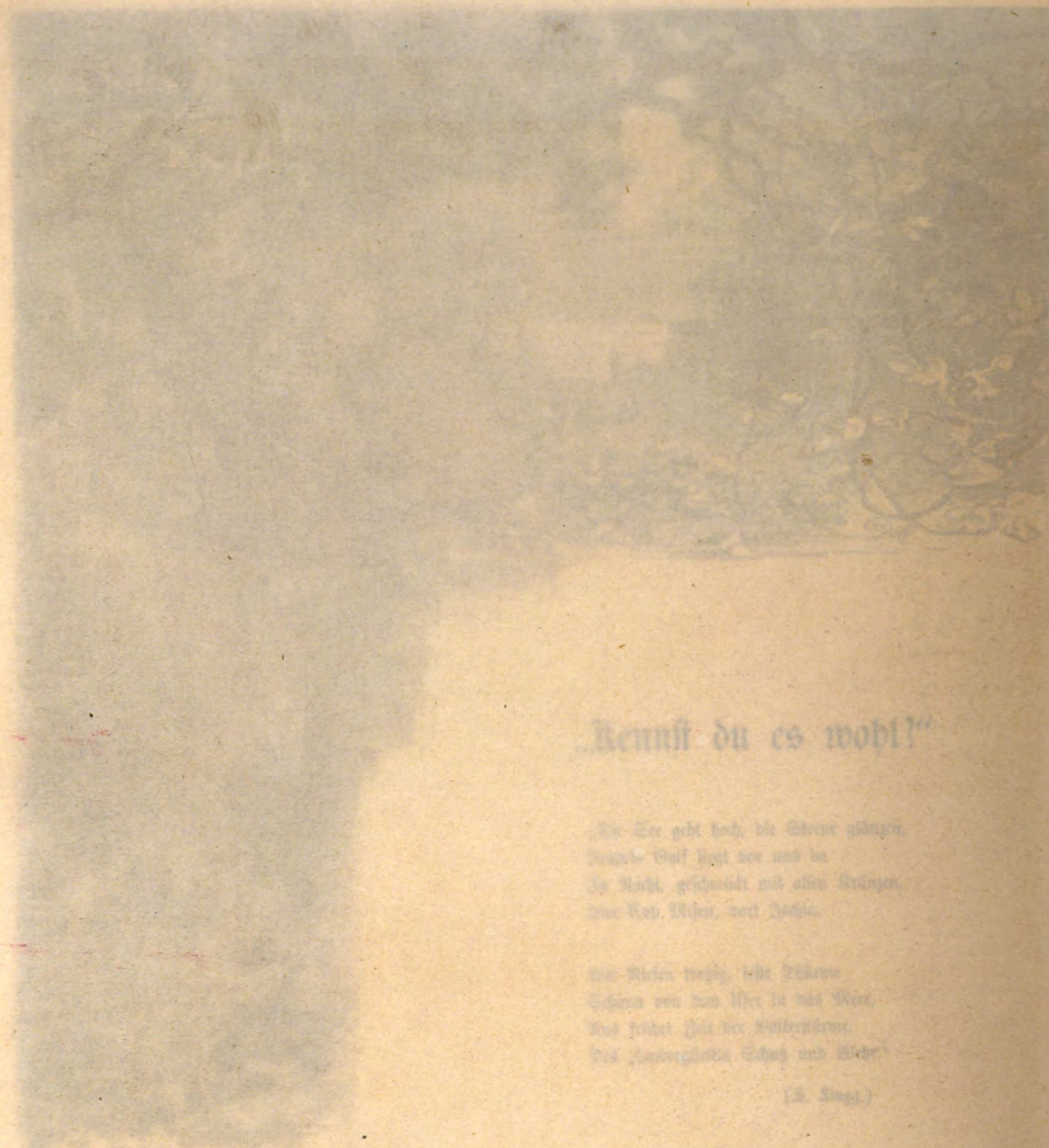
(H. Lingg.)

Es ist eine Frühlingsmondnacht. Leise rauschend gleitet der Dampfer durch die dunkle Fluth des Tyrrhenischen Meeres vom Norden kommend an den schweigenden Gestaden Latiums dahin. Nach Süden hin dämmern sanfte, lichtübergossene Höhenzüge. Von den wie eine Nachtwolke auf den Wogen liegenden Inseln blitzen die Leuchtfeuer, und tritt in ihren Schein dann und wann ein schwarzes, im Hauche der Nacht ziehendes Segel.

Die öde Küste da drüben, auf welcher der weiße Nebel in langen Streifen wallt, ist Cuma. Die kleine flache Insel, die sich mehr und mehr aus der Nachtfluth hebt und wie ein Traum auf dem Meere dahindämmert, heißt Procida. Dort brechen sich die Wellen, ihr weißer Schaum schimmert im Mondlicht, an dem steilgethürmten Cap Misen. Kleine Lichter blinken zur Linken, sie leuchten aus den Fischerhütten Baja's — wieder ein weißer, langer, einsamer Strand — wieder die Lichter einer Stadt auf einem Felsen: Pozzuoli — und, wie der Mond in die westlichen Berge sinkt, taucht sie auf aus den ruhenden Wassern, und Anker wirft das Schiff im Angesicht der wellengeborenen, der schönen griechischen Parthenope.



SOMMERNACHT AM POSILIPP



„Kennst du es wohl?"

„Die See geht hoch, die Sterne glänzen,
Neapels Golf liegt vor uns da
In Nacht, geschmückt mit allen Kränzen,
Hier Cap Misen, dort Ischia.

Die Riesen trotzig, [illegible]
Schauen von dem Ufer in das Meer,
Und funkelt [illegible] der Völkerströme,
Des Zaubergartens Schutz und Wehr."

(H. Lingg.)

Es ist eine Frühlingsmondnacht. Leise rauschend gleitet der Dampfer durch die [illegible] des [illegible] Meeres vom Norden kommend an den schweigenden Gestaden Italiens dahin. Noch [illegible] Höhenzüge. Von den wie eine Nachtwolke auf den Wogen liegenden Inseln [illegible] dann und wann ein schwarzes, im Hauche der Nacht ziehendes Segel.

Die [illegible] in langen Streifen wallt, ist Ischia. Die kleine flache Insel, die sich [illegible] hebt und wie ein Traum auf dem Meere dahindämmert, heißt Procida. Dort brechen sich die Wellen, ihr weißer Schaum schimmert im Mondlicht, an dem felsigen [illegible] Cap Misen. Kleine Lichter blinken zur Rechten, sie leuchten aus den Fischerhütten Baja's — wieder ein weißer, langer, einsamer Strand — wieder die Lichter einer Stadt auf einem Felsen: Pozzuoli — und, wie der Mond in die [illegible] Berge sinkt, taucht sie auf aus den ruhenden Wassern, und Anker wirft das Schiff im Angesicht der [illegible], der schönen griechischen Parthenope.



SOMMERNACHT AM POSILIPP.

In Neapel! jauchzt das Herz. Erfüllt ist der schöne Traum im Norden, verklungen sind die alten Sehnsuchtslieder: „Dahin! Dahin!" um in freudige Melodien der Erfüllung rosig erblühenden Lebensgenusses sich zu verwandeln. Ja, Herz, was da vor dir auf den Wellen liegt, ist die erträumte, ersehnte Neapolis, ist das Land der Lust, der Lieder, der Heiterkeit und Wonne, des Lorbeers und der Myrthe, ist das Land italischen Griechenthums. Blicke hin! Kennst du es wohl?

In rosige weiche Schleier verhüllt schlummert sie noch, die üppige Venus am blumendurchhauchten Strande, aber das Lächeln der Freude spielt auch im Schlafe um ihre Lippen und ihr Athem wehet über die schlummertrunkenen Wellen, die ihr die Füße netzen, als der Duft der Orangen und Limonen, die ihr üppiges Haar schmücken. Dort auf Posilippo's rebengegürteten Hügeln ruht ihr Haupt und das durchsichtige Schleiergewand fließt bis zu dem Fuße jenes feuergekrönten Berges, ihrem Opferaltar, an dem sie entschlummerte. Tausend große Sterne, schöner, als sie dem kalten Norden leuchten, gleiten über ihrem Haupte hinab, und beim ersten wonnigen Wehen des Morgens bewegen sich die Glieder im süßen Traum, öffnen sich blinzelnd in Lust und Erwartung die schwärmerischen Augen.

Hast du Ariadne gesehen, die schlafende Ariadne des Vatican? Sie zittert voll Bangen und Sehnsucht im Traum dem Götterkusse des Bacchus entgegen. Gelöst ist die Gewandesspange und der blühende, wollustathmende Busen hebt und senkt sich, athmet sehnend in den erwachenden Tag hinein, dem Gotte entgegen. Auch sie mag man der schlummernden Sirenenstadt vergleichen. Und der Gott kommt.

Hinter dem Feuerberge hebt sich ein lichter Schein — ein purpurner Streif dehnt sich langsam über das Meer hin, daß es rosig erglänzt. Die Berge Sorrento's färben sich — die Küste Portici's und Resina's tritt aus dem Nebel. Da trifft der erste goldene Pfeil mitten in die Rosengebüsche zu Häupten der Schläferin und, von Rosen überschüttet, erwacht sie und strahlt mit großen Augen in das Licht hinein. Ein weicher, wonniger Wind weht über die wallenden Wellen und löst die letzten luftigen Schleier und da steht sie in ihrer vollen Schöne, und Bacchus, der freudige Gott, kränzt ihr mit frischen Reben die goldnen Locken. Vom Vesuv steigt des Opferrauchs zierliche Säule auf zum Olymp.

„Und Eos streuet Rosen lächelnd
Auf Inseln, Vorgebirg und Schlucht,
Und ihr entgegen eilet fächelnd
Ein Zephir über Bajä's Bucht." (H. Lingg.)

So erwacht Neapel und Jubel und lauter Stimmen frohes Getön hallt herüber von dem menschenwimmelnden Strande, auf dem jetzt des Tages mächtige Sonne lebenspendend in Fülle ruht. Fischer und Schiffer lösen die Kähne und Barken vom Strande und ringen mit kräftigem Ruderschlage der höher schwellenden Fluth entgegen. In buntem Gewimmel gleiten die flinken Kähne zwischen den dunkeln Schiffen und Dampfern dahin, von deren Segeln und Masten noch der Thau der Nacht tropft. Ringsum munteres Geplätscher, Geschrei und rauher Zuruf der Seeleute. Von der Stadt herüber schallt ein dumpfes Donnern, der Völkerwoge wildes Hasten und Drängen. Ein Schrei, Ein Ruf wird verschlungen von dem Meere der Töne; ein einzelner Mensch geht unter in der Brandung der Massen — läßt sich treiben auf den Wellen; hierhin und dorthin getragen, bald auf die lachenden Höhen, bald in die dunklen Tiefen. —

Blühten in Rom die Rosen auf Gräbern — hier blühen sie auf dionysischem Boden, der die Rebe erzeugt und neben der Rebe die goldenen Früchte. Und immer blühen sie, neben der schnellwelkenden erschließt sich alsbald die junge Knospe. Und immer glühen die hesperischen Früchte, denn fällt die eine in schwellender Reife zu Boden, gleich färbt sich die Nachbarin und neben dieser steht wieder die hoffnungverheißende Knospe. Die welken Kränze, die die gestrige Nacht vom Haupt dir nahm, ersetzt dir der junge Tag mit frischen, schöneren. Auch auf den Blättern der Todtenfelder ruht nicht die trübe Asche der Urnen, darauf gestäubt vom grauen Flügel der Vergangenheit, nein, ruht der Goldstaub des heutigen Tages, in welchen das Gestern, sei's trüb, sei's heiter gewesen, nimmer hineinrankt.

„Gegenwärtiges freuet mich nur, dem Glücklichen lächelt
Nur der gold'ne Moment, lächelt die Wirklichkeit nur."



MAEDCHEN AUS DEN SALERNITANISCHEN BERGEN.

Weinte ich gestern? Quälte gestern mein Herz die bittere Sorge? Rang ich vergebens nach Kränzen des Ruhms? Ich öffne die Augen am Morgen — verrauscht ist der gestrige Tag, verweht der gestern mich umflatternde Gedanke — die Freude, der Glaube an das schöne Leben stehen an meinem Lager und küssen mir Stirn und Wangen und zeigen mit deutendem Finger auf die Hügel und über das Meer. Das Meer! Wie ein prächtiger Silbergürtel legt es sich um den blühenden Leib der zauberischen Sirene, ihre Reize zusammenfassend wie zu einem Blumenstrauß. Als Perlen darin erscheinen, als Diamanten, die lachenden Städte ringsum vom dunkelgrünen Sorrentovorgebirge bis zu Castellamare's lieblichen Höhen, von diesen über die glänzenden Torri nach dem freundlichen Portici, und die Orte auf den vesuvianischen Höhen und auf dem Vomero, und auf dem Posilippo — ach, wohin das Auge wenden? wie Alles aufnehmen in dem kleinen zuckenden Menschenherzen, das nicht weiß, wo es die Herrlichkeit bergen soll? Wo anfangen? Bei Caprea's zackigem Eiland, an Minerva's ragendem Cap? Oder willst du hinüber eilen zu den Griechentempeln des fernen Pästum? Durchstreifen die herkulische Stadt und das alte Stabiä? Der Sibylle Orakel in cumanischem Tempel belauschen? Dort locken die Schrecken des Vesuvs und da unter Reben am Grabe Virgils die sanfte Erinnerung. Hier stampft freudiges Volk, von wilder bacchischer Musik verlockt, den Boden des schattigen Gartens — drüben tummeln sich Barken im hellsten Sonnenschein auf blauendem Meere. Und du, Menschenkind, stehst mitten drin und fragst dich verwundert: Darfst auch du dich freuen? Ja, freue auch du dich! Stehe nicht, ein thörichter, stummer Knabe, bei Seite. Die gute Mutter, die reiche, große Mutter nimmt dich liebend bei der Hand und mit sanfter Gewalt führt sie dich in der Freuden goldenen Kreis. Und du im Norden:

„Gönn' ihm, nordischer Freund, die beneideten Freuden, und schelte
Keinen um flüchtigen Rausch, keinen um menschliches Glück!“

Als Gregorovius in einem Weingarten über der Stadt stand und das Meer und die Inseln darin ausgebreitet lagen wie ein seliger Traum: Capri, Nisita, Procida und Ischia — und sein Herz von dem Zauber der Schönheit hingerissen war, gesellte sich zu ihm ein gemeiner Schweizersoldat und sagte plötzlich, auf das Paradies da unten weisend, in wehmüthigem Tone: „Ach, es ischt zu schön, es macht ganz traurig!“ Ja, traurig stimmt uns zuletzt die Fülle der Schönheit, und ist es besonders der Nordländer, dessen tiefere, gemüthvolle Anschauung eine rechte Freude nicht aufkommen läßt. Schon mit einem Seufzer der Wehmuth leitet er gewöhnlich die Rufe seiner Bewunderung ein: Ach! wie so herrlich, wie so unendlich schön! Erfaßt uns in solchen Momenten der Schmerz über des Daseins kurze Dauer mehr als sonst? Drängt sich in ihnen der Gedanke zusammen, daß sich die ganze Herrlichkeit auf der Asche unzähliger Geschlechter, die vordem waren, aufgebaut, daß sie alles Streben nachfolgender mit demselben Lächeln, mit dem sie uns heute lächelt, überdauern werde? Oder kommt uns zum Bewußtsein, daß solcher Welt- und Naturgröße gegenüber der Gott in unserem Busen nicht gewachsen ist? daß ihm das: „Verweile, du bist so schön!“ nie gelingen kann? Da müht sich das schwache Herz ab, die Schönheit zu halten, sie sich zum Eigenthume zu machen, sie sein zu nennen, wie es ein geliebtes Wesen sein nennt. Da breitet man liebend die Arme aus — und ewig unbefriedigt fallen sie wieder herab.



TRIUMPHBOGEN KOENIG ALFONSO'S I. IN NEAPEL.

Dann kommt der Maler, der Dichter — beide streben in Begeisterung und treuem Fleiße, das große Bild dauernd zu fesseln; es, wie es in ihre Seelen gestrahlt, auch groß und ganz wieder auszustrahlen. — — Was aber bleibt? Dieser Schönheit geht es wie der Blume unter den Händen des Botanikers, wie dem sonnengaukelnden Falter im Netze des sammelnden Knaben: der thauige Schmelz welkt dahin, der bunte Farbenstaub ist verwischt, und trockene Leichen werden aufbewahrt.

Von dem goldenen Zauber eines innigen, warmen, duftvollen Maiabends in Neapel, von der Veilchenfarbe der ferndämmernden Inseln und Vorgebirge im Golfe, bis zur Tinte in der Feder, bis zur Druckerschwärze ist ein weiter, öder Weg, und bleich und arm liegen die Bilder in diesem Herbarium, trockene Gedankenleichen.

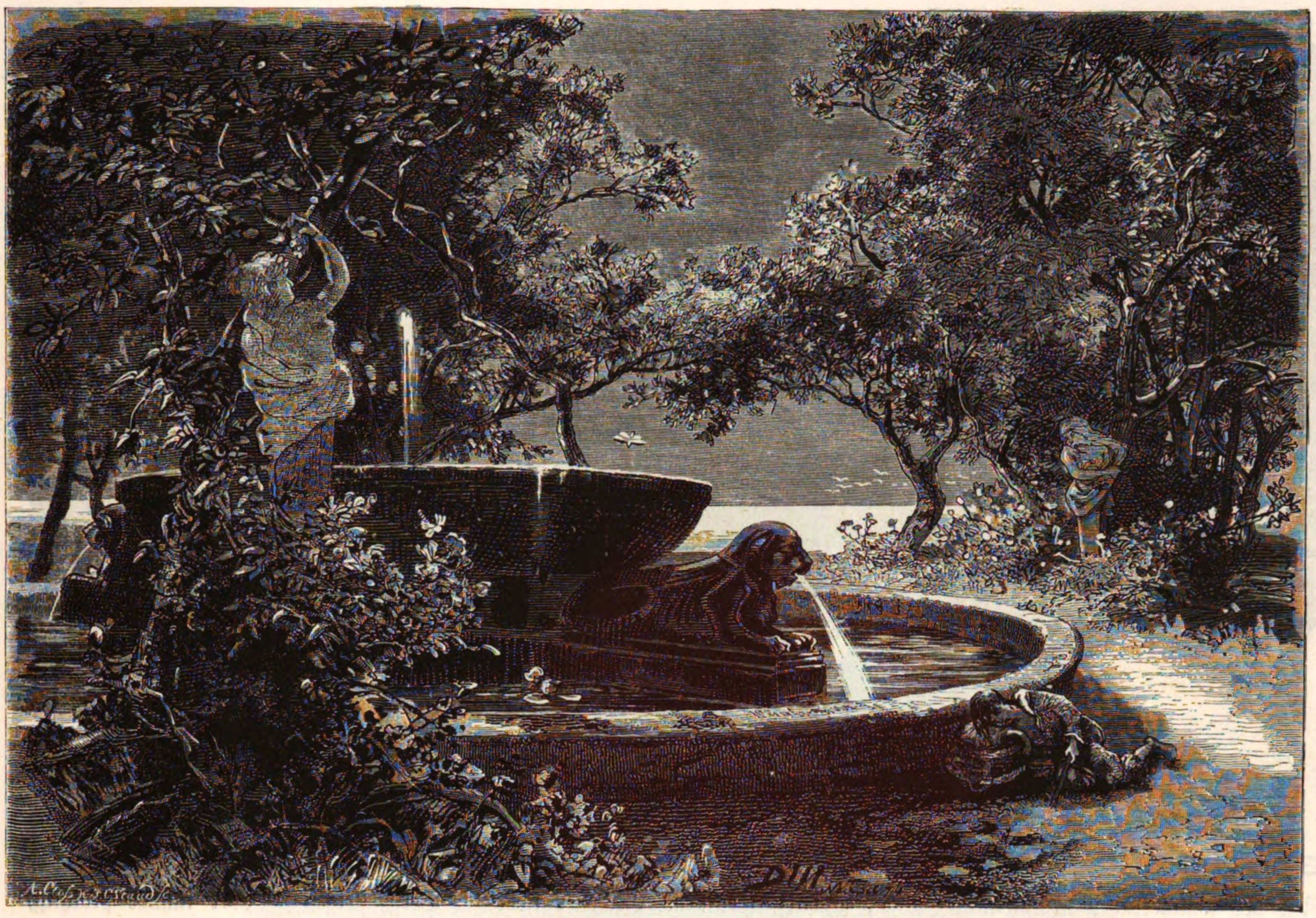


FISCHER AUS GAETA.

Neapel ist schön als Gesammtbild. Wie die volle Rose will es betrachtet sein, von der wir, einzeln Blatt um Blatt ausgezupft und betrachtet, auch keinen Begriff bekommen können. Wie die Rose nur Rose ist durch Farbe, Form und Duft, diese schöne Dreiheit, so ist Neapel nur Neapel in dem Zusammenwirken von Land, Stadt und Meer. In dieser Dreiheit besteht es, in ihr will es erfaßt sein, um genossen zu werden.

Das Land zieht sich in steter, mannichfaltiger Abwechslung von Berg und Thal, Fels und Schlucht, von Ebene und Höhenzug, aber jede Form in die andre hinein sanft vermittelt, vom Strande in das Innere, vom Innern wieder zum Strande zurück. Sanft sind auch die Linien, in denen es den Horizont begrenzt, sanft und wohlthuend. Jede schroffe, beleidigende Ecke ist abgeschliffen, eine Meisterhand modellirte hier. Denn gewiß nicht in wildem Würfeln titanischer Kräfte entstand dieses Land, sondern in freundlichem Zusammenwirken befreundeter Mächte. Und diese walten noch heute über dem gesegneten und hüten es noch heute in treuer Liebe vor schroffen Gegensätzen. Die Sonne aber, der milde Himmel putzten ihr Lieblingskind, die campanische Flur, zur schönsten Braut heraus, sie zogen ihr das Rebengewand an. Wie ein großes Netz webt sich die Weinpflanzung vom Thal zum Berg, aus dem Innern zum Strande hinab. Wo irgend eine Stütze, ein Baum, ein Strauch sich zeigt, den erobert die weinspendende Ranke in heiterer Luft. Und an diesen Ranken wachsen die köstlichen Trauben, aus diesen fließt der göttererfreuende Saft, der napoletanischem Lande die besondre Weihe gibt, der es überhaupt mit jenem Frohsinn, mit jener glücklichen Selbstvergessenheit, die dem Lande des Hopfens und der Gerste ganz fremd bleiben. Welcher Boden aber eignete sich besser zur Zucht des Weinstocks, als der, wo unterirdische Mächte, vulkanische Gewalten, im Verein mit einer potenzirten Sonne auf einem aschegedüngten Erdreich eine Gluth erzeugen, welche zu hoher Reife die schwellende Beere durchkocht, und die ihre begeisternden Funken zurückläßt in dem Purpurwein, an dem sich die Seele entzündet!

Durch die Reben drängt sich mit tausend weißen Sternblüthen im Sommer, im Winter mit leuchtenden Früchten bedeckt, der Orangen- und Citronenbaum, zu allen Zeiten vom lieblichsten Dufte umflossen; drängt sich der stolze, dunkellaubige Baum Apoll's, des Künstlers, des Helden geliebter Lorbeerbaum. Auf den Mauern, auf weißen Terrassen der Häuser blühen die Rosen auch um Weihnacht, und auch die großen, blauen Veilchen findet man zu dieser Zeit unter immergrünem Gebüsch. Ueber die Gartenmauer ragt die glanzblättrige Magnolie, in deren Zweigen sich die großblumige Nymphaea niedergelassen zu haben scheint. Welch herrlichen Gegensatz zu ihrem Weiß, zu dem kräftigen Grün aller Blätter bildet des schlanken Oleanders Blume, die zu Tausenden wie rothe Flammen der Leidenschaft flackert und leuchtet. Aber auch hier die Alles ausgleichende, verbindende Liebe: kein Baum, kein Strauch



BRUNNEN IN DER VILLA REALE IN NEAPEL.

steht allein, keiner sondert seine Formen, es sei denn Pinie und Cypresse, hart von dem andern ab, denn das Reich der Schlingpflanzen sendet seine heitere Sippe vermittelnd, verbindend, kettend und einigend in lustigem Gewebe von einem zum andern.

Das ist das Leben der Gärten, der Weinberge dieses Landes.

Außerhalb der Mauern aber, wo keines Menschen Hand hindernd oder fördernd eingreift, auf den starren Felsen, die des Sommers Sonne mit Allgewalt durchglüht, auf den Ruinen der Vorzeit, am Strande neben des einsamen Fischers Hütte wächst es toll und wild aus dem Boden und ergeht sich in bizarren Formen. Da hält die Wache der silbergraue Cactus, die indische Feige, deren stachelbesetzte handgroße Blätter sich im Hochsommer mit des Volkes Lieblingsfrucht füllen, da thront wie eines Seekönigs stolzer Waffen- und Bannerträger der kühne Stamm der Agave; da weht und flüstert im Meerwind das hohe, biegsame Schilf. Auch die schirmgeformte Pinie finden wir dort, den wilden Oelbaum, die immergrüne Eiche, den Erdbeerbaum und die bienendurchsummte blühende Myrthe und Erica; während dem kräuterreichen Boden schon im zweiten Wintermonat die Anemonen, die Crocus und zahlreiche Liliengewächse entsprießen.

Wer durch dieser Pflanzen großes Reich wandelt, fühlt sich ohne Unterlaß umweht von Wolken gewürzigen Duftes, der von Blättern und Blüthen aufsteigt. Und nie schwindet dies Reich, mag es auch noch so oft in seinen Erscheinungen wechseln. Für kurze Zeit vielleicht stockt sein Leben, aber nicht im Winter, sondern unter der Sommermitte erdspaltender Gluth. Es stockt nur; denn kaum sendet die erste Herbstwolke den ersehnten Regenschauer, so beginnt auf's Neue das frische Keimen und Leben, und wenn in nordischer Heimath der frühe Schnee gefallen, schießt hier das junge Grün aus nur erfrischtem Boden.

Das ist das Land, das nicht schroff und hart von dem Meere begränzt wird, sondern das ruhig wie zum wonnigen Bade zu seinen Fluthen hinabsteigt. Wie an einem grünen Bande hängen die im Duft verschwimmenden Vorgebirge noch mit dem Mutterlande zusammen und die freieren Inseln drängen sich auch noch wie badende Kinder an dieses heran.



GOLF NEAPELS VON CAMALDOLI AUS.

Und dieses Meer! Des herrlichsten Himmels freundlicher Spiegel, strahlt es fast immer von dessen Schönheit wieder. Heute im tiefsten Blau, morgen smaragdgrün, dann wie glänzendes Silber, wie Purpur zur Zeit der sommerlichen Sonnenuntergänge; schwarz, wenn die Gewitter über die Berge steigen — aber immer prächtig, immer groß und erhaben, und geisterhebend oder einschmeichelnd und still beglückend! In schönen, weitgeschweiften Bogen ergießt es sich in das Land, und Neapels, Baja's, Salerno's Golf erscheinen in dieser Zeichnung wie Arenen Neptuns.

Der Anblick des Meeres, dieses Meeres, gibt der Seele Heiterkeit und Ruhe. Immer kehrt sie, bewußt oder unbewußt, zu der strahlenden Fläche zurück, die nichts Unheimliches, kein schreckenvolles Geheimniß in sich birgt, die Blicke und Sterne so heiter lächelnd, wie sie hineinschauen, wieder zurückgibt. Was dies Meer ist, das fühlt der, der seinen Anblick lange meiden mußte. Die Seele bleibt ihm unruhig, sehnsuchtskrank, bis sie wieder zu ihm zurückkehren darf. Das fühlt selbst der arme Fischer, der auf sandiger Haide, auf binnenländischen Höhen, in meerfernen Thälern sterben würde, wie die Möve im Käfig.

An diesem Meere, auf dieses Land hat sich ein sorglos glückliches Volk seine Stadt gebaut; eine Stadt, dem kindlichsten Geiste entwachsen. Dieses Volk wollte nichts als ein Dach, eine Herberge der Nacht, eine Zuflucht im Regen, und bauete denn in leichtem Bemühen seine schmucklosen Häuser, deren Ordnung dem Zufall, deren Schmuck der Sonne, dem Himmel, dem Meere und vor Allem der Alles umkleidenden Vegetation überlassend.

Wer hätte in dieser Stadt für die Ewigkeit bauen sollen, hier, wo man sich nur für die Gaben des heutigen Tages begeisterte. Wer hat hier je an einen Bestand der Dinge geglaubt, auf die Stimmen der Zukunft gelauscht, wer je für die Spätergeborenen gedacht und gesorgt. Wir leben für heute und bauen höchstens für morgen. So war es hier bereits, als noch die griechische Sprache am Golfe erklang, so blieb es, als man lateinisch, sarazenisch, normännisch, deutsch, spanisch und französisch redete, so wird es bleiben; ein Aufschwung nach dieser Seite, daß man himmelstürmende Dome in dieser Stadt errichtete, wird nie stattfinden. So darf der Blick haltlos über die flachen Dächer dahingleiten, und nur auf den drei grauen Castellen darf er ruhen. Diese nur zeichnen sich durch Größe und Festigkeit aus, weil in ihnen einst die Gewalt wohnte und sicher schlafen wollte.

Aber auch sie sind nur wenige Jahrhunderte alt, und vergebens suchen wir nach bedeutenden Resten aus griechischer Zeit. Das fiel Alles dahin!

Nur die Sonne leuchtet in ewiger Jugend über der Stadt der Gegenwart, nur der Mond ist derselbe geblieben, heute eine moderne Stadt mit seinem Verklärungslichte übergießend, wie er damals griechische Tempel



NAPOLETANISCHES FISCHERMAEDCHEN.

verklärte. Die Narben, die die Geschichte dem schönen Strande schlug, verdeckt der Rosen lieblicher Kranz; wo Seufzer schallten, tönen freudige Lieder; auf der Asche der Todten wächst der immergrüne Lorbeer, wie auf des Vesuvs düstern Lavafeldern der Freudenbringer der Lebendigen wächst. Die Sorge hat hier keine bleibende Stätte.

„Wenn in Rom das Schicksal dir nur und die Parze begegnet,
Mahnt dich der Schmetterling hier nur an das Glück des Moments."

Alte und neue Campanier.

„Auferſteh', o Homer! Wenn im Norden vielleicht man dich
Kalt wegwieſe von Thüre zu Thür; o ſo fändſt du hier
Ein halbgriechiſches Volk und ein griechiſches Firmament.“

(Platen.)

Die eiſengegürtete antike Geſchichte der Welt wohnt zwiſchen den Ruinen der ſieben Hügel; unter den blühenden Bäumen Parthenopea's wandelt die Mythe. Lange bevor die Geſchichte in Marmor ſchrieb, dichtete an dieſen Küſten die holde Griechenſage, und eine Tochter dieſer griechiſch-ſchönen Phantaſien iſt die liebliche Götterjungfrau Parthenope, die auf Schiffen, von einer Taube Apollo's geleitet, fernher kam von helleniſchen Inſeln, die jungfräuliche Stadt zu gründen.

So fanden ſpätere Weſtlandfahrer das griechiſche Märchen wandeln durch die blühenden Gefilde, an den myrthenumbuſchten Ufern der ſtillen Landſeen, und erſahen, daß es lieblich zu wohnen ſei in dieſem Lande. Das Volk der Heimath lauſchte dann den Zurückgekehrten; neue Schiffe bemannten ſich und fuhren nach den italiſchen Küſten. Es kamen die Jonier von Naxos, von Euböa die Chalkidier; von allen Inſeln kamen ſie: die Achäer, die Lokrer, Korinther, Rhodier — und am ſanften Strande, den blauen Inſeln gegenüber, gründeten ſie die ſtarke Kyme, die Mutterſtadt griechiſchen Weſens in dieſem Lande.

Von Kyme zog ſich das meerliebende Griechenvolk den Strand entlang, der Sonne entgegen, bis an den Golf, an deſſen Küſte die ſchöne Parthenope lag. Palaiopolis nannten ſie die Urſtadt, die neue, von ihnen gebaute, Neapolis. Eine Mauer ſchied die beiden Städte; verbunden jedoch waren ſie durch Ein Geſetz, durch Einen Götterglauben, und das Grab der Götterjungfrau war beiden heilig.

Im Uebrigen zerfielen beide Städte in Genoſſenſchaften, gebildet von den Angehörigen der verſchiedenen Völkerſchaften, die hier zu wohnen gekommen waren. Fratrien nannte man dieſe Verbindungen, und ihren Namen erhielten ſie von den von ihnen bevorzugten, oder ihren ureignen Gottheiten. So gab es die Fratrie der Artemiſier, der Kermalenſer, der Hebonioter, der Ariſtäer u. a. An der Spitze jeder Genoſſenſchaft ſtand ein Demarch, die Verwaltung aller führten die vom Volke gewählten Archonten. Die Staatsverfaſſung war republikaniſch.

Nicht mit dem Schwerte in der Hand waren die Griechen an dieſen Strand getreten, ſondern mit der ſanften Leuchte helleniſcher Bildung und Sitte, und dieſe Leuchte erhellte lange Jahrhunderte die wachſende Stadt am Golfe.

Aber die Tiberſtadt wuchs ſchneller, und ſtärker als griechiſche Bildung war römiſche Macht. Ihr Arm unterjochte nach und nach die Völker bis zum äußerſten Süden der Halbinſel, wo die trotzigen und langtrotzenden Bruttier, Salantiner, die Japygier und Apuler wohnten.

Die hartbedrängten Samniter warfen ſich 327 v. Chr. in die Stadt Neapolis, aber ſchon 290 war kein Halt mehr, es war das große Siegesjahr der Römer, und 272 war die reiche Magna Graecia eine Vaſallin der römiſchen Republik.

Neapolis wurde eine bundesverwandte Stadt. Es ſchickte Rom ſeinen Tribut und behielt ſeine alten Geſetze, ſeine Sitten, ſeine Sprache. Treu hielt es zu Rom, ſich bewährend in mancherlei Anfechtungen, und ſo war die

Herrschaft Roms eine milde; ja es behandelte die Stadt wie ein Lieblingskind. Auch die Kaiser wurden der in Neapel noch immer waltenden griechischen Heiterkeit und Schöne froh. Gern weilten sie an diesem Strande, mit einem ganz dem Leben sich hingebenden Volke frohe Feste zu feiern, die ihnen zu Ehren veranstaltet wurden. Wie gern kam der hellenischem Wesen den Vorzug gebende Augustus! Aber auch Tiberius liebte diesen Himmel, und Neapel gegenüber, auf seiner welteinsamen Insel, lebte er lange Jahre. Es kamen Caligula, Claudius, Nero, Marc Aurel — allen wurde noch in den prächtigen Tempeln der Ceres, der Diana, des Castor und Pollux in griechischer Weise geopfert, und die Freude grüßte sie auf allen Wegen. Auch Constantin, dem neuen Glauben an den Gekreuzigten zuneigend, knieete noch an den, alten Göttern geweihten Altären. Das Christenthum, die Religion der Entsagung, fand zunächst wenig Anhänger in der Stadt des schönen Lebensgenusses. „Jugend und Natur" waren dem Himmel noch nicht unterthan, sie beherrschten ihn, es war die schöne Zeit:

„Als noch Venus heitrer Tempel stand."

Auch das Grab der Parthenope stand noch und edle Frauen der Stadt feierten allhier noch jährlich Eleusinische Feste. Als aber die Nichte Constantins, die dem leidenden Heiland dienende Patrizia, dieses Heiligthum besuchte, machte sie mit dem Finger das Zeichen des Kreuzes auf den Marmor und sprach: Haec requies mea! So erzählt die fromme Sage.

Sie reiste ab, aber der Sturm warf ihr Schiff an die Felsen der alten Gärten Luculls, dort, wo heute das Ei-Castell steht und ein Brunnen ihren Namen noch immer führt, und sterbend befahl sie ihren Dienern, ihren Körper dort zu bestatten, wo der Todtenkarren von selbst stillstehen werde. Zwei weiße Stiere führten, die ganze Stadt umwandelnd, die Todte zum Grabe Parthenopens, und hier ward ihr die letzte Stätte bereitet. Eine ihrem Namen geweihete Kirche erhob sich über den verwitterten Steinen des Alterthums, und ihre Frauen kamen zu wohnen an diesem Orte und sich zu weihen dem Dienste dessen, den ihre Gebieterin glaubte. So wanderten denn endlich die heiteren Götter auch aus Neapel in's Exil, die Tempel fielen, oder wurden zu christlichen Kirchen umgebaut, und nicht einmal ihre Stätten kennet man mehr.

„E copre
Tutte cose l'oblio nella sua notte!" (Foscolo.)
Alles
Deckt jetzt Vergessenheit mit ihrer Nacht! —

Wo ist Diana's, wo der Tempel Mercurs? Wo jetzt die stattliche S. Maria Maggiore steht, da, geht die Kunde, haben sie gestanden; da dient noch ein Capitäl, ein einzig übriggebliebenes, als Weihwasserbecken. Den Tempel des Castor und Pollux verdrängte die Kirche S. Paolo Maggiore, und nur zwei einsame, düstere Säulen, antike Kanephoren des Gebälkes eines christlichen Olymps, stehen noch aufrecht vor dem Portale, vor dem sich modernes Volk drängt.

Auch der herrliche, eines Phidias würdige, broncene Pferdekopf, der einst dem Wahrzeichen der Stadt angehörte, stammt aus jener schönheitsreichen Zeit.

Sonst sind nur Namen geblieben, und wenn wir heute einige schmutzige Sträßchen Altneapels mit dem Namen „Vico del Sole" und „della Luna" bezeichnet finden, so mögen diese wohl aus dem Alterthum herüberklingen. Deutlicher haftet dieser Klang an dem rebenumrankten Höhenzuge des Posilippo, dem reizenden Wege Platamion, vom Volke Chiatamone genannt, und an dem Namen der Stadt selbst.

Die Mehrzahl der Straßen- und sonstigen Ortsnamen der Stadt weist auf die Zeit der spanischen oder französischen Fremdherrschaft; der Name Toledo wird der Hauptstraße wohl ewig bleiben. Der Adel Neapels in seiner Fest- und Prachtliebe war an die jeweiligen Herrscher gewiesen. Er lebte sich so sehr in das Fremdwesen ein, daß ihm nicht Eine ursprüngliche Ader geblieben ist. Von Griechenthum keine Spur mehr.

Dieses bewahrte das Volk; und trotz der tausendfältigen Wandlungen, trotz der Alles auf's Haupt stürzenden Völkerstürme — — „das griechische Firmament" blieb, es blieb das „halbgriechische Volk".



CORSO IN NEAPEL.



PORTA CAPUANA IN NEAPEL.

willst du, so hat es sich sogar die Verbindungen der antiken Fratrien bewahrt, denn noch immer hat jedes Quartier der Stadt seine eigenthümlichen, streng zusammenhaltenden Brüderschaften: Confraternità. In dem Dialecte der Landschaft klingen noch eine Menge griechischer Wörter, corrumpirt, ja wohl, dem Forscher aber leicht kenntlich. Mehr der Reste findest du jedoch in den Sitten, in den Gebräuchen, im Aberglauben des Volkes. Noch immer trägt man das neugeborene Kind um das heiligende Feuer; genau, wie die Griechen es thaten, wickelt man es in feste

Binden. Noch immer wird der Geburtsgöttin ein Opfer gebracht durch Verbrennung des Nabels des Neugeborenen auf einem Teller mit Mehl. Das singt noch wie damals die Kinder in Schlaf mit eintönigen langen Ninna-Nanna-Liedern und kräftigem Schaukeln. Auch die Ammen haben noch dieselbe Bedeutung, wie auch die Pädagogen, welche die Knaben zur Schule begleiten.

Spielen die Kinder, so spielen sie noch wie vor zwei-, dreitausend Jahren das Fünfsteinspiel der Griechen. Das kannst du zuerst auf einem alten pompejanischen Gemälde des Museums an den Kindern der Medea, und dann an jeder Straßenecke an den Kindern des Lazzarone sehen. Sie werfen fünf Steinchen oder Scherben gleichzeitig in die Höhe und fangen sie mit der äußeren Handfläche auf. Andre antike Bilder zeigen dir ein Spiel, das noch heute als Mora oder Tocco so gern gespielt wird. Von den Griechen, den hohen Meistern mimischer Tänze, lernte der Napoletaner seine ausdrucksvolle Tarantella und die Instrumente, die dabei, wie bei den frohen Octoberfesten erklingen, sind griechischen Ursprungs: die aus Schilfrohr gebildete Syrinx, aus Lorbeerholz gefertigte Aulos und Querflöte, die Castagnetten, das rasselnde Tympanon und sogar eine Art Sistron, den Kindern unter dem Namen Tricca ballacca gar wohl bekannt. Mit diesen Instrumenten, und behängt mit allerhand Amuleten, unter denen auch der hochheilige Phallus nimmer fehlen darf, besucht das Volk seine Madonnen dell' Arco und des Monte Vergine, wie es in hellenischen Zeiten seine orgiastischen Feste des Dionysos und der Cybele beging. Mit ihnen macht es einen Höllenlärm unter Absingen von alten Schelmenliedern vor den Häusern der Alten, die sich etwa einfallen ließen, im Winter ihres Lebens noch einmal zu freien. Das thaten die Griechen auch.

Auch die antiken Rhapsoden spielen noch mit hoher Würde, angestaunt vom gern lauschenden Volke, ihre Rolle am Molo oder entlang dem Strande, wo die eigenartigen Fischer wohnen. Sie heißen Canta-Storie, führen wie ihre hellenischen Vorfahren noch immer den ihnen eigenen Stab, und wie jene die Gesänge Homer's lebendig erhielten, so sorgen diese für Verbreitung der Dichtungen Ariost's und Tasso's, welche anzuhören das Volk, dem Liede hold, nie müde wird. Auch die große Theater- und Festeslust ist ihm geblieben, wie die Lust am schallenden Gesange.

Ein innerliches, ein Gemüthsleben, wie es germanische Völkerschaften kennen, geht dem Napolitaner gänzlich ab. Alles, was außer ihm liegt, interessirt ihn, und dieses Interesse ist bei dem letzten Volke eine unbezähmbare Neugier geworden. Es zanken sich Zwei beim Handel, es streiten zwei spielende Kinder, ein ausgesetztes Kätzchen sitzt am Wege, ein Kanarienvogel ist entflohen — sofort bildet sich ein bis auf Hunderte anwachsender Kreis von Neugierigen um den unbedeutenden Gegenstand, über den mit großem Eifer und lauter Stimme das Möglichste verhandelt wird. Ebenso werden bunte Lichtchen, schöne Gesichter, reiche Kleider der Vornehmen angestarrt und angestaunt. Die in der Kehle schlummernde Stimme muß heraus, muß mit aller Kraft heraus, und wer dazu beim Verkauf seiner Kleinigkeiten keine Gelegenheit hat, der schreit und tobt in die blaue Luft hinein. Der Gesang dauert vom Morgen bis in die späteste Nacht hinein. Die Sorge für den andern Tag kümmert Niemand, Niemand wird bewegt durch die welterschütternden Fragen der Zeit — göttlicher Leichtsinn beherrscht die Geister. Und dieser Leichtsinn geht so weit, daß man für eine frohe Stunde, für eine Festes- oder Tafelfreude gern seine nöthige Habe verkauft und wäre es das geliebte Bett. Dieser Leichtsinn erreicht seinen Höhepunkt in dem Geschlechte der Lazzaroni, der Razza Lazzarona.

Der ächte Lazzarone ist durch die Schule Diogenes', durch die Philosophenschule der Cyniker gelaufen und hat aus ihr nichts gerettet als seinen Korb, mit dem er verdient, in dem er wohnt und schläft, wie nur sein großes Vorbild in übermäßig berühmter Tonne. Seine Kleidung ist ein nie zu wechselndes Hemd, ist eine kurze Hose, die ein Ledergurt zusammenfaßt, und eine wollene, vor Jahren rothe Mütze. Sein Schmuck sind die verschiedenen Amulete und Medaillen mit dem Bilde der Allerheiligsten Madonna del Carmine und des eben so heiligen S. Gennaro. Er lebt von Brod und Wein, von Luft und Sonnenschein, so genügsam wie eine Cicade, die des Thaues ein wenig trinkt. Er lacht der menschlichen Gesellschaft, an welche ihn weder Bande des Blutes, noch der Sitte knüpfen, für die er kein Verständniß und keinen Neid hat, deren Sorgen er nimmer theilt. Die Welt ist für ihn da, er fühlt sich König darin, und sie ist sein Theater. Seine Residenz schlägt er auf, wo es ihm gefällt, und in dieser herrscht göttlicher Frohsinn. Ewig hat er Lieder und Sentenzen auf den Lippen, er ist ganz griechischer Epigrammatiker. Meist bleibt er unverheirathet, denn heirathet er, so muß er einen bestimmten Beruf ergreifen. Dieser Beruf ist in allen Fällen der des Facchino's, des Lastträgers, der am Markte steht, wartend, bis man ihn um einen Groschen dinge, oder er in der Dogana einen festen Posten findet. Die Kinder dieses also geregelten Lazzarone's kehren entweder



[illegible] Umdrehung des Nabels [illegible] Neugeborenen [illegible] langen Ninna-Nanna- [illegible] wie auch die Pädagogen, welche [illegible]

[illegible] Jahren das Fünfsteinspiel der Griechen, [illegible] an den Rändern der Möven, und dann [illegible] fünf Steinchen oder Scherben gleichzeitig in [illegible] zeigen dir ein Spiel, das noch heute [illegible] den hohen Meistern mimischer Tänze, heute der [illegible] wie bei den frohen Octoberfesten erklingen, [illegible] gefertigte Aulos und Querflöte, die [illegible] den Kindern unter dem Namen Tricca ballacca [illegible] Amuleten, unter denen auch der hochheilige [illegible] dell' Arco und des Monte Vergine, wie es in [illegible] Mit ihnen macht es einen Höllenlärm [illegible] die sich etwa einfallen ließen, im Winter [illegible]

[illegible] angestaunt vom gern lauschenden Volke, ihre [illegible] Sie heißen Canta-Storie, führen [illegible] und wie jene die Gesänge Homer's lebendig [illegible] Ariost's und Tasso's, welche anzuhören das Volk, dem Liede [illegible] ist ihm geblieben, wie die Lust am schallenden Gesange.

[illegible] Völkerschaften kennen, geht dem Napolitaner gänzlich [illegible] Interesse ist bei dem letzten Volke eine unbezähmbare [illegible] zwei spielende Kinder, ein ausgesetztes Kätzchen sitzt [illegible] ein bis auf Hunderte anwachsender Kreis von Neu- [illegible] mit großem Eifer und lauter Stimme das Möglichste verhandelt [illegible] Kleider der Vornehmen angestarrt und angestaunt. Die [illegible] mit aller Kraft heraus, und wer dazu beim Verkauf seiner [illegible] in die blaue Luft hinein. Der Gesang dauert vom Morgen [illegible] für den andern Tag kümmert Niemand, Niemand wird bewegt durch die [illegible] Leichtsinn beherrscht die Geister. Und dieser Leichtsinn geht so weit, [illegible] Spielfreude gern seine nöthige Habe verkauft und wäre es das [illegible] in dem Geschlechte der Lazzaroni, der Razza Lazzarona.

[illegible] durch die Philosophenschule der Cyniker gelaufen und hat [illegible] verdient, in dem er wohnt und schläft, wie nur sein großes [illegible] ein nie zu wechselndes Hemd, ist eine kurze Hose, die [illegible] rothe Mütze. Sein Schmuck sind die verschiedenen Amulete [illegible] Carmine und des eben so heiligen S. Gennaro. Er [illegible] gewissermaßen wie eine Cicade, die des Thaues ein wenig [illegible] welche ihn weder Bande des Blutes, noch der Sitte knüpfen, für [illegible] Sorgen er nimmer theilt. Die Welt ist für ihn da, er fühlt [illegible] Seine Residenz schlägt er auf, wo es ihm gefällt, und in dieser herrscht [illegible] Frohsinn. [illegible] Sentenzen auf den Lippen, er ist ganz griechischer Epigrammatiker. [illegible] bleibt er unverheirathet. [illegible] so muß er einen bestimmten Beruf ergreifen. Dieser Beruf ist in [illegible] Füßen der des [illegible] der am Markte steht, wartend, bis man ihn um einen Groschen [illegible] oder er in der [illegible] festen Posten findet. Die Kinder dieses also geregelten Lazzarone's lehren entweder



DOLCE FAR NIENTE.

zum Urzustande zurück, oder steigen eine Stufe höher und werden Stalljungen oder Laufburschen. Von hier aus öffnet sich die Bahn zum Kutscher, zum Führer jener leichtfüßigen Carrozzellen, oder zum Inhaber eines kleinen Freihandels. Die Söhne dieser kehren selten zum Lazzaronithum zurück, sie werden herrschaftliche oder Platzbediente, Kellner in den verschiedenen Trattorien und Alberghi, und die meisten lernen sogar lesen und schreiben. Aussterben wird jedoch die Kaste der Lazzaroni nie; die Sonne, die freundliche Luft des Südens erzeugt sie fortwährend, brütet ewig neue aus.

Das ganze Volk des Südens hat etwas von dem Charakter des Lazzarone an sich, und damit sei bei Leibe nichts Schlechtes gesagt. Sein Leben ist der Gegensatz zu dem „scharfgeschliffenen Räder- und Schneidewerk unserer Zustände“, seine Natur eine andere, als „die knappe, öde, graue, formen- und farbenarme Natur unsrer Heimath, sein Treiben das Gegentheil von dem „auf den Dienst passenden, Leib und Seele aufzehrenden Geistgetreibe und Gethue, von dem unaufhörlichen Mühen und Plagen für den Tag, bei dem das Leben ungenossen verschwindet“ (Stahr, Ein Jahr in Italien). Wer je mit diesem Volke intimer verkehrt, der versteht auch Platen, wenn er seufzt:

„Zeit nur und Jugend verlor ich in Deutschland, Lebenserquickung
Reichte zu spät Welschland meinem ermüdeten Geist.“

Ich aber wiederhole, was ich bereits an anderem Orte gesagt, was ich aber so gern noch einmal sage: Man suche und lerne kennen und verstehen das Volk am Berg und im Thal, an der Meeresküste und in den Weingärten, auf den Inseln, im blühenden Gartenlande und auch da, wo der Boden zu hartem Ringen auffordert. Man lebe unter dem wohlhabenden Winzervolke und da, wo der vom Fieber durchschlotterte Ackersmann mit seiner ganzen bleichen Sippe das lange arbeitsreiche Jahr hindurch durch eigene Kraft nicht im Stande ist, seine zerlumpte in eine andere Hose umzusetzen — und Eines wird man finden, was dem armen Volke durch all' die trüben Jahrhunderte hindurch als Erbtheil treu verblieben ist: die Grazie.

Diese gab ihm das Lebensgesetz in die Glieder, diese gab ihm eine Bildung, eine Herzensbildung, ein feines Ausfühlen des Richtigen und Falschen, gab ihm das Verständniß für das Gute und Schöne in so reichem Maße, daß manches andere Volk, dem alle Grazie unter Kohlenrauch und Wasserdampf abhanden gekommen, es darum beneiden könnte.

Nun ist allerdings richtig, daß man mit dieser Grazie allein, die sich dem flüchtigen Beschauer zunächst als Musik, Tanz und Gesang offenbart und in dieser Form natürlich kein Volk conservirt, daß man mit Grazie allein keine Mont-Cenis-Tunnel, keine St. Gotthards-Straßen und keine Suez-Kanäle bahnt und sticht, doch ist sie immerhin ein wichtiger Erziehungsfactor. —

Und Gutes ist zu hoffen! Wenn einmal die beiden römischen Erbschaften: der altrömische Aberglaube und der ebenfalls aus dieser Stadt stammende abergläubische Kirchenglaube sich verwandelten in den schönen Glauben an das Licht, an die alleinseligmachende Wahrheit, dann wird nicht nur das griechische Erbtheil schöner leuchten, dann wird das Volk, nicht blos Neapels, sondern bis zum Aetna hinab, eines der tüchtigsten Europa's werden. Ja, diese Hoffnung ist da! —

Wer die Geschichte Neapels schreiben will, der darf des Papstes Scepter nie aus den Augen lassen. Wie ein feuriges, Verderben weissagendes Meteor schwingt und schwebt es beständig über den auf- und niedersteigenden Sternen der zahlreichen Häuser und Geschlechter, wie ein blutgetränkter Faden läuft des Papstes Wille in den Windungen der großen Gräberstraße der Herrscher und Großen des Volkes hin und her, und so sind auch die Denkmale, welche sich diese Geschichte, die nirgends mehr als hier mehr eine Herrscher- als eine Volksgeschichte ist, nach und nach gesetzt, meistentheils im Dunkel der Kirchen, in den Gräbern oder in den düstern Zwingburgen zu suchen. Nirgends mehr zeigt sich ein so tolles Hasten und Jagen nach Kronen und Thronen des Ehrgeizes, der seine Befriedigung im Genusse der Gegenwart, des Tages fand, ohne der Zukunft zu gedenken. Die Geschichte Neapels ist voll von Keimen, die sich nie zur Blüthe, nie zur Frucht entwickelten. Dies zeigt sich am Volke, das sich die antike Anschauung bewahrte, und in der Architektur, die nach der griechisch-römischen Zeit nie mehr eine bedeutende, eine eigenartige, charakteristische gewesen ist. Selbst die Herrschaft der Normannen und der deutschen Kaiser, unter welcher sich Neapel reich und mächtig entfaltete, hat nichts irgend Wichtiges geschaffen. Auch hier brach die Knospe vor der Entwicklung vom Baume. Die in Italien allmächtige herrliche Renaissance, kaum mit einem Hauche ihres Frühlingswehens streifte sie



IM BOTENDIENSTE.

die Stadt am Golfe, nur wenig dürftige Blumen diesem Boden entlockend. Ehe noch etwas Großes erwachsen konnte, war alles schon verschrobene Manier geworden, hatte sich ihr Stil schon zum Barocken gewendet. Was die spätere Zeit schuf, das schuf sie an der Hand der Kirche und so kam denn hier die Freiheit des architektonischen Denkens nirgends zum Ausdruck. —

Was aus der alten Zeit geblieben, waren zumeist Namen, denen wir hier einen altgriechischen, einen römischen und einen altchristlichen Rest hinzufügen. Da ist zunächst der wohl älteste Tunnel Europa's, die Grotte des Posilippo. Sie führt unter dessen reizenden Rebenhügeln vor der Stadt nach den Ortschaften der alten Griechencolonien, die das sagenumrauschte Cap Misene beherrscht. Nennenswerth ist von diesen heute nur noch das arme Städtlein Pozzuoli.

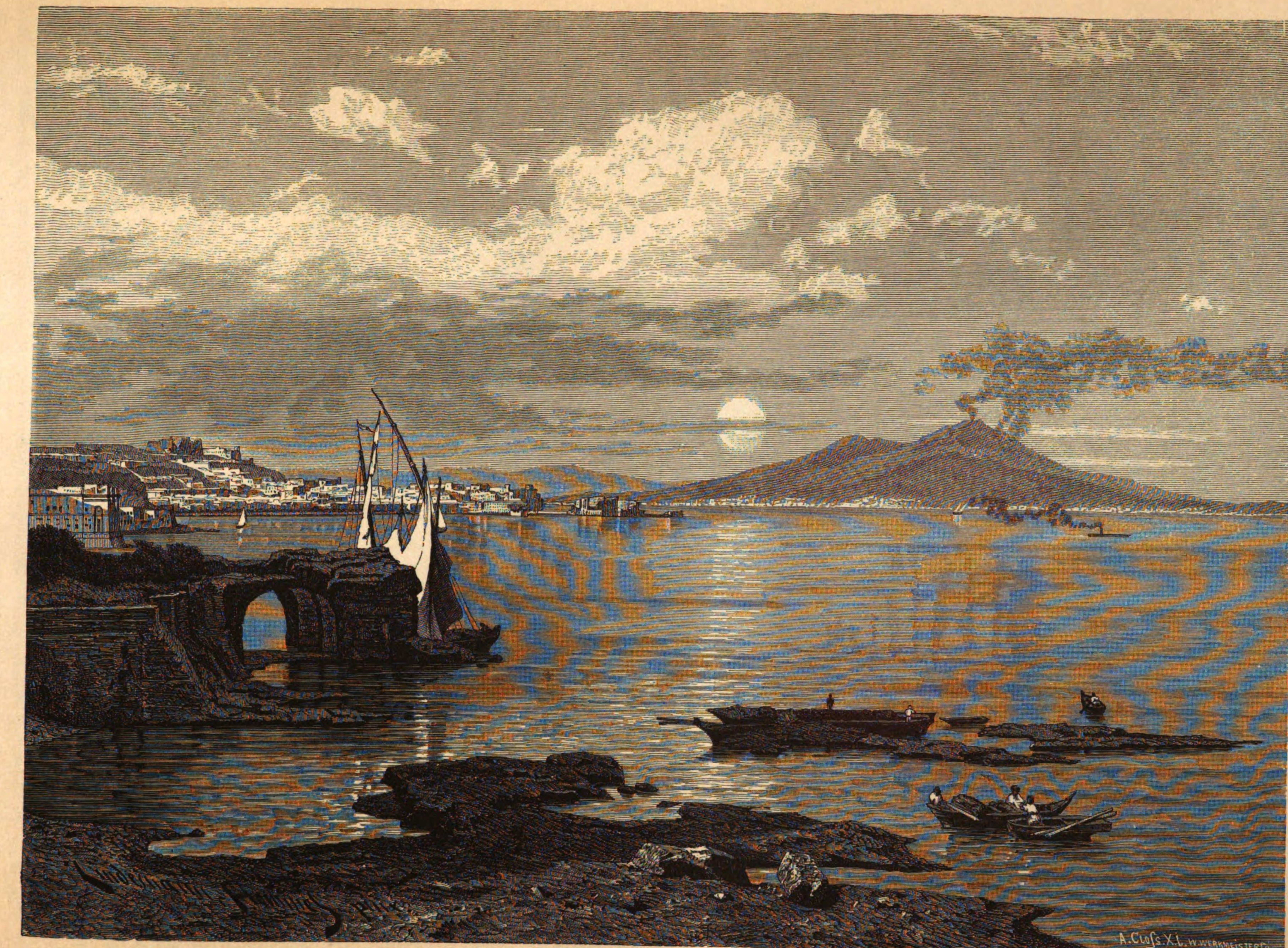




[illegible]

die [illegible] diesem Boden entlockend. [illegible] etwas Großes erwachsen [illegible] war [illegible] hatte sich ihr Stil schon [illegible] gewendet. Was [illegible] Zeit [illegible] das schuf sie [illegible] Kirche und so kam denn hier [illegible] des architektonischen [illegible] zum Ausdruck.

Was aus der alten [illegible] waren zumeist Namen, [illegible] altgriechischen, einer [illegible] altchristlichen [illegible] Da ist zunächst der wohl älteste [illegible], die Grotte der [illegible] unter dessen reizenden [illegible] vor der Stadt nach den [illegible] der alten Griechencolonien [illegible] Misene beherrscht. Nennenswerth ist von diesen heute [illegible] das arme Städtlein [illegible]



NEAPEL UND DER VESUV VOM POSILIPPO AUS.



GROTTE DES POSILIPPO IN NEAPEL.

In dieser Grotte arbeiteten sich vor mehr als dreitausend Jahren die Bewohner Cuma's und Parthenope's entgegen, um den Golf dieser mit dem cumanischen Meere in Verbindung zu setzen. Welche Zeit, welch reicher Wechsel der Ereignisse zwischen den Fackeln der Griechen und Römer, welche diese Finsterniß erhellten, und den modernen Gaslaternen, welche der letzte Bourbone setzen ließ. Wie viele tausendmal blühte die Rebe über dieser Grotte im Sonnenschein, erzeugte sie den Wein, der die bacchischen Züge des antiken Volkes, wie noch jetzt alljährlich das rauschende Herbstfest des modernen belebt. Wie das Thor der Unterwelt, der Alles verschlingenden, gähnt die Oeffnung der nächtigen Höhle in den hellen Tag, in das heitere Leben hinein, wie ein Hauch aus dem Orcus weht es uns aus ihr entgegen, wie eine schwarze Sargdecke erscheint die Wölbung des weiten Ganges, und Staub und Rauch der

Jahrhunderte, dicke Teppiche von Spinngeweben haften an ihr. Die Hand der Geschichte hat auch hier gemeiselt: Griechen, Römer, Spanier und Franzosen höhlten an ihr, dem Volke hat sie der große Zauberer Virgil erbaut.

Dieser große Zauberer des Alterthums, dieser römische Homer, hat sein Grab unter den Reben und Blüthenbäumen über der Grotte gefunden, ein wahres Dichtergrab, wie die Welt kein zweites besitzen mag. Er selbst hatte seine Asche Neapel vermacht, weil dieser Stadt Sonne sein schönstes Gedicht zur Reife gebracht hatte, und sein Kaiser selbst ließ diesen Dichterwillen in würdigster Weise vollziehen. Welch herrliches Leben an diesem Strande, als Virgil im Kreise begeisterter Kunstgenossen und edler Männer hier in voller Manneskraft sieben Jahre lang seine für die Ewigkeit gesungenen Verse dichtete.

„Damals nährete mich die geliebte Parthenopea!"

Und Strabo, Horaz und Ovid priesen mit ihm die Holdseligkeit dieser griechischen Muse. — Achtzehnhundert Jahre zogen über das Grabgemäuer hinweg, die Urne ist längst zerbrochen, verweht der Staub, den sie umschloß — so mancher Lorbeer schoß empor auf der geweihten Stätte, um wieder und wieder zu welken — so mancher stand an seinem Grabe selig ergriffen, der klanglos zum Orcus hinabsteigen mußte — aber wie das Meer da drunten, das in erhabenen Accorden in Ewigkeit an die Ufer braust, unvergänglich wie der Frühling, der unter diesem Himmel weilt, klingen und blühen die Werke des Dichters fort: die Georgica und Aeneis! —

Das dritte Alterthum, der altchristlichen Zeit entstammend, gehört ebenfalls der Unterwelt an. Es sind die unterirdischen Begräbnißstätten der ältesten Schüler Jesu in Neapel, die Katakomben des heiligen Januarius, eines Bischofs der Stadt. In diese weitschichtigen, grauen, kalten Tuffhöhlen bettete man die Keime in der Hoffnung der Auferstehung. Hier sprengte man die erste Basilika in die Felsen, in deren lichtloser, quetschender Enge und stauberfüllter, unheimlicher Nacht man anfänglich den am Kreuz verehrte, die Augen verschließend der blendenden Welt, den Rosen, dem strahlenden Himmel, dem Schönen, dem Glanze olympischer Vergangenheit. Hier stiebt die Asche von vielen Tausenden, ganze Geschlechter scheinen hier geruht zu haben, denn überall öffnen sich die engen Felsengräber, die heute kein Stein mehr verschließt. Aber rührend zu sehen ist es, wie die Liebe später mit den freudigen Farben in der Hand herab stieg und die Gräber schmückte, denen keine Blume entsprießen durfte, wie sie Nischen in die Wand schlug, die kleinen pompejanischen Todtenlämpchen hineinzusetzen, die wie ein Stern des Trostes im Dunkel leuchteten. Andere Stätten schmückt bunte Mosaik. Zahlreich sind diese Spuren verwehter Liebe, von allen Wänden predigt sie, und nur vernehmlicher in dieser Nacht, aber mit ernstem, mit düsterem Gesicht.

Wohin ist die griechische Heiterkeit, der römische Sinn für Luxus entschwunden? Nicht das geringste Erbtheil wollte das junge Christenthum aus dem Heidenthum in seine Welt mit herübernehmen.

Ein armer Mönch, seiner düstern Zelle entflohen, in ein plumpes, härenes Gewand gekleidet, harte Sandalen an den nackten Füßen, die Ascese auf der Stirn, tritt schüchtern und verschämt in den Prunksaal einer römischen Kaiserburg — durch goldene Pforte trat er ein, seidenschwere Riesengardinen rauschten um ihn, Erz- und Marmorbilder, von griechischen Händen gemeiselt, standen an den Wänden, und von dicken Ornamenten überwuchertes Säulenwerk stieg zu der im Edelsteinglanze leuchtenden Decke empor — er stand, staunte, seufzte — — aber jetzt ist er in seine Zelle zurückgekehrt, träumt im Dunkel von jener Pracht, und nur im Traum wagt er mit dem erschauten Goldglanze seine geliebtesten Wesen: den Heiland, die Gottesmutter und die Heiligen zu umkleiden.

Unter diesem Bilde erscheint das Christenthum in Italien, in dem lachenden Süden, als es hier in die vollendete Welt der Kunst trat. Nichts, gar nichts nahm es zunächst von dieser an, höchstens ein Paar Marmortäfelchen, die Namen Geliebter darauf zu schreiben, die keines Dichters Spruch mehr begleitete. Der heilige Hain Apolls war verwildert, Virgils Lorbeer, wie der Lorbeerbaum der Kunst überhaupt wurden ihrer grünenden Zweige beraubt und welkten dahin. Die heitere Kunst, die noch in Pompeji blühete, die die Wände mit üppigquellenden Ornamenten, mit Gestalten voll Leben und Licht schmückte, wie konnte so ganz sie verschwinden? Die hier malten, lebten sie nicht noch unter den farbenfrischen Vorbildern der alten Welt?

Aber die Phantasie ist getödtet, aber der Sinn ist verdüstert — das sehnt sich nicht nach Leben, das sehnt sich nach Leiden. Man freut sich nicht mehr der Sonnenseite der Dinge, sondern ihrer unheimlichen Schatten. Im



CAMPOSANTO AM FESTE ALLER SEELEN IN NEAPEL.

[illegible] Die Hand der Geschichte hat auch hier gemeißelt: [illegible] der große Zauberer Virgil erbaut.

[illegible] sein Grab unter den Reben und Blüthen- [illegible] wie die Welt den Poeten besitzen mag. Er selbst hatte [illegible] zur Reife gebracht hatte, und sein Kaiser [illegible] Kein herrliches Leben an diesem Strande, als Virgil [illegible] sieben Jahre lang seine für die [illegible]

*

[illegible]"

[illegible] die Unsterblichkeit dieser griechischen Muse. — Achtzehnhundert [illegible] gebrochen, verweht der Staub, den sie umschloß — [illegible] um wieder und wieder zu welken — so mancher stand [illegible] zerbröckeln mußte — aber wie das Meer da drunten, das [illegible] unvergänglich wie der Frühling, der unter diesem Himmel [illegible] die Georgica und Aeneis! —

[illegible] gehört ebenfalls der Unterwelt an. So sind die [illegible] in Neapel, die Katakomben des heiligen Januarius, eines [illegible] Luftkühlen bettete man die Keime in der Hoffnung der [illegible] in deren lichtloser, quetschender Enge und staubersüllter, [illegible] die Augen verschließend der blendenden Welt, den Rosen, [illegible] Vergangenheit. Hier fliegt die Asche von vielen [illegible] denn überall öffnen sich die engen Felsengräber, die heute [illegible] wie die Liebe später mit den freudigen Farben in der [illegible] entsprießen durfte, wie sie Nischen in die Wand schlug, [illegible] die wie ein Stern des Trostes im Dunkel leuchteten. Andere [illegible] verachter Liebe, von allen Wänden predigt sie, und nur [illegible] mit düsterem Gesicht.

[illegible] Sinn für Luxus entschwunden? Nicht das geringste Erbtheil [illegible] in seine Welt mit herübernehmen.

[illegible] in ein plumpes, härenes Gewand gekleidet, harte Sandalen [illegible] schüchtern und verschämt in den Prunksaal einer römischen [illegible] Riesengardinen rauschten um ihn, Erz- und Marmorbilder, [illegible] und von dicken Ornamenten überwuchertes Säulenwerk [illegible] er stand, staunte, seufzte — — aber jetzt ist er in seine [illegible] und nur im Traume wagt er mit dem erschauten Goldglanze [illegible] die Heiligen zu umkleiden.

[illegible] in Italien, in dem lachenden Süden, als es hier in die [illegible] zunächst von dieser an, höchstens ein Paar Marmor- täfelchen, [illegible] des Dichters Spruch mehr begleitete. Der heilige Hain [illegible] der Kunst überhaupt wurden ihrer grünenden Zweige [illegible] dahin. [illegible] in Pompeji blühete, die die Wände mit [illegible] Ornamenten, mit Gestalten [illegible] wie konnte so ganz sie verschwinden? Die hier malten, [illegible] noch unter den [illegible] der alten Welt?

[illegible] die Phantasie ist getödtet, aber der Sinn ist verdüstert — das sehnt sich nicht nach Leben, das sehnt [illegible] Man freut sich nicht mehr der Sonnenseite der Dinge, sondern ihrer unheimlichen Schatten. Im



CAMPOSANTO AM FESTE ALLER SEELEN IN NEAPEL.

Schatten wohnten die Mysterien so gern, im Dunkeln wohnte die Selbstbeschauung. Die lichtfreudigen Colonnaden der Heidenwelt eigneten sich nicht zur Hoffnung des Todes, man bauete die ersten Tempel unter der Erde, und lud das Mysterium zum Wohnen ein, und gestattete dem neuen, dem christlichen Künstler nur das Symbol.

Aller Grazie bar kritzelte dieser in blöder Dämmerung ein Oelzweiglein, ein Vöglein, einen Palmbaum, einen Christus-Fisch, den Anker, das Schiff der Kirche oder Christus den Hirten in den rohen Marmor. Wie in Absicht der Einfachheit ist dieß Alles so arm, so dürftig; denn so will es die neue Secte, die sich zunächst aus der Armuth warb und die einen Heiland am Kreuze verehrte, „der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlege".

Als das Christenthum seine Höhlen verließ, war der Same der alten Kunst, der auf den Weg der Völkerwanderungen gefallen war, zertreten worden, oder war verdorret unter den Ruinensteinen der Umstürze — der zum Lichte fliegende Falter hatte die sonnigen Flügel ganz und gar verloren, und kroch jetzt wieder als mißgestaltete Raupe in den düstern Kreuzgängen der Klöster und Basiliken herum. Unheimliches Schweigen ringsum — auch des belebenden Meisels Geräusch war längst verstummt. Wie in den stillen Katakomben kritzelte und malte man nur.

Diese armselige Kunst hier, wie die Katakomben überhaupt, welchen Contrast bilden sie zu dem Leben, zu der Natur dieser dem Leben lebenden Stadt. Wir treten hinaus aus dem dumpfigen Dunkel, und schauen geblendet einer herrlichen Sonne in das Gesicht. Mit rothen Rosen sind die Hecken überdeckt, der purpurne Oleander blüht in des Himmels Blau hinein, die Zweige der zum Lichte strebenden Palme bewegt ein belebender Seewind, frohe Kinder singen in den Gärten und halten Blumen in den Händen, in dunkeln Zweigen reift die Goldfrucht — so ist es heute, so war es in jenen Zeiten, als das Samenkorn des Evangeliums in diesen dunkeln Höhlen reifte, um zum Baume zu werden, aus dessen dürrem Holze ein Thron gezimmert wurde, von dem aus die Geschicke der Völker gelenkt wurden, wie nur je in den Zeiten heidnischer Weltherrschaft: mit der Härte und dem unbeugsamen Willen antiker Cäsaren.

Es ist schon gesagt: wie ein blutgetränkter Faden läuft dieser Wille durch die Windungen der großen Gräberstraße napoletanischer Geschichte. Wie Perlen an einem Rosenkranze hangen Hunderte von Herrscherköpfen und Köpfen von Edeln des Volkes an diesem Faden, und an ihnen werden abgezählt mit blutigem Finger die Jahre, die Jahrhunderte der Dunkelheit und des Despotismus.

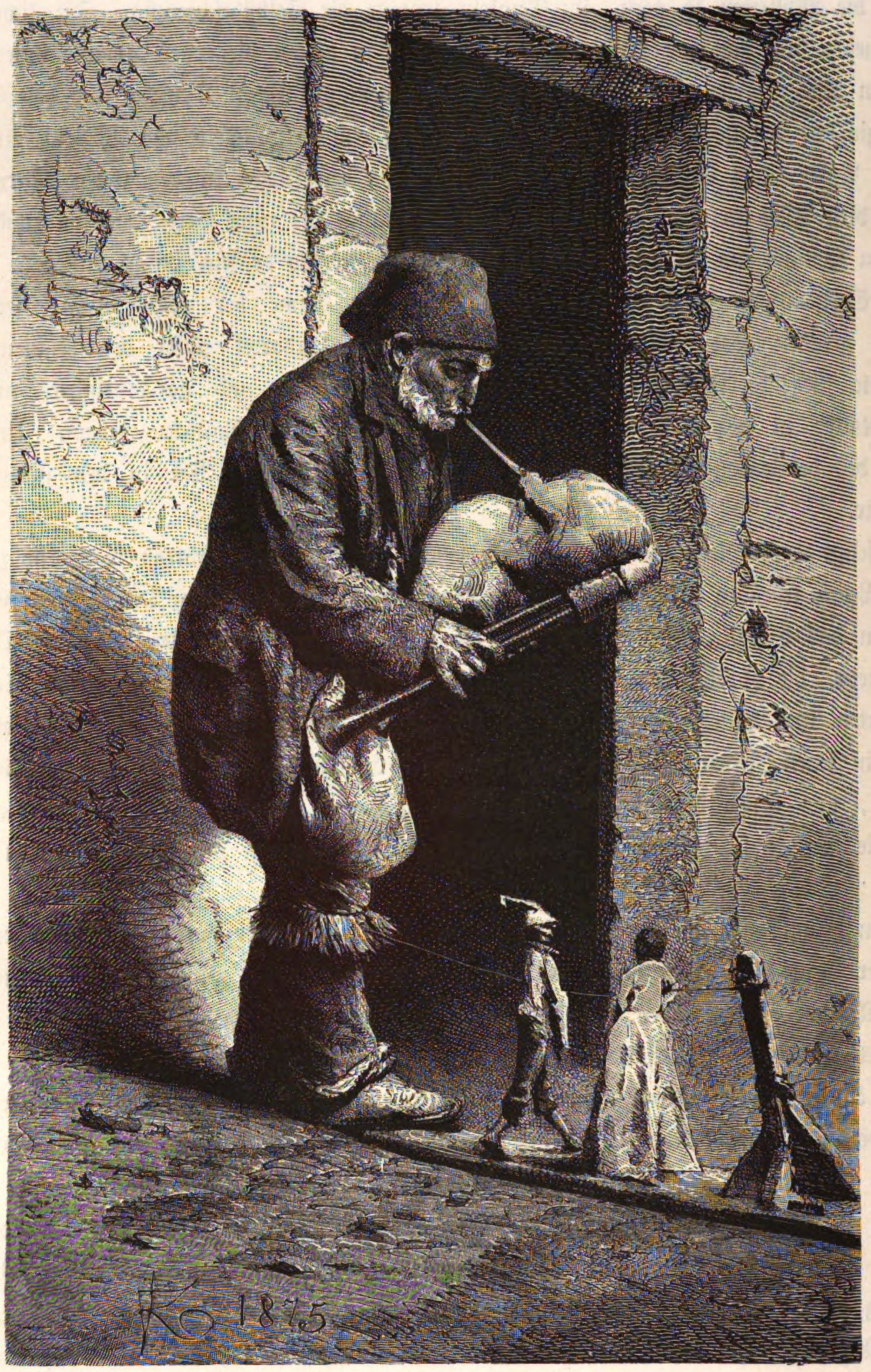
Neapel ist ein trauriger Boden, und wie wohl thut die Sonne, diesen Boden mit Rosen und allen Blumen zu bestreuen, zu überdecken den Moderduft, der aus den Gräbern Gemordeter steigt, mit dem süßen Dufte der Veilchen und Orangen, und thäte sie es nur jenem schönen Hohenstaufenknaben zu lieb!

Wie Nebel im Winde, wie welke Blätter im Herbsthauch ziehen tausend Gestalten an unserm Auge vorüber — alle tragen sie das Schwert, das des tapferen Kriegers oder des Henkers — aller Gewande sind blutgetränkt.

Ohnmächtig wankt der letzte Cäsar, Romulus Augustulus, heran, ein bleicher Schatten, um in den Gärten des Lucull am Castell dell' Ovo zu sterben. Aus allen Himmelsgegenden ziehen die Völker in Waffen herbei, sich mit dem Schwerte in das römische Erbe zu theilen: Vandalen, Gothen, Griechen. Da galt es, in dem mauergegürteten Neapel Tag und Nacht gerüstet zu sein und Ausschau zu halten auf den Ringthürmen. Die Gothen liegen in der Stadt, Belisar naht, die Stadt dem griechischen Kaiser zu gewinnen. Durch eine Wasserleitung, das Volk nennt ihre Reste am Nordende der Stadt noch heute die „Rothen Brücken" (ponti rossi) erzwingt er sich den Eingang — Blut — Brand — Plünderung. Totila, der große Gothenkönig, rückt heran — der Hunger öffnet ihm die Thore. Ihm folgen die Longobarden. Wie ein Zankapfel liegt Neapel zwischen den Königen dieses Volkes und den nahen Herzögen von Benevent. Aber es bleibt der griechischen Krone treu und empfängt willig seinen Herzog von Ravenna aus. Zerstückelung, Neid, Streit, Tyrannei durch ganz Italien. Der Glanz der griechischen Krone verblich, aber Neapel hielt noch immer zu dem sinkenden Sterne.

Jetzt belebten die Meere der Saracenen seeräuberische Flotten — vom Lande drangen tausend Feinde plündernd vor — Normannenpilger verwandelten sich in Normannenkrieger, und Grieche und Saracene müssen weichen — der Papst ruft einen deutschen Kaiserarm zu Hülfe — neue Normannenschaaren: und Neapel fällt.

1130 war es, als der tapfere Graf Roger das stolze Königreich beider Sicilien gründete und mit eiserner Faust beider Schwert und Scepter hielt. Es blühete sein Geschlecht — es welkte. Die stolzen Hohenstaufen ziehen



ZAMPOGNARO.

über die Alpen — hie Welf! hie Waiblingen! Deutsches Schwert und römisches Kreuz, Kaiserkrone und Papsttiara, Haß gegen Haß! Die Mächtigen der Erde rangen und die Völker bluteten.

Auch der Stern der Hohenstaufen neigt sich zum Untergange, sein letzter Strahl erlischt in dem auf dem düsteren Mercato vergossenen Jünglingsblute. Konradin! Ueber die blutigen Marmorstufen hinweg steigt das Geschlecht der Anjou auf den Thron. Blut kittet seine Fugen und kittet ihn fest für fast zweihundert Jahre, blutgetränkt ist die Spur, die es auf Italiens Boden hinterlassen. Da auch seine Stunde gekommen, mit Ungeduld erwartet und herbeigeführt vom Hause Aragonien, ergreift dieses fluchwürdige Geschlecht des Henkers Schwert. Fünfzig Jahre sind ihm vom Schicksale gegeben, nach dieser Frist wird die bisher mit dem Blute von Tausenden aufrecht erhaltene Freiheit und Selbstständigkeit Neapels zu Grabe geläutet unter dem Klange der Glocken, die den Einzug der Spanier feierten. Es folgen die stolzen Vicekönige, die in dem Schweiße des Volkes schwelgen — stolze Namen klingen: Gonsalvo, Alba, Toledo, Olivarez, Medina, zweihundert lange Jahre, voll von Leid, Unterdrückung, Auspressung, ziehen vorüber



AUSTERNZUCHT AUF SANTA LUCIA IN NEAPEL.

— auch eines Fischers Namen, Mas'-Aniello, schreibt die Geschichte auf ihre Tafeln. Viele düstere Bilder steigen aus dem Nebel jener Zeiten. Aber das Schlimmste war noch nicht gekommen.

Der spanische Erbfolgekrieg wird geschlagen — und Oesterreich schickt jetzt seine Vicekönige nach Neapel. Frankreich und Oesterreich heben die Waffen gegeneinander, und im Getümmel des Streites landet der erste Bourbone Karl an Neapels Küste. Es ist das Jahr 1734, und die fluchbeladene bourbonische Herrschaft beginnt. Für kurze Zeit unterbricht diese die französische Revolution — die französische Kaiserzeit: Joseph, Murat — dann kommt der übermüthige Knecht des blutdürstigen Pfaffenthums, kommt Ferdinand I. zurück und, jetzt regiert nur noch das Bajonett, der unterirdische Kerker, des Henkers nimmer ruhendes Schwert und der im Dunkel schleichende allmächtige Jesuit. Vorüber! vorüber: Franz I., Ferdinand II., Franz II. — vorüber!

Der Volksheld Garibaldi naht. Vom Volke jubelnd gegrüßt, bringt er ihm auf der Spitze des Schwertes die langentbehrte Freiheit.

Jahre sind seitdem vergangen und Neapel ist eingereiht in das große schöne Bruderband, das die italienische Nation von den Alpen bis zum Aetna bindet. Auf goldenen Wolken thront der Tag, der helle, freudige Tag, aber geblendet noch von langer Kerkerhaft schauen sie ihm entgegen. Was der Haß verbrochen — die Liebe kann es ja wieder heilen, wenn auch die bösen Wunden, die diesem unglücklichen Lande die Geschichte geschlagen, nie ganz vernarben werden.

Was aus den Stürmen jener Zeiten übrig, ist düsteres Gemäuer, sind Burgen und Schlösser, die der Tyrannen Zuflucht waren: Castell S. Elmo, dell' Ovo, Nuovo, Capuano, das königliche Schloß sind Denkmäler von Herrschern, die die Kirche birgt, weil sie der Kirche dienten; verherrlichen Triumphe, wie der Bogen des stolzen Aragoniers Alfons I.; und durch die Hallen der Kirche del Carmine, wo die Statue des unglücklichen Konradin steht, tönt des Dichters Wort:

„Lieb' und Freude dauern
Wie Gras, das man mäht,
Aber des Fluches Mauern
Trotzen noch spät!"

Die nie alternde Parthenope.

„Man merkt keine Verstimmung, denn diese elysäische Natur ist ja nie verstimmt; man sieht nirgend ein düsteres, nachdenkliches Antlitz, denn dieser lachende Himmel ist eitel Seligkeit."

(Gregorovius, Wanderjahre.)

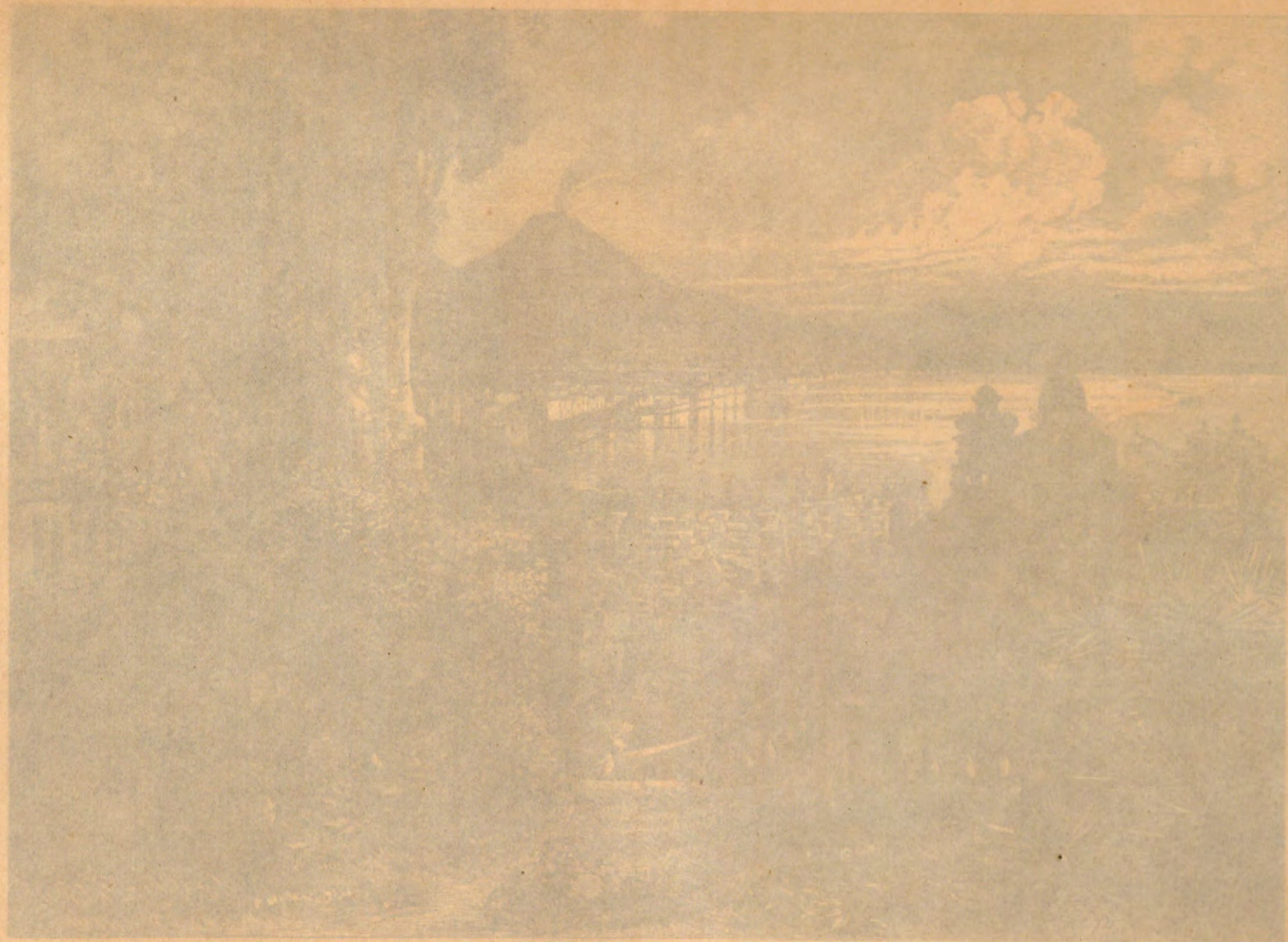
Immer schlendr' ich umher und keiner Arbeit gedenk' ich! — beginnt der Dichter Waiblinger einen seiner napoletanischen Gesänge. Immer schlendr' ich umher! Keine Stadt der Welt ist für das liebenswürdige Schlendern, für das neugierige Gaffen, für stummes Genießen so gar geschaffen, wie dieses Neapel. Wer in Rom noch im Staube der Bibliotheken hockte, wer mit dem Wuste gelehrter Bücher unter den Denkmälern alter Kunst wandelte, der wirft seine schweinsledernen Klassiker hier in die Ecke, steckt nur den Virgil, den Horaz oder Anakreon zu sich und zieht hinaus dem jungen Tag entgegen, der mit jungfräulicher Herrlichkeit über den Vesuv hineinleuchtet. Der Maler, den römischen fleißigen Griffel in der Hand, will schaffen — aber da draußen lockt es in tausend Formen, in immer wechselnden Gestalten — er wandelt und schaut, versinkt in glücklichem Schauen, und aus Morgen und Abend wird ein Tag, werden Tage, und die Leinwand bleibt leer. Der Dichter — ach! vor lauter Poesie wie käm' er zu einem kleinsten Gedicht? Die Lieder, die Neapel feiern, hat die Sehnsucht der Ferne gedichtet.

„Immer schlendr' ich umher und keiner Arbeit gedenk' ich!"

Umhaucht vom wonnigen Seewinde, der sich dem Dufte der Blumen und Sträucher mischt, umflattert von des Frühlings bunter Sonnenbrut, finden wir uns träumend unter einer schlanken Palme wieder. Wie Sirenenlieder klingt das Rauschen des nahen Meeres in den Gärten, Stimmen heiterer Fischer schlagen an unser Ohr — träumend sieht das Auge ein griechisches Tempelchen, sieht es die weißen Marmorbilder des Apoll, des Bacchus und seines Gefolges, des Herkules, sieht Götter und Halbgötter durch das Grün nie welkender Bäume schimmern.

Ist das alte Hellas wieder aus den Fluthen des Mittelmeeres aufgetaucht? Aber der lebhafteste Dialect italischer Sprache, gesprochen von schönen, geputzten Menschen, erweckt uns alsbald aus dem Traume. Rauschende Militärmusik ertönt — seidene Kleider schleppen zwischen blumigen Beeten — der Stutzer in französischem Moderock schwingt sein zierliches Stöckchen — funkelnde Blicke und glatte Worte fliegen herüber und hinüber — Alles strahlt, Alles lacht — Meer und Himmel leuchten und möchten sich erschöpfen in Luft und Glanz. Das modernste Neapel dringt auf uns herein, seine duftigen Wellen schlagen über unserm Haupte zusammen, und wir tauchen darin unter, jauchzend, genießend.

Wer denkt noch hier an die grauen Zwingburgen des Mittelalters, wer des düstern, blutgetränkten Mercato? Wer möchte Vergleiche anstellen zwischen diesen üppigen Statuen der Luft, welche der Rosenduft umfließt, und dem Standbilde des Hohenstaufenjünglings in jener unheimlichen Carmeliterkirche, das die erstickenden Wolken priesterlichen Weihrauchs umschleiern.



BLICK AUF NEAPEL, VOM CORSO VITTORIO EMANUELE

[illegible] Parthenope.

[illegible]



BLICK AUF NEAPEL VOM CORSO VITTORIO EMANUELE.

Wer hier athmet, athmet Himmelsluft; wer hier lebt, lebt der holden Gegenwart. „Villa nazionale" nennt sich das kleine Paradies am Strande, das Natur und Kunst in vereintem schwesterlichem Wirken zum schönsten der Erde schufen. In dieses Eden dringt nur der warme Südwind und der sanfte Hauch aus Osten, der die Knospen öffnet. Ein mit reichem Grün und freundlichen Häusern der Menschen geschmückter Höhenzug stellt sich deckend gegen die rauhere Tramontana.

Die höchste Erhebung dieser Hügelkette ist das gigantische Castell S. Elmo, die Krone der Stadt, und oft schon leuchtete das dunkelgelbe Gemäuer im Glanz der Sonnenauf- und Untergänge wie edles Gold. Von ihm aus steigen die Hügel in sanften Schwingungen durch Weingärten und blühende Wäldchen immer am Meeresufer hin zu den blauen Wellen hinab. Vomero nennt sie das Volk in ihrem Anfang, Posilippo, „Trostspender", nannten die Griechen schon den an's Meer tretenden Theil. Zwischen den Schirmen der Pinien und den dunkeln Säulen der Cypressen, die auf seinen Hängen wachsen, lachen farbige Villen mit flachem Dach weit über die See hin.

Die schwarzen, weit und keck in's Meer hineintretenden Felsen, um welche das Meer seit Jahrtausenden in schäumender Brandung ficht, tragen das Ei-Castell. Dort weinen heute keine Königskinder mehr, dort sitzen die Helden des neunzehnten Jahrhunderts, die blauröckigen Soldaten Italiens, und blasen schmetternde Trompeten, oder lagern auf den verwitterten Brüstungen und schauen hinüber nach dem Aschenberge, der lavadunkel in der sonnigen Landschaft steht, ein Opferwölkchen zum Himmel sendend. Da sehen sie auch die schimmernden Reihen der Städte, die wie eine Perlenschnur die Höhen Neapels mit den Bergen Sorrento's verbinden.

Jener höchste Berg, auf dem es wie eine Cyklopenburg sich erhebt, ist der Monte S. Angelo, der Felsenwächter zweier Golfe.

Unser Blick aber schwingt sich über die Wellen nach dem hesperischen Ufer Sorrents — wir grüßen seine Zaubergärten, in denen die Liebe und das Glück wohnen, seine Blüthenhaine schwebend auf steilen Klippen, seinen Frieden, die beseligende Ruhe seiner Thäler!

Unsre Seele fliegt mit dem Fluge der Möve nach jenem blauen Zaubereiland, das wie ein Traum aus hellenischer Zeit sich aus den Wogen hebt: die Insel Tibers, das sirenusische Capri!

Segel gleiten wie Wasserblumen über das Meer — Delphine ziehen auf seiner Höhe; Fische springen, nach ihnen tauchen beutegierige, breitgeschwingte Möven — braune Knaben plätschern in der Fluth, Fischer ziehen ihre Netze an den sandigen Strand — — noch immer tönt die lustige Musik, noch immer blühen die Rosen: wir sitzen noch an der schlanken Palme und athmen gegenwärtige Freude.

So treibst du es heute, so treibst du es morgen, Fremdling!

> „Ein Tag fast wie der andre! So laßt uns, Freunde, genießen,
> Jubelt heute zu Land, schwärmet mir morgen zur See.
> Spielt mir die Herr'n! Es erwartet uns treu ein eigener Wagen;
> Spielt mir die Herr'n, es steht unsere Barke bereit!" —

So herrlich wie die Villa der Lebendigen, ist auch die der Gestorbenen. Das ist der Camposanto nuovo! Da erinnert nichts an die Unterwelt, da schleichen keine trüben Schatten, da hängen keine Trauerkränze — hier bringt das Leben duftige Blumenopfer und unter blühenden Rosen gedenkt man der Dahingegangenen, sich ihrer Freuden erinnernd. Auch hier lustwandelt das moderne Neapel, auch hier rauschen seidene Schleppen, erschallen dieselben heitern Stimmen wie am Strande dort unten. Es scheint, als ob sich der Tod und das Leben hier oben ein freundliches Stelldichein gegeben hätten, der sonnigen Gegenwart zu genießen.

Welch' herrliche Gräberstadt ist dieser Friedhof. Was der Menschengeist Schönes ersann, bauete er hier mit Fleiß und Kunst auf, was die Natur nur Liebes und Wonniges besaß, streuete sie in Fülle zwischen diesen Tempeln, Hallen, Kapellen, Denkmälern und zierlich geputzten Grabstätten aus.

Wohl wirft die schwarze Cypresse ihre dunkeln Schatten über die sonnigen Wege, aber auch diese Schatten sind bedeckt mit den lichten Rosenblättern, die der Lenz wie der Winter ohn' Unterlaß streuen; und zwischen den Gräberbäumen: welche Pracht der sonnenathmenden Blumen! Welcher Duft ringsum! Dieses von Schlingpflanzen



ZIGEUNERSCHMIEDE IN NEAPEL.

umrankte Gebüsch, in dem im Mai die Nachtigall singt, es ladet zur Trauer nicht, zu heimlicher Liebe scheint es zu laden. Und durch die Bäume, wo das verschlungene Laubwerk sich öffnet, da, siehe! die farbenbunte Stadt, die lustprangende Campagna, das ewige Meer sich wiegend in der Freude des Daseins. Dort der Vesuv, nicht ernst, nicht bedrohlich, nur Ruhe athmend — da die Paludi, wo ein fleißiges Volk unter jauchzenden Liedern der Erde grüne, würzige Schätze hebt — drüben der menschenwimmelnde Mercato, dessen Tosen bis herauf in die Stille dringt. Weiter der Strand mit bunten Schiffen, deren leuchtende Segel der frische Wind füllt — der ragende Leuchtthurm und Kuppel an Kuppel — S. Elmo auch — Camaldoli dort, das sein „Frieden mit euch!" in's Land hineinwinkt.

Nur Leben, blühendes Leben ringsum, im Himmel und auf Erden. —

Als man auf diesen Hügeln von Poggioreale, wo einst der stolze Aragonier sich ein üppiges Haus der Lust bauete, den Grund zum neuen Friedhof grub, legten die Spaten der Arbeiter antike Urnen, Grablämpchen und Münzen blos, und man fand, daß an der Stelle, wo man das Geschlecht des neunzehnten Jahrhunderts betten wollte, vor drei- oder viertausend Jahren die Urstadt Palaiopolis die Reste ihrer Todten bestattet hatte. Die Winde verweheten die Asche der griechischen Vorfahren, oder aus ihr wuchsen die jungen Blumen, die Gräber der späten Nachkommen zu schmücken — und unten dampft der rasselnde Zug vorüber, der dem modernsten Leben dient.

„Gleich den Blättern im Wald, so sind die Geschlechter der Menschen."

Auch diese Todtenstadt hat ihr Fest. Feiert Neapel seine schwelgende Weihnacht, seine lärmende Ostern oder sein bacchantisches Piedigrottenfest, so feiert man hier nicht minder bunt, nicht minder geräuschvoll den zweiten November. Lichterpracht, Gesänge der Priester und wogendes, drängendes und gedrängtes Volk aller Stände mit Blumen und Kerzen im Innern; Tausende von Wagen und Karren, singende, zechende, boccia- und moraspielende Scharen vor den Mauern in den unzähligen Schenken — ganz Neapel ist heute auf den Füßen, zu sehen, wie die Todten wohnen,



AM MOLO IN NEAPEL.

wie heiter es sei, in solchem Glücke zu ruhen, sich aber auch, froh der Gegenwart, mahnend zuzurufen: „Gedenke zu leben!" Wie wahr ist, was der edle Foscolo sagt:

„All'ombra dei cipressi e dentro l'urna
Confortati di pianto è forse il sonno
Della morte men duro? —"
„Ist im Cypressenschatten, in der Urne,
Erquickt vom Thränenthau, vielleicht der Schlummer
Des Todes minder schwer? Wenn nicht die Sonne
Auf Erden mehr für mich befruchtet dieses
Schöne Geschlecht der Pflanzen und der Thiere — —
Ist dann ein Stein Ersatz verlor'ner Tage,
Der meine Knochen sondert aus der Unzahl,
Welche der Tod in Meer und Erde säet?"

Gedenke zu leben! Fahr zu, Fährmann, fahre mitten in's Leben hinein, dort wo es sich tummelt in tausend kleinen und großen Genüssen, wo das frohe Volk sein Schlaraffenleben führt. Nicht in das Herz, nein in den gewaltigen Magen der Stadt hinein!

Hier beginnt der Bezirk, welcher Alt-Neapel heißt. In seine Gassen und Gäßchen, Vichi und Vicoletti, ist der frische Wind des Fortschritts noch nicht gedrungen. Hierher ist zurückgedrängt, was Neapel noch an vorzeitlichen Eigenthümlichkeiten und Auswüchsen bewahrte an Häusern und Bottegen, an Menschen und Waaren.

Hier ist also der Magen Neapels und in ihm lärmen und tosen seine Gedanken, welche hier aus dem Magen entspringen.

Zwischen diesen düstern, schmalen, riesenhohen Häusern ohne alle und jede Architektur auf diesem unseligen, immer nassen Pflaster — siehe! welch' schwärzliches Gewimmel, welch wimmelndes Durch- und Ueber- und Untereinander, welch Tosen, welch Drängen und Schreien von allen Seiten, nach allen Seiten. Was die Triften, die Gärten, die Weinberge, was das Meer an eß- und trinkbaren Schätzen liefert, was da schwimmt und kriecht, fliegt und fließt — hierher wird es geschleppt in Fässern und Kufen, in Netzen und Körben, auf Karren, auf Köpfen und Eseln, und hier liegt es, nur zu oft Nasen und Augen beleidigend, noch dazu Ohren zerreißend ausgeschrieen, dem Volke aber reizbar unter jeder Form: aufgespeichert, gehängt, gebreitet. Hier kocht und brodelt es in Pfannen und Töpfen, füllt Flaschen und Schüsseln und lockt die Begehrenden als der Erde höchstes Gut.

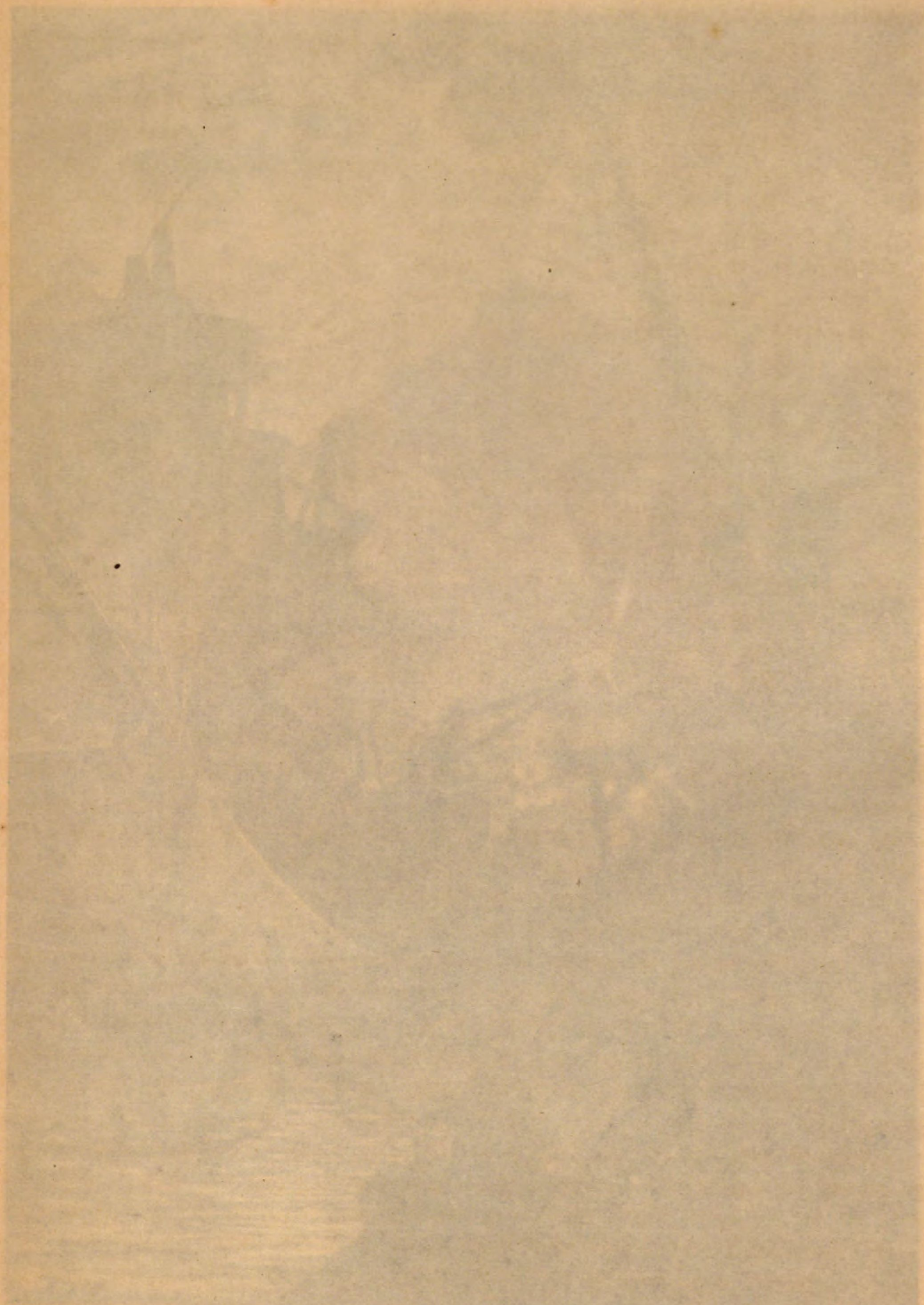
Wer faßt die Bilder auf, welche Farben müßte man mischen, welche Gestalten und Formen, welche Karrikaturen des Menschen, wie viel geplagtes Vieh müßte der Stift festhalten! Aber auch das genügt nicht, denn Lärm und Luft, und steter Wechsel der Erscheinungen lassen sich nicht auf dem Papiere fesseln. Wer von einem deutschen wohlgeordneten, saubern Marktplatze plötzlich hierherversetzt würde, müßte glauben, in diesem Schmutze schlüge sich eine Bande von revoltirendem Vorstadtpöbel um die Beute eines großen Feldlagers, in der Absicht, in einer Viertelstunde aufzuräumen — — Mord und Todtschlag, Verachtung, Zorn, Wuth, alle tausend wüste Teufeleien und Höllenbreugheleien schlagen ihm hier in tollen Haufen entgegen — und doch ist das ein rechtes Friedensbild, aber ein napoletanisches. Denn wo man Essen riecht, gibt es bei diesem Volke fröhlichsten Frieden. Alles Tosen und Drängen in Ein Wort zusammengefaßt, würde lauten: „Kaufe bei mir, ich habe das Beste und Billigste" — und die Antwort: „Nein, lieber Freund, ich muß es noch besser und noch billiger haben!" Das ist Alles!

Ja, wer am meisten schreit und am unbändigsten sich geberdet, ist der gutmüthigste Mensch, der nur seiner unendlichen Freude über die vielen Herrlichkeiten Ausdruck geben, oder an seinen Fünf-Soldi-Waaren einen Soldo gewinnen möchte.

Die Häuser dieser Straßen, der Ausdruck höchster Unwohnlichkeit, sind den Tag über fast ganz leer; denn da müßte Einer schon sehr krank sein, der sich auf das unfreundliche Zimmer beschränkte. Alles drängt nach der Straße. Hinaus! ist die Losung des Tages, die hier schon morgens um fünf Uhr ausgegeben wird, heißt das nur zur kühleren Jahreszeit; im Sommer wird Tag und Nacht keine Ruhe. Wer die Sache noch so lange kennt, kann doch nie in Erfahrung bringen, wann eigentlich hier geschlafen wird. So wird denn auf die Wohnungen keine Sorge verwendet: fast nicht ein gesundes Fenster ist zu sehen, oder die es sind, haben die schwarze Farbe des Mittelalters an sich. Vor den Fenstern aber, an den verrosteten Eisen der Balkone hängen die grauen Fahnen der Armuth, die fortwährend lauttönende Défilés durch diese Straßen hält, und ihr zu Ehren wehen alle möglichen und unmöglichen Wäschstücke, oft nur in Wasser getauchte Lumpen oder unheimliche Fadenmassen, im lustigen Winde, der vom Meere her in dieses Gewirr einzudringen sucht.

Verlumpt ist auch, was hier von Gesichtern herumläuft; da ist nicht Ein richtiges Gepräge mehr zu erkennen, verwischt, ab- und angegriffen, verschwommen, hungrig, abgelebt, zerzaust und brodgierig sieht das Volk hier aus, und aus den dunkeln Augen blickt die Gier nach Sättigung, aus vielen auch die Erinnerung an die bourbonischen Zeiten taschenfüllender Plünderungserlaubniß. Schön sind nur die Fischer, die hier ihre Waare zu Markte bringen; ihrer die meisten haben das alte klassische Gepräge behalten, und eine gewisse Würde zeichnet sie vor den sie Umlungernden aus.

Hier hört man auch das schwerverständliche, echte Lazzaroninapoletanisch, hier fliegen die echten Zeichen, mit Fingern und Händen, Arm und Kopf gegeben, herüber und hinüber. Und dieß zu sehen, jenem zuzuhören, ist ein vollkommenes Theater. Lösen wir dieses in einige Scenen auf!



HAFEN VON NEAPEL

[illegible] die letzte Gassen und Gäßchen, Vichi und Vicoletti, ist [illegible] dorthin ist zurückgedrängt, was Neapel noch an vorzeitlichen [illegible] an Menschen und Waaren.

[illegible] seine Gedanken, welche hier aus dem Wagen [illegible]

[illegible] ohne alle und jede Architektur auf diesem [illegible] Gewimmel, welch wimmelndes Durch- und [illegible] und Schreien von allen Seiten, nach allen Seiten. [illegible] und trinkbaren Schätzen liefert, was da [illegible] geschleppt in Fässern und Kufen, in Netzen und [illegible] nur zu oft Nasen und Augen beleidigend, auch [illegible] unter jeder Form: aufgespeichert, gehängt, gebreitet, [illegible] Schüsseln und lockt die Begehrenden [illegible]

[illegible] man mischen, welche Gestalten und Formen, welche [illegible] der Stift festhalten! Aber auch das genügt nicht. [illegible] Erscheinungen lassen sich nicht auf dem Papiere fesseln. Wer [illegible] plötzlich hierherversetzt würde, müßte glauben, in diesem [illegible] Vorstadtpöbel um die Beute eines großen Feldlagers, in der [illegible] — — Mord und Todtschlag, Beraubung, Zorn, Wuth, alle [illegible] schlagen ihm hier in tollen Haufen entgegen — und doch ist [illegible] Denn wo man Essen riecht, gibt es bei diesem Volke [illegible] in ein Wort zusammengefaßt, würde lauten: „Kaufe bei mir, ich [illegible] „Nein, lieber Freund, ich muß es noch besser und noch billiger [illegible]

[illegible] sich geberdet, ist der gutmüthigste Mensch, der nur seiner [illegible] geben, oder an seinen Fünf-Soldi-Waaren einen [illegible]

[illegible] Unwohnlichkeit, sind den Tag über fast ganz leer; denn [illegible] unfreundliche Zimmer beschränkte. Alles drängt nach der Straße. [illegible] morgens um fünf Uhr ausgegeben wird, heißt das nur [illegible] Wer die Sache nach so lange kennt, kann doch [illegible] So wird denn auf die Wohnungen keine Sorge verwendet; [illegible] haben die schwarze Farbe des Mittelalters [illegible] tragen die grauen Fahnen der Armuth, die [illegible] alle möglichen und unmöglichen [illegible] im lustigen Winde, der [illegible]

[illegible] da ist nicht Ein richtiges Gesicht [illegible] abgelebt, gezaust und [illegible] Schöner, aus vielen auch die Erinnerung an die bourbonischen Zeiten [illegible] Schön sind nur die Bilder, die hier [illegible] Markte bringen; aber die meisten [illegible] erhalten, und eine [illegible] den so Vorübergehenden aus.

[illegible] hört man auch das [illegible] Hände, Arm und Kopf [illegible] hinüber. [illegible] Lösen wir dieses in einige Scenen auf!



HAFEN VON NEAPEL.



AM ZOLLHAFEN IN NEAPEL.

Hier tosen zwei Melonenverkäufer, die ihre buntbemalten Stände dicht nebeneinander haben, mit wildem Schrei in die wandelnde Menge hinein. Wie liebt diese die saftreiche Wassermelone, jene, die drei Farben Italiens repräsentirende, immer dunkelrothe Frucht; denn für wenig Geld stillt sie der Bedürfnisse drei, wie des Lazzaron's Proverbio so schön sagt: „Cu nu rano magno, vevo, e me lav' a faccia." (Für einen Gran ess' ich, trink' ich und kann ich mir das Gesicht waschen.) Horcht, mit mächtiger Stimme ruft der Eine: „Castiellamare! che maraviglia! . . . So de Castiellamare." (Von Castellamare! Welches Wunder! Von Castellamare sind sie!)

Aber der Andere übertönt ihn: „Mo so benute da la rotta della neve, e so de foco!" (Jetzt, jetzt sind sie aus der Eisgrotte gekommen, und sind doch voll Feuer!)

Und nun geht der Wettstreit los.

„Oh! oh! che bellezza!! Che rrobba! che rrobba è chesta! È nu sole che mo esce!" (Oh, welche Schönheit! Welche Waare! Welche Waare ist das! Gebt acht, jetzt geht die Sonne auf!) —

„No, no! ccà stannu li mellune veraci, chisse lloco è la luna, lu veru sole beditelo ccà. Otto suoldi tutto, quatto mmiezu, e chì lu magna ccà purzì tre suoldi!" (Nein, nein! Hier, hier sind die wahren Melonen! Jene sind der Mond, die wirkliche Sonne seht ihr hier! Acht Soldi die ganze, vier die halbe, und wer sie hier verzehrt, auch drei!)

Der Widersacher spaltet nun auf dem Haupte eines Buben eine seiner gepriesenen Früchte in großer Gewandtheit mit Einem Messerstreiche und wie erstaunt ruft er aus: „Uh, l'ottava meraviglia de lu munno; bidite, si avite uocchi, bidite! Fuoco! Fuoco!" (Uh! das achte Wunder der Welt! Blickt her, wenn ihr Augen habt, seht! Feuer, Feuer!) — „Vesuvio! Vesuvio!" tönt es vom Gegenüber.

„Etna e Mongibello." Aber auch damit ist die höchste Steigerung noch nicht erreicht, denn der Nebenbuhler spielt den letzten Trumpf aus, schreiend: „È lu nfiernu cu tutti li diavoli!" (Hier die Hölle mit allen Teufeln!)

Da legt denn der College Messer und Melone weg, stemmt die Arme in die Seiten und spricht voll staunenden Aergers: „Bidimmo mò che cci hai da dicere cchiù!" (Jetzt woll'n wir doch sehen, was du uns noch zu sagen hast!)

Und mit diesen Worten geht der Krieg von Neuem los.

In gleicher Weise schreit neben ihnen der Pizzajuolo, der Zwiebelkuchenhändler, die fetttriefende Zeppolajola: „Caure, caure scagliuozzole! quatto nu suold!" (Warme, warme Maismehlwaffeln, vier einen Soldo!) Der



S. MARIA IN PORTICO IN NEAPEL.

Orangenhändler rasselt mit seinem Karren vorüber, über die Dächer dringt sein Ruf: „Pportovalle de Palermo! Scialate, scialate, ca mo è lu tiempu, scialate!“ (Schmaust, o schmaust! Denn jetzt ist es Zeit, schmaust!)

Seine Worte durchkreuzt schneidend die helle Stimme der zerlumpten Händlerin mit gerösteten oder gekochten Maiskolben: „Polanchelle tenerelle caude e belle! E cè lu latte! cu lu tutoro d'oro! Polanchelle!“ (Hühnchen, zarte Hühnchen, warm und schön! Mit Milch gefüllt sind sie, mit goldenem Eidotter! Hühnchen!)

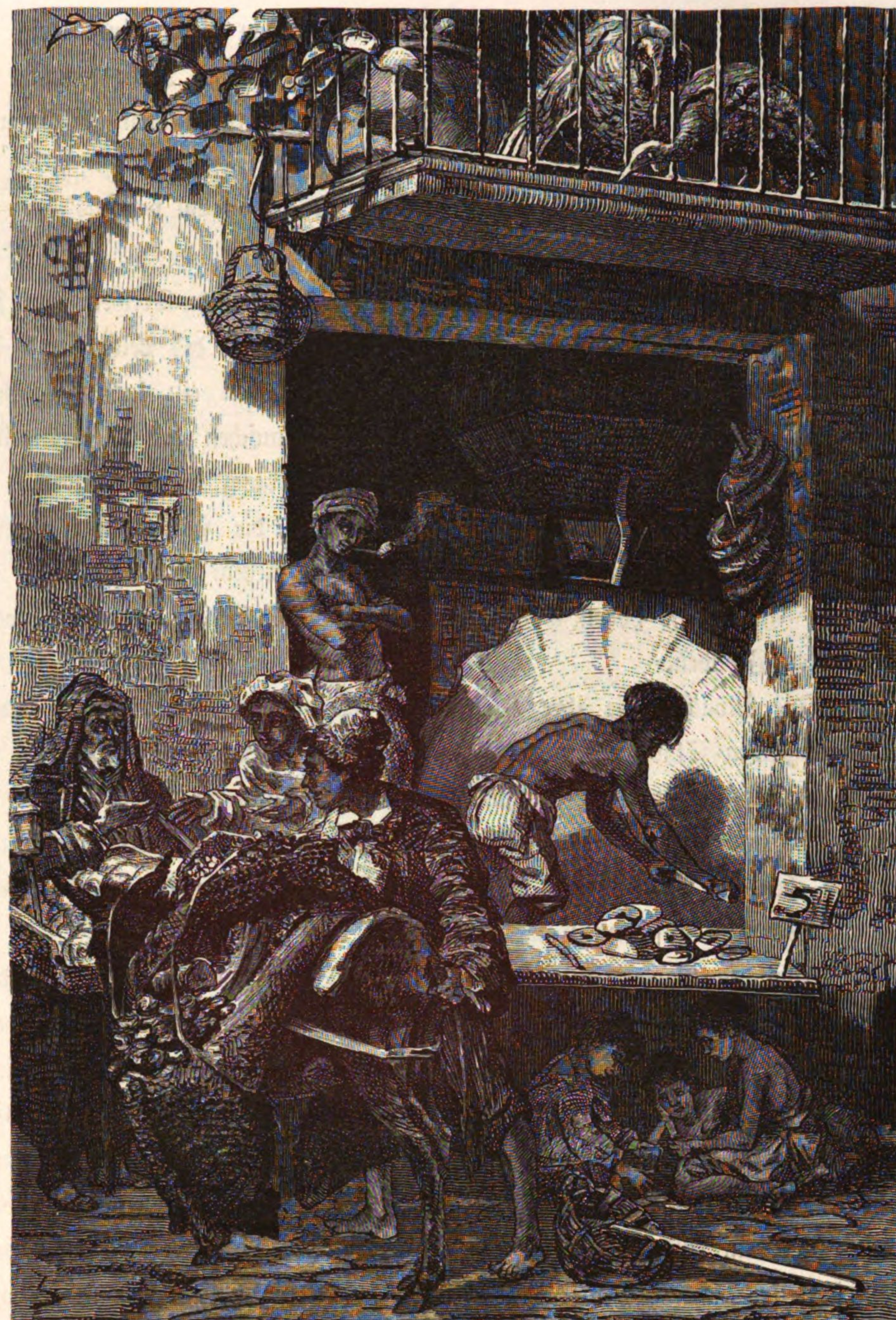
„Chi vo vevere, chi vo vevere,“ gellt der Schwefelwasserverkäufer in die Ohren, „acqua zurfegna fridda, fridda, uh cume la tengo annevata!“ (Wer will trinken! Kaltes Schwefelwasser, eiskalt, oh, wie hab' ich's mit Eis verkühlt!)

„Mmpaglia segge!“ ruft die Strohstuhlflechterin ihr eigenes Gewerbe aus: „Mmpaglia segge“ — von Haus zu Haus.

Facchini mit hochgethürmten Lasten auf dem Kopfe drängen sich stoßend durch die Menge, unaufhörlich tönt ihr Warneruf: „À nanze, guarda, a nanze!“ (Platz!) „Guarda, a nanze!“ — der Ruf der Kutscher, der Eseltreiber, des Milchhändlers, der seine Kuh vor die Häuser der Milchkunden treibt. Ueberall aber, wohin man den Kopf wende, klingt die Nummer der Kaufschillinge, überall: cinque, tre, sei — — —. Dabei fällt es auf einmal den großen und kleinen Glocken der zahlreichen Kirchen und Kapellen ein, ihre impertinent spitzen Stimmen zwischen die Menge zu werfen: der Glöckner schlägt mit seinen Hämmern immer toller an das Metall, das reizt wiederum den Zampognaro, aus Leibeskräften in sein fast berstendes Pansinstrument zu blasen; den Tamburellajo, mit wilden Schlägen sein bacchisches „Tammuriello“ geltend zu machen — — ach! Alle reizt es zu gesteigertem Tosen. Was von weiblichen jugendlichen Händlern auf der Straße irrt: die Eierverkäuferin, die Mozzanara oder Cigarrenendchenhändlerin, das Palmen- und Schilfbesen-Mädchen, die Haarflechterin, Bandweberin und Handschuhnätherin — das hüpft bei diesem Getön nur noch tanzend dahin, singend und pfeifend. Und mitten in der Menge kann man alsdann des Volkes Lieder hören, im tollen Uebermuthe singt es:

„Io voglio bene a vavata
E tu nun sai pecchè?
Vavata a fatta mammata
Mammata a fatta a te.
Io te voglio bene assaje,
E tu nun pienze a me!“
(Ich liebe deine Großmama
Warum, das weißt du nicht?
Großmama schuf die Mama dein
Und Mama, die schuf dich!
Ich lieb' dich ohne maßen
Und du denkst nicht an mich!)

* * *


VOR EINER BAECKEREI IN NEAPEL.

Halt! hier gibt's Streit! Ein Händler mit Ricottelle von Massa (frischer Käse), ein Händler mit Franfellicchi (gesponnener Honig) und ein Streichhölzchenhändler, saßen im Winkel, Mora spielend. Einer wollte den Andern übervortheilen. Der Streit wird groß, eine Hand voll frischen Käses fliegt in die Vorübergehenden hinein, die baumsdicken Streichhölzer liegen auf dem Boden verstreut, der Dritte rettet seinen Honig — man kratzt sich in die Gesichter, man droht. Aber meint man, der Streit müsse beginnen, so sitzen sie wieder in tiefem Frieden beim einfachen Spiel. Ist es Festtag, so ist jede Hausflur ein Tanzsaal geworden, aus jeder Hausflur schallt das Tamburro, klappern die Castagnetten, ertönt das schrillende, zungengewandte Tarantellaliedchen im steten paukenden Gleichklang. Welche Begeisterung öffnet der hochfrisirten Dirne den Mund, wenn sie zum Tanze jubelt:

La Tarantella:
„È la luna mmiezu mare,
Mamma mia, maritame tu.“
Figlia mia, chi t'aggio a dà?
„Mamma mia, pensaci tu!“
Se te do nu scarpariello,
U scarpariello non fa pe te:
Sempe va e sempe vene
Sempe a suglia mmano tene:
Si lle vota la fantasia,
A suglia nfaccia a figlia mia.
„È la luna mmiezu mare etc.“

(„Scheint der Mond in Meeres Mitten,
Verheirathe mich, o Mutter mein!“
Tochter mein, wem soll ich dich geben?
„Mutter, das ist deine Sache allein.“
Wenn ich dich einem Schusterchen gebe,
's Schusterchen ist nicht für dich gemacht.
Immer kommt und immer geht es,
Immer die Ahle in Händen dreht es.
Dreht sich die Phantasie dem Wicht,
Sticht meinem Kind er die Ahl' in's Gesicht.
„Scheint der Mond in Meeres Mitten &c.)

Wie oft doch klingt bei diesem nie nachlässenden Getön eines ewig handelnden Volkes, das auch die andern Straßen der Stadt füllt, und die Seele nie zu beschaulicher Ruhe kommen läßt, wie oft klingt es im Herzen, wenn das Auge nach den im blauen Dufte schwimmenden, traumstillen Inseln und Vorgebirgen schweift, jenes horazische:

„Beatus ille qui procul negotiis — —“

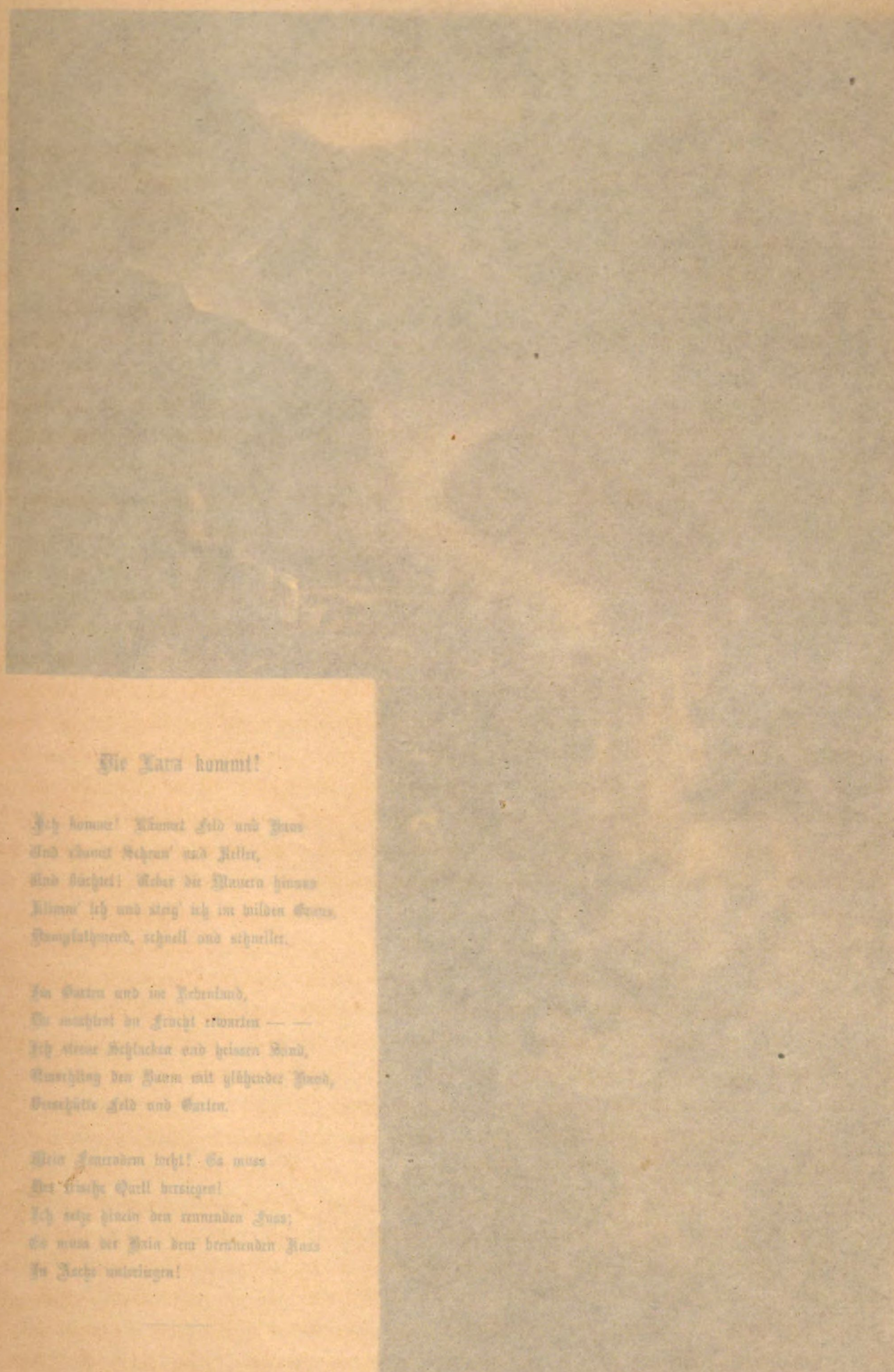
Ja, glückselig, dreimal glückselig Jener, der diesem Treiben von Zeit zu Zeit entfliehen kann, auszuruhen im Schoße der Natur, die hier so mild die Schmerzen des Leibes und der Seele zur Genesung wandelt. Glückselig der, dem auf jenen sanften, weitschauenden Höhen ein lachendes Gartenhaus beschieden wird. Dort hinauf schallt das Tosen des Tages nicht. Wie fernes Rauschen des Meeres klingen die Wellen des Lebens dort unten und mischen sich sanft dem leisen Donner der Brandung an den Ufern. In den Gärten auf den Bergen blühen alle Blumen, und die immergrünen Bäume, die die Häuser mit ihren dichtlaubigen Schirmen decken, wehren dem Brande der Julisonne und halten den heißen Athem des Südwindes ab. Wie köstlich ist die Luft auf diesen Bergen! Auf diesen Höhen wähnt körperlos sich die Seele, und wunschlos beglückt athmet sie den Tag und seine ätherleichten Freuden.

Die Mönche, die ihre Klöster hier oben unter den Bäumen baueten, andere waren sie, als die in der nervenerregenden Stadt siedelnden. In der Stadt wohnten das Laster bei dem Fanatismus, bei scheinbarer Armuth und Bedürfnißlosigkeit die Herrschsucht, der Ehrgeiz und die Habgier — — hier oben wohnten die Sanftmuth und Milde, die Zufriedenheit und Menschenfreundlichkeit. Sie lesen wir noch heute in den Augen des Benedictinermönches, der uns eben die kleine Pforte öffnet und mit ihr den Eingang in ein Paradies erschließt.

Wir sind auf dem Camaldoli.

Zwischen Gartenmauern, mit stetem Rückblick über blühende und duftende Gärten auf das Meer und seine Inseln, führte uns der Weg; durch ein schattiges Kastanienwäldchen, in dessen dunkeln Moosgründen das purpurne Alpenveilchen blüht, wo im Lenz ganze Chöre von Nachtigallen schlagen, windet er immer bergan sich bis zur Pforte des oftbesuchten Klosters. Wie in den Himmel gehoben, in glücklicher Erdenferne liegt es unter seinen uralten, immergrünen Eichen, von göttlichem Frieden umhaucht, von Waldvögeln umflogen, und da unten deckt die Stadt mit dunkeln, steinernen Flügeln das Land am Meere, breitet sich dieses in silberleuchtender Fülle zwischen den blühenden Küsten aus: ein Bild, so groß, so in sich gesammelt, so beruhigend, so liebelächelnd und sanft, daß aller Frieden der Welt über ihm ausgegossen zu sein scheint; denn kein Laut dringt hier herauf: die Vögel singen in den Wipfeln, die Blätter lispeln, Schmetterlinge, die süßen Luft- und Duftgeborenen, küssen sich in mildem Sonnenschein, Ameisen ziehen schweigend ihre kleinen Bahnen — — und der stummgewordene Mensch steht und schaut stunden- und stundenlang in diesen Glückstraum hinein, von seligen Schauern übernommen, gerührt, begeistert, von reicher Liebe für Gott und Menschen erfüllt. Hier oben vergißt sich wohl jeder Schmerz, jeder Wunsch schweigt, und keine Leidenschaft erregt das Herz. Die Stadt da unten, die Städte da draußen über den Alpen, die Gehässigkeit, die Gemeinheit der Menschenseelen allüberall — die Gedanken an Alles, was uns einst weh gethan, sie beunruhigen uns nicht mehr. Wir leben der holdesten Gegenwart. Unsre Gedanken sind ein Theil der Zeit geworden, der nie rückschauenden, der sanft und lautlos weitergleitenden, wie auf leichtem Segelboote schwimmen wir auf ihrem Meere dahin und sehen keine Küsten mehr und verlangen nach keiner Landung.

Aber der Abend naht, aber die Sonne sinkt. Schon über die dämmernden Ponzainseln neigt sich der Wagen des Gottes. Schon nach den löschenden Wellen kehrt er die flammende Fackel des Tages. Wie Liebesgötter umflattern ihn die rosigen Wölkchen, die um Ischia's stolzen Epomeogipfel schwimmen. In dichten Scharen auch kommen sie hinter Capri's schwärzlichem Fels herauf und drängen sich über die glänzende Sorrentohalbinsel, über den Monte S. Angelo nach dem düsteren Helden dort, dem Vesuv, ihm das alternde Haupt mit jungem Rosenschmucke zu krönen — dann eilen auch sie der Sonne nach, in die Fluth hinab. Aber wie mit einem Zauberschlage breitet der Himmel jetzt seine Purpurteppiche über das dunkelnde Land. Himmel und Meer, Berge und Inseln, im klarsten, reinsten Violett erscheinen sie, einem Amethyste gleich glänzt der Vesuv, wie durchsichtig.



Die Lava kommt!

Ich komme! Räumet Feld und Haus
Und räumet Scheun' und Keller,
Und flüchtet! Ueber die Mauern hinaus
Klimm' ich und steig' ich im wilden Graus,
Dampfathmend, schnell und schneller.

Im Garten und im Rebenland,
Da mochtest du Frucht erwarten — —
Ich streue Schlacken und heissen Sand,
Umschling den Baum mit glühender Hand,
Verschütte Feld und Garten.

Mein Feueratem weht! Es muss
Der frische Quell versiegen!
Ich setze hinein den rennenden Fuss;
Es muss der Hain dem brennenden Kuss
In Rache unterliegen!

[illegible] eines ewig handelnden Volkes, das auch die andern [illegible] kommen läßt, wie oft klingt es im Herzen, wenn [illegible] Inseln und Vorgebirgen schweift, jenes [illegible]:

„[illegible] — —“

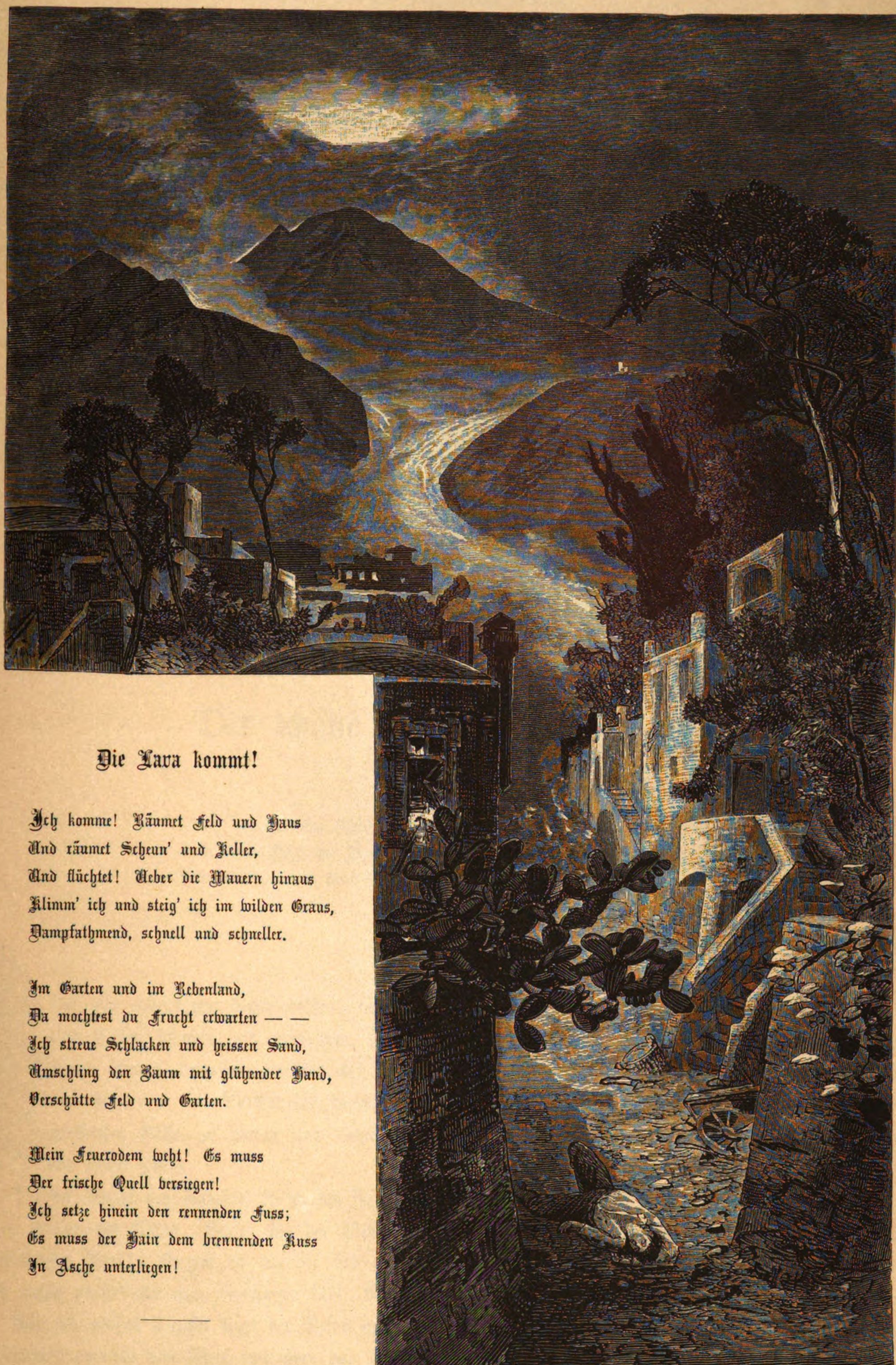
[illegible] glückselig, dreimal [illegible] von Zeit zu Zeit [illegible] kann, auszuruhen [illegible] der Natur, die hier [illegible] und der Erde zur Vereinigung wandelt. Glück[illegible], dem auf jenen [illegible] Gartenhaus [illegible] wird. Dort hinauf [illegible] des Tages [illegible] des Meeres klingen die [illegible] des Lebens dort unten [illegible] sich sanft [illegible] an den Ufern. In den [illegible] auf den Bergen blühen [illegible] mit ihren dichtlaubigen Schirmen decken, wehren dem Brande der [illegible] des Südwindes ab. Wie [illegible] ist die Luft auf diesen Bergen! Auf diesen Höhen [illegible] begleitet [illegible] sie den Tag und seine ätherleichten Freuden.

Die Mönche, die [illegible] bauten, andere waren sie, als die in der nervenerregenden Stadt [illegible] das Laster, bei dem Fanatismus, bei scheinbarer Armuth und [illegible] — — hier aber wohnten die Sanftmuth und [illegible] noch heute in den Augen des Benedictinermönches, [illegible] den Eingang in ein Paradies erschließt.

[illegible]

[illegible] und duftende Gärten auf das Meer und [illegible], in dessen dunkeln Moosgründen das [illegible] wobei er immer bergan sich bis zur [illegible] liegt es unter seinen [illegible], und da unten deckt die Stadt [illegible] Fülle zwischen den blühenden [illegible] und sanft, daß aller Frieden [illegible] die Vögel singen in den Wipfeln, [illegible] sich in mildem Sonnenschein, [illegible] Mensch steht und schaut stunden- [illegible] gerührt, begeistert, von [illegible] jeder Wunsch schweigt, und [illegible] über den Alpen; die Gehässigkeit [illegible] sie beunruhigen [illegible] Theil der Zeit geworden, der [illegible] schwimmen wir auf ihrem [illegible]

[illegible] neigt sich [illegible] des Tages. [illegible] Felsen herauf [illegible] die glänzende [illegible] düsteren Helden [illegible] das alternde [illegible] zu [illegible] auch sie der Sonne [illegible] hinab. Aber [illegible] breitet [illegible] Purpurteppiche [illegible]. Himmel und [illegible] Inseln, im klarsten, [illegible] erscheinen sie, [illegible] glänzt der [illegible]



Die Lava kommt!

Ich komme! Räumet Feld und Haus
Und räumet Scheun' und Keller,
Und flüchtet! Ueber die Mauern hinaus
Klimm' ich und steig' ich im wilden Graus,
Dampfathmend, schnell und schneller.

Im Garten und im Rebenland,
Da mochtest du Frucht erwarten — —
Ich streue Schlacken und heissen Sand,
Umschling den Baum mit glühender Hand,
Verschütte Feld und Garten.

Mein Feuerodem weht! Es muss
Der frische Quell versiegen!
Ich setze hinein den rennenden Fuss;
Es muss der Hain dem brennenden Kuss
In Asche unterliegen!

„Wie ernst und still von leichtem Rauch umzogen,
Steht der Vesuv in veilchenfarb'nem Kleid!
Es dehnt sich wie ein Blüthenkranz der Bogen
Der Berge bis zum Cap Minervens weit;
Von trunk'nem Roth ist Alles überflogen,
Rings schimmert höchste Erdenherrlichkeit.
Der Himmel scheint beim abendlichen Schweigen
Zur blüh'nden Welt im Kuß sich hinzuneigen."

Dann dunkelt die Pracht hinab, aber noch ehe der letzte Schein verglimmt, steigt der Mond über der Somma herauf, begleitet von der Schar großer schöner Sterne und Berg und Land, das Meer und die Stadt zieht ein anderes prächtiges Gewand an, das Gewand der Königin der Nacht. Und wollustathmend schreitet diese durch die Straßen und stillen Wege unter den Bäumen dahin, pflückt die Düfte von den Orangenbäumen, entflammt die Lippen zum Kusse, die Herzen zum Liede, und am strahlenden Strande von Santa Lucia ertönt es:

„O dolce Napoli
O suol beato!
Dove sorridere
Volle il creato.
Tu sei l'impero
Dell' armonia:
Santa Lucia! Santa Lucia!"

Der schöne gefährliche Nachbar.

„Aber der Herrscher Vesuv steht herrlich in purpurner Pracht da,
Ruhend ein Held, der stumm auf's Schlachtfeld schaut und die Todten,
Nimmer von Reue bewölkt und gelehnt am blitzenden Kampfspeer."

(Gregorovius: Euphorion.)

Nicht alle cyklopischen Schmiedeöfen, in denen die urschaffende Kraft unsre Erdmasse dereinst zu Bergen und Felsen schmolz und schmiedete, wurden an jenem siebenten Tage auch gelöscht und abgebrochen: einige blieben vergessen inmitten der Schöpfung im Feuer stehen, und schicken, unüberwacht und unbemeistert von des Werkführers kundiger Hand, den ungeformt gebliebenen, flüssigen Urstoff in überquellender Fülle, zu Furcht und Schreck der kleinen Menschen da unten, die in ihrer Nähe wohnen, in das Land hinein.

Wo die Natur am schönsten blüht, wo sie das tiefste Glück athmet: diese vulcanischen Werkstätten. Hier der Vesuv — drüben der Aetna. Verlor sich der Meister in Träumen ob all der Wunder, der Pracht ringsum, sinnend über herrlichstes Werk? Vergaß er darüber das Feuer zu löschen, das die rohe Erdmasse, den dunkeln Kern des Gebirges ruhig weitersiedet und überfließen läßt, die trauten Stätten verwüstend, schön bestehendes Leben versteinend?

Wie ein großes Räthsel liegt der Vesuv am heitern Golfe, Titanen zur Lösung verlangend. Wie olympische Orakel donnert er über das Meer und über der Menschen Behausungen — aber diese kleinen Menschen schauen zu ihm wohl hinüber, ängstlich, besorgt, doch keiner versteht ihn in seiner Größe. Wie Ameisen um die Klauen des



POMPEJI.

schlummernden Löwen wirkt und webt ein Geschlecht von Bauern und Gärtnern um seinen Fuß — der Löwe erwacht, brüllt und schüttelt die gewaltige Mähne und zertritt das winzige Gewimmel zu seinen Füßen, brüllt und legt sich wieder zum Traume hin. Und da sind auch die Ameisen wieder und zahlreicher als zuvor.

So treibt es der Berg, so treiben es die Menschen, die ihm anwohnen, seit Jahrtausenden, und wenn Niemand seine Geschichte geschrieben hätte, er schrieb sie selbst mit tiefen Riesenlettern und glühendem Griffel auf die Fluren Campaniens bis zum Meeresstrande hinab. Da kannst du sie, Wanderer, staunend lesen von den alten Pergamenten Pompeji's, vom Jahre 79 an, bis auf das Jahr seines jüngsten Feldzugs. Du liesest sie im Schoß der Erde, wo du hinabsteigst zu Herculanums in Lava balsamirter Leiche, oder in den modernen Häusern der Städte Torre del Greco, welche achtmal aufgebaut wurden, Torre Annunziata, Portici und San Sebastiano.

Du trinkst sie im gluthigen Feuerwein, der der Asche entwächst, und vermagst sie noch zu studiren in dem wandelbaren Charakter eines Volkes, das sich „Söhne des Vesuvs“ nennt.

Aber die Geschichte des Berges ist wie die aller napoletanischen Herrscher eitel Völkertod, Mord, Brand und Plünderung. Vor ihm geht Feuer her und hinter ihm liegt das Land todt! Wie ein siegender Cäsar fuhr er gefühllos über die Städteleichen Stabia's, Herculanum's und Pompeji's dahin, nicht achtend des zertrümmerten Marmors an Tempeln und stolzen Theatern, der unter den Hufen seiner Feuerrosse knirschte, in Staub zertretend die morsche Wohnung des Winzers, mit den glühenden Naben der Räder die Bäume versengend, die Reben reißend vom grünen Gehege. Hoch in die Wolken schwingt er die Fackel, die ihm zum Zerstörungswerke leuchtet, er zwingt die Nacht zum hellen Tage:

Ich spotte der Nacht und Dunkelheit,
Ich spotte der Morgenröthe:
Durch alle Himmel glänzt mein Kleid,
Sein Feuersaum ist meilenbreit,
Sein Rauschen heißt: „Tödte! Tödte!

Steht man auf einer Höhe im Westen oder Norden Neapels und blickt hinüber nach den Gefilden, aus denen der Vesuv vereinsamt sich auf seinem Throne hebt, wie geflohen von den Bergen, die weitab von ihm in langen



SCHÖPFBRUNNEN AM FUSSE DES VESUV.

Zügen nach Süden wandern, so liegt es fortwährend wie Schatten tiefer Trauer mitten in jener blühenden und vom Menschenfleiß wohlbebauten Ebene. Düstere Trauerflöre hangen von dem dunklen Herrscherthrone in das Land hinein. Der Wanderer meint dann, Wolkenschatten zu sehen; aber blicke hinauf, ein klarer, reiner Aether breitet sich da oben und kein Wölkchen schwimmt in dem Luftmeere; denn was auf der Höhe des Berges schwebt, ist feuergeboren, ist Rauch. Und jene vermeintlichen Schatten sind die unheimlichen Lavaströme, welche aus dem bezaubernden Antlitz zu tilgen, der alle Wunden heilenden Natur auch in Jahrhunderten noch nicht gelang. Jene Ortschaften aber am Meere, von Neapel angefangen, Barra, S. Jorio, S. Giorgio, Portici, Resina, Torre del Greco, Torre Annunziata mit

Bosco tre Case und Bosco Reale, stehen fast alle, wie Inseln in der Lavafluth, auf Lavaboden, ihre Felder und Gärten sind altes und neues Aschenland. Ebenso jene, die in größerer Nähe den Berg umkreisen, wie S. Sebastiano, das am nächsten Neapel liegende, dann Massa di Somma, Pollena, S. Anastasia, Somma und Ottajano und unzählige andere Häusergruppen im Westen. Sie alle haben schon schwer gelitten, und die Alten wie die Jüngsten ihrer Einwohner wissen gar viel zu erzählen von den Schrecken des Berges. Zwanzig Ausbrüche zählt dieses Jahrhundert, von 1804 bis 1872 gerechnet, allein. Daß seine Kraft in nichts geschwächt worden, zeigt der Ausbruch von 1872, der einer der großartigsten war, die, mit Ausnahme der Eruption von 1631, seit Pompeji's Untergange je erlebt wurden. Gegen zwanzig Millionen Kubikmeter Lava schüttete der Berg über das gerade in der Blüthe des Frühlings stehende Land und verwüstete zum großen Theile die freundlichen Ortschaften S. Sebastiano und Massa.

Noch heute dampft die Lava, und die Steine, die unsre Hand zwischen den Weingärten in den Schluchten und Gräben, die die Lava bildete, sammelt, sind oft noch glühend heiß, und im tiefen Grunde glüht die vulcanische Masse noch Jahrhunderte fort. Aber fröhlichstes Leben regt sich wieder auf und zwischen den erstarrten Strömen, wer damals in Angst und Hast geflohen war, ist längst wieder zurückgekehrt, mit Hacke und Schaufel alte Wege aufzusuchen oder neue zu bahnen, die Reben wieder zu ziehen, junge Bäume zu pflanzen, die nirgends üppiger gedeihen, als wo sie das unmittelbare Blut des Erdherzens nährt. Wieder baut er seine schwalbennestähnlichen Häuser dicht an den Fuß des Berges, neben und auf die Lava, die ihm das Material zu diesen, wie zu seinen Mauern und der Pflasterung der Orte geben muß. So thaten es seine Väter seit Jahrhunderten, so wird er es im nächsten Frühling thun, wenn ihm im heutigen Herbste der Berg wieder sein Eigenthum zerstören sollte. Welch geheimnißvollen Zug übt doch das Gefühl der Heimathliebe!

„Süße Vaterlandeserde,
Zwar von Lava schwarz gestreift,
Wo noch weidet meine Heerde,
Wo noch meine Traube reift.

Meine Heerde will ich weiden,
Meinen Most in Scherben thun;
Was da kommt, ich will es leiden
Und so lang in Frieden ruh'n.

(Rückert.)

Schauen wir von unsrer Höhe nach jenen Häusern hinüber, so erscheinen sie gleich weißen Krystallen in der dunkeln Schlackenmasse, gleich einer leuchtenden Lämmerheerde auf den grünenden Inseln inmitten der schwarzen Lava.

Wandern wir aber hinaus zu ihnen, so gerathen wir dicht hinter Neapel in ein freundliches Gewirr von Gassen und Gäßchen, die sanft aufsteigen zu den Ebenen an den Hängen des Berges und uns hineinführen in die wohlbebauten Felder und Weinberge. Ueber die Wipfel der Ulmen und Pappeln klettert der Wein, in den Hecken blühen die Rosen; Feigen und Granaten entwickeln sich zu niegesehener Pracht. In die hohen Pinien- und Cypressengehölze hinein drängt sich wie Schutz suchend vor dem hier allgewaltigen Brande der Sonne der dichtbelaubte Stamm der Orange und Limone. Des Südens gesammte Pflanzenwelt, hier erscheint sie in reicher Fülle. Die Sammler dieser Schätze, die Vesuvanwohner, sind ein armes und bescheidenes Geschlecht. In Darbniß und harter Arbeit großgezogen, verlangen sie von dem Leben nichts, als was dieses knapp zu erhalten vermag. Ihre weinüberwachsenen Hütten, so lieblich sie dem vorbeiziehenden Wanderer erscheinen mögen, bergen nichts von dem, was die Welt da draußen zur Bequemlichkeit braucht, nie auch hat der kleinste Luxus sie betreten.

Einen Raum nur umschließen diese rohgefügten Mauern, und dieser Raum ist Küche und Schlafgemach, ist Stall und Keller, Alles in Allem. Schwarz sind die Wände im Innern, rauh der Fußboden, hart das Bett, das der gesammten Familie für kurze Stunden zur Ruhe dient. Die großen Weinfässer auf mächtigen Holzböcken sind der Schatz, die Feldgeräthe der Besitz und das Spielzeug der Kinder, die frei und unerzogen wie die Vögel des Feldes aufwachsen.

Die Freude der Armen ist der Garten mit seinen Fruchtpflanzen, seinen Bäumen und Reben, deren Früchte aber zum größten Theile dem Besitzer in den Städten gehören. Der Rest aus dem Ertrage genügt eben knapp für die Familie des Bauern.

Seine Freude ist der Garten — und hoffnungsfroh sieht er seine Weinreben in Blüthe stehen, sieht er die Bohnen und Pomidoro ihre Früchte ansetzen, bemerkt er das Schwellen der duftigen Früchte in den Zweigen.

Ueberall begegnet man dann in diesen Ortschaften zufriedenen, stillglücklichen Gesichtern. Es beginnen die herrlichen Tage des aus reichem Füllhorne schüttenden napoletanischen Frühlings; die Sonne mit mildem Schein, der Himmel mit warmen Regengüssen übernehmen die Arbeit und entlocken täglich neue Schätze dem wohlgepflegten Boden. Orangenduft füllt die Luft und Duft von tausend kräftigen Kräutern weht auf Schwingen des leishauchenden Windes über die Campagna. Den Tagen folgen selige, mondscheindurchstrahlte Nächte, und Frieden athmet die ruhende Landschaft.

Wohl donnert es manchmal vom Berge her und verhallt grollend in den schwarzen Schluchten der zerrissenen Somma, wohl blickt dann der Bauer nach dem gefährlichen Nachbar hinüber, der aber haucht ruhig wie einen Opferrauch seine bläuliche Wolke in die Luft — und die Sorglosigkeit schlummert ruhig weiter.

Da, um Mitternacht erhebt sich ein grauser Sturmwind, und dem Klappern der Fenster und Thüren, dem erregten Rauschen der Bäume mischt sich ein brüllender Donner. Gewitter ist das nicht, der Himmel ist klar, mondhell und sternenbedeckt — das ist der Berg!

Der erschreckte Landmann stürzt hinaus und — sie kommt: in breiten, wallenden Wogen, einer Feuerschlange gleich, stürzt sie in toller Hast die Aschenwände herab — die gräßliche Zerstörerin, die Lava kommt! Mit Donnergekrach hat der bis zum Rande gefüllte Berg seinen Kessel gesprengt und schickt seine feurigen Massen hinab in's Thal. Laut auf schreit der Starrende. Alle Heiligen ruft er an, sein Weib, seine Kinder ruft er. Jetzt gilt allein noch die Flucht.

Schon setzt die vorwärtsquellende Lava den rennenden Fuß in den nächsten Garten, schon umspannt sie mit glühenden Armen die harzigen Bäume; an den Pinien, in den dunkelragenden Cypressen klettert die Flamme hinauf, die Reben reißt sie brennend aus den Wipfeln, Stämme bersten mit lautem Knall, und das wilde Knistern und Knattern des Alles fressenden Elementes dringt bis hier herüber. Da! jetzt ist sie in des Nachbars Garten über die Mauer gesprungen und schießt auf das Haus los, drängend gegen die dünnen Wände — sie bersten und die helle Lohe schlägt aus dem gesprengten Dache heraus.

Und immer lauter donnert es von dem flammengekrönten Gipfel des rasenden Berges. Wüstes Geschrei erschallt aus den Gärten, aus allen Thälern. Fackeln blitzen auf, und die kleinen ängstlichen Stimmen der Kapellenglöckchen wimmern durch die feuergeröthete Nacht und mahnen zur Flucht, zur Flucht! Horch, schon fallen Schlacken und Steine raschelnd auf das Laub. Jetzt nur fort!

Ueberall ist es lebendig geworden, in allen Gründen rüstet man sich, die Stätten wildester Gefahr zu fliehen. Hier treibt man in toller Hast das ängstlich klagende Vieh zusammen — Wäsche, Betten, Schränke, Fässer, all der armselige Hausrath wird verladen — die Weiber jammern und schreien, die Kinder weinen und starren mit blitzenden Augen nach der näherrückenden Gluth. Diese hat ein zweites Haus ergriffen — ein drittes, und jetzt tritt sie ein mit wallenden Rauchfahnen und übermüthigem Geknatter in des Dörfchens enge Gasse, die Thüren sprengend, die Räume bis über das Dach füllend, Mauern und Dächer vor sich hertragend, überstürzend, rollend.

Aber diese Häuser standen schon leer; die kleinen Karavanen, schon auf dem Wege nach der Stadt, kann der Gluthstrom nicht mehr erreichen. Thalwärts geht der Weg durch die von Regengüssen zerrissenen Runsen, welche von Bimssteinen und Lavabrocken dicht gefüllt sind. Immer neue Züge ziehen unter Schreien oder hastigen Gesprächen vorüber. Jeder hat etwas zu erzählen, Befürchtungen werden laut, Hoffnungen tröstet dazwischen.

In Portici und Resina sind alle Fenster erhellt, vom Widerschein der Lava und angezündeten Lichtern. Auch das Meer zittert, bis Capri hinüber angehaucht von der purpurnen Gluth.

Und neue Feuerströme ergießen sich nach andern Richtungen, und immer neue. Die beiden Torre am Meere, man sieht, wie die Lava ihnen entgegenrückt, müssen jetzt auch zur Flucht rüsten — — —.

Lange kämpft die Morgenröthe, die über dem qualmenden Berge heraufsteigt, mit dem Feuerschein; lange überstrahlt er sie. Dann siegt das Sonnenlicht und in seinem Glanze geht die Gluth unter und nur schwarzgrauer Rauchdampf bezeichnet noch den Weg der Städteverwüsterin.

Wie herrlich ist der aufgegangene Tag, wie mild lächelnd dehnt sich das duftüberhauchte Meer in dem Lustbecher des Golfes. Die Orangen duften wie immer, freudig blühen die Oleander, alle Blumen stehen erfrischt von dem



ABEND AUF DER GRAEBERSTRASSE POMPEJI'S.

Thaue der Nacht. Auf der Straße aber, die nach Neapel führt, auf der so schönen meergesäumten Straße wirbelt dicker Staub; in seiner undurchdringlichen Wolke wallet das arme Volk des Vesuvs dahin. Auf Karren und Wagen, auf Körben und Lastthieren wird der dürftige Besitz dahingeschleppt. Jeder denkt nur an sich. Flüche, Drohrufe erschallen, Peitschen knallen — Jeder will vorwärts kommen.

„Mit schwächeren Thieren der eine
Wünschte langsam zu fahren, ein anderer emsig zu eilen.
Da entstand ein Geschrei der gequetschten Weiber und Kinder,
Und ein Blöken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer,
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem schweren,
Uebergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten."

(Goethe.)

Aber auch die Reichen räumen die Villen in den Gärten und eilen nach dem sichernden Neapel oder besteigen die Schiffe, die schon seit der Nacht segelbereit in den Häfen liegen.

Es ist Mittag geworden und jetzt erfährt man, welchen Schaden die Lava angerichtet. Auch zahlreiche Todte hat es gegeben; man fand sie von fallenden Steinen erschlagen, von der Gluth angesengt. Viele werden vermißt. Von den Neugierigen, die auf den Berg, bis zu dem Hause des Eremiten gestiegen, oder über das Osservatorio nach dem Atrio del Cavallo vorgedrungen waren, Fremde und Einheimische, die das Schauspiel in unmittelbarer Nähe sehen wollten, sind viele nicht zurückgekehrt, und nach diesen ist überall bange Nachfrage. — Wieder senkt die Nacht sich über die campanische Landschaft, aber die Ruhe kommt nicht mit ihr, denn stärker und immer mächtiger donnert der Berg. Wie ununterbrochenes Kanonengebrüll tönt es in die Stadt Neapel hinein, und zitternd klirren die Fenster und klappern die Thüren in allen Häusern. Das Volk fürchtet ein Erdbeben und flieht aus den quetschenden Straßen, auf die Plätze oder in die Kirchen, auf welchen ohne Unterlaß die Glocken klingen. Gesang der Priester, Weihrauchduft, Processionen, laute Gebete zum Schutzheiligen der Stadt, dem S. Gennaro, Gedräng und Unruhe überall.



IM HAFEN VON PORTICI.

Immer lauter donnert der Berg. Es ist Mitternacht, und wieder deckt den östlichen Himmel der wilde Gluthbrand, wieder leuchtet das Meer bis auf den Grund. Wie langsam schleichen die Stunden. — —

Da schweigt der Berg. Er schweigt plötzlich. Eine unheimlich gähnende Stille dringt erschreckend in die Gemüther. Jeder fürchtet das Schrecklichste. In Angst und Sorgen unter fieberhaftem Halbschlummer wacht man den Tag heran.

Aber es will nicht Tag werden. Die Stunde des Sonnenaufgangs ist vorüber, aber graue, öde Dämmerung liegt noch über der Stadt. Nirgends ein Laut. Wir athmen erstickende, beängstigende Luft — wir öffnen in Hast die Balkonthüren weit und — Entsetzen benimmt uns. Welcher Anblick! Soll uns das gräßliche Schicksal Pompeji's werden? Keine Luft mehr — kein Himmel — kein Meer, kein Garten ist mehr zu schauen: eine düstere Leiche, liegt die Landschaft bereits unter schwarzer Asche; und noch immer, die Schultern bedeckt sie, füllt Augen und Ohren, noch immer rieselt sie herab in dichten Flocken wie schwarzer Schnee, und steigt auf allen Flächen höher und höher. — —

Wer den letzten furchtbaren Ausbruch von 1872 mit erlebte, dem wird vor Allem jener unheimliche Sonntagsmorgen (28. April), wo es nimmer Tag werden wollte, mehr als die übrigen Schrecken in steter Erinnerung bleiben. Tagelang hält gewöhnlich der Aschenregen an und weithin weht oft der Wind die äschernde Wolke; selbst

in dem fernen Calabrien ist schon Vesuvasche gefallen. Doch leitet diese Erscheinung den letzten Akt des Drama's ein, das zumeist beschlossen wird mit furchtbaren Gewittern, die wie im Krater geboren, dessen Ränder umdrängen und Blitz auf Blitz in dessen qualmende Tiefe schleudern: Jupiter, der den Titanen Tiphoëus mit olympischen Waffen bekämpft.

* * *

Wer nach Rom kam, suchte von jeher den Papst zu sehen; wer die Sirenenstadt am Golfe besucht, besteigt unter allen Umständen den Vesuv, und dieß ist weder ein Wagstück, noch ein Kraftstück. Der Löwe schlummert zumeist und ruhig läßt er die kleinen Menschenameisen auf seinem Rücken herumkriechen. Man steigt über Lavablöcke, man watet bis an die Knöchel im Aschensande, man trinkt eine Flasche Vesuvwein, schreibt seinen Namen in das Fremdenbuch der „Eremitage", bewundert entzückt die unermeßliche Aussicht über Meer und Land, und kann am Abende, wenn man am Vormittage auszog, wieder wohlgemuth in einem napoletanischen Theater sitzen. So thut's der frohgenießende leichtlebige Wanderer. Der ernste Forscher hat mehr zu thun. Ihm gehört das Observatorium mit seinen schönen Instrumenten und seinen reichhaltigen Sammlungen, ein stets gefährdeter Vorposten der Wissenschaft. Dem Geologen und Geognosten ist in des Kraters Tiefe Gelegenheit geboten, in die Geheimnisse und Räthsel der Erde einzudringen. Hier ist ihr großes Herz bloßgelegt und er kann mit kundiger Hand dessen Schläge messen. Die Gelehrten aller Welt waren hier, in allen Sprachen wurde über den Berg geschrieben, so daß seine Literatur eine ganze Bibliothek bildet.

Aber auch die Dichter aller Völker kamen, angezogen von der unendlichen Größe und Erhabenheit der Erscheinungen. Wir finden ihre Namen in den alten Fremdenbüchern und lesen mit Verehrung Byron, Alfieri, Dumas, vor Allen aber, uns Deutschen theuer, den Namen des Titanen Wolfgang Goethe, 6. März 1787!

Viele Dichter kamen nach ihm, bis auf Lingg und Gregorovius herauf, aber eigenthümlich ist, daß keiner sich von dem gewaltigen Berge zu besonders hohen Tönen hatte begeistern lassen. Kein des Riesen durchaus würdiger Sang ist erschollen; man forscht nach dem Grunde dieser Erscheinung und muß Chateaubriands Meinung zustimmen, wenn er sagt, daß große Menschen, wie große Gegenstände, weniger als man glaubt, dazu passen, große Gedanken zu erwecken. Ihre Größe liegt gleichsam zu Tage, und Alles was man, außer der Thatsache, hinzufügt, dient blos dazu, sie zu verkleinern.

Vermögen wir also nimmer, mit Ruhm seinen alten Scheitel zu krönen, so winken wir ihm, wenn uns die Eisenbahn über schwarze Lavafelder hinweg nach dem auferstandenen Pompeji führt, unsern kleinen Dank zu, dafür, daß er uns unter seinen ehernen Fittichen eine glänzende Seite der alten Geschichte lebendig erhielt, und begrüßen ihn als treuen Wächter an den schönen Urnen heitern Griechenthums und als majestätischen Hüter des goldenen Golfes.

„Du stehst vor Napel, o Vesuv,
Du flammenhauchender!
Und das ist drüben dein Beruf,
Aetna, du rauchender!

Laßt ungestört an euerm Fuß
Wohnen die eurigen,
Und unsern Freunden einen Gruß
Gebet, ihr feurigen!"

Auf den Ruinen des Griechenthums.

Ich hört' einst eines Gottes Klaggesang
Von einem dem Erlöschen nahen Sterne.
„Es war," rief jener Genius, „schön vor Allen
Und leuchtender als Alles meine Welt,
Mein Werk und meine Schöpfung! nun gefallen,
Zerstob im Raum sie, den sie einst erhellt."

(H. Lingg.)

Die Gräberstraße italischen Griechenthums schreiten wir entlang: Cuma — Pompeji — Pästum. Schweigen und Tod allüberall. Aber in welch' lieblicher Gestalt erscheint er uns hier, der völkervertilgende Tod! Als Genius mit sanft geneigter, verlöschter Fackel steht er noch heute auf diesen heitern Tempelresten, als Genius ewiger Jugend. Das Schöne ist ja ewigjung und sein süßer Hauch belebt auch altersgraue Ruinen, gestürzte Säulen und Grabverließe. Wie anders ist seine Gestalt in Rom, dem gewaltigen Rom, „ein ragender Cäsar!" Hier?

„Wie der lachende Amor,
Thanatos, scheinst du mir hier in dem schimmernden Schutte Pompeji's,
Spielend mit goldenem Staub und mit Scherben zerbrochener Vasen.
Und aus Lapis Lazur und verlorenem Schmucke der Mädchen
Stickst du die Grabmosaik phantastischer Märchengestalten."

(Gregorovius.)

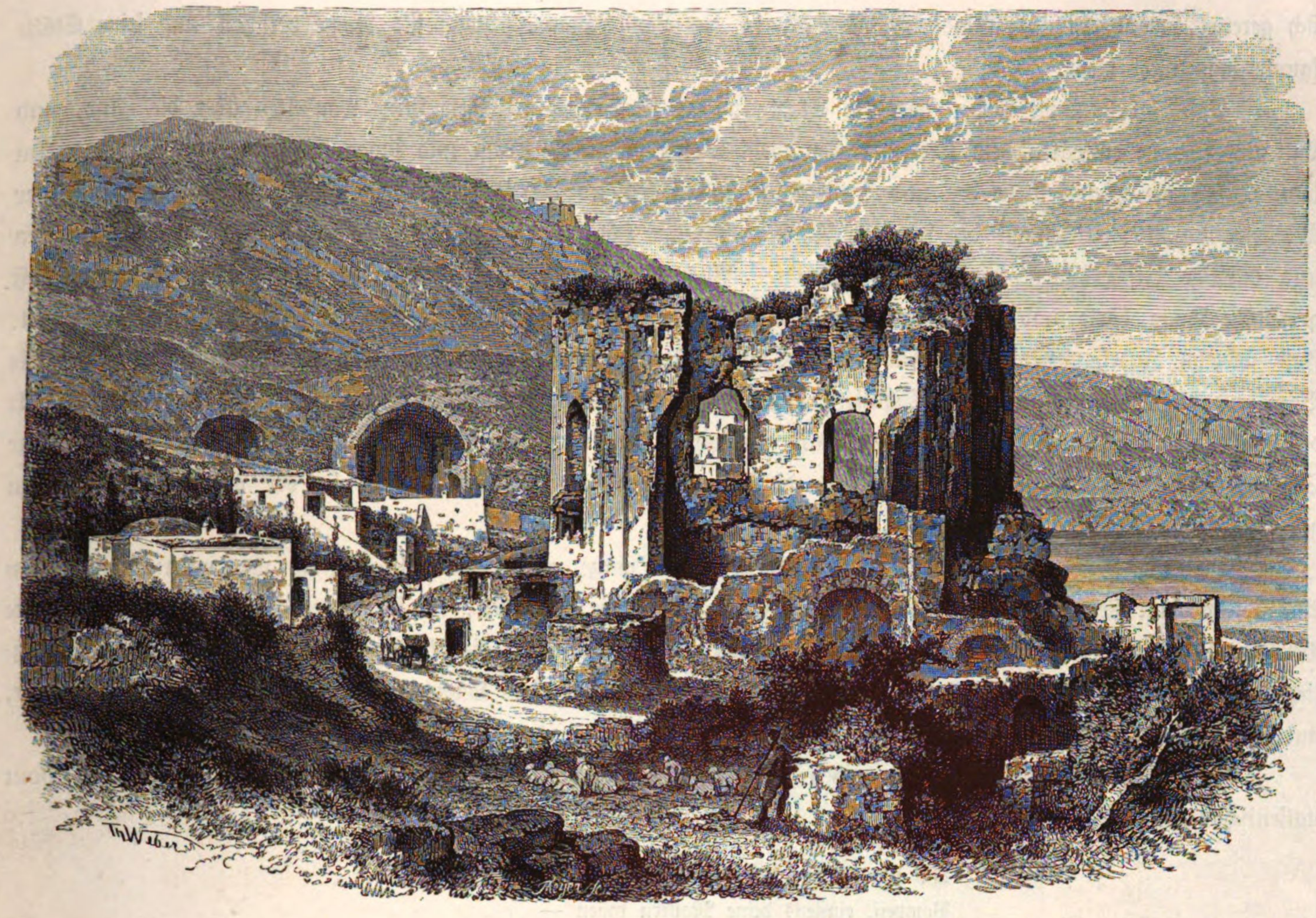
Wir sind in Pompeji. Auf antikem Pflaster wandern wir durch das Thor von Herculanum nach der Gräberstraße, und setzen uns auf die Steinbank am Grabe der Priesterin Mamia. Hier ist zunächst der Ort der Sammlung, der rechte Ort, die wehmüthig-süßen Schauer einer schönen Vergangenheit so ganz auf das Herz wirken zu lassen. Hier ist es so still. Bis hierher drang auch einst nicht der Lärm der griechisch-fröhlichen Stadt, bis hieher reichte nicht das wilde Getön und Waffengeklirr, das aus dem aufwirbelnden Staube der Arena hervorschallte. Hier rauschte nicht das Tagesgewühl des wimmelnden Forums, hier tönte leiser der Sandale Tritt. Hier flüsterten, wie noch heute geheimnißvoll die dunkeln Zweige der schwermüthigen Grabcypresse, der immerlebenden Todtenwächterin. Immergrüner Epheu überzieht die alternden Steine des Columbariums mit liebevollem ewigem Leben und die junge Rose schmiegt sich treu durch alle Jahreszeiten an die Urnen der Vorzeit. Lacerten mit klugen, glänzenden Augen schlüpfen durch die sich neigenden Grasnelken oder über die Steine mit Inschriften bedeckt. Tiefes Schweigen! Und die träumende Seele gleitet über die Gräber und über die nahen Blumen und Aschenhaufen hinweg, die Schwingen zu entfalten über dem silberwogenden Golfe, dessen Wellen in jenen fernen Tagen die Vormauer einer reichen glücklichen Stadt bespülten, zu welcher die Griechen- und Römerschiffe, und ägyptische Segler die Kunst und die Künstler ferner Länder, den Reichthum und den Luxus goldener Küsten trugen.



AM STRANDE VON CUMA.

Dort flimmern die Fenster von Castellamare oder Stabiä, auf den blauen Wogen verschwimmt in seligem Glanze das Vorgebirge von Surrentum mit seinen duftigen Orangen- und Olivenhainen. Wo es zur Tiefe steigt, am Cap der Minerva, erhebt sich wie ein blauer Traum, gewebt aus Duft und Licht, das sirenusische Felseneiland Capri, an dem vorbei manch weißes Segel seinen stillen Meerweg nach dem Süden nimmt. Im Osten ragen waldige Berge, mit weißleuchtenden Ortschaften bedeckt, sie ziehen den ferneren, vielzackigen Abruzzen nach, nach Lucanien hinein. Dort aber steht er, in schrofferer Gestalt sich zeigend, der gewaltige Donnerer Vesuv. Bis in die Gräberstraße herein hängt sein Aschenmantel, und ernst und dunkel steht er allein in der lachenden Landschaft, die wie eine blumengeschmückte Braut zu den Füßen des Herrschers sich schmiegt.

Wie stille Träume ziehen golden angehauchte Wölkchen um sein Haupt. Träumt er von jener griechischen Schönen, die jung und lebensheiter sich an ihn schmiegte, und die er gemordet in rasender Leidenschaft? Wie war



TEMPEL DER VENUS BEI BAJA.

sie so schön die blühende Stadt der Venus, wie beglückt waren ihre Tage! Sie badete den Fuß in den Wellen des friedlichsten Meeres, während das Haupt von bacchischem Laube und den silbernen Zweigen der Minerva gekrönt war. Hier athmete Heiterkeit, Frieden und goldene Ruhe. Ueber den Marmortempeln der Venus, des Jupiter, des Herkules und aller seligen Götter, über den von frohen Rufen hallenden Plätzen, welche lange herrliche Säulenreihen gürteten, über den zierlichen kleinen und den großen hochgeschwungenen Theatern spannte sich ein Himmel aus, der den Winter mild und den Sommer in sanfter Kühlung erhielt. Auf den Straßen aber lebte und webte ein Volk, das mit fleißigen und geschickten Händen die kostbaren Stoffe verarbeitete, welche die Schiffe, die im Hafen draußen dicht gedrängt, Mast bei Mast, lagen, aus Aegypten, Afrika, Phönicien, Kypros und von allen Küsten herbeigeführt hatten. Reiche Kaufherren kamen nach der Stadt am Vesuve, sich prächtige Häuser und Villen zu bauen, sie zu schmücken mit Allem, was das Leben schmückt und angenehm macht. Die Fußböden glänzten von zierlichen Mosaiken, die Wände in üppigen Farben und verführerischen Schildereien griechischer Künstler. Jeder Krug, jedwedes Gefäß, ein vollendetes Kunstwerk war's, wo jeder sein Lebenlang sich befleißte Schönes dem Schönen zu fügen. Hier wurde das kurze Leben in die reinsten Formen gegossen und reizend floß es dahin, nicht schäumend, nicht traurigen Bodensatz zurücklassend. Alle Götter liebten die Stadt, alle Musen, und auch die Großen, die Fürsten der Welt kamen, in ihren Mauern den Rosenkranz zu tragen: Augustus, Claudius, Nero.

Da kam ein Tag, eine Nacht, ein finsterer Tag, eine schreckliche Nacht: der Berg tobte in tollem Rasen seinen langverhaltenen Grimm aus. Vulcan erwürgte in Eifersucht, die mit dem römischen Mars gebuhlt, seine blühende Gattin Venus, und deckte den Todtenschleier über ihre holde Gestalt. Da liegt sie nun in ihrer Jugendschöne begraben, die eben sich erst zur vollen Rose entfalten wollte.

Eine graue Aschenwüste war das Land vom Meer an bis zu den Bergen hin geworden. Kein Baum grünte mehr, kein grünendes Feld erfreute des Landmanns Auge. Wie verschüchtert war selbst das Meer von der Stätte des Schreckens zurückgetreten — keine Schiffe legten mehr an dieser Küste an. Die Einwohner, wer von diesen

sich gerettet, wanderten am Stabe der Armuth in das Land hinaus. Pompeji's Name verscholl und seine Stätte kannte man nicht mehr.

Und Jahrhunderte zogen über die Stadt in der Tiefe dahin. Viele Lenze wandelten über die Flur, und Luft und Sonne entlockten dem starren Boden wohl wieder spärliches Kraut und junge Schößlinge der Bäume. Da kamen auch die Menschen wieder und senkten in das Aschenland die Nachkömmlinge antiker Reben, und auch der Minerva Baum schattete auf der sonnigen Fläche. Plumpe Häuser erhoben sich über den Dächern der verschütteten und dürftige Fischerhütten standen am Strande. Auch die Sprache war eine andere geworden; wo man einst griechische Laute hörte und lateinisches Wort, erklang jetzt die Sprache Tasso's. Wie hatte die Welt sich gewandelt. Fast siebzehn Jahrhunderte waren seit jenem Schreckenstage vergangen, da kam die Auferstehung; da warf die Begrabene die Grabtücher von den Schultern und schaute, die schöne Griechin, in eine fremde, in die moderne Welt des achtzehnten Säculums. Eine Fremde stand sie unter den neugierig herbeidrängenden Menschen, ihre stumme Sprache verstanden nur noch die Gelehrten, die da lange stritten, welchen Namen sie der anfangs Unbekannten geben sollten.

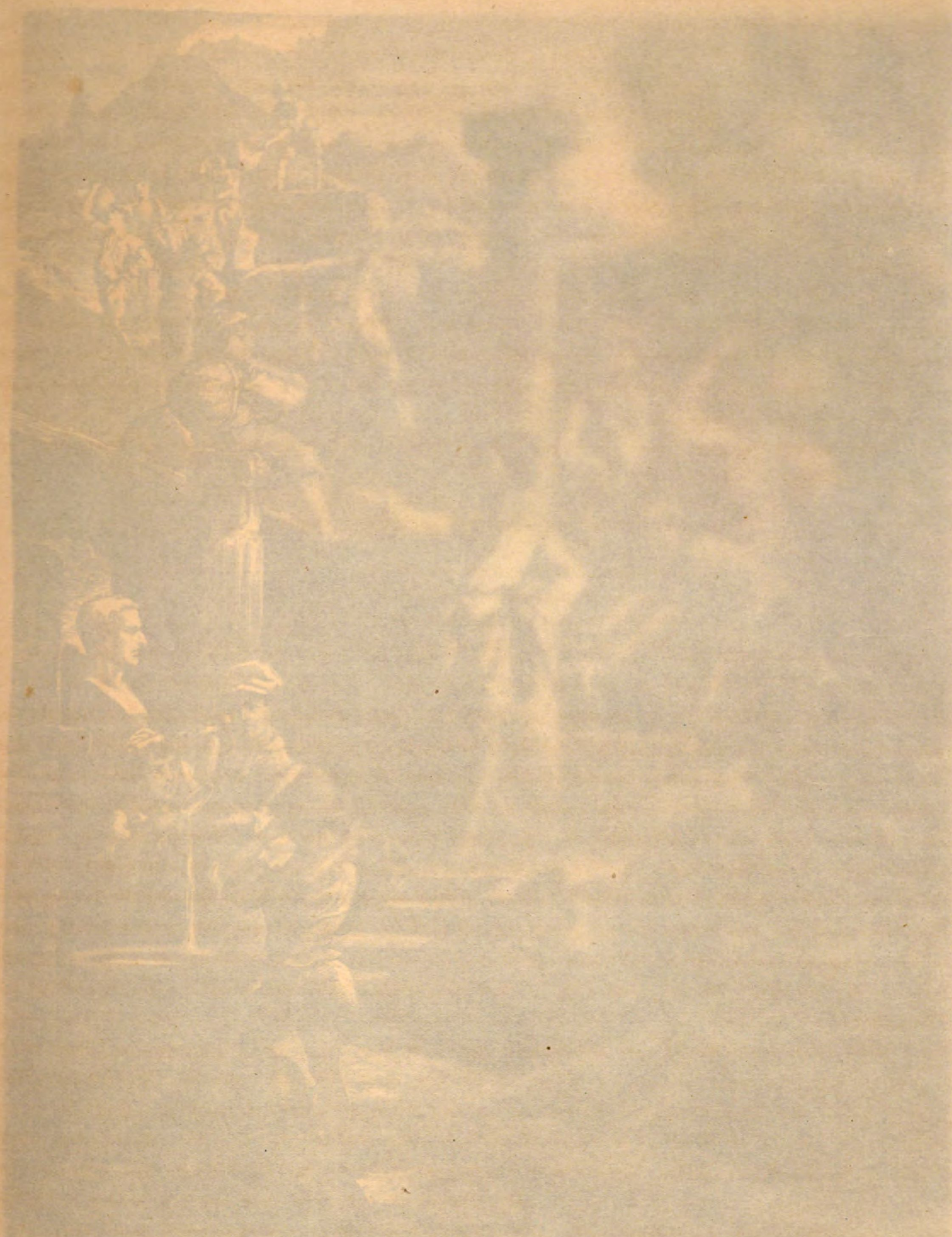
Pompeji ist es, das wohlerhaltene Pompeji. Eine ganze antike Stadt liegt heute vor unsern staunenden Augen, und wir stehen in ihren sauberen Straßen, treten in die geöffneten, menschenleeren Häuser und meinen, die Bevölkerung müsse jeden Augenblick wieder jubelnd wie einst zurückkehren, die Räume zu füllen, sie sei nur zu fröhlichem Feste ausgezogen in die Campagna. Aber Alles bleibt öde, das Leben ist verweht, nur seine schöne Hülle, nur Todtenurnen sind uns geblieben.

Von tausend Gefühlen bewegt, sitzen wir auf der blumigen Höhe über der Stadt und klagen mit dem italienischen Dichter:

> Wo jetzt ich sitze, sah man hoch und hehr,
> Pompeji, einstens deine Mauern ragen —
> Jetzt gürten breite Felder dich ringsher.
> Tanz und Gesang erscholl in jenen Tagen —
> Und jetzt, wie sind die Straßen öd und leer,
> Der Aufenthalt von Trauer und von Klagen.

Und von dieser Höhe aus ist der Blick auf Pompeji ein wenig erfreulicher. Wir schauen verwirrt auf ein wüstes Durcheinander von grauen, öden Brandmauern. Durchaus nichts Malerisches bietet sich dem irrenden Auge in diesem Labyrinthe. Doch gürten wir unsern Geist mit Phantasie und steigen wir hinab in jene Straßen, uns liebend vertiefend in das Einzelne, und vor dem innern Auge Gefallenes erhebend, Fehlendes ergänzend, und kommen wir wieder und immer wieder: welche Fülle von Schönheiten erschließt sich uns dann. Wir schauen in den Spiegel einer Cultur, die aus dem Verkehr der Stadt mit schönheitsfrommen Nationen des ganzen Erdkreises, aus der Herrscherkraft Roms, hellenischer Kunsttüchtigkeit, aus der Verbindung aller Tugenden verschiedenster Völker erwachsen, eben nahe daran war, ihre Blüthe voll zu entfalten, als sie durch die Gewalt der Ereignisse zu Grunde ging. Und darum werden die Forscher, werden die Maler und Architekten, wird der denkende Wanderer nie müde, immer und immer wieder zu schauen in den Glanz dieses Spiegels, und immer tiefer einzudringen in die Geheimnisse der Wunderstadt.

Eine Stadt ersten Ranges war dieß Pompeji nun wohl nicht. Wer das naheliegende Castellamare kennt, mag es am besten mit diesem vergleichen in Bezug auf die Zahl seiner Einwohner, aber deren Lebensthätigkeit war ungleich höher. Die Ringmauern, die noch aus oskischer Zeit stammten, konnten in dreiviertel Stunden umgangen werden. Sie gürteten die Stadt zu der Figur eines Ovals. So war auch der Plan ein äußerst einfacher: eine Straße durchschnitt sie im zweiten Viertel von der nördlichen Stadtmauer an gerechnet von West nach Ost; eine zweite, dieser parallel, im dritten Viertel in eben dieser Richtung, die dritte von Nord nach Süd laufend, theilte das Gebiet in eine östliche und eine westliche Hälfte. Die solchergestalt entstandenen sechs Hauptbezirke durchkreuzten, jedoch in immer wiederkehrender Ordnung, Hunderte von engen und engsten Gassen und Gäßchen, die der Sonne des Südens nur spärlichen Eingang gewährten.



AUSGRA[illegible]

[illegible] eine Stätte [illegible]

[illegible] die Alpe, und [illegible] des Himmels. Da [illegible] und auch der [illegible] des verschütteten [illegible] den man einst [illegible] die Welt sich gewandelt. [illegible] da warf die [illegible] die moderne Welt [illegible] Menschen, ihre stumme [illegible] des ewigen Unbekannten [illegible]

[illegible] von andern staunenden [illegible] Sinnes und meinen, die [illegible] Welt. Es ist wir zu früh [illegible] nur eine schöne Hülle, [illegible]

[illegible] und Bogen mit dem [illegible]

[illegible]

[illegible] schrecklicher. Wir schauen verwirrt auf ein [illegible] Malerisches bietet sich dem irrenden Auge [illegible] und steigen wir hinab in jene Straßen, uns [illegible] erhebend, Fehlendes ergänzend, und können [illegible] sich uns dann. Wir schauen in den Spiegel [illegible] Nationen des ganzen Erdkreises, aus der [illegible] aller Tugenden verschiedenster Völker erwachsen, [illegible] die Gewalt der Ereignisse zu Grunde ging. Und [illegible] wird der denkende Wanderer nie müde, immer und [illegible] und immer tiefer einzudringen in die Geheimnisse der [illegible]

[illegible] wohl nicht. Wer das naheliegende Castellamare kennt, [illegible] die Zahl seiner Einwohner, aber deren Lebensthätigkeit war [illegible] Zeit stammten, konnten in dreiviertel Stunden umgangen [illegible] So war auch der Plan ein äußerst einfacher: eine [illegible] Stadtmauer [illegible] von West nach Ost; eine [illegible] Richtung, die beide [illegible] nach Süd laufend, theilte das [illegible] Hauptbezirke durchkreuzten, jedoch [illegible] Ordnung, [illegible] und engsten [illegible], die der Sonne des Südens [illegible] gewährten.



AUSGRABUNGEN IN POMPEJI.

Das Hauptleben drängte sich im Süden zusammen. Hier liegt das Herz der Stadt, das große herrliche Forum, wie eine Krone, eingefaßt von den Perlen prächtiger öffentlicher Gebäude. Sechs Straßen münden auf diesen Platz, der wie ein Festsaal mit glatten, glänzenden Travertinblöcken belegt ist. Seine Säulen, dorischer und jönischer Ordnung, sind gefallen, schon das Erdbeben des Jahres 63 mochte sie zum Sturz gebracht haben; in doppelten Reihen standen sie auf der Südseite. Der Ehrenbürger stolze Statuen, zweiundzwanzig an Zahl, sind zertrümmert, und nur die leeren Sockel stehen noch. Wie schwer wird es der ergänzenden Phantasie, die alte Herrlichkeit wieder aufzurichten!

Ringsum alsdann die andern Prachtgebäude! Steht man im Süden und denkt sich die linke Hand mit ihrer Innenfläche deckend auf des Forums Länge gelegt, und spreizt man alsdann die Finger, so deutet der kleine auf die wunderbare Basilika, das älteste Gebäude, der vierte auf der Venus oder Ceres prächtigen Tempel, der Mittelfinger berührt den die Nordseite des Forums ausfüllenden Tempel des höchsten Gottes, der Zeigefinger das großartige Augusteum, während der Daumen den Tempel Merkurs und das mächtige von der Cerespriesterin Eumachia erbaute Chalcidicum deckt. Unter der Handwurzel liegen sodann die drei Kurien, die Sitzungsgebäude der Decurionen.

Von hier aus breitet man, in gleicher Stellung verharrend, die rechte Hand nach Osten. Sie deckt dann das Forum triangulare mit dem Herkulestempel, und die wichtigsten öffentlichen Gebäude sind, beim Daumen angefangen zu zählen: die Curia Isiaca der Isistempel, das große tragische Theater, das kleine offene Theater und die Gladiatorenkaserne. Vor unserm Antlitz aber breitet sich dann nach Norden hin die große Stadt aus.

Dieß trockene Bild hat nur den nüchternen Zweck, einen ungefähren Plan Pompeji's zu geben; ihn mit tausend bunten Farben und mit architektonischer Schöne auszuschmücken, bleibe der Phantasie überlassen.

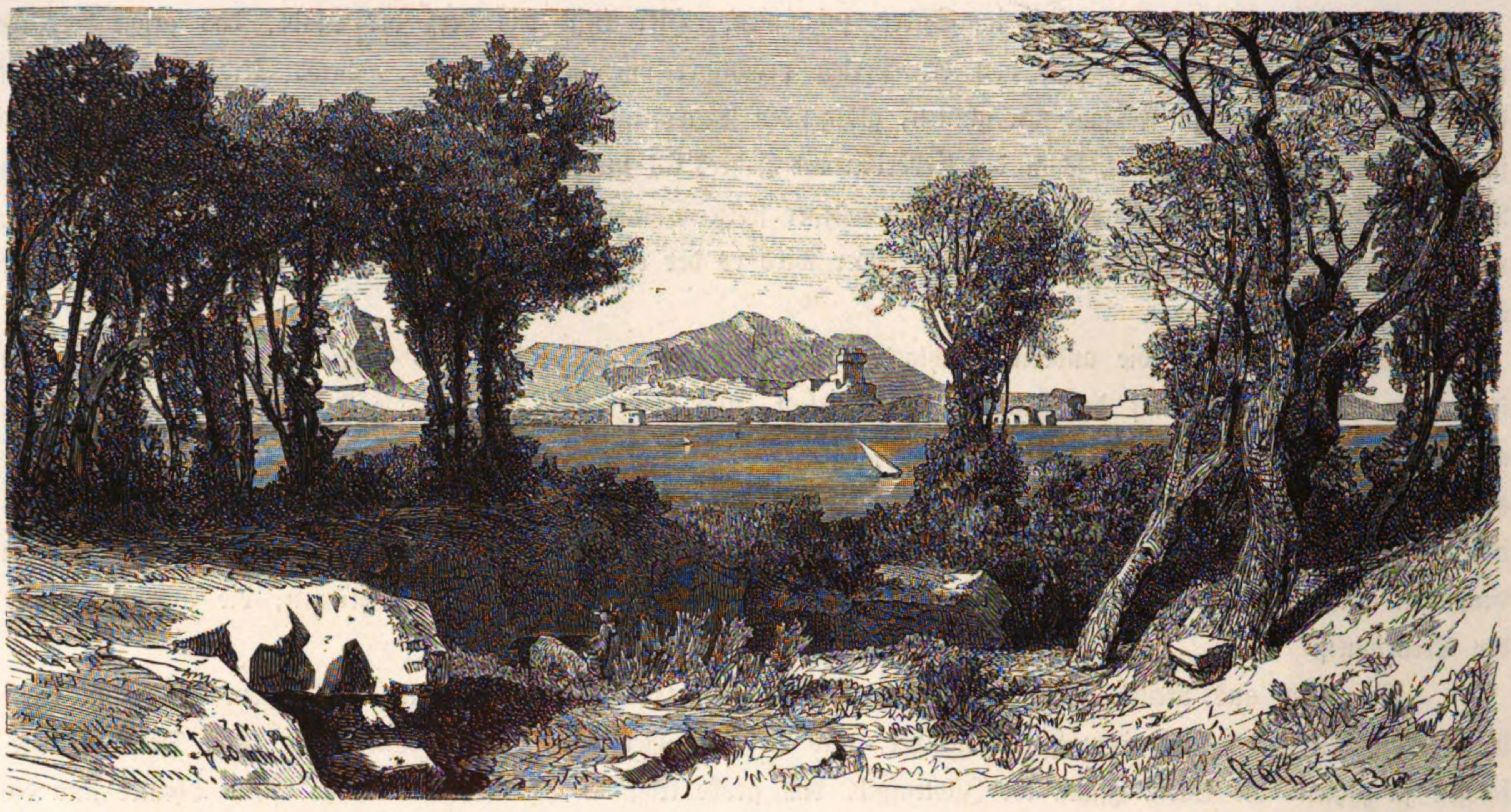
Zu nennen sind hier noch die beiden großen Thermenanlagen, die öffentlichen Badeanstalten, deren eine sich nördlich vom Forum an der von Ost nach West laufenden Hauptstraße, deren andere sich nördlich vom Forum triangulare an der von Norden kommenden Hauptstraße befand.

Aber von höherem Interesse als die öffentlichen Gebäude sind in Pompeji für uns die Wohnungen seiner Bürger, die der arbeitenden und besitzenden Klasse. Nur Pompeji gibt Aufschluß darüber, wie die Alten wohnten und wie sie sich sonst häuslich einrichteten. Diese Wohnungen aber und diese Einrichtungen sind durchaus verschieden von unsern nordischen, und nur die Bauart und Lebensweise im Süden entspricht noch einigermaßen der der alten Welt, welche den Bedingungen eines andern Himmelsstriches folgt. Wir gliedern unsere Häuser nicht horizontal, sondern vertical: wir bauen in die Höhe, Stockwerk über Stockwerk.

Man denke sich nun ein solches modernes dreistöckiges Haus und zwar in folgender Einrichtung. Im Erdgeschoß führt ein Corridor von der Straße in einen weiten Saal, welcher von sechs oder mehr Gemächern umgeben ist. An den Seiten, wo das Haus frei steht, befinden sich Magazine und Läden von Kaufleuten aller Art, die aber nicht in Verbindung stehen mit dem Parterresaale und seinen Zimmern. Ueber diesen Läden, in halber Höhe des Erdgeschosses befindet sich ein Halbgeschoß oder Entresol, Mezzanino von den Italienern genannt, wo armes Volk wohnt. Dieses Parterre dient der Familie des Hausherrn zu gewöhnlichem Aufenthalte; hier werden die gewöhnlichen Geschäfte abgemacht, hier arbeitet die Hausfrau mit den Dienerinnen, hier steht das Ehebett, der Geld- und Wäschschrank, hier werden die Todten ausgestellt.

Neben diesem Erdgeschoß erhebt sich das erste Stockwerk, ebenfalls ein Saal mit anstoßenden Gemächern; alles aber prächtiger ausgeschmückt. Hier hängen die Ahnenbilder und Ehrenzeichen, und hier verwaltet der Hausherr seine wichtigen Geschäfte, denn hier ist auch das Archiv oder die Bibliothek. Von diesem Geschosse führen enge Gänge hinauf in das lustige, luftige zweite Stockwerk, das, mit Säulen geschmückt, der heitern Erholung dient. Hier liegen um den Hauptsaal die Speise- und Schlafzimmer, und hier hat Sonne und Luft ungehinderten Zutritt. Auf dem flachen Dache denke man sich noch einen kleinen Blumengarten eingerichtet, und so haben wir dann das vollendete villenartige Haus, dessen Einrichtung unsern modernen nicht gar zu fern steht.

Aus dem gegebenen fügen wir uns jetzt das pompejanische Wohnhaus, und das gelingt uns, wenn wir das Uebereinander in ein Hintereinander verwandeln, derart, daß hinter das Parterregeschoß, von dem nur das „Mezzanino“ über den Verkaufsläden stehen bleibt, die Räume des ersten Stockes, hinter diesen die des zweiten,



LAGO DI FUSARO BEI BAJA.

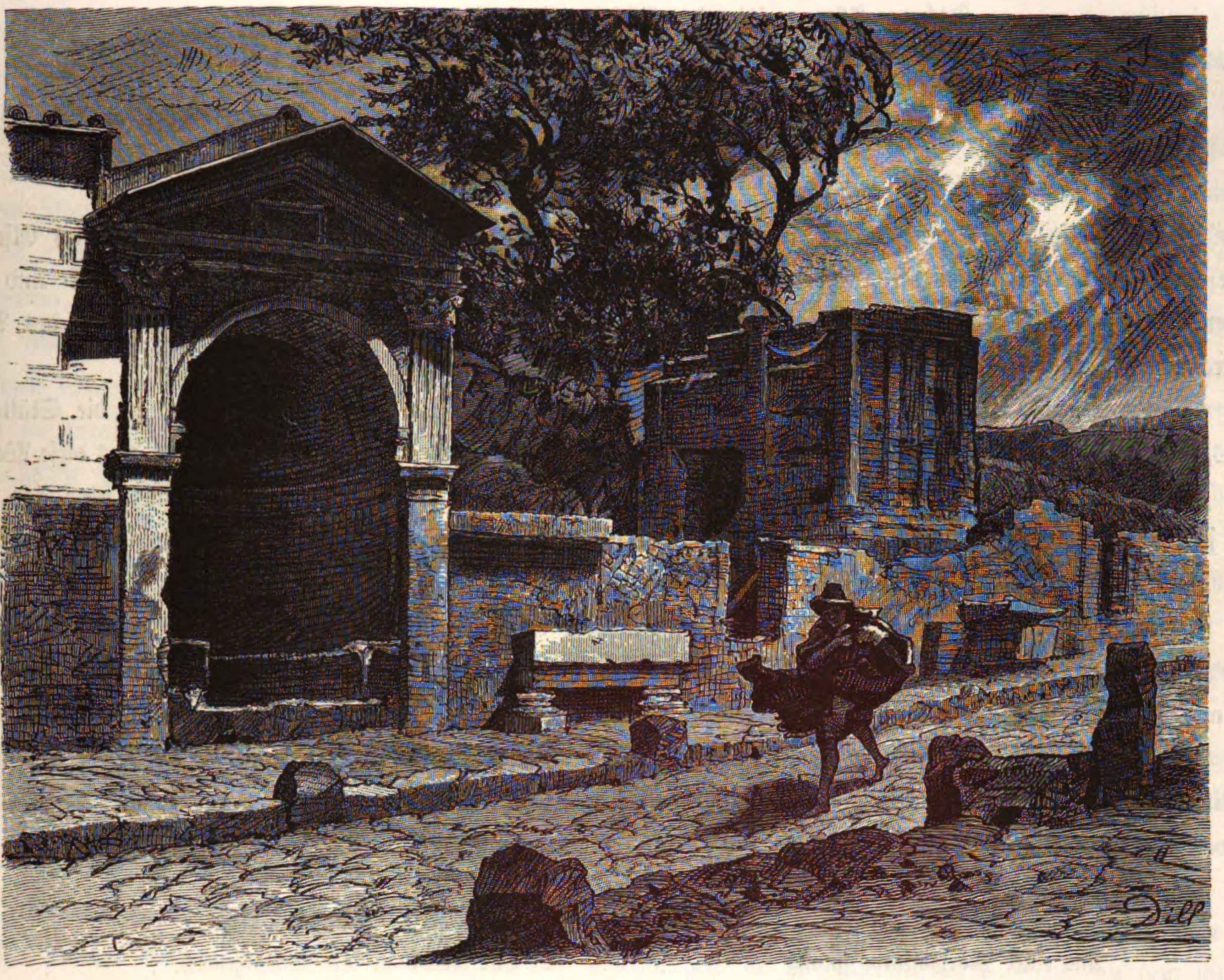
und hinter diesen zuletzt das Gärtchen zu liegen kommen. So geht man jetzt vom Eingang von der Straße her in der Ebene hin durch drei Saalräume bis zum Garten, und dieser erscheint, steht man an der Außenthür, am Ende der Perspective. Daß diese ebene Lage, wo alle Räume ohne Gefahr des Druckes mit Säulen belastet werden konnten, eine größere Freiheit in der architektonischen Ausschmückung zuließen, ist einleuchtend. Und die Gelegenheit wurde von den Reichen wohl ausgebeutet. Ebenso durften Wasserkünste, Fontänen und Bassins als Schmuck und dem heißen Sommer dienend, überall verwendet werden, und damit glänzte das kleine Pompeji wie das große Rom.

Wir treten also durch das Vestibulum, das oft auf Säulen ruhte, in das Ostium, den Hausflur, wo der Ostiarius, der Thürhüter seine Cella hatte. Vor uns liegt zunächst das Atrium, das als Atrium corinthium prächtig und mit Säulen geschmückt, als tuscanicum einfacher war. Seine Decke war in der Mitte offen, die Oeffnung, Impluvium, diente den Regen durchzulassen, welcher in einem unter der Oeffnung liegenden Bassin aufgefangen wurde. Die Seitengemächer hießen Cubicula.

An diesen ersten Raum stößt das Tablinum, mit schönsten Mosaiken und Wandgemälden geziert; durch dieses blickend erschaut man die dritte, meist größte Abtheilung, das Peristylium, zu welchem man nicht durch das Tablinum direkt, sondern durch die Fauces, bedeckte Corridore, schreitet. Das Peristylium, oder auch Cavaedium, ist größer als das Atrium und seinen Mittelraum, in welchen der Himmel hereinschaute, schlossen bedeckte Säulengänge ein. Auch hier war ein Bassin, und in den meisten Häusern auch zierliche Springbrunnen. Hinter diesen und an der hintersten Wand des Hauses war das Viridarium, der Garten angebracht.

Weisen die Häuser Pompeji's, auch die reichsten, an ihren Außenseiten fast keinen Schmuck auf, so war dagegen das Innere um so prächtiger gestaltet, und davon zeugen noch heute die wohlerhaltenen Mosaikfußboden, aus Marmor, Thon, Glas und bunten Steinen gefügt, und die herrlichen Wandmalereien. Wir der Kunst so ziemlich entfremdeten, kälteren Menschen können uns nicht mehr vorstellen, wie ein ganzes Volk so von einer Kunst- und Bilderlust durchdrungen sein konnte, daß in dem Innern der Häuser keine Fläche ohne künstlerischen Schmuck blieb.

„ . . . . . es häuft sich köstliche Habe der Bürger.
Da nun ruft er den Künstler, den Tag ihm schmücken mit Schönheit
Soll er, und edlere Formen verleih'n dem behaglichen Wohlstand."



AN DER GRAEBERSTRASSE POMPEJI'S.

Aber nicht der geschickte Architekt, nicht der Maler allein waren thätig, Pompeji zu einem Asyle der Kunst zu schaffen, auch die Bildhauerei und Erzgießerei lieferten ihre Statuen zum Schmucke der Tempel, der Vorhallen und Gärten; jedes Gewerbe bestrebte sich, nur reine schöne Formen zu gestalten.

Beglückt, wer die Stadt noch als ein Ganzes zu schauen vermochte, in voller Harmonie des Schönen ruhend unter dem milden Himmel des Südens! Welch' reizendes Bild mußte sich dem auf Schiffen ihr Nahenden darstellen, sah er auf sanfter Höhe ausgebreitet die glänzenden heitern Griechentempel, das säulenragende Forum, die schön gerundeten Theater und Marmorhallen, sah er im reichen Schmuck breiter Treppen, umgrünt von Pinien, Lorbeeren und Cypressen, aus deren Laubdunkel die Götterstatuen leuchteten, die freundlichen Landhäuser niedersteigen bis zu den blauen Wellen; hinter dem strahlenden Bilde als Rahmen aber die altersgraue, zinnengekrönte Stadtmauer, von welcher an die Landschaft leise sich emporhob bis zu dem Gipfel des donnernden Berges!

Trat er dann ein in die Villa, schreitend über „den gefälligen Schmuck des musivisch erglänzenden Bodens", so leuchteten ihm entgegen aus dem süßen Halbdunkel der Säle, wie in der Luft schwebend schlanke Figuren von graziösen Tänzerinnen und mythologische Gestalten, die den Sinn sofort zu seligem Traume gefangen nahmen. Wohin er blickte: Farbe und Bild.

„Masken
Sah man hier aus Blumen entsprießen und schwärmende Falter,
Dort des Anakreon Grille, das zierlichste Wägelchen lenkend,
Welches gezwungen im Schritt fortzog buntschillernd ein Vogel;
Amorinen sodann, die träumerisch saßen am Weiher,
Aus der krystallenen Welle die zappelnden Fische sich angelnd.

Doch vor Allem ergötzten den Blick dort jene Mänaden
Ueber dem schwärzlichen Grund, holdschwebend in wallenden Schleiern,
Welche das seidene Gelock zum Spiel hinwarfen dem Winde,
Aufwärts blickend, als ob gen Himmel die Seligen flögen."

(Gregorovius, Euph.)

Welche Fülle von Prachtgeräthen bargen alsdann die Tische und Schränke; Gold und vergoldetes Elfenbein, Perlen und edle Steine waren verwendet zu Tafeln und Sesseln, geformt zu Ringen, Spangen, Trink- und Tischgeräthen. Zierliche Ampeln hingen von der Decke und reizendgestaltete Lampen und Lämpchen erhellten des Abends das strahlende Gemach, — welche Märchenwelt!

Ach, wie ernst, wie grau und alt stehen wir vor dieser, schauen in die schönen Ruinen, in die Stätten des Glückes, die frohe, griechische Menschen schmückten; wie ein längst verweheter Jugendtraum erscheint uns diese Welt. —

Was hier noch glänzt — „wie halbverstandne Dichtung" gemahnt es uns, und Wehmuth über das Untergehen jener Sonne erfaßt unser Herz. Wir sinnen und können nicht verstehen, daß jeder Vollendung die Vernichtung folgen muß, daß das Große und Schöne immer und immer nur den Tod zum Loose hat. Wir rufen sehnend zurück in jene Zeiten: Kehrt, o kehrt wieder und beglückt noch einmal das mühselig dahinhastende moderne Geschlecht.

Wie gern träumt man sich in die Tage Pompeji's zurück, und welche Stofffülle dringt auf des Dichters Herz aus den stillen Ruinen. Ihm gehört sie in allen ihren Weiten, und er ist ein treuer Todtenwächter. So stellen wir denn zwei unsrer deutschen Dichter zu Hütern an die cypressenumflüsterte Gräberstraße: es ist Gregorovius mit seinem unvergleichlichen „Euphorion" und Lingg mit der ewigschönen Dichtung „An meine pompejanische Lampe". In zwei ihrer melodischen Strophen verklinge der pompejanische Traum:

„Gedenkst du auch noch deines Hauses?
Aus einer Marmorlarve sprang
Ein Brunnen fröhlichen Gebrauses,
Und rauschte schöne Nächte lang
Im Säulengang.

Erinnerst du dich noch des Alten,
Vor Rollen in dem Schlafgemach,
Der sorglich dich emporgehalten,
Die Siegel auf dem Brief erbrach
Und griechisch sprach?" — — — —

Pompeji, die schöne Braut, die Tochter einer griechischen Mutter, sie starb in der Blüthe dahin, von jähem Blitz getroffen. Die Mutter wurde alt und älter, sie mußte ihr trauriges Loos in langem Siechthum beweinen, Jahrhunderte lang, um dann ihren königlichen Schmuck zuletzt in alle Winde verweht zu sehen, und auch ihre Asche verflog.

Diese Griechenmutter ist Cuma, weit da drüben am westlichen Strande, wo die gänzliche Oede wohnt und die Einsamkeit, wo der Meersand über weiße Dünen weht und die Fieberluft über der Fläche lagert, alles Leben zu tödten. Dort war der Ursitz des italischen Griechenthums, dort war es bereits groß und mächtig, lange bevor Rom sein Capitol errichtet hatte und auszog, die Welt zu erobern.

Heute ist kaum der Name übrig geblieben und nur wenige Ruinen ragen als Zeugen jener Vergangenheit aus den distelübersäten Feldern.

Der Weg von Neapel nach Cuma geht über die phlegräischen Felder, wo einst die Kraft Vulcans an unzähligen Werkstätten glühete, heute sind sie verlöscht, denn nur die Solfatara athmet noch Feuerhauch, und die starren Krater füllen sumpfige Seen. Siehe den Seeboden des Agnano, den von tiefen Lavamauern gekrönten, stillumbuschten See von Astroni, den von Lucrino, den Averno und Fusaro. Auf den Gefilden ringsum hat jetzt Liber den Herrscherstab, den rebengekränzten Thyrsus übernommen, und wie einst die Falernertraube, deren Heimath das Hügelland an den Seeufern war, reift jetzt noch über der Kraft des vulcanischen Geistes der Wein in Fülle. Die Straße steigt auf die nördlichen Höhen über dem Avernus. Schweigend liegt dieser inmitten der grünen Hügel in unergründlicher Tiefe, wie ein Geheimniß der Unterwelt. Wohl stehen an seinem Ufer noch die Ruinen eines Göttertempels, aber der Gott ist todt und Langeweile der Oede, Melancholie unter den Schauern der Vergänglichkeit tödteten ihn. Nur Todtenurnen gräbt man hier, und unter dem seufzenden Grase bergen sich Gräberreste. Hier war der Eingang zur Unterwelt, und hier hausten die nächtigen Kimmerier.

Ein ragender Rest des Alterthums überrascht unser Auge, ein gewaltiger Thorbogen, der Arco Felice, der auf der Höhe über dem einstigen cumanischen Stadtgebiete liegt. Wie in einen Rahmen faßt er das antike, eigenartige Landschaftsbild. Ueber Reben und wildes Waldgestrüpp hinab, blicken wir in eine große schöne Einsamkeit hinein. Hoch am Horizonte hebt sich das Meer, in welchem die Felseninsel Vendutena dämmert, weiße Segel schwimmen auf dem Blau. Am öden Strande aber hebt sich wie ein verzaubertes Sagenschloß die düstere, trümmerbedeckte Akropolis. Auf ihr ließ einst sich Dädalus nieder, da er dem Reiche des Minos entflohen war, dort bauete er den Apollotempel, ihn schmückend mit lieblichen Sagengestalten und mit des unglücklichen Sohnes Bild. Hier auch ist das Theater uralter Griechenmythen, die Bühne der ältesten Odyssee und die Scenerie der Aeneide. In den hundert geräumigen Gängen des Felsens orakelte die berühmte cumanische Sibylle, die erythräische Jungfrau, von hier aus trug sie die neun Rollen sibyllinischer Sprüche nach Rom zu Tarquinius Superbus.

Jeden Stein kannte und nannte damals die griechisch-römische Sage und noch heute ist die große Landschaft vom Dufte dieser Sage getränkt.

Der Glanz der Heroenzeit liegt noch immer über ihr, und in unsrer Phantasie steigen sie auf mit den Nebeln die alten hohen Gestalten, die in ewiger Jugend in dem geliebten Epos leben.

Welche Landschaft! Welcher Wechsel nach wenig Stunden Wanderung! Sind wir noch auf Neapels blühendem Boden? Wo ist das heitere, in Gegenwartsfreude sich tummelnde Volk?

Hier bleibt das Kleinliche, das Erbärmliche, die ganze moderne, modische Zeit weit weit zurück, und unsere Leier ertönt nimmermehr von Eines Menschen Liebe, von eines kleinen armen Herzens Leid in Tönen süßer Lyrik. Die Vorwelt, die große Vorwelt zieht in ernsten großen Accorden tönend an dem lauschenden Ohre vorüber. Mit diesen verwebt sich, verschwimmt unsere Seele, theilnehmend an jener Größe — und tiefer wird unser Traum, und aus der Gegenwart verloren, den Zeiten entrückt, steht der einsame Mensch auf der weithinschauenden Höhe der Akropolis, möchte des Dädalus Flügel ausbreiten und hineinfliegen in die purpurgoldene Ferne: zu dem wellengesäumten Cap der schönen Zauberin, zu dem bei Terracina ragenden Grab des Elpenor, über die Meerfluth dahin, die das trotzige Tyrrhenervolk beherrschte unter des kühnen Odysseus Söhnen.

Kein Mensch zu sehen, soweit unser Auge reicht. Die armen fieberbleichen Bauern sitzen krank in den verstreuten rauchgeschwärzten Höhlen da unten und warten bis die wenigen Trauben, die dürftigen Früchte des Feldes reifen. Niemand steigt mehr zu dem Götterberge herauf, auf dem nur noch Maler und Dichter Gottesdienst halten.

Nichts ist schöner, als einen Tag in dieser Einsamkeit zu verbringen. Der heiße Sommer brütet auf den Flächen, auf den Seen von Licola und Patria, der niedrige Bergthymian, würzige Minzen und Melissen umduften uns. Kein Laut dringt zu uns heran, nur das Meer athmet in langen vollen Zügen, und gürtet den amphitheatralisch geschwungenen Strand mit leuchtendem Silberbande — nur von Zeit zu Zeit ertönt der kühne Räuberruf des Seeadlers, der mit unbewegten Schwingen im Aether schwimmt, oder das Summen goldener Bienen.

Steigen wir hinab, so finden wir überall im Gesträuche die „Spuren ordnender Menschenhand". In den Akanthusstauden liegen schwarze Marmorcapitäle, Epheu umkleidet die Trümmer von Wasserleitungen, der wilde Feigenbaum wächst aus dem Riß geborstener Grabmauern. Dazwischen wieder Reste eines Tempels. Ueberall aber auf dem Boden, wo heute die Lupine und der rothblumige Klee wachsen, Gefäßtrümmer in Menge, schillernde Glassplitter und Mosaikstückchen. Hin und wieder auch eine Münze, ein feingeschnittener Stein, ein Lämpchen, Buchstaben einer Inschrift, zertrümmerte Sarkophage und Reliefe aus Terracotta. Aber auch kostbarere Funde wurden hier gethan und sie füllen heute einen großen Saal des napoletanischen Museums.

Alles ist Griechenwerk. Und Griechen waren es, die zuerst diese Küsten urbar machten. Jonier von Naxos und von Chalkis auf Euböa kamen, die erste Griechenstadt zu gründen auf dem vor unsern Augen aus dem Meere sich thürmenden Ischia, dem spätern Kyme gegenüber. Neu und größer wurde dann die Stadt auf diesem Ufer erbaut, und aufgeblüht in reicher Schöne ward sie Mutter den Städten am Strande hin bis Neapolis. Von Cumä aus verbreitete sich griechisches Wesen, griechische Bildung und sanfte Sitten über die Westküste Unteritaliens, die dadurch zu einer gesegneten ward.

Dann wurde die Stadt dem Loose Roms verkettet. Wie viel glücklicher wäre sie gewesen, wenn ihr in der Blüthezeit ihres Daseins das Schicksal Pompeji's bereitet worden wäre. Sie aber sollte langsam fallen, sollte elend



NEPTUNSTEMPEL ZU PAESTUM.

zu Grunde gehen. Bis in das Mittelalter hinein schleppte sie ihr trauriges Leben. Längst waren die Tempel gebrochen, keine Säule mehr stand aufrecht, auch die Mauern waren gebrochen, und gemeines, rohes Räubergesindel war das letzte Leben in ihrem Gebiet.

Jetzt — nicht der Schatten ihres Schattens ist geblieben. Hütten statt der Tempel, statt der Rosen düsteres Moos; Fieberluft und öde Trauer statt sybaritischer Lust und korinthischer Freude. Elend verschmachtet ist die Natur, und wie Fliegen, aus der Verwesung, aus Krankheit und Seuche geboren, umdrängen uns schmutzige, zerlumpte Bettler auf derselben Stelle vielleicht, wo einst seidene Gewänder zum Feste rauschten.

Statt der Rosen düstres Moos. — — — Wo auch sind die Rosen des stolzen Pästums?

„Als die Olympischen floh'n, da nahm die Göttin der Schönheit
Von der verwilderten Flur auch ihre Rosen hinweg,
Und das unsterbliche Haupt bekränzt sie dem schönen Geschlechte,
Das den Ewigen einst ewige Tempel geweiht."

Das sind die Tempel der am andern Golfe, am salernitanischen, untergegangenen Neptunsstadt, die erhabensten Zeugen fernster Zeiten, für die Ewigkeit gebaut.

Von der üppigen Hellenenstadt Sybaris auf der Ostküste wurde nach dem Westen herüber die Brücke geschlagen, welche die campanische Landschaft mit der Magna Graecia verbinden sollte, am Ende dieser Brücke lag Posidonia, in Wahrheit schon ein halbes Jahrtausend vor Christo durch eine sybaritische Colonie gegründet. Sybaris ist ein Sumpf, die Tochterstadt ist von der Erde verschwunden, nur die mit der Ewigkeit verwachsenen stolzen Säulenreihen der drei dorischen Tempel zeugen, daß einst ein reiches Volk hier griechischen Göttern diente. Trauriger, als der cumanische Strand ist die Küste von Pästum, öder, verlassener und fieberdrohender die Wüste, welche sich von den Tempelstufen aus bis zu den Bergen breitet. Die Natur gleicht hier einer Leiche, ausgetrocknet von den männermordenden Südwinden, und Gift und Pest athmet um sie her. Doch sind die Tempel, ist vor allen der Neptunstempel, wohl das Erhabenste, was man von Menschenwerk auf der Halbinsel wie auf Sicilien schauen kann. Gleichzeitig ist er mit dem Tempel von Girgenti und dem römischen Pantheon am besten erhalten von dem was sich aus der Zeit Stürmen auf unsre Tage gerettet hat.

Wie für die Götter Homers ist dieser Tempel gegründet, und wie die Strophen der Iliade reihen sich die unter der Sonne des Südens goldleuchtenden Säulen um ihr Heiligthum. Wer, diese Götter im Sinne, im Purpurlichte der Abendsonne davor steht, umgeben von der schweigenden Einsamkeit der Wüstenei, der feiert hier einen großen, erhabenen Gottesdienst, der fühlt, wenn er auf Pompeji's Trümmern die Lieblichkeit jener untergegangenen Jugendblüthe der Menschheit empfand, hier die Größe eines vom Vater der Götter geküßten Genius — und Nichts stört hier unsre Andacht. Man denke sich das Innere des Pantheons seines modernen bunten Schmuckes entkleidet und in seine Mitte die leuchtende Marmorstatue des Apollo, und einzig nur diese gestellt — — so wirkt hier unter diesem erzenen Himmel als höchster zum Ausdruck gelangter Schöpfergedanke des menschlichen Genius der Tempel Neptuns. Hier löste er sich, der erdgeborene, von dem Mutterlande los, und wuchs leicht und fröhlich wie schwellende Lilienstengel in den Himmel hinein. Sechsunddreißig Dorersäulen wachsen aus der Erde, und freudig umzittert von Himmelslicht, heben sie in ungezwungenem Dienste der Götter die Last, die solchergestalt keine Last mehr scheint, sondern ein Opfer, dem die Himmlischen verlangend die Hände von oben entgegenstrecken. Dem Neptunstempel reihen sich nach Süd und Nord die Basilika, von fünfzig Säulen gegürtet, und der kleinere der Ceres, der einer späteren Zeit angehört. Die Götter erhielten hier, was ihnen gehört, einfach, schmucklos, und überließen das Menscheneigenthum den Mächten der Zerstörung. Die Stadtmauern sind nur zum Theil erhalten, die Thore und Thürme sind zertrümmert, und nur das Thor nach dem Aufgange der Sonne ist wohlerhalten, aber ein neuer schöner Tag wird hier nimmermehr seinen Einzug halten. Alles Uebrige sind unbedeutende Reste, von Disteln und dürrem Gestrüpp überwachsen, sind gebrochene Steine, in denen Fuchs und Wiesel hausen.

Der Meerwind seufzt in dem Grase, und es umweht uns wie Schauer der Vergänglichkeit — oder der Ewigkeit. Denn

„Ungebrochen steh'n die schlanken
Dorersäulen; ein Jahrtausend
Sahen sie vorüberbrausend;
Throne stürzten, Völker sanken;
Ueber ihre Marmorhäupter
Wie durch's Meer, dem sie geweiht,
Weht der Hauch der Ewigkeit."

Eine Meerfahrt von Baja nach Salerno.

Weit sah ich lagern die Königin
Und fuhr am Saum des Kleides ihr hin.
— — — — — — — — — — — — —
Vorsprünge von Felsen vielgestaltig,
Abhänge von Hügeln mannigfaltig,
Mit Reben hier und dort mit Halmen,
Mit Pinien hier und dort mit Palmen,
Die Häuser, zwischen durch gestreut
Neu-alterthümlich und alt-erneut.
Dann Trümmer aus dem Meere ragend,
Von untergegangener Prunkwelt sagend.

(Rückert.)

In weiter stets geschweiften Bogen zieht das schöne Tyrrhener-Meer seine stolzen Theaterkreise in das Land hinein, vom meerumtosten, goldleuchtenden Cap Miseno bis zum fernen Cap von Licosa; solchergestalt drei Golfe bildend, von denen der kleinste der von Pozzuoli ist. Auf der Küste dieses aber bauete sich das Alterthum mit seinem reichsten Luxus auf, hier wandelte in schwesterlicher Umarmung die heitre Griechensage mit der ernsten, römischen Geschichte, hier lagen die elysäischen wie die phlegräischen Felder, deren Boden, wo Krater sich an Krater reiht, von vulkanischen Gewalten wie von Titanenmaulwürfen durchfurcht ist; hier lag den Alten der finstere Acherontische See, wie das lebensfreudige üppige Bajae; hier starb Tiberius und die Mutter Nero's; hier in Puteoli landete einst das auserwählte Rüstzeug des Herrn, der Apostel Paulus; und hier — — ach, das Leben ist gestorben, tausend, tausend Trümmer einer untergegangenen Welt decken die Ufer des kleinen Golfes von Pozzuoli.

An ihn schließt sich in schönem Schwunge von Punta di Caroglio, dem höhlenklüftigen Ausläufer des Posilippo bis zum einsamen Cap der Minerva der lebenrauschende prächtige Golf von Napoli, dieser Becher der Lust, umrankt von Rebengestaden, in welche sich wie blühende Rosen hellleuchtende Städte und Dörfer einflechten: Portici, Resina, Torre del Greco, Torre Annunziata, Castellamare, Vico, Meta, Sorrento, Massa!

Den mächtigsten Bogen sodann bildet der weitgeöffnete Golf von Salerno, dessen eine Küste, die an das sorrentiner Vorgebirge sich anschließende, dem Leben gehört mit den malerischen Felsenstädten Positano, Amalfi, Atrani, Majori, Minori, Vietri und Salerno, wo Fischer, Schiffer und Gärtner wohnen, deren Arbeit sich in die Beute des Meeres und die Ernte der Goldfrüchte theilt; während die andre Hälfte des Strandes von Salerno bis zum öden Cap Licosa, mit den Tempelruinen Pästums, dem Tode gehörend, eine große fieberathmende Wüste ist.

Wie ein blühender Lustgarten zwischen zwei trauervollen Kirchhöfen liegt somit der Golf von Neapel zwischen dem baja-cumanischen Strand und dem Golf von Salerno, ein schäumender Freudenpokal zwischen zwei Giftbechern. Und auch die Inseln, die sich an diese sonnige Küste drängen, lachen neue Freude zu dem Festlande herüber. —



PINIENWALD BEI TORRE DEL GRECO.

[illegible] Baja nach Salerno.

[illegible] ihr hin.

[illegible] vielgestaltig,
[illegible] mannigfaltig,
[illegible] Halmen,
[illegible] mit Palmen,
[illegible]
[illegible]
[illegible] Meere ragend,
[illegible] lagend.

(Rückert.)

[illegible] Tyrrhener-Meer seine stolzen Theaterkreise in [illegible] Kap Misene bis zum fernen Kap von [illegible] der kleinste der von Pozzuoli ist. Auf der [illegible] reichsten Luxus auf, hier wandelte in [illegible] mit der ernsten, römischen Geschichte, hier lagen [illegible] deren Boden, wo Krater sich an Krater reiht, von [illegible] von Titanen[illegible] ist; hier lag den Alten der finstere Acheronische See, [illegible] üppige Bajae [illegible]; hier in Puteoli landete einst das [illegible] des Herrn [illegible] ach, das Leben ist gestorben, tausend, tausend [illegible] einer untergegangenen [illegible] von Pozzuoli.

An ihn schließt [illegible] Ausläufer des Posilippo bis zum einsamen [illegible] von Napoli, dieser Becher der Lust, umrankt von Rebengehängen [illegible] Städte und Dörfer einschließen: Portici, Resina, Torre del [illegible]

[illegible] Golf von Salerno, [illegible] die [illegible] das [illegible] Amalfi, Atrani [illegible] Schiffer und [illegible] deren Arbeit [illegible] des Meeres [illegible] bis zum öden Kap [illegible] Wüste ist.

Wie ein blühender Lustgarten [illegible] zwischen [illegible] cumanischen Strand und dem Golf von Salerno, ein [illegible] und die Inseln, die sich an diese sonnige Küste drängen, [illegible]



PINIENWALD BEI TORRE DEL GRECO.



AM STRANDE VON BAJA.

Und Freude, reinste Freude ist es, in schlanker Segelbarke auf der glänzenden Fluth zu schweben, die Wellen des blauen Golfes im Fluge der Möve zu durchschneiden, einen Himmel durchfliegend.

È il cielo o il mar?

Welcher Zauber, eine Frühlingsnacht auf den Wassern, oder gar eine Frühlingsmondnacht! Langsam gleitet die Barke an den schwarzragenden Schiffen des Hafens vorbei, unter deren Kielen die Wogen sehnsuchtsvoll seufzen und schluchzen. Die Gaslaternen des Ufers werfen ihren gelben Schein weit herein in's Meer und vermischen ihn zitternd und lockend mit blauen Mondlichtern. Dumpfes Räderrollen und rauschendes Tosen steigt hoch über die Dächer der wildathmenden Stadt empor. Aber der Lärm verhallt, ferner glänzen die Lichter, die fernsten tauchen in die nebelüberhauchte Fluth — andere folgen — die letzten löschen aus, und nur das Mondlicht bebt auf den Wellen und unter der Barke leuchtet das Meer in einem langen feurigen Kometenschweif. Wie ein geisterhaftes Duftgebilde liegt Capri auf der dämmernden Fläche und über seiner Felsenstirn schwebt das Sternbild der Krone. Hell, wie lebend im Schein des Nachtgestirnes scheinen die Küsten dem Menschenschifflein nachzuschwimmen und die alten Sirenensagen werden wach. Die Nacht träumt einen königlichen Traum und der Duft der Orangenblüthe enthaucht ihrem üppigen Munde — — —.

Dann erwacht die Seele. Bleiche Tageslichter sendet der Himmel hinter dem Vesuv her seewärts. Der Morgen beginnt zu blühen, und bald steht er in lichter Safranfarbe auf den Bergen, und steigt herab zum Meer, zu den Wellen, die noch verschlafen zum Ufer gleiten, und empfängt sie am Strande und schmückt ihnen die krausen Häupter mit goldenen Flittern, da der königliche Traum dahin.



VILLA AUF FELSEN AN DER KUESTE VON SORRENT.

Und da ist Baja. Da oben sein verfallendes Castell, hier unten die schöne Ruine seines Venustempels und hier sind auch die glänzenden Flitter, die aus seinem königlichen Traum übrigblieben: arme, sonnengebräunte Fischerkinder bieten dem hier Landenden Körbchen voll bunter Marmorbrocken und gläserner Mosaikstifte, wie sie das Meer heut morgen ausgeworfen, zum Kaufe an, oder sie bringen Blumen, Veilchen und Levkoyen, mit dem Epheu der Ruinen umwunden, den armen braunen Strand seines letzten Schmuckes beraubend. Wohin wir den Fuß jetzt wenden — Ruine neben Ruinen, der ganze Höhenzug hinter dem Strande scheint nur ein großes Menschen- und Mauerwerk



STRASSE BEI MASSA MIT BLICK AUF CAPRI.

zu sein, er zeigt fast nirgend seinen ureignen Boden, bis zum letzten Grate bedeckt ihn künstlich gefügter Stein, in noch feststehenden oder geborstenen und verworfenen Massen. Bis in's Meer hinein treten die aus zierlichem Netzwerke bestehenden Reste und auch unter dem Spiegel, von Seegras und Algen halb bedeckt, erkennt man noch den tief in feinen Sand gefügten Grundriß von Bädern und Villen.

Auf Baja's Strand ruht nicht jene große historische Trauer, die uns in Cuma so mächtig die Seele rührt, dazu ist er nicht einsam, nicht groß genug. Doch mag immerhin sein Verfall, der sich sogar bis auf seine urhäßlichen Anwohner erstreckt, zu ernstem Nachdenken „über die flüchtige Lust ausschweifender Sinne" anregen.

„Lern', und wähle mir nur Freuden, die schöner verblüh'n."

Wie die in den Koth getretenen Reste von Blumen und Schmucksachen, die einer mächtigen Orgie gedient, liegen die Ruinen in dem tiefausgetrockneten Boden. Das ist nicht mehr das goldene Ufer der seligen Liebesgöttin, die sich mit Mars hier das buhlerische Stelldichein gab. Von dem fernen Rom her strömten die Festgenossen, und zur Sommerszeit war die Via Appia stets belebt von den nach Bajae Reisenden, und die Marmorstadt am sanften Meere trug immer ein buntes Feiertagsgewand.

Großartig war auch die Stadt, die heute bettelarm von der andern Seite des Golfes herüberschaut: Puteoli einst, jetzt Pozzuoli. Puteoli war in jenen Kaisertagen der erste Hafen des römischen Weltreichs, der eine Welt an Schiffen und Schätzen beherbergte. Das Ufer bedeckten riesige Speicher und in diesen Speichern lagerte das Getreide Aegyptens, Oel und Wein Iberiens, Kupfer, Zinn, Eisen; lagerten aber auch die kostbaren Teppiche Syriens, Alexandriens bunte Leinwand, Arabiens Weihrauch und was sonst der Orient lieferte. Die Kaufleute Puteoli's waren stolze, reiche Herren und lebten herrlich und in Freuden auf den Villen, die die sanften Reben- und Rosenhügel krönten. Alle Sprachen der Welt ertönten hier, aller Völker Typen waren vertreten, und der verschiedenen Gottesdienste war eine Legion. Auch Wissenschaft und Kunst blühten in Puteoli. — —

Heute grinst den Küstenfahrer die Armuth mit hohlen Augen aus den Fenstern der auf eine Klippe erbauten Stadt entgegen, der Koth der engen Straßen beschmutzt seinen Fuß und der zahlreichen Bettler flehende Stimme und des gesammten Volkes traurige Mißgestalt beleidigt ihm Ohr und Auge. Scharen aufdringlicher Ciceroni wollen ihn zu den Zeugen vergangener Herrlichkeit schleppen, die sich kläglich noch überall in den verwahrlosten Weingärten verstecken.

Auf der Höhe liegt das einst großartige Amphitheater, das wohl 30,000 Zuschauer faßte, weithin blickt es über Land und Meer, und Pinien und Cypressen stehen als Wächter an den Eingängen. An der Küste liegt der arg verstümmelte Serapistempel; ein Bourbonenkönig raubte dem Aegyptergott den Säulenschmuck seines Hauses, um sein Theater in Caserta damit zu zieren, und auch die Wände sind ihres Marmorgewandes schon längst entkleidet. Nicht mehr erkennbar nach dem Zwecke ihrer einstigen Bestimmung sind die Ruinen, welche der geschwätzige Führer als Ehrentempel, als Tempel der Diana und des Neptun bezeichnet. Auch die überaus zahlreichen Gräber sind pietätlos zerstückt und verwüstet.

Auf der Höhe inmitten der Stadt erhob sich zur Kaiserzeit des Augustus kunstreicher Tempel, auf seine Grundmauern setzte das triumphirende Christenthum eine geschmacklose Kathedrale, welche dem heiligen Proculus geweihet ward.

Nur wenige und kleine Schiffe liegen heut in dem Hafen, dessen Molo Wind und Wellen schon seit Jahrhunderten zertrümmerten — und die kleine, braune, wüste Stadt interessirt nur noch den Alterthumsforscher und den Maler.

So liegt die Westküste heute verlassen in Oede und Trauer und unser Schifflein fliegt mit dem Winde, der von Ischia's Insel herüberweht, dem frischen Maestrale, hinüber nach den lachenden Ortschaften der Ostküste, die sich von den Hängen des Vesuv bis dicht an die Meereswellen herabziehen. In diesen Orten bis Castellamare hält das moderne Neapel zur Zeit des flammenden Sommers seine Villeggiatura in freundlichen Landhäusern, deren lichte, luftige Gemächer zu jeder Stunde des Tages von dem kühlen Seewinde durchstrichen werden. In lauter stille Pracht, in Luft und Gartenglück schauen wir von den Wellen aus, und ruhige Heiterkeit ist der Eindruck der Landschaft, welche die Rebe beherrscht. Betriebsames Volk tummelt auf den Straßen seine Karren und Lastthiere, arbeitet unter lautem Gesang auf den Dächern und vor den Thüren, sammelt in Gärten die Früchte, oder wirft die braunen Netze in die Fluth. Neben der Villa des Reichen steht, fast zugedeckt von dem breitblättrigen Feigenbaume, der niedrige Häuserwürfel seines bescheidenen Winzers, und wo der Garten endet, hat der hagere, aber schöne Fischer sein Nest in das Schilf gebaut. Lava ist das Material der Villa, wie das der Fischerhütte, Lava säumt den Strand von Portici bis Castellamare, und wenn wir vom Nachen aus in den Grund des Meeres schauen, so sehen wir die dunkeln, erstarrten Lavaströme, welche sich allmählig in der Tiefe verlieren. Sie sprechen von dem wilden Kampf der mächtigsten Elemente, von dem Götterkampfe des Vulkan und des Neptun, unter welchem die Uferstadt des Herkules erdrückt wurde.

Die Perle dieser Städte ist Castellamare, das antike Stabiae. Sie liegt im bergenden Winkel des Golfes, wo die über ihm thronenden Berge nach Sorrento abbiegen, am Fuße des stolzen Monte S. Angelo. Ein fleißiges Völkchen lebt hier der schaffensfrohen Gegenwart; es hat die alte Geschichte, daß einst ein Sulla die Stadt zerstörte, der Vesuv sie verschüttete, längst vergessen, vergessen auch, daß es einem deutschen Kaiser seine zweite Gründung verdankt. Wer gedenkt hier heute noch Friedrich II. und seines „Schloß am Meer", von dem ihr jetziger Name herstammt?

In den Thälern, die sich unvermerkt von den steilen Straßen der Stadt in die Berge hineinziehen, blüht immer ein sanfter Frühling, im Schatten der hochstämmigen Bäume singen die Nachtigallen, und die Brust, gedrückt vom Staub der Städte, athmet selige Genesungsluft. Ja, „hier genest man", und Qui-si-sana hat selbst ein König seine Villa auf diesen Höhen getauft.

Von der Stadt nach Sorrento zu beginnt das Reich des Oelbaums, der den Fuß des Gebirges mit Silber umkleidet. Graugelber Fels, silbergraues Laub des Oelbaums, schwarzgrüne Gruppen und Gebüsche von Orangen- und Limonenbäumen, weiße, sonnenstrahlende Ortschaften, Vico Equense — Meta — deren Häuser alle mit flachen Dächern, steile Küsten, grünumbuschte Buchten mit buntbemalten Fischerwohnungen, blauer Himmel darüber, blaues Meer darunter, — das ist der Charakter dieser herrlichen Küstenlandschaft. Idyll reiht sich an Idyll, aber das reizendste darunter ist Sorrent. Wie ein mit Silber auf Goldgrund geschriebenes heiteres Gedicht Anakreons spricht es uns zu Herzen:



AUS EINER VILLA IN CASTELLAMARE.



AUS EINER VILLA IN CASTELLAMARE.

„Sieh die holden Frühlingskinder,
Sieh hervor die Rosen quellen,
Sieh, wie sanfte Meeresstille
Glättend ruht auf blauen Wellen.

Häuser glänzen in der Sonne,
Nieder biegt sich die Olive
Und es färbt am Zweig die Traube
Sich in grüner Blätter Tiefe."

(Anakreon.)

Du herrliches Sorrento! Seliges Leben von Sorrento! Schwärmen auf den hohen Bergen in Luft und Sonne über den zwei Golfen — schwärmen auf den sanften Hügeln, wo der Lorbeer in den Oelbaum hineinwächst, von Frieden, von Schönheit und allem das Herz beglückendem Guten — schwärmen, versenkt im Wein; in schattigen Lauben seines Mädchens Athem lauschend, umflossen vom Dufte berauschender Orangenblüthen: das ist das Leben von Sorrento. Und wem das zu viel — dann gibt es so anständige, wohlgehaltene Hôtels in der Stadt, wo man sogar Rheinwein trinken kann, und wo die Kellner französisch und englisch radebrechen. Wem auch die Pfade zu den schattigen Höhen, die kleinen, schmalen Wege an den von Waldepheu umhangenen Schluchten hin, die sich in irgend einem stillen Garten verlieren, zu steil sind, der hat eine lange, lange bequeme Straße zwischen den Häusern hin bis nach Massa.

Alle aber, wir in der stillen Laube oder auf des Weinbauers flachem Dache und die dort in dem Hôtel erster Classe gedenken, wenn auch verschiedenen Gefühls, des unglücklichen Tasso, dessen Lieder ja, wie die Byron's und Goethe's, allen Nationen angehören. Wir sehen den Sänger des „Befreiten Jerusalem" bleich und elend zurückkehren aus der Welt, aus dem Kampf um den Lorbeer — die Rosen blühen und die Trauben reifen, Sorglosigkeit ringsumher — und da ruft es wohl in unserm Herzen: „Lebe, o Herz, gedenke zu leben!" Und Tasso's Strophen zieh'n durch unsern Sinn:

Denn ach! gleich einem Tag ist schnell entschwunden
Des Erdenlebens frischer Blumenkranz,
Seh'n wir den Frühling wieder auch, empfunden
So jugendfrisch wird er doch nimmer ganz.
Drum pflückt die Ros' im Schmuck der Morgenstunden,
Eh' Mittagsgluth verzehrt den frischen Glanz,
Und eilt, der Liebe Rosen da zu pflücken,
Wo Gegenliebe kann das Herz erquicken.

Auch Sorrent lebt nur der Gegenwart, wer hierher kommt, will dem Frühling in's Gesicht schauen und denkt nimmer daran, den dichten Epheu von den Stirnen zweifelhafter Tempeltrümmer zu lüften, um begrabener Zeit nachzuforschen. So kamen schon in den letzten Zeiten der römischen Republik die stolzen Herren der Hauptstadt, hier in der Stadt, die sich des besondern Schutzes des Bacchus und der Venus erfreuete, wonniger Tage zu genießen. So kommen noch heute die Söhne und Töchter des grünen Inselreiches, die kranken Kinder des russischen Thule, aus allen Grenzen kommen sie, aber die Deutschen sind die Glücklichsten unter ihnen.

Von der Stadt, die hoch und steil auf den Klippen liegt, führt der Weg durch eine wilde Schlucht hinunter nach dem Strande, wo die Häuser der Fischer stehen, die in göttlicher Bedürfnißlosigkeit auf der kleinen, sandigen Scholle, große Marina genannt, zwischen Wellen und Weinranken hausen. Hier wohnt an Festtagen und an Sommerabenden immer die helle Freude, und singt und tanzt zu den Schlägen des Tamburins, und die braunen Gesichter glühen von Lust und Wein, dessen klare, kirschrothe Fluth in hohem Kruge glänzt. Die feinen Damen auf den Terrassen, die kleinen schlanken, meist kranken, zerbrechlichen Figürchen und die wohlfrisirten glatten Herren, den Zwicker auf den Nasen, lehnen sich dann über die Brüstung des Hôtels und können's nicht begreifen, woher die beweglichen Burschen und die schönaugigen Mädchen die Kraft nehmen, Stunden und Stunden im Tanz sich zu schwingen. Dann fragt wohl die aus Mondschein gesponnene Gräfin ihren Nachbar: „Baron, haben Sie l'Arrabbiata von Paul Heyse gelesen? Schauen Sie nur hinab, das sind lauter Arrabbiate!" —

Von Sorrento fahren uns vier dieser Fischer in zwei Stunden nach Capri, das sirenenhaft verlockend aus den Wogen taucht. Wir aber umsegeln das Cap der Minerva, wir suchen Amalfi, nach der süßesten Lyrik das herzkräftige Epos! Nach Armida's Zaubergarten die große ernste Odysseuslandschaft.



SCHLUCHT BEI SORRENT.

Ueber Sorrento hinaus wird der Strand öder und öder, doch deuten zahllose Trümmer über den von den Wellen zerfressenen Klippen auf einst hier blühendes Leben. Es sind Bäder- und Villenreste, unter denen der poesievollste das Dianabad ist, ein kleiner Miniaturhafen, ein stilles, lauschiges Bassin zwischen natürlichem Felswerk und Fels gewordenem Gemäuer, das sich kuppelartig über dem Becken erhebt. Draußen branden die Wellen, hier halten sie den Athem an, den badenden Nymphen zu lauschen.

Draußen heben sich die schaumaufwerfenden Wellen höher auf das mit Algen bedeckte Gestein und kriechen schluchzend in die Löcher und Spalten, und senken sich gleichmäßig bis tief unter die breite Linie der rothen Korallengewächse. Von dem offenen Meere zwischen dem Cap und der Insel Capri herein wälzen sich breite Wogen und brechen sich brausend an den nackten Felsen, auf denen Odysseus einst der hülfreichen Minerva einen Tempel erbaute. Im Mittelalter stand hier ein Glockenthurm, dessen tönendes Erz den Strandanwohnern das Herannahen räuberischer Sarazenenschiffe kündete, daher auch der andere Name des Caps: Campanella.

Die Sarazenen gründeten ihr Reich auf der andern Seite der Halbinsel, und von Amalfi bis hinab nach



BAD DER DIANA.



[illegible]

[illegible] nach denen zahllose Trümmer über den von den [illegible] Marmor- und Bildenreste, unter denen der poesie[illegible] [illegible] Bassin zwischen natürlichem Felswerk und [illegible] Draußen branden die Wellen, hier halten [illegible]

Draußen [illegible] auf das mit Algen bedeckte Gestein und kriechen schluchzend in die [illegible] gleichmäßig bis tief unter die breite Linie der rothen Korallengewächse. Von dem [illegible] und der Insel [illegible] breite Wogen und brechen sich brausend an den [illegible] auf deren [illegible] einst der [illegible] einen Tempel erbaute. Im Mittelalter stand hier ein [illegible] Erz den [illegible] das [illegible] räuberischer Sarazenenschiffe kündete, daher auch der andere Name des Kaps: Campanella.

Die Sarazenen gründeten ihr Reich auf der andern Seite der [illegible] nach



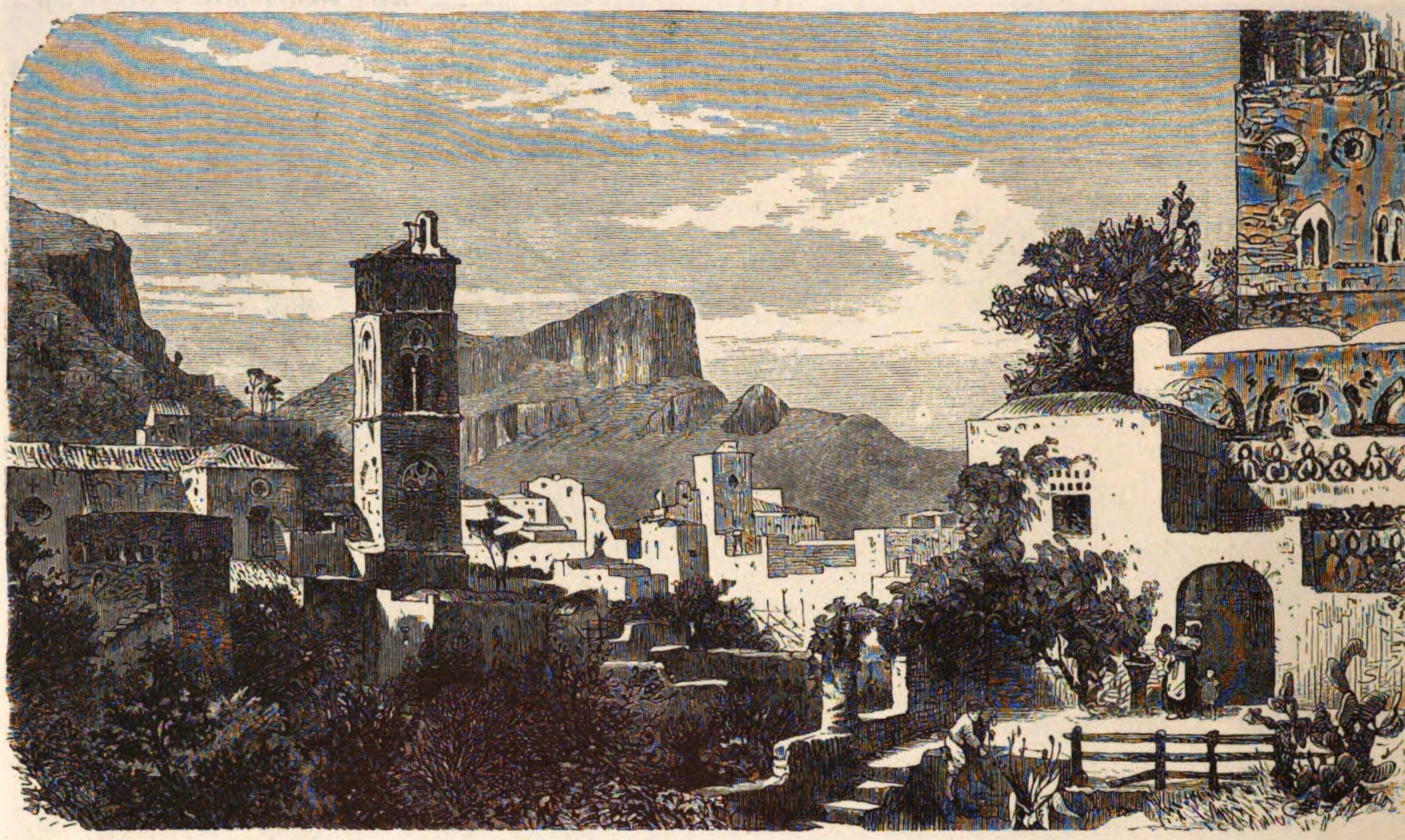
BAD DER DIANA.



TASSO'S HAUS IN SORRENT.

Salerno finden wir zahlreiche Spuren des glanzvollen Maurenthums. Ueberhaupt wohnt die Geschichte mehr auf dieser Seite, und die letzten Denksäulen, die sie daselbst errichtete, sind jene unendlich malerischen Thürme, die sich meereinsam am Gestade erheben, und die wir überall an den Küsten der südlichen Meere erblicken, wo sie wie Cactus, Agave und Pinie unbedingt zur Staffage der Landschaft gehören. Das Volk nennt sie Normannen- oder Sarazenenthürme, und erbaut wurden sie zumeist zur Zeit Karls V. zum Schutz gegen die sich ewig erneuernden Landungen räuberischer Piraten maurischen Stammes. Viele sind schon gänzlich Ruine geworden, andere hat sich die neuere Zeit wohnlich eingerichtet, und armes Fischervolk oder ebenso arme Küstenwächter des neuesten Königreiches hausen in den öden Thurmgemächern. Aus den Schießscharten, wo sonst die Allarmkanone klang, oder auf der flachen Zinne, von welcher die warnenden Rauchwolken aufstiegen, blühen oft purpurne Feuernelken, gepflegt von den Töchtern oder jungen Frauen der jetzigen Bewohner; und wo sonst bärtige Kriegergesichter unter verrosteter Blechhaube spähend über das Meer gen Sicilien lugten, gucken jetzt schwarzäugige Kindergesichter vergnügt in den hellen Tag hinein. Die Schiffe, die da drüben in der blauen Meerfluth kreuzen, sind keine Räuberschiffe mehr. Es sind Fischerböte, und die singende Procession, die eben von dem kühnen Seeadlerhorste Positano zum Meere herniedersteigt, will die Böte, die Netze und die kühnen Jäger der See segnen. Des Priesters Wort ertönt über die Wellen, das Glöcklein der Kapelle erklingt und die Fischer halten die Ruder ein, ziehen ihre rothe Mütze ab und beten in gläubiger Andacht die Worte nach.

Mag Maria, der goldene Meerstern der Seeleute, dieser Küste gnädig sein; denn hier stürmen die Wellen, wenn der Scirocco seine Bande entfesselt, mit brausender Wuth gegen das Land, und nur wenige Stellen bieten dem zwischen Himmel und Wasser schwebenden Schifflein eine Zuflucht, vielleicht nur eine, die kleine Bucht von Prajano und dann am Ende der Felsen vor Salerno, der Hafen Vietri's. Der Amalfifischer kennt die Gefahr, und erprobter

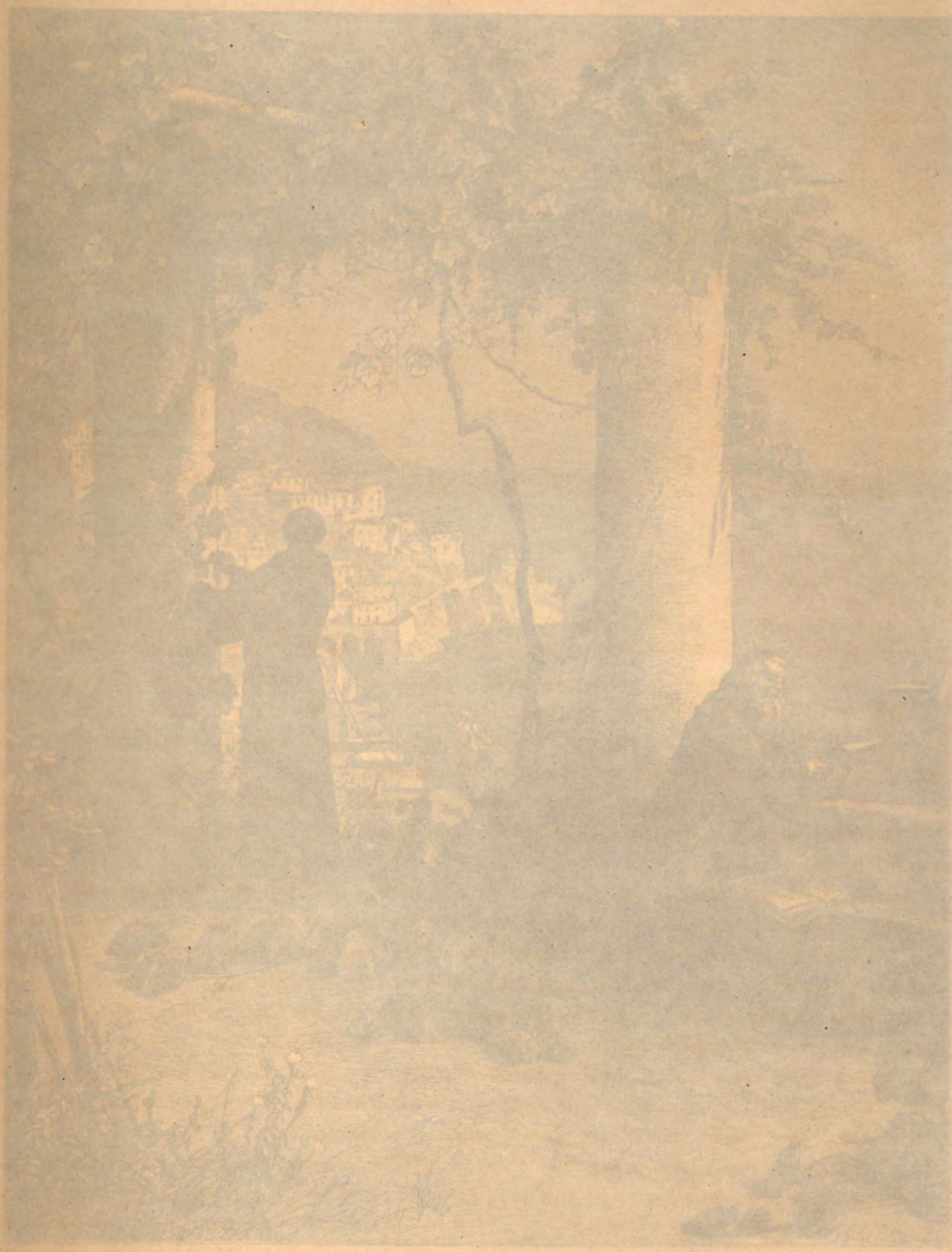


RAVELLO.

und darum trotziger ist er, als der Fischer des sanften Golfes von Neapel. In dieser Kraft, in diesem Trotz gründeten sie ihre amalfitanische Republik, die einst den Wellen des Mittelmeeres bis Byzanz hinab die Gesetze, die Tabulae Amalphitanae, vorschrieb, und Colonien besaß auf Asien's und Afrika's fernem Boden. Die Schiffsflagge Amalfi's war an allen Küsten geachtet, und gefürchtet sein Schwert — dieses aber zerbrachen endlich die Pisaner, jene rissen die Genuesen herab, das Meer brach verwüstend in die Stadt — und von fünfzigtausend Einwohnern, die in goldgestickten Gewändern stolz durch marmorne Prunkgemächer wandelten, in denen sich die Schätze des Orients häuften, sank die verarmende Stadt auf fünftausend Bewohner, die bescheidenen Handel treiben mit den hier üppig gedeihenden Südfrüchten, mit Johannisbrod und Wein, vor Allem mit den vielbegehrten köstlichen Amalfi-Maccheroni.

Die heutige Stadt ist arm und schmutzig, aber die vornehmen Züge der edlen Abstammung sind ihr noch aufgeprägt. Seinen Ursprung nahm es in den ersten Zeiten des Mittelalters und seine Blüthe fällt um das Jahr 1000. Von dieser Zeit sprechen noch die Kirchen, besonders die herrliche Kathedrale des heiligen Andreas. Sie ist im normannisch-byzantinischen Stile erbaut und mancher ächte Schmuck ist ihr aus ihrer Jugendzeit geblieben, die byzantinische schöne Bronzethüre, die schnörkelreichen Pfosten des mittlern Eingangs, die in frischen Farben blühenden Mosaiken; aber auch das heidnische Alterthum lieferte so Manches in diese heiligen Hallen; so Säulen, auf Päftum's griechischem Boden gewachsen, Vasen, Sarkophage und Tafeln mit schönen Reliefen. Von der säulengetragenen Vorhalle aus blickt man auf den immer belebten Marktplatz, auf das Gewirre von Gassen und dunkeln Sträßchen, über Gärten, die sich in die Felsen drängen und auf den Felsen Winzerhäuser und Burgruinen.

Das war wohl ein hartes Stück Arbeit, diese verwinkelten Häuser gruppenweise, durch eingesprengte Treppen, Brückchen, Gänge, neben- und hinter- und übereinander in den harten Fels hineinzuzwängen, daß sie die ganze Breite der Schlucht und ihrer Seiten bis zum schwindelnden Gipfel hinauf ausfüllen. Wie sich das auf dem Nacken sitzt, auf die Köpfe und in die Kochtöpfe schaut. Hier heißt's gute Nachbarschaft halten, und einen Grenzstreit würde der beste Advokat Neapels nicht entwirren. Auf den Dächern der Häuser sitzen die üppigsten kleinen Gärten, und bis in die Küchen und in die Schlafgemächer herein strecken die Orangen- und Limonen-, die Johannisbrod- und Feigenbäume ihre mit edelsten Früchten gefüllten Hände, und schüttelt man diese, so fällt der köstlichste Nachtisch dem drei



BLICK AUF AMALFI VOM KAPUZINERGARTEN



BLICK AUF AMALFI VOM KAPUZINERGARTEN.

oder vier Stockwerke tiefer essenden Bewohner des andern Hauses in die Maccheronischüssel. Das ist ein Leben wie im Schlaraffenland! Aber nein, das Volk ist arm und häßlich, weil durch überschwere Arbeit in den Mühlen des Valle de' Molini und dürftige Kost ausgesaugt, und der Frohsinn der Sorrentiner Küste ist ihm fremd. Trotzdem ertönen auch hier als sanfte Tröster im Leiden die lieblichen Weisen des italischen Volksliedes, und wer je mit Amalfifischern gefahren ist, der erinnert sich immer noch mit Freuden ihres vierstimmigen Gesanges, wie er im Rudertact über die Wasser hinklingt.

'Ncoppa la montagnella (bis) 'Ddò' stanno li pastor, Nce steano tre sorelle (bis) E tutte e tre d'ammor.	Hoch oben auf dem Berge, Dort wo die Hirten gehn, Dort wohnen, voll von Liebe, Drei Schwestern, jung und schön.
Cecilia, la cchiù bella, Volette navegà'; Ppe vede', poveriella, Fortuna de trovà'.	Cecilia, die schönste Zu rudern ging zum Strand, Die Arme wollte sehen, Ob sie das Glücke fand.
„Bello pescatoriello, „Vene a pescà 'cchiù ccà	Du schöner junger Fischer, Zu fischen komm hieher ......

Und das muß wahr sein, die ganze herrliche Küste, vom Meere aus gesehen, ladet zum Singen ein. Sie ist das Entzückendste, was man in ganz Italien sehen kann. Wer aber statt der Leyer ein Schwert sein nennt, den ladet sie zu kühner Eroberung ein, der wirbt um die schöne Seebraut mit männlicher Kraft. Das ist der Sirenenzauber, vor dem die Gefährten Odysseus', um nicht für immer seinem Banne, der Heimath vergessend, zu verfallen, ihre Sinne verschließen mußten, dem die kühnen Mauren im Mittelalter verfielen, zu dem auch die reisigen Normannen wieder und wieder mit heißer Sehnsucht gezogen wurden.

Blicke hinauf zu jenem seewärtsstehenden hohen Felsen, der sich über dem keck in die Schluchten und auf die Vorsprünge gebauten lichtvollen Atrani thürmt. Gärten und sonderbar geformtes Mauerwerk, Thürme und Burgruinen liegen unter den Wolken — das ist Ravello, einst ein maurischer Adlerhorst, und maurisch sind die Reste von Gebäuden, die sich in den einsamen Gärten dort oben bergen: maurische Thürme, maurische Säulchen und Fensterbögen mit phantastischen Arabesken, deren dunkle Steine dicht umwachsen sind von den Rosen, die da oben so herrlich blühen. Aber auch eine vollkommene Alhambra, der wunderbare Palazzo Ruffoli, hat sich noch erhalten, und in ihren Räumen ist es so leicht, sich in jene romantische Zeit zurückzuträumen, wo die Poesie noch mit Schwert und Laute über die blühende Welt wandelte.

Diesen Traum träumt man weiter in immer wechselnden Bildern am Strande hin. Wie sie auftauchen, die reizenden Gedichte, hinter den kühnen Felsen hervor, voll Zauber und paradiesischer Ruhe: Minori, Majori. Vom weißen Strande aus steigen die kleinen blendendweißen Fischerhütten in die hängenden Gärten hinein, über den Gärten liegen lachende Häuser, zwischen diesen springen, sich einen lustigen Weg zu den Wellen bahnend, die schäumenden Gebirgsbäche, genährt von den Wolken, in die hinein sich ein altes Schloß thürmt. Fliegt das Auge über das Meer, so sieht es Capri's Felsenkrone auf den Wellen, die wunderlich geformten Klippen der Faraglioni, näher die Inseln der Sirenen, in der Ferne aber, wie vom Himmelsglanze getragen, die Küste von Pästum bis zum einsamen Cap Licosa, hinter dem sich das Meer in den Süden verliert.

Nach Majori Cetara. Sonnen- und schönheitsmüd ruht das Auge auf diesem wundervollen Fischerörtchen, und möchte ihm, wo alle die andern hinter den bergenden Felsen verschwunden sind, den Preis vor allen geben. Wenn ein Wunsch sich regt, so ist es der, aus der Welt zu verschwinden und in diesem märchenhaften Glücke unter den Reben der reichen Gärten versteckt, seine Tage nur in seligem Schauen auszuleben.

Doch weiter! Vietri, Salerno — und da hat uns das Leben, hat uns die Gegenwart wieder. In Salerno, mag es in seinen Mauern noch reiche schöne Reste jener Zeiten geben, mag seine Lage entzückend sein, in Salerno finden wir eine moderne Stadt, und kommt man von Amalfi, im Herzen einen Paradiesestraum, so beleidigt unser



SALERNO.

Herz das Geschrei des Tagesmarkts, und der Pfiff der Lokomotive, die uns wieder nach dem tollen Neapel tragen soll, Salerno hat nichts zu thun mehr mit dem Sange der Sirenen, dem wir längs dieser göttergesegneten Gestade in freudiger Vergessenheit lauschten.

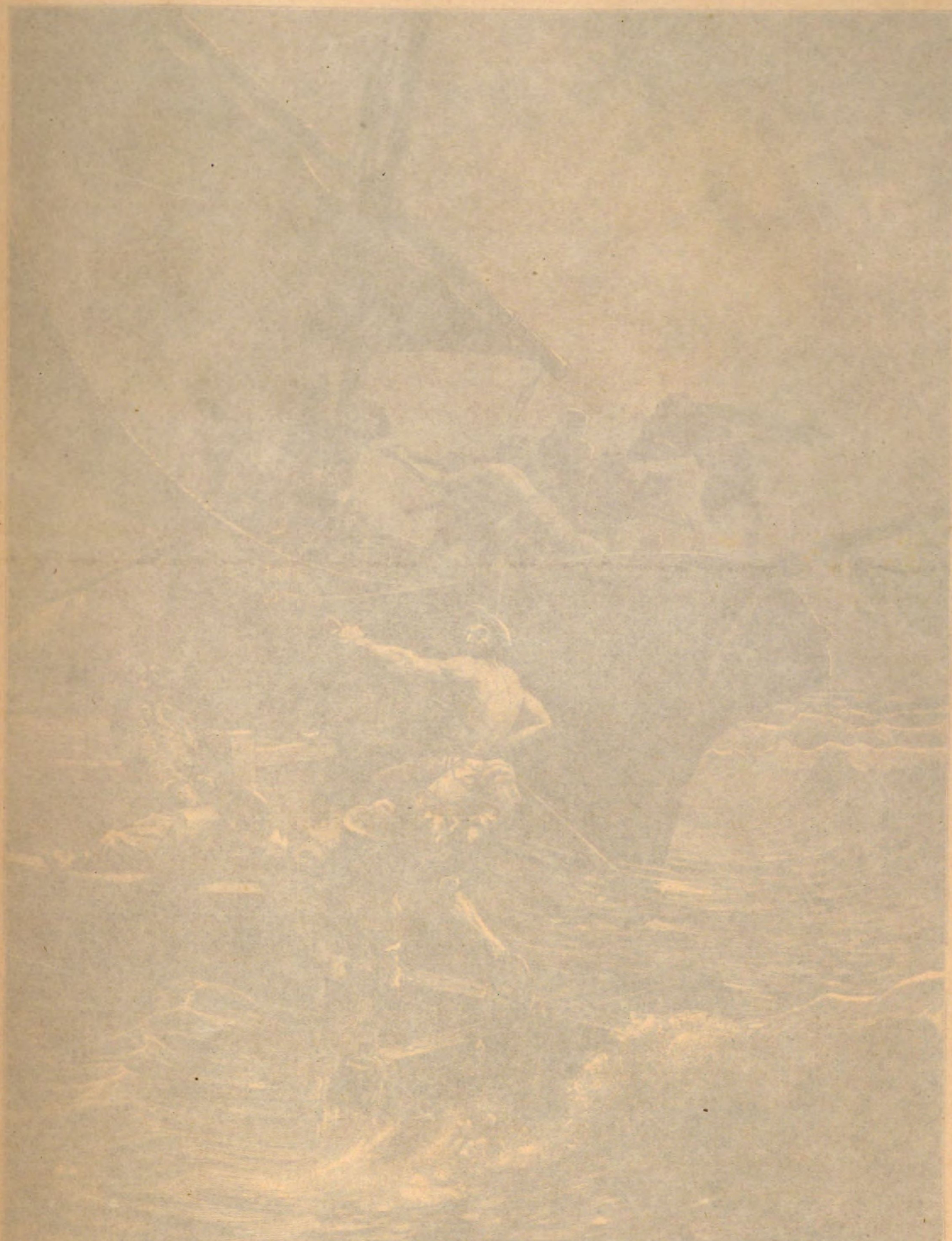
Die drei Schwesterinseln.

„Ohne dich, o Vesuv, und euch holdselige Inseln,
Dünkte Neapel auch nicht mir Neapel zu sein."

(Waiblinger.)

Nisita, Procida, Ischia, die Perlen des westlichen Meeres, wie alte schöne Sagen, wie Wonneträume heben sie sich aus den Fluthen! Wir sitzen der schönen Neapolis im Schoße, aber wir sind nicht zufrieden damit, wir sehnen uns und träumen uns in immer neue Fernen hinein. Und da sind es die verlockenden Inseln, die, in das Geheimniß des Meeres so wunderbar hineingewoben, in Duft und Stille schwimmen und so viel Schönes verheißen, da sie in ihrer weltverlorenen Einsamkeit das Glück zu bergen scheinen, was wir unter dem Schrei der Dampfpfeifen, dem Rasseln der Druckerpressen und all dem wilden Hasten und Treiben der modernen Völkerwanderungen, im Staub der ausgetrockneten Heerstraßen nur so schwer finden können. Wie schmerzentilgende Lotosblumen wachsen die Inseln aus den Wassern und wir fliegen hinüber, der köstlichen Speise zu genießen, mit dem Wunsche:

„Lotos pflückend zu bleiben und abzusagen der Heimath."



KORALLENFISCHER



[illegible] die Wellen [illegible], die uns wieder nach dem tollen Neapel tragen [illegible], dem wir längs dieser göttergesegneten Gestade [illegible].

Die drei Schwesterinseln.

„[illegible] Inseln,
[illegible] Neapel zu sein."

(Waiblinger.)

[illegible] Inseln [illegible] Meeres, wie alte schöne Sagen, wie Wonneträume [illegible] Neapolis im Schoße, aber wir sind nicht [illegible] in immer neue Fernen hinein. Und da sind es [illegible] des Meeres so wunderbar hineingewoben, in Duft und [illegible], da sie in ihrer weltverlorenen Einsamkeit das Glück zu bergen scheinen, [illegible] Schrei der Dampfschiffe, dem Rasseln der Druckerpressen und all dem wilden Hasten und Treiben [illegible] Völkerwanderungen, im [illegible] der ausgetrockneten Heerstraßen nur so schwer finden können. Wie [illegible] wachsen die [illegible] den Wassern und wir fliegen hinüber, der köstlichen Speise zu genießen, mit dem Wunsche:

„Lotos pflückend zu bleiben und abzusagen der Heimat."



KORALLENFISCHER.



AUF ISCHIA.

Selbst Kaiserseelen hegten dieses Sehnen. Wie liebte Augustus seine Capreae! Wie dürfen wir unser jungfräuliches Procida, diese „Isola incantata“, dies zauberhafte und bezaubernde Eiland, lieben. Wie eine süße Jungfrau verbirgt sie ihre Reize vor dem Wanderer der großen Straße, schließt sich ab von der Allwelt und liegt fast spröde und mit abgewandtem Gesichte im blauen Meere, nur ihren Freunden freundlich. Und dann Ischia! Herrliches Ischia!

Das Schifflein trägt uns an den Villengärten des Posilippo entlang, und wo dessen Felsen sich in's Meer senken, da gegenüber liegt die erste, die kleinste der drei Schwesterinseln, das keck aus dem Meere steigende Nisita. Waiblinger setzt ihr die erste Perlenkrone auf die Stirn und singt von ihr:

Gleich dem lieblichen Kind, von schalkhaft lächelnder Wange,
Das noch schüchtern sich nicht weit von der Mutter gewagt,
So enttauchst du der spielenden Fluth voll freundlicher Anmuth,
Drängest dem Mutterland kindisch verzagend dich an.

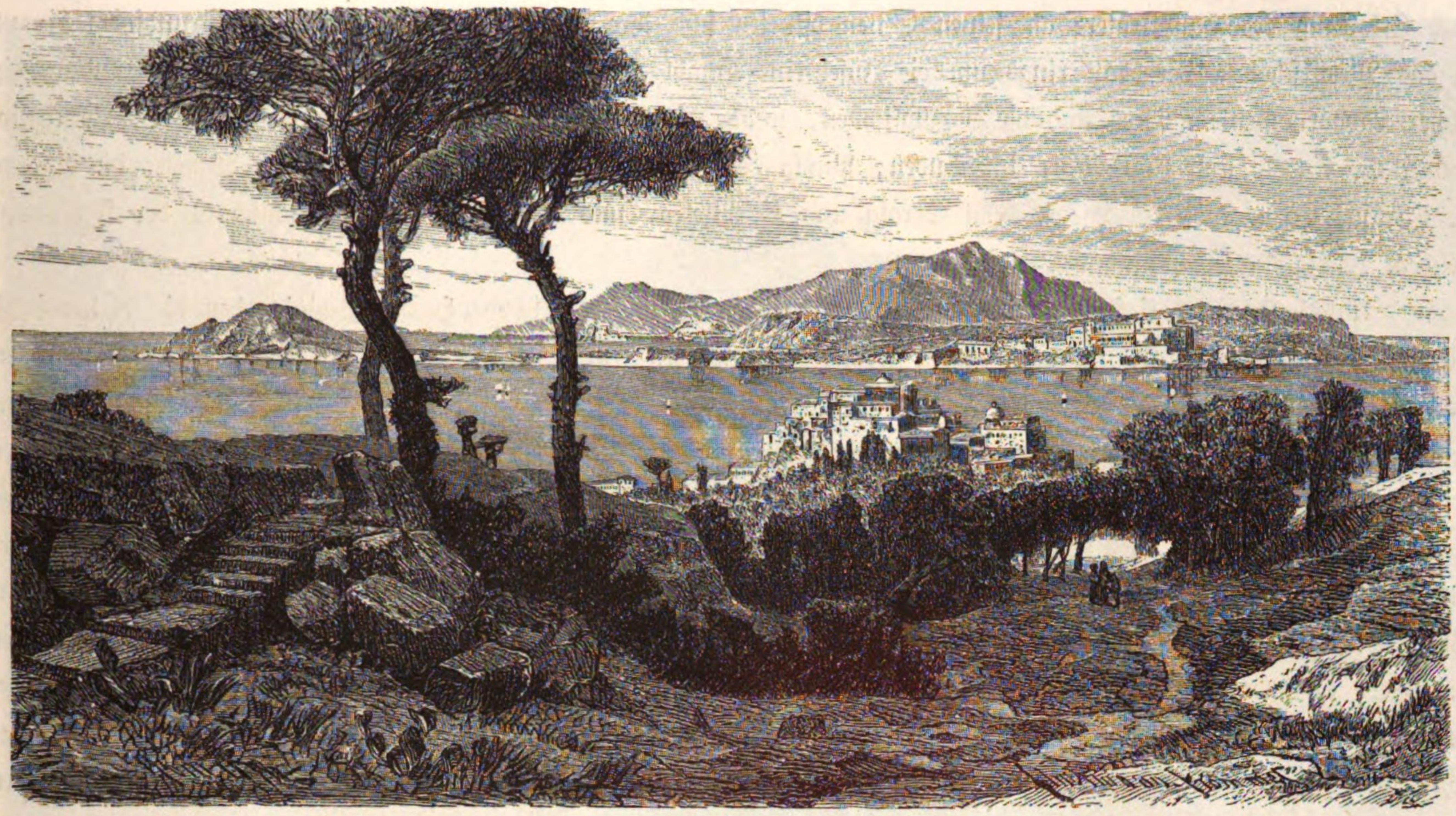
Aber dem Kinde ward ein schlechtes Loos, denn Krankheit und Verbrechen wohnen mit ihm. Nach der großen Pest von Messina baute Philipp IV. von Spanien 1624 am Molo der Insel ein Lazareth mit Quarantaineanstalt, und auf ihrer Stirn, wo einst in prächtigem Schlosse die Königin Johanna, und nach ihr die amalfitanischen Herzöge wohnten, thürmt sich jetzt das Bagno, von dessen Fenstern aus die Camorristen und Raubmörder aller Provinzen des Königreichs einer entzückenden Aussicht genießen. Im Alterthume wohnte hier der Luxus, und die Reste der Werke des Lucullus sind noch am Strande und unter dem Wasser deutlich nachzuweisen. In dieser Villa jenes römischen Großen kam zu wohnen Cicero, nachdem ihn die Drohungen der Cäsarianer nach dem Falle Julius Cäsars aus der Hauptstadt vertrieben hatten. Er fand hier den Brutus, der zuwartend nach der großen That hierhergeflohen war, und damals waren die Felsen Zeugen von großen Unterhandlungen.

Fährt man heute in der Stille des Sommermittags unter Nisita hin, so hört man das Klirren der Gefangenenfesseln und kein Wunsch regt sich, hier zu landen. Wir steuern zum Cap Misen, zum flachen Strande

von Miniscola, und winken uns die braunen procidanischen Fischer von der Insel herüber. Der ruhige schöne Tag hat das Meer zu goldener Fläche geglättet, wie Weinfluth in leuchtender Schale breitet es sich duftig zwischen den kreislinigen Küsten aus. Friede und Freude liegt dann auf dem Lande, über der Insel, die wie ein herzlicher Gruß zu frohem Genießen herüberlockt. Prochyta, wie es in griechischen Zeiten heißt, ist auch griechische Colonie gewesen. Die Hellenen wohnten hier, als sie die erste Kyme auf der größeren Aenaria gegründet hatten, und Orte, wo sie gewohnt, sind gleichsam veredelt und geweihet für alle Zeiten. Dem Volke Procida's, wie jenem Ischia's und Capri's, weist man griechische Abstammung nach, und wo einst die weichen jonischen Laute erklangen, ist auch ein weicher Laut in der Sprache erhalten geblieben. Das arme Volk Procida's und Ischia's spricht ganz anders, als das Neapels oder Pozzuoli's. Davon macht die Marine unsrer kleinen Insel vielleicht eine Ausnahme, hier verkehren die Küstenschiffer aller nahen Länder, und hier tönt laut der wellenbesiegende Schrei des Seemanns. Eigenthümliche, bogenhallige Häuser, und Häuser mit bizarren Saracenenkuppeln stehen an diesem Strand. Die Segel der Schiffe knattern im Winde vor den weitgeschwungenen Hallen, und der Donner der Brandung singt schon der Fischerfrau kleinen Säugling in Schlaf. So sucht sich das Volk hier sein Brod nur auf den Wellen. In dunkeln Schiffen ziehen die schönen Jünglinge hinaus in die fremden Meere, ziehen an Afrika's und Sardiniens Küste zum Korallenfang, kommen zurück, kaufen eine Scholle Landes und freien eine Inseltochter. Nie noch ist einem die Lust angekommen, ein Weib aus der Fremde mit heimzubringen. Aber die bunten, seidenen Tücher, die die Frauen und Mädchen an Festtagen tragen, sind Geschenke, die der Jüngling oder Mann von seinen Meerfahrten mit nach Hause bringt. Die Insel ist zu Zeiten fast nur von Frauen bewohnt, die den Garten bestellen und am Feierabende auf den Mauern oder den Dächern der oberen Insel stehen und hinausschauen auf das Meer, wo die Schiffe kommen und gehen. Oder sie sitzen schweigsam mit hochaufgerichtetem Nacken vor den Thüren, gleich der Tochter Ikarios' spinnend und den meerdurchirrenden Odysseus erwartend. Sie sind sanft und meist schön, und sanft sind auch ihre Sitten. Ihr Gang ist würdevoll. Wenn sie Waiblinger „beispielloser thierischer Zudringlichkeit und frecher Wildheit" beschuldigt, so ist dies einfach der Irrthum einer schlechten Laune. Ebenso, wenn er behauptet: „die Insel bietet an sich nichts Malerisches dar, als einige Aussichten, von denen die westliche auf Ischia die schönste ist." Wie entzückt doch waren noch immer die Maler, nicht über die Aussichten, sondern über die reizenden Motive, die sich auf allen Wegen und Stegen der Insel darbieten. Man steige von der Marine hinauf und verliere sich in dem reizenden Gewirr der Weingärten, die mit ihren Reben einen dichten grünen Ariadneschleier über die Jungfräuliche breiten: welch herrliche Vegetationsbilder ringsum und mitten darin die kleinen vielgestaltigen Wohnungen der Zufriedenheit und bacchischer Freude. Eine dicke Wolke von Wohlgeruch, den Blüthen ungezählter Agrumi entsteigend, schwebt im Lenz über den Gärten; im Sommer hängen die Bäume, wie selbst in Sorrento nicht, übervoll von goldenen Früchten, und im Herbst erfordert die reiche Fülle der Trauben alle Hände, den überaus köstlichen Procidawein zu keltern und in Fässer zu füllen. Dazu ist die Luft so rein, dazu rauscht die Brandung des Meeres so traumspendend — o, diese Insel ist ein kleines Paradies. Aber auch ein Blick von der Höhe des Castells aus auf die Dächer der obern und untern Städtchen ist überraschend. Da ragen einige Palmen und mehr bedarf es nicht, um uns beim Anblick der Häuser mit Kuppeldächern im Angesicht einer maurischen Stadt zu finden.

Zwar die Saracenen waren hier, aber als Piraten kamen sie und hausten, besonders zur Zeit der spanischen Vicekönige, gar verheerend auf der Insel. Besonders unter des wilden Barbarossa Führung. Sonst nennt uns die Geschichte der Insel noch einen Namen, der auch in unserer Hohenstaufengeschichte erklingt: Johannes von Procida. Er war Freund Friedrichs II., Freund Manfreds und hochbegünstigt durch Peter von Aragonien. Er ist der Urheber der sicilianischen Vesper, in welcher er das Blut Conradins, das er auf dem Markte Neapels vergießen sah, durch Ströme Franzosenblutes wegwaschen wollte. Er war Edelmann von Salerno und die Insel Procida war sein Besitz. —

Von den letzten Gärten aus blicken wir über das kleine wüste Eiland Guevara, eine Kraterwand des zwischen ihm und Procida liegenden, im Meere versunkenen Kraters, hinüber nach dem in seinem Epomeo pyramidalischgethürmten Ischia. Schwarzblau breiten sich die Gefilde dieser Insel über die Seiten dieses gewaltigen Berges aus, und gastlich blinken zahlreiche Ortschaften aus dem Dunkel der Baumgruppen, gastlich und lockend. So lebe wohl! schöne Procida, Knospe, weiter entfalte dich! Jetzt lockt uns die vollkommenere Nachbarin. Scheidend lesen wir in deinem Stammbuch:



POZZUOLI MIT CAP MISENO UND DEN INSELN PROCIDA UND ISCHIA.

„Dich vergleich' ich dem Reiz der jung aufblühenden Nymphe,
Der jungfräulich noch kaum Busen und Nacken erschwillt.
Auch nur halb entknospet, ergriffst du doch das Gemüth mir,
Lockte die Nachbarin mich, nicht die Vollkommenheit an."

Diese Nachbarin ist Ischia, und Ischia ist die Vollkommenheit. Die kleinen Züge der jugendlichen Schwester finden wir groß und herrlich ausgebildet wieder in ihrem Angesichte, in dem mächtigen Wuchse ihres Leibes, „der üppig gereift ist zu süßer Umarmung".

Freudeverheißend lacht die strahlende Insel über die Wellen und zieht das Schifflein wie an Zauberbanden ihren Ufern näher und näher. Diese sind gegürtet mit dunklem Lavaschmuck, über welche der Fluth weißschäumende Brandung rauscht. In dunkelbraunen Klippen steigt der Strand aus diesen Lavablöcken empor; nackt, oder nur mit zähen, meergewohnten Pflanzen bedeckt. Seinen Rand aber säumt, wie ein Goldband das Gewand der Jungfrau, der reichblühende Ginster. Hinter diesem steigt das Gelände sanft bergan bis zur Mitte des ragenden Epomeo, und ist in Beschlag genommen, bis in das letzte Winkelchen hinein, von der freundlichsten Vegetation. Ein Lustgarten ist das Land.

Liegt die Sonne auf der Insel, so unterscheidet man schon vom Meere aus deutlich die einzelnen Baumformen und Arten. Da ist es besonders der freundliche Oelbaum, der mit dem dunkeln Weinlaube und dem schwarzgrünen Gezweig, wie dieses mit dem lichtbraunen Tuffboden eine liebliche Farbenharmonie in tausend feinen Abstufungen der Schattirungen bildet. Nirgends auch erscheinen die menschlichen Wohnungen, die Winzerhäuser und Villen, so sauber und farbenrein, als auf dieser staubfreien Insel.

Die Insel ist heute der schöne Bezirk Flora's und Pomona's und Niemand denkt mehr daran, daß sie ein altes Meisterwerk Vulcans ist. Auf sein Geheiß, durch seine Macht erhob sie sich dereinst in der Vorzeit Tagen die Wellen theilend und wachsend höher und höher, mit dem glühenden Scheitel die Wohnungen der Götter berührend. Ein Vulcan ist der Grundstock dieser Insel, der Monte Epomeo, der in ihrem Centrum steht. In breiten Strömen ergossen sich aus seinem meilenbreiten Krater die feurigen Massen, schossen an seinem Fuße in die Fluthen hinein und baueten also die Inselbreiten. Durch ihren vulcanischen Baumeister erhielt die Insel ihren Grundriß, eine kreisrunde Form; andere, untergeordnete Kräfte fügten die zackigen Ornamente hinzu. Das waren die Lavaschlünde, die sich

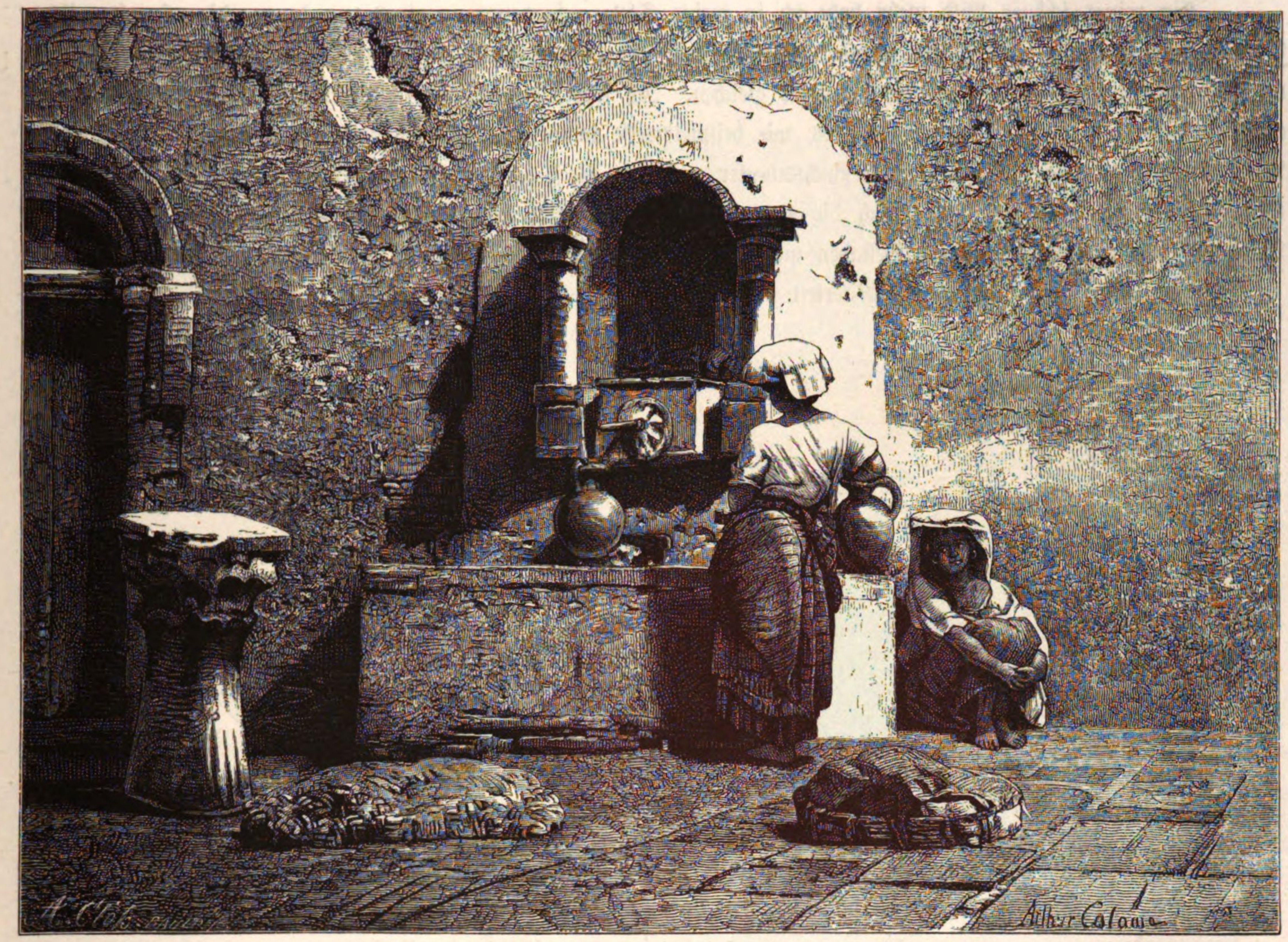
nach Erkaltung des Hauptkraters an seinen Seiten öffneten und ihre Massen über den Rand der Grundform hinaus in das Meer schoben, dergestalt rings um die Insel eine Anzahl von Cap's oder Punta's bildend. Neunundzwanzig solcher Lavaornamente gibt es und die vorzüglichsten, welche die Ischiaschiffer nennen, sind Punta di S. Pancrazio, Punta S. Angelo und Cap Negro im Süden; Punta dell' Imperatore und S. Francesco im Westen; im Norden P. Caruso, Cornacchio, del Lacco, della Scrofa und S. Pietro, und im Osten als hauptsächlichstes der Fels, auf welchem Ischia's alterthümliches Schloß thront.

Unterhalb dieses Castells landet man, nicht weit davon ist der reizende Hafen Ischia's, den die Natur selbst wie im Spiele bauete, als sie einen alten Krater versinken ließ und seine Höhlung mit der Meerfluth ausfüllte. Er ist kreisrund und liegt so still wie ein einsamer Gebirgssee, nie bewegt sich in ihm auch nur eine Welle. Die rosenblumigen Oleander umblühen ihn in südlicher Fülle, und weißleuchtende, freundliche Häuser und fruchttragende Gärten stehen dicht bis an das Wasser heran. Von hier geht man auf ebener Straße, zu welcher Vulcan das Material lieferte, immer am Meere hin nach dem Städtchen Ischia. Die Straße kreuzt aber ein breiter Lavastrom, der sich, nachdem der Berg fast siebzehnhundert Jahre geschwiegen hatte, im Jahre 1301 unter Carls II. von Anjou Regierung plötzlich und unerwartet aus einer Spalte unterhalb des Epomeo ergoß. Zahlreiche blühende Gärten lagen in seinem Wege, sie wurden verbrannt; die Villen der Vornehmen, die diesen durch das Castell gesicherten Theil der Insel den andern vorzogen, fielen der Vernichtung anheim. Erst bei Punta Molina stürzte der Verwüster in's Meer. Die Lava ist längst erkaltet, aber die sonst so mächtige Vegetation vermochte dieses Brandfeld noch nicht wieder zu erobern: die mißfarbige Lava starrt überall noch als wüstes Geröll. Noch heute aber nennt das Volk den obern Theil des Stromes Cremato, den untern Arso, beides Gluthbrand bedeutend. — Mehr als zwölf Kratererhöhungen zählt man auf der Insel, wie Kinder um den Ahnherrn lagern sie sich um den Epomeokrater her, und schreitet man an dessen Fuße hin, so wandelt man nur zwischen braunem Lavageröll; und Lavablöcke bilden das Material zum Bau der Mauern um die zahlreichen Weingärten, deren Reben das bienenfleißige Volk in die durch die Jahrhunderte verwitterte Oberfläche allüberall gesenkt hat.



AM BRUNNEN.

Zwischen diesen Gärten hin windet sich der Weg zum Gipfel der Bergpyramide. Man reitet unter Kastanien- und Feigenbäumen und erblickt zwischen den Zweigen, immer mehr in der Tiefe zurückbleibend, das Meer, tiefblau wie der Himmel; dann leicht verschleiert die seligen Küsten Sorrento's, das märchenhaft dämmernde Capri, und zu



HOF AUF ISCHIA.

Füßen das freundliche flache Schwesterinselchen in der Form eines Fragezeichens, nach einer Frage der Liebe. Neapel erscheint im grauen Dampf, S. Elmo, das Schloß, und das Camaldolikloster im hellen Sonnenschein.

Erreicht man das Dorf Moropano, so öffnet sich dem Auge das weite unbegrenzte Meer, hinter dessen Höhe Sicilien liegt, zu dem des Wanderers Grüße auf Mövenflügeln hinüberfliegen. Zahlreiche Segel gleiten über die schweigende Fläche und auch hier oben unterbricht die Stille nur der Gesang der sonnenfreudigen Cicade.

Dann aber durchschneidet der schmale Weg das Geklüft der äußersten Felsen des Berges. Eine Wüstenei ist das Land hier und nur wenige dürre Kräuter erinnern an einen kurzen Frühling. Die Landschaft ist gelb und blendet das Auge, und erschreckt fast die Seele durch ihren wilden Trotz, der wie im Tode erstarrt steht. Hier, zweitausend Fuß über dem Meere, liegt das höchste Dorf der Insel, und über dem Dorfe, noch fünfhundert Fuß höher, endet der Berg in einer jähen, scharfkantigen Spitze, in deren Tuff ein Kirchlein und die Wohnung eines sonnenverbrannten Einsiedlers gesprengt ist. Von hier aus blickt man wie ein Adler über den Garten der Insel hin, und sieht die Nester der Menschen in Gruppen und einzeln aus dem dunkeln Grün lauschen. Dann aber schaut man über das Meer und — zu viel des Großen, des Herrlichen, mehr als zwei Menschenaugen erfassen, als sich in diesem engen Menschenherzen bergen läßt!

Eine Blendung geht von dieser Landschaft aus. Der Wanderer fühlt sie auf's Neue, er legt lieber die Feder weg, um nicht durch kalte Worte und nichtssagende Namen zu freveln an dem allgewaltigen Bilde, das erschaut werden muß, aber nimmer geschildert werden kann.

Die Worte eines Briefes, von der Spitze des Berges aus an einen Freund geschrieben, mögen die Schilderung Ischia's schließen, da ich auch heute nichts Besseres zu sagen wüßte:

Ein reines schönes Bild mehr habe ich in meine Seele aufgenommen, eines von denen, die wie olympischer Sonnenschein für ewig über unsrer Erinnerung schweben, die, um christlich zu sprechen, einem Blicke in das von unsrer unschuldigen Jugend geträumte Paradies gleichen. Ich weiß, daß ich nicht zu viel sage. Ich, der ich Italien allseitig kenne, bin mir wohl bewußt, daß es, wie beispielsweise in meinem geliebten Latium und Syracus, großartigere Landschaften gibt, die als erhabene Geschichtstheater auf den Geist wirken; ewig aber fühlt sich unsre Seele zur Odyssee hingezogen und hier breitet sich die wogendurchrauschte Bühne dieses lieblichsten aller Märchen aus, und die Luft der Sage umweht von diesen Gestaden mit den süßen ahnungsvollen Schauern der Kindheit die lauschende Seele.

Hier athmet man nichts als Heiterkeit und Glück.

Die Insel Tibers.

„Siehe! es ragt nicht fern von Neapel des sonnigen Eilands
Schöner dädalischer Fels. Dort träumt in saphirenen Grotten
Amor gern, und belauscht Brautkammern der Meeressirenen,
Wo leis kichernd die Fluth im Phosphor wallet, und heimlich
Webt die narkotische Luft ein azurnes verliebtes Gedämmer."

(Gregorovius, Euph.)

Wie eine silberglänzende Perle in den Becher der Luft geworfen, liegt das capräische Eiland in dem Golfe Neapels, weithin leuchtend, weithin lockend. Sirenen sangen einst auf seinen Klippen sinnbethörende Weisen dem südwärtssegelnden Odysseus, und verlockten die griechischen Schiffer.

Dann kamen sie, eine neue Heimath suchend, von den fernen Küsten Leukadia's, die ruderliebenden Männer der schönen Taphos. Sie führten mit sich die köstliche Rebe des weinspendenden Landes, die hellenischen Götter, die klangreiche Sprache. Bei der sandigen, offenen Stelle der nördlichen Inselseite ließen sie die Flügel ihrer Phaselen sinken und trieben die Fahrzeuge auf den Strand.

So wurde Capreae ein griechisches Eiland.

Die Männer aber senkten die Rebe und des Oelbaums Sproß in die Spalten seiner Felsen und bauten alsbald zwei meerthronende Städtlein auf der Höhe; Capri die eine, die andere Anacapri. Dort saßen sie nun und schauten hinüber nach der leuchtenden Mutterstadt am Golfe da drüben, der schönaufblühenden Neapolis. Bald auch wurden sie dieser verbunden durch die Bande gemeinschaftlicher Sitten und Gesetze und führten ein friedliches Dasein Jahrhunderte lang.

Da geschah es, daß der das Griechenthum liebende Augustus, des Lebens müd und der tosenden Hauptstadt, den Frieden der Welteinsamkeit suchend im südlichen Meere, den Fuß setzte auf diese felsigen Gestade. Alsbald aber wird ihm die jubelnde Kunde, daß eine altersdürre Eiche bei seiner Landung plötzlich neue Sprossen getrieben habe. Das war eine glückkündende Botschaft, und mehr noch, sie wird ihm aus dem Munde Eines mit Namen Eutychus, das ist verdolmetschet Glückskind. Aus der Höhe aber flog ihm eine Schar Tauben entgegen, der Venus heilig, der Stammmutter Julischen Geschlechtes. Dadurch gewann er das Eiland in der ersten Stunde lieb, und er tauschte es ein, indem er der Stadt Neapolis dafür die reiche große Aenaria überließ.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] capräische Eiland in dem [illegible] auf seinen Klippen sinn- [illegible] griechischen Schiffer.

[illegible] freien Küsten Leukadia's, die [illegible] die köstliche Rebe des wein- [illegible] Bei der sandigen, offenen [illegible] und trieben die Fahrzeuge auf [illegible]

[illegible]

[illegible] Spalten seiner Felsen und bauten [illegible] Anacapri. Dort saßen sie nun und [illegible] der schönaufblühenden Neapolis. Bald auch [illegible] und führten ein friedliches Dasein [illegible]

[illegible] des Lebens müd und der tosenden Hauptstadt, [illegible] auf diese felsigen Gestade. Alsbald aber [illegible] neue Sprossen getrieben habe. [illegible] Eines mit Namen Eutychus, [illegible] entgegen, der Venus heilig, der [illegible] das Eiland in der ersten Stunde lieb, und er tauschte es [illegible] überließ.



CAPRI VOM HOTEL PAGANO AUS.

So wurde Capreae römischer Kaiser Eigenthum.

Augustus aber, der nicht prachtvoller Paläste marmornen Zwang achtete, bauete sich auf seiner Friedensinsel einfache Landhäuser, und sie schmückte er nicht mit prunkenden Statuen und kostbaren Gemälden, sondern mit Blumen und schattenspendenden Baumpflanzungen, mit Weingängen und Spazierwegen. Eine Privatfreude waren ihm die Sammlungen von Alterthümern und Raritäten, die er hier durch eine solche von Riesenknochen gigantischer Land- und Seeungeheuer vermehrte. Einfach war auch seine Lebensweise. Die Ruhepolster, die Tische, die Betten, seine Mittagstische glichen denen eines wohlhabenden Landmanns. Seine Hauskleider waren von den Frauen seines Hauses gewebt und genäht.

Im Sommer schlief er bei offener Thür, oft auch im grünumrankten Peristyl beim Rauschen des Springbrunnens — reine Luft und Ruhe war Alles, was er in späten Tagen begehrte, und wo wäre Beides schöner zu finden gewesen, als auf der weltverlorenen Insel?

Schaute er dann von der Terrasse seines Hauses über das Meer hin, von Aenaria's ragendem Gipfel bis Paestum und bis zum Cap Licosa — welche herrliche Welt öffnete sich seinem Träumen. Wie heiß, wie üppig brandeten die Wellen des Lebens an jenen völkerwimmelnden Gestaden. Da liegt die zierliche Prochyta, ihr gegenüber das stolze Promontorium Misenum, der Portus Misenus, in welchem die meerbeherrschende römische Flotte vor Anker lag. Mit Lustschiffen in buntem Gewühl gefüllt der wollustathmende Sinus Bajanus, mit hochgethürmten Marmorschlössern der Strand der üppigen Venusstadt Bajae. Dahinter dehnten sich die sagenreichen Campi Phlegräi, begrenzt von dem weinbewachsenen Mons Gaurus, an dessen Fuß die reiche Kaufherrenstadt Dicaearchia oder Puteoli ruhete, vor ihr auf den Wogen das Inselchen Nesis. Dann die Villenstadt Palaeopolis, dort wo der Pausilypus in's Meer fällt, und weiterhin, Palast an Palast Neapolis. Unter dem Schutze des Vesuvius, der bis zu seiner Kraterspitze von Weinreben und Fruchtbäumen erklettert war, die Städte Resina, Herculaneum, Oplontiae, Pompei, Stabiae und wie sie alle heißen mögen, bis zu dem prächtigen Surrentum, bis zu dem Cap der Minerva und dem Tempel der Minerva, dessen marmorne Säulenhallen noch in vollem Glanze aufrecht standen, wo die städteschirmende Pallas Athene noch freudige Opfer empfing. —

So lebte der alternde Kaiser noch oft Tage des Glückes auf seinem Eiland, und es war ihm vergönnt, auch die letzten seines Lebens in ungestörter Heiterkeit hier zu verbringen. Er kam von Rom. Als er dem Hafen Puteoli's vorbeisegelte, erkannten ihn griechische Schiffer und Reisende von Alexandrien, und feierten in freudigen Opferfesten den Schützer der Künste und des Handels in griechisch-schöner Weise. Das leuchtete noch wie ein Sonnenblick in die letzten Stunden seines Abends hinein, und er ging nach Capri, um auch dort die frohen Feste mit gymnastischen Spielen der Epheben, mit rosenbekränzten Gastmählern, zu denen die Bewohner seiner Insel geladen waren, mit Liedern und lustigen Scherzen jeder Art fortzusetzen. Hell noch einmal flackerte sein Geist auf, so daß er selbst griechische Verse sprach. Viermal sah er so die Sonne hinter dem Vesuv heraufsteigen, dann ging er, schon von der Hand des Todes geführt, nach dem Festlande hinüber. In Nola aber schlug ihm die schwarze Stunde. — —

Zwölf Jahre vergehen. Es ist im Jahre 26, da landet ein finsterer Mann, ein mit der Welt und allen Göttern grollender, umnachteter Geist auf Capri.

„Siehst du den spiegelglatten Felsen?"
— Ja. —
„Und jenseits steht Sorrent wie eine Mauer."
— Und zwischen beiden wälzet sich die See. —
„Wer da hinunter stürzt, wird schwerlich nach
Surrentum schwimmen." (Lauch, Tiberius.)

Tiberius ist es, der sich mit seinem Sterndeuter Thrasyllus auf der Opferstätte seiner Lüste, auf der Jupiter-Villa also unterhält. Wie eine Spinne war er gekommen und hatte ein marmornes Netz von glänzenden Lustbauten über die zwölf Spitzen der Insel gesponnen. Wie eine Spinne saß er in diesem Netze, dessen Fühlfäden bis Rom und in alle Gränzen der Erde liefen, und regierte von hier aus Rom und die Welt. Aber nichts beobachtete er mehr, als das Zucken der Opfer, nichts auch machte ihm mehr Freude. Der Friede war von der Insel gewichen,



GARTENQUELLE AUF CAPRI.

und die finstere Leidenschaft verschloß sich in goldenen Prunkgemächern. Die Wolke des Fluches lastete schwer auf diesen Klippen, und wenn es aus ihr blitzte, dann gab es ein Sterben irgendwo im Reich. — Dieser Blitz von Capri traf zuletzt den allmächtigen Sejan.

So gingen elf Jahre dahin. Das Hirn des Kaisers war vermodert in Nacht und Wahnsinn. Das Wesen Mensch war ihm ein Ekel. Er saß im Garten seiner Jupitervilla und fütterte in greisenhaftem Aberglauben seine



ALTE SCALINATA AUF CAPRI.

Lieblingsschlange. Dann ruft er den Fluch der Götter auf sein Haupt, das ist in dem Briefe an seinen Senat: „Mögen alle Götter und Göttinnen mich noch elender hinsterben lassen, als ich mich jetzt schon täglich hinsterben fühle, wenn ich" — Und der Fluch erfüllt sich, und er erhält, wie einst Augustus Zeichen des Friedens, die des Verderbens. Der herrliche Leuchtthurm ob seiner Villa, gepriesen als der Sieger des Mondes, stürzt ohne Grund in sich selbst zusammen. Seine Lieblingsschlange findet der wahnsinnige Einsiedler todt auf seinem Spazierwege, von wimmelnden Ameisen schwarz bedeckt.

Dann geht er, vom düstern Verhängniß geführt, nach dem Festlande, und am Cap Misen wird er zu den Schatten hinabgestoßen.

Mit Tiberius zog aber auch die Geschichte von der Insel fort, nachdem sie in ihren Annalen verzeichnet: Sed tum Tiberius duodecim villarum nominibus et molibus insiderat. Das erzählt Tacitus und wir stehen

heute auf den Trümmern der zwölf Villen, von denen die Sage geht, daß sie den zwölf oberen Gottheiten geweihet waren. Niemand weiß sie mit Bestimmtheit zu nennen, aber der Name Tiber's klingt noch wie eines bösen Geistes Name durch das Singen und Sagen des capriotischen Volkes. Achtzehn Jahrhunderte waren nicht genügend, die Erinnerung an den finstersten Cäsar zu tilgen.

So hatten die Sirenen und die Kaiser die Insel verlassen, und ihr kleines Völkchen griechischen Stammes blieb wieder sich selbst überlassen. Friedlich siedelte es wieder auf seiner Scholle und hat aus dem goldenen Alterthum nichts gerettet als seine Grazie, die Zierlichkeit der Frauen, den feurigen leukadischen Wein und die freudeweckende Tarantella. Die Tarantella, ein Erbe aus der Sirenenzeit. So will es des Volkes Tradition. Denn als die Sirenen vergebens den Odysseus mit Gesang gelockt hatten, baten sie, für ferner an ihrer Macht verzweifelnd, die Grazien um ein neues Geschenk, den Schiffer zu bethören. Diese lehrten sie die graziöse Tarantella. Die Tarantella, wie jeder Tanz, war aber nicht für die Leiber der Meerfrauen angethan. Sie verzweifelten und gaben sich den Tod. Die Töchter der strandanwohnenden Fischer aber hatten das Spiel erlauscht und übten es weiter unter den Reben ihrer Gärten. Alle Küstenanwohner lernten den Tanz, aber der Hauptort ist der Sirenen Eiland, ist Capri geblieben. Bei den schlanken Töchtern Capri's wohnt noch heute die Grazie.

Das erfuhr einst ein Maler. Er ging und plauderte es den andern aus.

Und so wurde Capri die berühmte Malerinsel, der schöne Besitz farbenfroher Schüler und Meister. Und das ist sie bis auf unsere Tage geblieben. Aber auch Dichter kommen, und Tausende dann, die den Preis der Insel so oft gelesen haben, und Neugierige, die in der blauen Grotte ein Wunder schauen wollen. Zahlreich sind die Böte und Barken, die Schiffchen und Dampfschiffe, die im Winter und Frühlinge von Neapel und dem nahen Sorrento herüberschwimmen, um den fremden Mann und die nordische Frau für kurze Tage an die Hôtels, der Insel abzuliefern. Denn wie zu Tibers Zeit zwölf Göttervillen, so stehen heute zwölf Wirthshäuser an den verschiedenen Punkten, und an Stelle der Sirenen empfängt den meerdurchirrenden Mann der befrackten Kellner lockende Schar.

Im Hochsommer aber ist der Maler Herr der Insel, und er thut gut daran. Monate und Monate sitzt er hier, und kommt doch nächstes Jahr wieder. Und so viele ihrer auch kamen, sie sind doch noch nicht fertig geworden, zu zeichnen der meerhangenden Klippen und aufsteigenden Felsenschroffen wundervolle Linien, zu malen das millionenfache Farbenspiel der südlichen Sonne in den Falten der Hänge und Höhen, in den stillen Gärten, die auf's Meer schauen, wie auf den Fluthen selbst, die im reichen Wechsel von der dämmernden Frühe bis zum goldenen Abend um die Gestade spielen und wogend zurückgleiten in den purpurnen Horizont hinein.

Wahrlich, das schönste auf Capri ist nicht die blaue Grotte, so groß ihr Ruf auch immer sei. Wegen der blauen Grotte braucht Niemand das Eiland zu besuchen. Das Schönste hier verbirgt sich nicht in Höhlen und Grotten, es liegt offen und freudig unter der Sonne da, jetzt blendend in staunender Größe, dann unschuldig lächelnd in Lieblichkeit — aber immer neu.

Wer je auch nur einen heitern Mai- oder Augusttag auf der Insel verlebte, wird die Erinnerung daran nie wieder los werden. Wie Sirenenlockung klingt es in seiner Seele weiter und des Rücklauschens goldige Freude wandelt sich ihm alsbald zu mächtiger Wehmuth bannendem Zauber. —

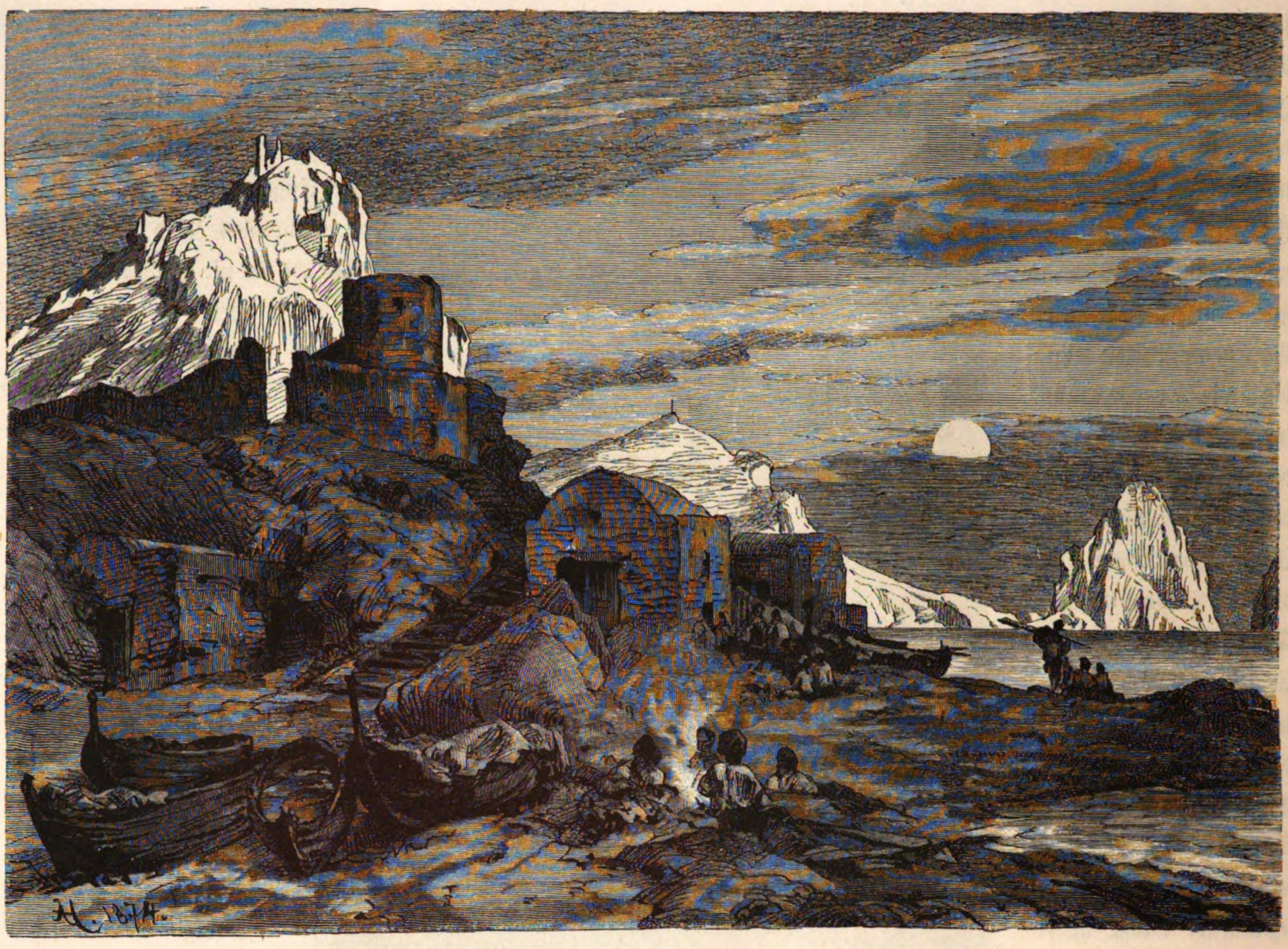
Ein heiteres Völkchen, meistens Frauen und Mädchen, das sich in einfachen Fischerhäusern an dem schmalen Strande der großen Marine angesiedelt, empfängt den Reisenden mit kindlicher Neugier bei seiner Landung. Viele Schönheiten wird er darunter nicht entdecken, denn die verstecken sich oben im Städtchen Capri oder hoch oben in Anacapri unter dem Rebdache der Weingärten. Nach Capri zunächst führt ein schmaler, aus allerlei Geröll gefügter beschwerlicher Weg. Ihn steigen herab, ihn erklettern, wie viele Male des Tages, die Gazellen der Insel, Elephantenlasten auf den zierlichen Köpfen tragend: große Wasserkrüge, Weinfässer, Fruchtbündel, Steine, Bretter und anderes Baumaterial. Hier kann man die ersten Studien machen, die zunächst mit Bewunderung anfangen darüber, daß diese schlanken Hüften, diese graziösen Gestalten solcher Kraftleistungen überhaupt fähig sind. Sie schreiten vor dem mühsam Nachkletternden daher so leicht, so elastisch, sie plaudern scherzend und lachend, als ob sie Amor's Rosenkörbchen zu tragen hätten. Aber seinen Pfeil tragen sie quer durch den griechisch-geschlungenen Knoten ihrer schwarzen Haare gesteckt, seine Rosen tragen sie in heller Gluth auf den braunen Wangen, und lustige Amoretten blitzen aus den

schwarzen Augen keck in die Welt hinein. Edel zumeist ist der Schnitt ihres Gesichtes, griechisch die Nase, und bei besonders reinen Zügen mag es hin und wieder gelingen, noch deutliche Spuren des griechischen Ursprungs aufzufinden. Ihre Zähne aber scheinen sie wie die Perlen ihrer festtäglichen Halsgeschmeide geradenweges den Meeresprunkgemächern der Anadyomene geraubt zu haben. Du bist kein Fremder unter ihnen, und wenn du vom fremdesten Norden kämest, du bist ein lieber, heimgekehrter Sohn und Bruder. Du wirst der Familie eingereiht, du bekommst die kleinen Leiden zu hören und die großen Freuden zu kosten, wenn du verstehst, ein freundliches Kind zu sein, es wieder einmal zu werden. Dann führt dich der Vater, dem die Gutmüthigkeit das Gesicht in nie wechselnde Falten gelegt, in seinen kleinen Garten am Berge; zeigt dir, wie der Oelbaum in Früchten steht, wie der Weinstock von Trauben schwer und der Johannisbrodbaum voll dunkler Schoten hängt. Die Mutter führt dich zu ihrer Kammer, an deren Wänden, in Körben, auf Tischen und Bänken der grausilberne Seidenwurm sein Wesen treibt, dessen schwellende Größe auch deine Freude erwecken soll. Die strahlende Tochter geleitet den gern bewundernden fremden Mann zu ihrem kleinen Rosmaringärtlein, duftende Zweige und eine Rosenknospe zu zierlichem Sträußlein für dein Knopfloch fügend. Oder sie setzt sich und webt und du sagst der unverheiratheten Penelope scherzende Worte über ihr Herz und ihre Kunst. Unter des Hauses Vorhalle, welche der Weinstock mit seinem Netze bildet, stellt dir der kleine Sohn den schlichten Strohstuhl, und auf grünem Blätterteller bringt dir die knospende Schwester die goldene Feige, die bräunliche Capritraube. Und du genießest, o so gern; du bist ganz daheim. Du kommst wieder, freudig erwartet und gern gesehen. Dann kommen, wenn der Tag kühl ward, und die schwirrenden Scharen sonnenfroher Cicaden sich zur Ruhe in die Spalten der alten zerklüfteten Oelbäume gesetzt haben, die Gazellen, der letzten Last entledigt, zierlich aus dem Gebüsch, durch die breitblättrigen Cactushecken herbeigeschlüpft, gelockt von dem rauschenden Getön des Tamburino — und die uralte Tarantella hebt an, auf kleinstem Lokal ein großes schönes Märchen! Oder ein kleines Drama.



ARCO NATURALE.

Dolci ire, dolci sdegni e dolci paci — die Eifersucht, die Liebe, die Trauer — alle Leidenschaften des in Liebe gefesselten Herzens werden gelöst. Und sie ermüden nicht, diese Leidenschaften. Diese zwei Leiber tanzen wie zwei Herzen, die sich viel Liebes zu sagen, viel Leides zu klagen haben, die sich fliehen, sich umarmen, sich knieend versöhnen, die in Wonne vergehen möchten. Es scheint der Altar der Venus zwischen ihnen zu stehen, eine mächtige Flamme geht von ihm aus, und die zwei darum flatternden Schmetterlinge möchten sich von der göttlichen Gluth verzehren lassen. Großmutter schlägt mit den dürren braunen Händen immer toller das sausende Becken, das erglühende Mädchen schmettert von den Stufen der Halle ihr Tarantellalied immer bacchantischer in den Abend hinein, es schwirrt die Guitarre, die Kastagnetten klappern — die vom Felde heimkehrenden Esel erheben lautes Getön, vom felsigen



KLEINE MARINE AUF CAPRI.

Pfade schallt es, das Echo weckend, tief zu den Klippen hinab — — das ganze griechische Alterthum ist wieder lebendig geworden, und die idyllische Freude verschwundener Völkerjugend sprüht wieder für kurze Stunden helle Funken durch unsern Geist.

Ein anderer ist der schöne Tanzreihen, der von vier oder acht Paaren ausgeführt wird, er heißt il trescone, Ringeltanz, und ist nur auf dieser Insel bekannt. Die Griechen nannten ihn Ormos. —

Wenn das Auge müde geworden von dem ewig verlockenden Blicke auf die stille Meereswelt in Nähe und Ferne des Eilandes, wenn auch der Fuß ermüdete von den rauhen Klippenwegen, auf denen oft nur die kräuternaschende Ziege zu stehen vermag, lenkt er so gern wieder zu dieser einfachen Dächer Frieden zurück, und das Herz vergißt so ganz, daß es da draußen noch eine Welt gibt mit stäubenden Heerstraßen und geängstigtem Menschengeschlechte. Ueber diese Insel hinaus fliegt kein Sehnsuchtsgedanke, die haben alle längst ihre Nester gefunden, oder sie gebaut an sonnigen Lieblingsplätzen, deren man hier eine Menge treffen mag. Sonderbar nur ist es, daß diese Lieblingsplätze alle sammt und sonders mit den einstigen Villen des römischen Wahnsinnigen zusammenfallen. Denn diese Lieblingsplätze des auf Capri heimisch Gewordenen sind Damecuta, Monticello, Timberino, Capodimonte, Palazzo a mare, Ajano, Castiglione, S. Michele, Unghia Marina, Tuoro grande und, von allen der schönste wohl, die Klippe, auf welcher heute das arme Kirchlein S. Maria del Soccorso steht, auf der Stelle von Tibers Jupitervilla.

Sie liegt gegen Osten, dem großartigen Cap der Minerva gegenüber; und blickt man über die mit Myrthen, Disteln und Rosmarin bewachsenen Kalkfelsen, so mag man tausend Fuß hinab mit schwindelnden Augen geradenwegs in's Meer schauen, über welches die Felsen in schauriger Steile aufragen. Hier sieht man, wie die Wogen in großen Zügen von dem offenen Meere her in den Golf drängen, wie sie schäumend hinaufspringen an den gethürmten Mauern des jenseitigen Caps, und näher tosend das capräische Eiland umringen in ewig unwandelbarem Spiel und Kampf.



GROSSE MARINE AUF CAPRI. ANKUNFT EINES MARKTSCHIFFES.



[illegible]

[illegible] — das ganze griechische Alterthum ist wieder [illegible] sprüht wieder für kurze Stunden helle Funken [illegible]

[illegible] Paaren ausgeführt wird, er heißt il tresoöne, [illegible] ihn Demos. —

[illegible] Blicke auf die stille Meereswelt in Nähe [illegible] Klippenwegen, auf denen oft nur die [illegible] dieser einfachen Dächer Frieden zurück, und [illegible] mit stäubenden Heerstraßen und geängstigtem [illegible], die haben alle längst ihre Nester ge[illegible] eine Menge treffen mag. Sonderbar nur [illegible] den einstigen Villen des römischen Wahnsinnigen [illegible] sind Damecuta, Monticello, Tim[illegible] S. Michele, Unghia Marina, Tuoro grande und, von [illegible] Kirchlein S. Maria del Soccorso steht, auf der Stelle [illegible]

[illegible] Minerva gegenüber; [illegible] blickt man über die mit Myrthen, [illegible] tausend Fuß [illegible] schwindelnden Augen geradenwegs [illegible] Stelle aufragen. [illegible] man, wie die Wogen in großen [illegible] Meere her in den Golf [illegible], wie sie schäumend [illegible] an den gethürmten Mauern [illegible] und näher tosend das [illegible] Eiland umringen in [illegible] wandelbarem Spiel und Kampf.



GROSSE MARINE AUF CAPRI. ANKUNFT EINES MARKTSCHIFFES.



TIBERFELSEN MIT JUPITERVILLA AUF CAPRI.

Wie sturmfröhliche Möven, die in dem Geklüft der Klippen nisten, eilen weißbeschwingte Schiffe dem Hafen Neapels oder Castellamare's zu, oder ziehen weiter nach Calabrien hinunter. Auch Dampfschiffe durchschneiden die Fluth, und schleppen meilenlange schwarze Schleier über das blaue Meer; sie kommen von Afrika, von Sicilien oder der französischen Küste. Die Reisenden blicken neugierig nach dem Felsen Tibers herüber, die Schiffer voll Scheu, denn sie wissen, daß derselbe bei Sturm schon manchem Fahrzeug verderblich ward.

Heller Sonnenglanz breitet sich über die Landschaft; und des Vesuvs und der fernen Apenninen schöne Linie stehen scharf und klar auf dem himmelblauen Hintergrunde. Nur über der sumpfigen Küste von Pästum lagert der Nebelschleier des Sommermittags. Es tönt der Cicaden schriller Gesang von Baum und Strauch, Eidechsen huschen züngelnd an dem altersgrauen Gemäuer herum, und an den lichtrothen Nelken, die seewärts an den Rändern blühen, hängen blaue Schmetterlinge. Nur manchmal flattert ein ferner Gesangeston aus den Weingärten der jenseitigen Berge herüber, sonst ahnt man kaum das Dasein der Menschen. Tiefe Stille. Die Blätter der Oelbäume starren wie erstaunt, und zitternde Luft tanzt über die Spitzen der braunen Kräuter hin.

Da dunkelt es wie Nacht hinter dem Vesuv herauf — und Nacht dringt in das Blau des Himmels hinein und wirft dunkle Schatten über die See. Ein Blitz, ein kurzer Donner. Ein jäher Windstoß auf den Wellen — ein Windstoß stürmt die Felsen herauf und regt mit lautem Rauschen die Wipfel der Bäume. Das Lied der Cicaden verstummt, mit gellendem Schrei schwingt sich die Möve aus dem Geklüft über die überall aufspringenden Schaumwogen. Neuer Donner, dem jetzt die Berge und Felsen im Echo dröhnende Antwort geben. Die schwarze Nachtwolke vermischt ihren regennassen Saum mit den Wassern der See, und lange, flammende Blitze scheinen den Grund der Tiefe zu spalten. Und mitten in dem Tosen der Elemente die kleinen geängstigten Menschenschifflein, die Segel schief bis in den Wellenschaum hineinhängend, dem sichern Lande zutrachtend.

Das ist ein wildes Ringen! Des Nereus Töchter heben sich halben Leibes, ganzen Leibes aus der Fluth — ihnen entgegen neigen sich aus der Höhe die dämonischen Söhne Aiolos' zu wilder Umarmung — das Meer wächst

in den Himmel hinein, der Himmel steigt in's Meer: und gewaltige Tromben wirbeln und drehn sich in rasendem Tanze um die Insel zum Klange des rollenden Gewittergetönes.

Dann verkroch sich der feige Tyrann Tiberius in des Tempels Heiligthum und drückte geängstigt sich den göttlichen Lorbeer in die Stirne, sich also vor dem Blitz des zürnenden Donnerers zu schützen meinend. Dann that er wahnsinnige kleinliche Menschengelübde. Heute zieht der Einsiedler des Berges das Glöcklein der Kirche S. Maria del Soccorso, der hülfreichen Gottesmutter, eines Gotteshauses, das auf den Trümmern und aus den Steinen der blutgetränkten Jupitervilla als Sühne für die zahlreichen Opfer gebaut wurde.

Diese Trümmer sind hier zahlreicher als auf andern Punkten der Insel und man erkennt aus ihnen, wenn nicht den Plan des einstigen Gebäudes, so doch seine Ausdehnung. Von dieser sprechen die überall im Grün versteckten Kammern, Gewölbe, Treppenaufgänge, Mosaikfußböden, Säulenreste und gestürzte Mauern. An vielen Wänden sieht man noch die hellen freundlichen Farben in pompejanischem Roth, Gelb und Blau, und manch schönes, kostbares Alterthum mag der hochaufgehäufte Schutt noch bergen. Viel Schönes wurde auch schon gefunden. Der gestürzte Palast, wohl mochte er ein Wunder der Pracht zu seiner Zeit sein, geschaffen durch den Willen eines übermüthigen Cäsar. Doch größere Wunder baute die Natur in der Stille und Abgeschiedenheit dieser Insel. Sie wählte sich die Absenkung der Felsen nach Südosten, um wie im träumerischen Spiel, wie im Raum ihrer Größe Massen über Massen zu thürmen, Klippen durcheinander zu werfen, Felsenkolosse über die Abhänge zu stürzen, Pyramiden zu formen, um endlich dem titanischen Spiel den Abschluß in einem Riesentriumphbogen zu geben — das Ganze der Meereseinsamkeit überlassend.

In diesem abgelegenen Inselende steht er noch heute, ein Wunder aus der Vorwelt Tagen, der aus klippiger Tiefe ragende Arco naturale. Durch seine kolossale Thorweite blickt man über das Meer in die jenseitige starre Felsenwelt hinein, und das Gefühl der Einsamkeit dringt fast beängstigend allseitig auf den verschwindend kleinen Menschen herein.

Tiefer hinab steigt man zu der verrufenen Mithrashöhle, wo in finsteren Tagen umnachtete Menschengeister in unheimlichem Gottesdienste unbekannten Mächten dienten. Auch Menschenblut, Knabenblut floß in jener Grotte.

Ja, in Wahrheit die Insel Tibers! Wohin man auch wandere, überall drängt sich die Erinnerung an jenes finstere Gespenst auf. Nur Anacapri ist vielleicht ausgenommen.

Anacapri ist dem Himmel noch viel näher gerückt. Es liegt auf der Westseite der Insel, welche im Monte Solaro sich bis zu zweitausend Fuß, im Ganzen noch einmal so hoch als die Ostseite erhebt. Die fünfhundertsechsunddreißig Stufen einer schwindelerregenden Treppe, die früher von den sanfteren Höhen über der Marine an der Felsensteile hinauf zu dem oberen Städtchen führten, hat die neueste Zeit zerstört. Mit Fäustel und Sprengpulver bahnte sie eine schöne Straße durch das Gestein, auf welcher heute die Prosa bequem auf Saumthieren, bald sogar vielleicht in Droschken dahinzieht, während die Poesie vordem unter lautem Jauchzen athemlos klettern mußte. Welch herrlichen Bildern begegnete man auf dieser Felsenstiege. Besonders schön waren die Gruppen der Frauen, die mit Krügen und Lasten hinauf- und hinabstiegen, oder ruheten und über die Brüstung gelehnt nach den Schiffen späheten. Und die Frauen Anacapri's sind reiner im Blut und darum schöner, auch stolzer als die des tieferliegenden Städtchens.

Hier oben in Anacapri weht eine entzückende Luft und der Boden bietet alle Schätze in reicher Fülle, wie sie nur Neapels Hügelland hervorbringen kann. Das Völkchen ist dennoch arm, aber glücklich, und wenn es noch ein Paradies auf Erden gibt, so ist es Anacapri. Was weiß Anacapri von der laufenden Jahreszahl, was auch von dem Getriebe der Welt! Aber der glücklichste Mensch dieses Paradieses ist wiederum der Einsiedler, der auf der höchsten Inselspitze sein Wesen treibt. Wie eines Falken Horst hängt die Einsiedelei an dem Gipfel des Monte Solaro, und wie des Olymps Wächter sitzt der einsame Mensch hier oben, von Winden und Wolken umwettert, sieht die Sonne früher als Alle hinter dem lucanischen Apennin heraufglühen, sieht sie, der Letzte, in das westliche Meer hineinsteigen. Sieht — was er gewohnt zu sehen, wir schauen es einmal und starren und preisen, und lassen unsere Seele untergehen in dem Meere der Schönheit. — —

Die blaue Grotte! Tauchen wir ein noch einmal in jene glanzvolle Meereskammer? Wollen noch einmal wir lauschen dem Geheimniß der Fluth? Schildern? Die Palette, von welcher die früheren Maler ihre leuchtenden Farben nahmen, ist leer, und Federzeichnungen genügen nicht, ihre geheimnißvolle Pracht darzustellen. Aber noch einmal: sie ist das Schönste nicht, was Capri's Eiland birgt.



EINFAHRT IN DIE BLAUE GROTTE

[illegible]

[illegible] der Kirche S. Maria [illegible] den Steinen der [illegible]

[illegible] wenn [illegible] den Gruß [illegible] An vielen Wänden sieht [illegible] schönes, farbiges Alter- [illegible] Der gestürzte Palast, [illegible] eines übermächtigen Cäsar. [illegible] So rächte sich die Abwendung [illegible] Massen über Massen zu thürmen, [illegible] zu formen, um endlich dem [illegible] überlassend.

[illegible] über das Meer in die jenseitige [illegible] allmälig auf den verschwindenden [illegible]

[illegible] floß in jener Grotte.

[illegible] drängt sich die Erinnerung an jenen [illegible]

[illegible] Westseite der Insel, welche im Monte [illegible] Südseite erhebt. Die [illegible] Höhen über der Marine an der [illegible] Mit Schaufel und Sprengpulver [illegible] auf Saumthieren, bald sogar [illegible] athemlos klettern mußte. Welch [illegible] die Gruppen der Frauen, die mit [illegible] nach den Schiffen spähten. [illegible] die des tieferliegenden Südhafens.

[illegible] die Schätze in reicher Fülle, wie [illegible] glücklich, und wenn es noch ein [illegible] Jahreszahl, [illegible] der auf der höchsten [illegible] dem Gipfel des Monte Solaro, [illegible] Wälder und Felsen [illegible] das westliche Meer [illegible] unsere [illegible]

[illegible]



EINFAHRT IN DIE BLAUE GROTTE.



TOILETTE AUF CAPRI.

So scheiden wir von der Insel. Wir nehmen Abschied von dem lustigen Völkchen der Künstler, das da jahraus und jahrein in dem palmenbeschatteten traulichen Albergo Pagano, wo auch Scheffel seinen „Trompeter" dichtete, und in dem Albergo des Don Luigi auf der Höhe haust; Abschied auch von dem griechisch-heitern Volke und wünschen ihm und der geliebten Insel alles Liebe und Gute.

Ja, hört ihn den Segen der Fremdlinge, die ihr noch immer gastlich unter eurem Dach des Hauses und den laubigen Schatten aufgenommen, die ihr, rechte Liebesmahle feiernd, mit eurem Brod, mit eurem Wein voll Liebe und Lust gelabt.

Hört den Segen, der eure in die Wellen tauchende Küste trifft: Lasse euch der gütige Gott der Reben noch in alle Zukunft hinein von Lenz zu Herbst, nach Arbeit und Hoffnung in reicher Erfüllung eure fröhlichen Theodäsien feiern! —

Aber auch von Neapels Golf, von campanischer Landschaft scheiden wir. Heiteres Land des Lebens im wallenden Meere mit deinen sonnigen Küsten und wonnigen Inseln — lebe wohl!

Von dem Gestade der Sirenen in die Calabrischen Berge.

Graecia Magna.

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach! nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick;
Ach! von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

(Schiller.)

* * *

In Procession in's Land hinein.

Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen. — Donnernd hallt Schuß um Schuß durch die nachtschlafenden Straßen Neapels — vom Borgo di Coreto kracht es herüber, vom Pendino; antwortend donnert es aus den engen Gäßchen der Quartiere Molo Piccolo, Chiaja und Stella, und in Festfreude drängt sich alsobald das Leben hinaus auf die Straßen, auf den Markt, zu jubelnder Lust geweckt. Karren und Wagen aller Art rollen über das Pflaster der östlichen Vorstadt, sich zu sammeln in buntem Gedränge auf dem weiten Platze vor dem Capuanischen Thore. — Laute Zurufe hier, frohe Gesänge und Töne von Musikinstrumenten dort — neue Schüsse — es wächst der Lärm. Hunderte von bunt und barbarisch geschmückten Wagen, gefüllt mit geputzten Menschen jeden Alters, sind jetzt versammelt im ersten Morgenscheine. Es klatschen die Geißeln der ungeduldigen Kutscher, die Pferde stampfen den stäubenden Boden, und dann, wenn sich die Sonne hinter'm Vesuve hebt, geht es in fliegendem Saus ihr entgegen, die Landstraße nach Nola hinauf.



MONTE VERGINE.

Das ist die Freitagnacht vor Pfingsten, und am Pfingstsonntag feiert das Volk Neapels sein theuerstes Fest weit draußen auf dem östlichen Berge ob Avellino, auf dem uralt heiligen Monte Vergine: das Fest der Madonna degli Angeli; und gleichen Tages das der Madonna del Arco.

Heilig war schon den eingewanderten Griechen der Berg, der sich isolirt vor dem napoletanischen Apennin erhebt. Hier, auf des Berges Mitte, stand der jungfräulichen Diana geweihter Tempel, und der Weg, der von der Griechenstadt am Strande in das Land hineinführte, hieß noch zur Römerzeit ad matrem magnam. Von der Höhe des Berges suchten sie, anbetend nach Osten blickend, „das Land der Griechen mit der Seele". In der Ebene stand auch ein Heiligthum Apollo's; die Ortschaft Mercogliano soll noch immer an Mercurii arae erinnern, und eine Wiese führt heute noch den Namen der Vesta.

Seit grauen Zeiten schon sind unzählige christliche Kirchen und Kapellen in jener Gegend entstanden, und verdanken ihren hohen Ruf den antiken Traditionen, der hochgefeierten Helferin Diana, in deren Fußstapfen auf dem steilen baumlosen Kalkfelsen die hülfreiche Maria getreten, der zu Ehren man das berühmte Kloster auf den Ueberresten des Heidenthums errichtet. Dorthin geht die Pfingstprocession.

Ganz Neapel und die umliegenden Städte und Dörfer rüsten sich auf sie; und der frommen oder wilden Festfreude mischt sich die schlaue Gewinnsucht, und schickt den schellenklirrenden Wagen, die Händler mit tausend Bedürfnissen, mit Luxussachen und Kinder-Spielwaaren, mit Wasser und Wein voraus. Der Tamburinverkäufer darf so wenig fehlen, wie der Händler mit Fahnen und Feuerwerk, Guitarren und Castagnetten, denn der Kirchenfeier folgt Gesang und Tanz, folgen Bacchanalien, ja Orgien; und diesen dienen die Hunderte von fliegenden und ständigen Küchen und Keller, welche in reicher Füllung und mit tüchtigen Vorräthen der heuschreckenähnlichen Heerzüge fromm-froher Pfingstpilger harren.

Und sie kommen! die Frommen mit reichen Geschenken an Wachs und Metall; glaubt doch jeder eine vergangene Schuld für gewährte Genesung aus schwerer Krankheit abtragen, oder eine Gabe für Verheißungen in die Zukunft spenden zu müssen, und bringt somit große Wachskerzenbündel, leichte und schwere Silberlampen, silberne Herzen und goldene Ketten und Spangen dar; Alles aber schon während der Fahrt zur Schau gestellt in prahlendem Gepränge.

Die Frohen führen mit sich nur die beliebtesten Sänger und Schreier der Stadt, die Festtagsimprovisatoren, die Canta-figliole, wie sie das Volk nennt, die sich auf dem Plan gegenseitig herausfordern und überschreien müssen in langgedehnten Ritornellen, deren jedes zu Ehren der Jungfrauen mit einem unendlichen figli—o—o—o—ole — — enden muß. Hunderte von Ducati werden gespendet, und ein gut Theil davon auf den Schmuck des Wagens, der Pferde und ihres Lenkers, wie des eigenen Leibes verwendet. Der Arme hungert oft ein Jahr lang auf diesen flüchtigen Festrausch los. —

Jetzt — eine dicke Wolke Staubes schwebt auf der Landstraße und über den napoletanischen schönen Kirchhof hin, über dessen Mauern beim Vorüberziehen laute Rufe, Grüße und Gebete für die armen Seelen im Fegefeuer fliegen.

Vorbei geht es dann im gestreckten Lauf an Cisterna Marigliano, Pontecicciano — und die Abendrast winkt in Cimitile, auf den Fluren, unter den Bäumen, an den Mauern Cimitile's. Der Name des Ortes erinnert an die Todten, die unter diesem Rasen zu Tausenden geschichtet lagen und liegen, denn wir lagern auf den nolanischen Katakomben. Die aber diesen Rasen stampfen, denken des Lebens; und Jubel und Jauchzen durchhallt die Nacht. Ebenso in Monteforte, wo große Zeltlager und Wagenburgen aufgeschlagen werden von den Pilgern, welche die Nacht im Freien verbringen.

Andere stiegen hinab nach Avellino, dessen Häuser und Hausfluren, Treppen und Winkel erfüllt sind von Schläfern. Auch Mercogliano bietet dasselbe bunte Nachtbild.

Große Feuer flammen durch das Dunkel und um die Feuer kreist der Becher, — durch die Reihen der Gelagerten, grell beleuchtet von der Flamme, fliegt der Witz, fliegt Gesang und Guitarrenton, bis die Freude im Gebetsgemurmel und mit den sinkenden Feuern nach und nach erstickt. —

Noch ist es finster, da regt sich schon wieder das Leben. Die Fackeln werden entzündet, und bei ihrem Schein steigt jetzt die Procession den gewundenen Weg, der von Mercogliano ausgeht, hinan zum Berge. In dem rothen Lichte flattern die Fahnen, erscheinen die bunten Gewänder, die angestrahlten Gesichter von Männern und Frauen. Gluthig flackert es durch die Kronen der uralten Eichen und Kastanien, die sich zwischen den Felsblöcken an des Weges Saume drängen. Der Nachtwind weht die Madonnenhymnen bald lauter anschwellend, bald leiser verhallend in das schlummernde Land hinab, aus dem hin und wieder eines erwachenden Glöckchens Ton klingt. Dann verschwindet der Zug hinter einem Felsen der Wegbiegung, und taucht wieder höher unter den Bäumen hervor — und höher.

Oben auf den Kirchenstufen des Klosters liegt armes schlafendes Volk. Es wird geweckt von der Glocke der Kirche, die jetzt hell und festtagsfreudig ihr Salve regina! in den thaufrischen Morgen hineinläutet, und —

Salve regina,
Mater misericordiae!

antwortet der Stimme aus der Höhe mit brünstigem Tone der nahende Festzug. Salve regina! Und da öffnen sich die Pforten des Heiligthums, und mit lautem Gebetsruf stürzt sich das Volk in die geweiheten Hallen, mit ausgebreiteten Armen flehend zur Königin des Himmels, ihr opfernd und gelobend. Mit voller Andacht wird dann das große Hochamt abgehalten, die Kirche schwimmt in einem Nebel von Weihrauch, durch dessen Gewog die helle Maiensonne ihre goldenen Strahlen schickt auf die bunte dichtgedrängte, knieende Menge. Auch der Aermste wirft seinen Obolus, der Reiche sein Gold hinter die Gitter der Kapelle S. Guglielmo's, des Stifters dieser Kirche. Er bauete sie im Jahre 1125 auf der Schwelle der entthronten Diana. Der Hohenstaufe Friedrich II. besuchte sie zweimal und der unglückliche Manfred bestimmte, daß man hier sein Grabmal errichte. Als er zu Benevento gefallen war, ließ dieß Karl von Anjou zerstören und bei einem Besuche der Stätte seine drei Lilien auf den Marmor der Kirche meißeln. So hat auch die Geschichte vielfach ihren Fuß auf diesen Felsen gesetzt.

Nach dem Feste auf der Höhe steigt das Volk hinab, und es beginnen die Bacchanalien, die zügellose Freude beginnt. Die Kronen der Kirschbäume und der Eschen, die Ranken des Epheu's und des Weinstocks werden geplündert



MUEHLE BEI ARIANO.

und im Schmucke grüner Kränze tummeln sich die Festgenossen zwischen den Zelten, von welchen lustige Fahnen wehen. Geschrei, Gesang, Trompetenton und das Pauken des Tamburins, Gläserklirren, Tellerklappern vereinigt sich zu einem wilden Gebraus, dazwischen nehmen die Tafelfreuden ihren Anfang.

Später hört man im Vescovato noch einmal die Messe und zieht dann nach Saviano und S. Anastasia. Auf halbem Wege kommen ihnen die Jungfrauen dieser Orte entgegen, auch mit wehenden Fahnen, mit Musik und Blumen; und wenn die Festfreude einer Steigerung fähig ist, so steigert sie sich hier bis zum Kehraus des Pfingstmontags. Dann zerstreut sich die Menge, und wer selbigen Tags von Neapel her in die Berge wandert, der begegnet nur müden oder schlafenden, argbestäubten Menschen, die jetzt stumm in die Heimath kehren. —

Der letzte Pilger ist verschwunden. Wir stehen allein auf dem heiligen Berge und blicken auf das stille, schöne Land zu unsern Füßen. Dort hebt sich dunkelblau der Vesuv, ein leichtes Silberwölkchen krönt seinen Scheitel. Jene Stadt ist das alte Benevent, diese Ariano, da liegt Bisaccia, Caudano, Arpadio, Monte Sarchio und S. Agata de' Goti. Gegen Morgen dehnt sich die weite puglische Ebene und nach Süden ziehen durch das stille Waldland der Irpiner die lucanischen Berge der calabrischen Grenze zu. —



PETRA ROSETI AM CALORE BEI BENEVENTO.

Lucania, Apulia und Calabria einst und jetzt.

„Singen wir Wald des Gebirges......"

(Virgil.)

Zwei mächtige Gebirgsgruppen im Westen und eine sie im Osten begleitende gewaltige Ebene bilden den Fuß des italischen Landes, der in zwei Meeren: in dem tyrrhenischen und dem jonischen, steht. Das eine der beiden Gebirge, das nördliche, ist der napolitanische Apennin, den man als Fortsetzung des Abruzzenlandes von den Bergen Sorrento's aus in vielfach zerrissenen Zweigen sich nach Süden hinausstrecken sieht. Basilicata heißt das Land, das er erfüllt, Basilicata oder Lucania, das seinen Namen von Lucus erhalten haben mag, denn düstere Wälder, oft noch jungfräuliche Urwälder bedecken seine Hänge, und graue, ungastliche Städtchen und Dörfer bauen sich am Fuße der Berge oder auf deren Gipfeln, die von der Cultur noch fast unberührt geblieben sind, wie das oft halbwilde Volk, das sie bewohnt. Bis zum Ofanto, dem einstigen Aufidus, reicht der erste Zug, und dort auch, bei Melfi, erhebt sich der vor allen bekannte, mächtige Monte Vulture. Ein zweiter Zug führt bis zum Golfe von Policastro, und seine Gipfel sind der Monte Acuto, der Papa und Rosaro. Von ihm aus gehen durch Pässe und Querthäler zerrissene Zweige nach Osten hinüber und verlaufen sich in der puglischen Ebene. Die Städte des Landes aber sind



RUINEN DER ABTEI S. S. TRINITA IN VENOSA.

Potenza, Brienza, Acerenza, Matera, Lagonegro und vor allen das historisch berühmte Melfi und Venosa, die Geburtsstadt des Horaz.

Die apulische Ebene, oder Tavogliere di Puglia, ist durchaus Flachland, aus welchem sich nur wenige niedrige Terrassen erheben. Sie gleicht in ihrer äußern Erscheinung genau der römischen Campagna, nur daß bei ihr das jonische Meer den Horizont bildet.

Die gesammten südlichen Provinzen könnten in ihrem Wappen Acker- und Hirtengeräthe führen, denn nur von dem Ertrage des Feldes und der Weide leben sie. Ueberall in der Ebene reift Korn und Mais, während an den sonnigen Hängen ein feuriger Wein gedeiht und in den Gärten entlang der Küste die Südfrüchte in ungeheuren Mengen erzeugt werden. Auf den meilenbreiten Weideflächen wird das Vieh im Winter gehütet, im Sommer zieht es auf die Bergtriften und hoch in das Gebirge hinein, und hat als Hüter jene halbwilden Hirten, deren barbarische Tracht uns aus den Brigantenbildern bekannt ist, denn Briganten und Hirten sind hier eine engverbundene Genossenschaft. Wer diese nomadisirenden Hirten kennen lernen will, muß quer durch die Tavogliere di Puglia reisen. Hunderttausende von Schafen ziehen über die halbverbrannte Kalkfläche hinauf in die westlich winkenden, wasserreichen Gebirge, oder in das inselartig sich erhebende Gebirge Gargano, das vom Golfe Manfredonia blau und lockend herübergrüßt. Die Ebene ist den Hirten überlassen. An der Küste jedoch blüht eine Reihe junger aufstrebender Städte. Sie haben sich selbst auf's Meer angewiesen, und suchen wie einst die griechischen Bewohner des Landes im Seehandel ihr Heil. In den drei Provinzen der Capitanata, Terra di Bari, Terra di Otranto, nennen sich von dem stetig wachsenden Foggia an bis hinab nach Taranto, eine Menge von Städten, die sich, wie Barletta, Trani, Bari, Brindisi und Lecce, um den Vorrang streiten.



KATAKOMBEN VON SIPONTO BEI MANFREDONIA.

Unter derselben Breite, in der sich die puglische Ebene östlich vom Golf von Taranto in's jonische Meer verläuft, beginnt im Westen desselben Golfes das Gebirge Calabriens seinen Lauf, jede seiner drei Provinzen (citeriore und ulteriore I. und II.) mit einem abgeschlossenen Gliede seiner Kette markirend, deren mittelstes das geheimnißvolle, gewaltige Silawaldgebirge ist.

Und Calabrien ist des Südlandes interessantester Theil!

Es erhebt sich trotzig und wild, kühn und schroff, zerrissen in tausend rauhe unzugängliche Gebirgsthäler, von den Wogen des tyrrhenischen und jonischen Meeres gegürtet, castellartig bewacht von vielen keck in die blauen Wogen hineintretenden felsigen Caps. Hastig stürzen im Winter und Frühlinge die Wasser des Crati, Amato, Corace, Niete und Metramo durch die felsblockerfüllten Thäler die schmalen Küsten herab, um im nahen Meere den kurzen Lauf zu enden, während im Sommer ihre breiten Betten vertrocknet stäuben.

Es lacht hier derselbe blaue Himmel wie über der Campagna felice, es grünen und blühen auch hier Lorbeer und Myrthe — aber die calabrische Landschaft schweigt wie im finstern Trotz. Wie im finstern Trotz nur nimmt der verarmte Einwohner, und sammelt er die Gaben, die ihm eine freundliche Sonne und Regen oder Thau aus der Höhe erzeugen. Diese Gaben sind mannigfaltig, sie vermöchten dem Lande zur Blüthe und Freude, zum Reichthum zu verhelfen, und doch liegt der einst blühende Kranz verwelkt im Staube, und doch weint durch ganz Calabrien die Armuth in den Thälern und auf den Bergen, oder zieht auf fremden Schiffen hinüber nach Amerika. Das Land entvölkert sich mehr und mehr, und welches gerade könnte mehr fröhliche Arbeitskräfte brauchen als dieses? —

Diese drei Landschaften aber: Lucania, Apulia und Calabria, gehörten einst zum großen Theil der mächtigen schönen und vielumworbenen Graecia Magna an, von welcher kaum eines Schattens Schatten übriggeblieben.

„Schöne Welt, wo bist du?"



STRASSE IN MONTE SANT' ANGELO.

Wo sind die hochherrlichen Städte, um deren Gunst sich in fernen Tagen ein Alexander, ein Hannibal, ein Pyrrhos bewarben — Städte, die einen Agathokles, Zaleukos, Charondes zogen, welche die goldenen Lehren Pythagoras' empfingen, als er ihre Marmorstraßen durchwandelte, die von einem Pindar und Demosthenes hochgepriesen waren — wo sind sie?

Wo auch sind die Zeiten, als Cicero an diesen Ufern landete, um mit Brutus zusammenzutreffen, die Zeiten der eisernen Gothen und ihres Alarich, Otto's II., Friedrichs II. und all' der herrlichen Gestalten, die auf diesem Zauberboden heimisch waren?

Vergangen sind sie wie ein Traum. Zerstäubt und verweht ist Alles vom Hauche der Jahrhunderte, kaum daß hier eine armselige Ruine, dort eine dürftige halb christianisirte Legende als Tradition, eine einsame Säule noch Kunde gibt aus den glorreichen Tagen der Graecia Magna.

Was noch übrig geblieben war, das verfiel später dem Schwerte der Franzosen; was dieses ließ, das zerstörte in wildem zornigem Wüthen mit eigenen schrecklichen Händen die empörte Natur in immer wiederholten Erdbeben, die ihren Herd unter dem Boden der Basilicata und des calabrischen Apennin's haben, und das Land keinen Augenblick zur Ruhe kommen lassen: Zuletzt aber, als fast nichts geblieben, als Unglück, als Seufzer und Thränen, nachdem die Meßschnur über die Städte gegangen und Salz gestreut war, ganz zuletzt kamen die Bourbonen und pflanzten zwischen die Thränen und Seufzer hinein das giftige, aber üppig wuchernde Unkraut eines blut- und beutegierigen Priesterstandes, der sich, den Briganten gleich, von den letzten Säften der ersterbenden Eiche schmarotzerhaft und trefflich zu ernähren wußte.

So wird das Land, mit Ausnahme der Handelsstädte an der Ostküste, nicht bald wieder in die Höhe kommen. —

Reist man heute von dem unsaubern Benevento ausgehend, das in dem „goldenen Thore" seines Trajansbogens über den Ufern des Calore noch immer eine Hauptzierde Italiens besitzt, über Ariano und Foggia, Manfre-



JUEDISCHE KATAKOMBEN BEI VENOSA.

donia nach dem Süden, so ist es fast nur die herrliche große Gebirgslandschaft hier, dort die reizvolle flache Küstengegend, welche den Wanderer ernst oder freundlich still beglückt; die Städte, die Dörfer werden, je weiter nach Süden hinab, immer abschreckender und ungastlicher. Darum auch ist das Land ein noch fast unerschlossenes. Selten nur verirrt sich des Pilgers Fuß auf den an landschaftlichen Schönheiten überreichen Monte Gargano. Jeder scheut die schmutzigen und unfreundlichen Quartiere der Gegend, wie S. Severo, Apricena, S. Nicandro, Cagnano, alles Orte, welche unter der bleiernen Schwinge der aus den sumpfigen Lagunen, welche an das Garganogebirge von Nord und Süd herantreten, aufsteigenden Malaria schmachten. Der Blick auf die Ferne aber ist in allen bezaubernd; mögen sich dem Auge die blauen Tremiti-Inseln von S. Nicandro zeigen, mag es tauchen in die blauen Fluthen des See's von Varano, in dessen Grunde eine vor Jahrhunderten versunkene Stadt ruhen soll, oder in den Lago di Lesina. Wohl scheint die Natur sich hin und wieder mit südlichen Reizen schmücken zu wollen, wie sie das felsenthronende Ischitella mit einem herrlichen Orangenhain umhüllt hat, zumeist aber ist ihr Gewand dürftig und verkommen. Vico, Peschici, dicht an der felsigen Küste in das Gestein hineingebaut, Rodi gleichen den elenden Nestern der Sabinerberge auf ein Haar und dürften leicht das Entzücken der Maler gewinnen. Die Küste säumen Wälder von Limonen und Orangen; am Fuße des Gargano aber beginnt der Urwald. Wirklicher Urwald wächst noch auf diesen Hängen: tausendjährige Eichen, wetterzerrissene Buchen, gestürzte Stämme, aus deren Moder das zukünftige Geschlecht der Bäume hervorsprießt, Alles erfüllt von Schlingpflanzen, die in die Wipfel steigen und wieder herab zum Boden fallen, von Dornen und Gestrüpp, eine sichere Zuflucht der Waldthiere, aber auch zu allen Zeiten der Briganten, die hier keinen Häscher zu scheuen brauchen. Auf den lichteren Stellen weiden die Heerden der apulischen Ebenen, und die Feuer der Hirten strahlen durch das Dunkel der Laubschatten.

Von hier aus, immer durch prächtigen Gebirgswald, wandert man nach S. Angelo und steigt in Schlangenwindungen hinab nach dem einstigen Sipontum, das von den Römern colonisirt, von Manfred aber, des hier



[illegible]

[illegible] [Gebirgs]landschaft hier, dort die reizvolle flache Küsten[illegible] [illegible] die Dörfer werden, je weiter nach Süden [illegible] [L]and ein noch fast unerschlossenes. Selten nur [illegible] Monte Gargano. Jeder scheut die [illegible] S. Severo, Apricena, S. Nicandro, Cagnano, alles Orte, [illegible] welche an das Garganogebirge von Nord und [illegible] aber ist in allen bezaubernd; mögen [illegible] tauchen in die blauen Fluthen des See's [illegible] ruhen soll, oder in den Lago di Lesina. [illegible] zu wollen, wie sie das felsenthronende [illegible] ihr Gewand dürftig und verkommen. Vico, [illegible] gleichen den elenden Nestern der Sabinerberge [illegible] Die [illegible] Wälder von Limonen und [illegible] Urwald wächst noch auf diesen Hängen: [illegible] das zukünftige Geschlecht der Bäume [illegible] in die Wipfel steigen und wieder herab zum Boden fallen, von [illegible] Waldthiere, aber auch zu [illegible] der Briganten, die hier keinen [illegible] Stellen weiden die Heerden der [illegible] Ebenen, und die Feuer der [illegible] das Dunkel der [illegible].

[illegible] aus, immer durch [illegible] Gebirgswald, wandert man [illegible] S. Angelo und steigt in Schlangen[illegible] nach dem einstigen [illegible], das von den Römern [illegible], von Manfred aber, [illegible]



SCHLACHTFELD VON CANNAE.



CANOSA ANTICA.

herrschenden Fiebers wegen, als Manfredonia näher der Küste und höher neu aufgebaut ward. In S. Maria Maggiore di Siponto erinnern noch eine zerfallene Kathedrale und weite Katakomben daran, daß einst hier eine bedeutende Stadt stand.

Von Manfredonia nach Süden gleicht die öde flache Küstenlandschaft ganz den pontinischen Sümpfen und die Gegend von Cannae am Ofanto unterscheidet sich in nichts von ihnen. Trauer, tiefe Trauer ruht auf diesen melancholischen Fluren, und von dem einstigen Cannae, das wohl nur eine unbedeutende Stadt war, ist nichts übrig geblieben. Höchstens stößt des Bauers Hacke noch hin und wieder auf Mauertrümmer oder wühlt Münzen und Waffenreste aus dem sumpfigen Boden. Das größte Drama der Weltgeschichte spielte sich hier ab, und den landschaftlichen Hintergrund der Bühne bildet der herrlich geschwungene Golf von Manfredonia und das dunkel dahinter aufsteigende waldige Garganogebirge.

Ueber das elende Canosa, dessen mittelalterliche Burg auf der Höhe noch an jene trübseligen Baronalzeiten erinnert, führt die Straße, den Ofanto entlang, an Lavello vorüber zu neuen geschichtlichen Erinnerungen nach Melfi und Venosa. Wen sollte das freundliche Venosa, die Waldstadt auf der Höhe, nicht begeistern, deren Name an die liebliche Venus und an Horaz erinnert, dessen Geburtsort es war? Venusia, das im Alterthum hochberühmte! Die Stadt lag an einem der Römerwelt wichtigen Punkte, auf der Markscheide Samniums, Lucaniens und Apuliens und an der großen Straße zwischen Samnium und Tarentum. Und als die Römer 291 v. Chr. zwanzigtausend Colonisten in die Stadt legten und diese gegen 200 abermals verstärkten, so wurde Venosa ein wahres Zwinguri für die umliegenden Landschaften bis weit zum Süden hinab.

In der Nähe ragt der herrliche, weitaus sichtbare, doppelgipfelige Monte Vulture, ein alter, noch nicht für



DIE SEEN VON MONTICCHIO.

ewig erloschener Vulcan, den sich Wald und üppige Vegetation im Laufe der Zeit wieder erobert haben. Es ist derselbe Vulture, von dem Horaz so lieblich aus seiner Kindheit erzählt:

Me fabulosae, Vulture in Apulo
Altricis extra limen Apuliae,
Ludo fatigatumque somno
Fronde nova puerum palumbes
Texere etc.

An den Hängen des Berges liegen die ebenfalls umwaldeten kleinen Kraterseen von Monticchio und verschiedene kleine Felsennester. Die Umschau vom Gipfel erinnert an den Monte Cavo und auch ein romantisches Kloster, hier S. Michele, fehlt nicht. —

Von Barletta eilt man am Flachland der Küste hin nach Taranto, von dem aus man die ganz und gar versumpfte Küste, die einst die wichtigsten Griechenstädte trug, erblickt. Sie alle verdanken, wie das von einem Sohne Poseidon's gegründete Taras oder Tarentum, ihren Ursprung dem Herrscher der Meere, und Griechen waren die ersten Ansiedler; in Tarent Darier. Deren Pflanzstadt war Herakleia, welches sie an Stelle der uralten jonischen Siris aufbauten. Herakleia lag an der Mündung des Akiris und blühte so hoch auf, daß es lange Zeit der Ehre genoß, die Congreßstadt der Graecia Magna zu sein. Hier wurde der Maler Zeuxis geboren. Jetzt bezeichnet seine Stelle der in Sümpfen halb versunkene Ort Policoro.

Nördlich von Herakleia lag das mächtige Metapontium. Nestor hat es erbaut oder der Verfertiger des trojanischen Pferdes. Die Lucaner zerstörten es, die Sybariten errichteten und befestigten es auf's Neue. Die Römer



TAVOLA DE' PALADINI.

brachen es in den Kriegen gegen Pyrrhus. Es geht später zu dem Karthager über und verschwindet darauf in der Geschichte. Ein Sumpf nimmt seine Stelle ein. Weiter nach Süden hinab klingen noch wie ein verhallendes Echo aus jener Zeit die Namen Sybaris und Croton.

Sybaris, welcher in jenen grauen Tagen fünfundzwanzig bedeutende Städte gehorchten, bis hinüber nach Poseidonia, welches dreimalhunderttausend Mann in's Feld stellte und von hunderttausend üppigen reichen Griechen belebt war, Sybaris ist heute ein elendes Dorf, Palinore und seine Marmorpaläste sind tief in den Sumpf gesunken.

Auch Croton, von dem das stolze Sprüchwort ging: Der letzte Crotoniate ist der erste Grieche — das sich mit einer Stadt messen wollte:

Aliae urbes, si ad Crotonem conferuntur,
vanae nihilque sunt —

auch Croton, oder Cotrone, wie es sich jetzt nennt, ist nur der Schatten eines Schattens. Es ist in die Wellen des jonischen Meeres hineingebaut und scheint vor Langeweile sterben zu wollen. Von alter Pracht zeugt noch eine einsame dorische Säule und gestürztes Mauerwerk der Vorzeit am Cap Nau, um dessen Leuchtthurm sich wenige Villen der hierher zur Villeggiatura kommenden Cotronesen schaaren.

Diese alle sind heute Orte der Trauer, und welches sind die Nachkommen der Achajer und Spartaner? Wer weiß noch etwas von der Schule des Pythagora's? Wohin geriethen die weisen schönen Gesetze, denen Croton in Sittenreinheit nachlebte? — Der mürrische Bauer, den räuberhaften Spitzhut auf dem Kopfe, die Flinte auf dem Rücken, schleicht durch Fluren eines fremden Herrn und haust mit seiner fieberkranken Familie in elenden Lehmhütten, ein



AM BUSENTO BEI COSENZA.

menschenunwürdiges Dasein führend. Ja, der Calabrese von heute, die große Masse des ungebildeten Volkes, zeigt keine Spur mehr des schönen Griechenthums, er ist ganz nur Bruttier, und vermöchte recht wohl seine rohen Sitten und Gebräuche, seinen Hang zu Blut und Mord von diesem rohen und barbarischen Volke, diesen Brettii, den Abtrünnigen, welche durch die Römer zu Staatssklaven erklärt wurden, herzuleiten.

So zeigt auch das heutige Calabrien einen auffallenden Mangel an Städten oder besseren Ortschaften im Innern. Was dasteht, besonders in und auf der Sila, sind ungeordnete, liederlich zusammengewürfelte Häusermassen, Hüttengruppen, Casali genannt. Diese sind hingeklebt wie auf der Flucht an den Abhang eines Berges, an den Rand einer Schlucht, versteckt hinter Busch und Strauch, weitab von Weg und Steg. Sie scheinen mit scheuer Hast von einer Zeit zu sprechen, wo die Landungen der Vandalen, Gothen oder Saracenen das geängstigte Volk von den Küsten in die Berge scheuchten, auf denen dann diese interimistischen Niederlassungen entstanden. Andere sprechen von den finsteren Feudalzeiten des Mittelalters und über ihrem Scheitel ragen die von Moos oder jungem Baumflug überdeckten Ruinen eines Baronsschlosses, oder erheben sich die Mauern eines einst reichen Mönchs- oder Nonnenklosters. Die Ortschaften an sich sind ohne allen Reiz, die Häuser sind plumpe, fensterlose Steinklumpen, die Straßen sind pflasterlose Düngerstätten, auf denen Noth und Elend hervorkeimt. Mögen äußerlich das uns besonders durch Platens Gedicht im poetischen Lichte leuchtende Cosenza, mögen Nicastro, Catanzaro und vor allem Reggio anders, vielleicht freundlicher erscheinen, innerlich zeigt sich überall dasselbe Bild des Elends, der Verkommenheit, der unverschuldeten Armuth.

Aber Poesie und Elend gehen fast immer Hand in Hand, sie sind in Italien Schwestern, in Calabrien Zwillingsschwestern und an der Hand der fröhlicheren wollen wir zum Strande von Reggio hinabsteigen, mit freundlichen Bildern wollen wir vom Festlande scheiden.

Es ist die Zeit der Weinernte. Ein Freudenfest des Landes! Im Morgengrauen kommen sie über die Berge gezogen, die braunen Mädchen mit den großen schwarzen Augen in der bunten kleidsamen Tracht. Sie tragen Körbchen am Arm und Körbe auf dem Kopfe. Bald einzeln, bald in Gruppen tauchen sie aus den Wegsenkungen auf. In der Nähe der Kelter sitzen sie am Boden nieder, und bis die Sonne die thaufeuchten Trauben trocknet, frühstücken sie,



REGGIO CALABRO.

und munteres Wort fliegt herüber und hinüber. Dann beginnt die Arbeit. Wie eine Schaar Vögel vertheilen sie sich im Weinberge: diese sammeln, jene tragen zur Kelter, die Last mit beiden braunen Armen zur Rechten und Linken gestützt. Lustig leuchtet das grelle Roth und Blau der Tücher und Röcke durch das Grün, noch lustiger aber schallen tausend und tausend „Canzuni" daraus hervor. Schüsse knallen. Der Jubel wächst. Von den Weinbergen da drüben antworten singend andere Scharen. Wechselgesänge ertönen, ein Weinberg streitet jauchzend mit dem andern. Dann kommen die Jünglinge zu Besuch mit dem Vorwande, den Herrn der Ernte zu besuchen, in Wahrheit aber a far gli occhi dolci (süße Augen zu machen), mit den Mädchen in heimlicher Liebe zu scherzen. So geht es bis zum Abend, wo die Arbeit beendet sein muß, und jedes Mädchen den kargen Lohn und ein Körbchen Trauben erhält. Fröhlich und festlich wie sie auszogen, singend und schwatzend ziehen sie im Dämmern in die Dörfer zurück. Und manche trägt unter den bacchischen Früchten im Korbe Amor's liebliche Rose mit heim.

Noch schöner fast ist die Zeit der Olivenernte an der mit diesem Baume gesegneten jonischen Küste, wo die reichen Oelbarone wohnen. Sie findet im October und November statt, und zu ihr vereinigen sich die Bergbewohnerinnen aus ganz Calabrien. Alle Typen, alle Trachten sind hier vertreten, alle Dialecte und alle Volkslieder. Welch' reiche schöne Bilder stellen sich da in einzelnen Mädchen oder in jenen Gruppen, stehend oder gelagert im Schatten der weichen, sanftgefärbten Oliven. Wie viel wird gesungen! Am Abend schlafen sie in den Häuschen um die Oelpresse herum, vorher aber noch lange spinnen und waschen, plaudern und singen sie ohne Aufhören. Am Sonntag aber ist das Paradies geöffnet, da geben sie sich in dem großen Saale des Herrn ganz der Freude hin, da wird gesungen und getanzt, da tönen die Castagnetten und das freudeerregende Cimbal.



FISCHERHÜTTE.

Dieß sind denn die einzigen Tage der Wonne, wo das Herz des armen Volkes ganz und voll in Liebe austönt, wo es auf den Adlerflügeln der Poesie durch die staubige Wüste des Lebens, hoch über Hunger und Kummer hinweg, nach den sonnigen Höhen seines Daseins getragen wird, wo der süßeste Honig des Olymps fließt.

Uns aber, die wir jetzt vom Festland scheiden, klingt es als Geleitslied von der calabrischen Küste nach:

Sia binedittu chi fici lu munnu!	Gesegnet sei, der die Welt gemacht,
Sia binedittu chi lu seppe fari!	Gesegnet, der sie gewußt zu bereiten,
Fici lu cielu cu lu giru tunnu,	Der den Himmel im Kreise hat gemacht,
Fici li stilli pe' ci accumpagnari,	Und die Sterne daran, uns zu begleiten;
Fici lu mari, e pua ci fici l'unna,	Der das Meer und dann die Wellen gemacht,
Fici la varca, pe' ci navicari,	Und die Barke, die Wellen zu durchschneiden,
E pua facetti a tia janca palumma,	Der dich dann, du weiße Taube, gemacht,
Chi puorti i carti de lu navicari.	Die die Karten du trägst, die den Schiffer geleiten.

Diese weiße Taube der Poesie geleitet uns hinüber nach dem uralten Fabellande der Trinacria und zu unserem Ziele, dem allgewaltig auftauchenden, äußersten Feuerwächter Italiens: dem flammenhauchenden Aetna!

Von der Sila nach dem Aetna.

Sicilianische Landschaft.

. . . . . . Drei Erdzungen erstrecket das Eiland
Meerwärts. Regnichtem Süd ist Pachynos entgegengewendet,
Weichlichtem West steht auf Lilybäon; Peloras dagegen
Schaut nach dem Boreas hin, und dem meerentbehrenden Arctos.

(Ovid.)

* * *

Die Insel unter dem Schleier der Sage und Geschichte.

Sicilien ist das goldene Märchenland der antiken Welt, und wie neugierige Kinder, angelockt von fremder Kunde, kamen anfangs die Nationen von Nord und Süd, Ost und West, die Wunder des sonnigen Eilandes zu schauen, auf dessen Auen ein ewiger Frühling blühte. In Zeiten der Erdbildung zwar kämpften hier an den Küsten und in dem Innern gigantische Mächte, und Titanen waren es, welche dieses Erdstück zur Selbstständigkeit von den hochgethürmten Felsengebirgen des Festlandes losrissen und einen Weg bahnten zwischen dem italischen Westsee und dem griechischen Meere des Ostens.

Dann hoben sie das Land mit Feuersgewalt tief aus des Meeres Schooß empor und fügten mächtig Berge zu Bergen, und breiteten die vulcanische Küste weit in das Reich hinein nach Süden und Osten aus. Als majestätisches Leuchtfeuer, dem Lande ein Wächter, entzündeten sie den Aetna gegen Morgen, im Norden die Vulcane der äolischen Inseln.

Dann aber kam die freundliche, menschenbeglückende Demeter, in des Landes Innern zu wohnen, und der liebliche Frühling breitete seinen Blumenflor über die schwarze, fruchtspendende Erde.

Lüften wir den silbernen Schleier der Sage, so sehen wir die schöne Tochter der Göttin, Persephone, oder Kora: das Mädchen, genannt, auf den immerblühenden Veilchenwiesen von Enna in paradiesischer Freude mit den



MEERENGE VON MESSINA.

Genossinnen spielen. Bei Himera wohnte Athena inmitten freundlicher Nymphen, den Bewohnerinnen der warmen Quellen, und Artemis an der Mündung des Anapus auf der Insel Ortygia. Auf Trinacria wurden sie gemeinschaftlich erzogen und sie liebten das Eiland über Alles.

Rings auf den Fluren von Enna stehen die Weizenfelder zu reicher Ernte reif, und alle Götter waren zum frohen Feste der Demeter herabgestiegen.

Da öffnet sich die Unterwelt und ihr Herrscher steigt herauf, die blumenbekränzte Persephone mit sich in sein finsteres Reich hinabzuführen. Die Mutter kommt, die geliebte Tochter zu suchen, aber Niemand gibt ihr Kunde von dem Geschehenen. Als Demeter Erinnys, in schwarze Gewänder gehüllt, durchrast sie jetzt die Insel vom Aufgang zum Niedergang — die Nacht sinkt herab — und im Dunkel entzündet sie zwei Fichtenstämme als Fackeln an den Flammen des Aetna, über die nächtige Erde hinzuleuchten. Wie es der griechische Tragödiendichter singt:

In Sehnsucht nach der Tochter, die verloren war,
Durchirrt die Mutter forschend aller Länder Kreis,
Und schwanger ganz mit Feuer, das aus Aetna's Schlund
Unnahbar ausströmt, seufzt Siciliens Inselland
Tiefstöhnend auf! —

In der Gegend, wo später das herrliche Syracusa steht, war Pluto in die Unterwelt hinabgestiegen, und hier läßt er, seinem schönen Raube zu Ehren, Kyane, die blaue Quelle entspringen. Erst spät, nachdem die unglückliche Mutter auf ihrem Drachenwagen die Weiten der Erde durcheilt, und auch die Athener ihrer edlen Gaben und milden Gesetze theilhaftig gemacht, erkundet sie den Aufenthalt der lange Gesuchten und erlangt auf ihr Flehen von Zeus, daß ihr die Tochter, die sie nie ganz wieder besitzen sollte, jedes Jahr zum Frühling zurückkehre, um bis zur Erntezeit bei ihr zu weilen.

Und so steigt sie noch immer herauf und streut Veilchen und Rosen, und glänzenden Blätterschmuck über das Land, die Fluren jedoch mit reichen Ernten beglückend. Ihr zu Ehren aber feierte das Volk noch Jahrhunderte lang



RUINEN DES ANTIKEN THEATERS VON SYRACUS.

jedes Jahr um die Erntezeit frohe rauschende Feste, geschmückt mit Aehren- und Kornblumenkränzen, wie sie einst die des Wiedersehens frohe Mutter im blonden Haare trug.

So dankte Sicilien Reichthum und Gesittung freundlicher Götterhand, und noch heute zeichnet sich der Ceres Gabe vor allen Ländern der Erde aus. Aber auch die Völker der schillernden Eidechsen, die wir überall züngelnd und ringelnd die Gesteine, die Wege und Mauern der Insel beleben sehen, sind Geschöpfe der Demeter. Ihr Urahn ist jener braune Winzerknabe, der die hastig auf der Flucht trinkende Göttin verspottete und den sie zur Strafe mit der Hefe des Getränkes besprengte und so in den kleinen ruhelosen Mauerschlüpfer verwandelte.

Enna aber, wo heute das armselige Castro-Giovanni auf braunem steilem Felsen thront, wurde der heilige Mittelpunkt der Insel, der „Nabel Siciliens" von den Römern benannt. Und in der That überschaut man von hier aus die ganze Inselbreite und ihre Herrlichkeiten in grünen wilden Thälern, trotzigen Gebirgszügen und blau dämmernden Gebirgsfernen. Hier baute Gelon nach dem großen Siege bei Himera der Ceres einen prächtigen Tempel.

An den Küsten der Insel aber hausten, bevor der Ackerbau die Menschen zu sanften Sitten gewöhnte, wilde Völkerschaften. Am Aetna sind es die Cyklopen, „die ungesetzlichen Frevler" des Homer, bei denen die Gefährten des Odysseus trauriges Geschick erfahren. Sie wohnen später im Innern des Aetna und der liparischen Inselvulcane, und schmieden daselbst mit Donnergeräusch dem Zeus die Blitze und Donnerkeile, die Waffen der Heroen. Die freundlichen Phäaken, ihre Nachbarn, hatten sie längst aus ihrer Nähe vertrieben. Auch die gräßlichen riesenhaften Lästrygonen lebten in ihrer Stadt Telepylos ein wildes Leben, sich grausam der Landung fremder Schiffe widersetzend.

Um die äolischen Inseln, wie durch die Meerstraße herauf, toste der Wind und das Feuer ihrer Vulcane leuchtete über die Fluth hin; diese Eilande waren einst wüst und leer; da wanderte Liparos, des Königs Auson Sohn, aus der festländischen Heimath vertrieben, herüber, und nach ihm bekam eine Insel den Namen. Er war bereits zum Greise geworden, als Aeolus, des Hippotes Sohn, mit einer Schaar auf Lipara landet und die Tochter des Alten, die liebliche Kyane freiet. Er wird König der sieben Inseln, und sein prächtiger Palast hebt sich, weit über's Meer schimmernd, hinter ehernen Mauern empor. Zu ihm kommt Odysseus und findet ihn, den prächtigen,

dufterfüllten Saal durchtönt von der Flöte Klang, umringt von lieblichen Söhnen und Töchtern. Hier empfängt er beim Scheiden das verhängnißvolle Geschenk des Windschlauchs.

Die Söhne des Aeolus aber theilen sich später in die Herrschaft über das sicilische und süditalische Küstengebiet.

Alle diese Sagen entsprangen der eigenthümlichen Natur der wunderbaren Trinacria, sind Naturmythen, denn aus blühenden Auen und Kornfluren der Ceres und Persephone, aus unzugänglichen rauhen, trümmerbesäeten Lästrygonen- und Cyklopenküsten, aus unterirdischen unheimlichen Gewalten und männermordenden Vulcanen, Alles umgeben von einem sturmdurchtobten Meere, baut sich die Dreispitzeninsel auf, welche durch ihre Lage zwischen Europa und Afrika, wie zwischen dem Ost- und Westtheile des Mittelmeeres zum Schrittsteine, zur Brücke, durch ihren Reichthum und ihre Schönheit aber zum Streitobjecte aller Völker wurde.

Wie die Meereswellen, von allen Seiten herangeweht, rings an der Insel branden, drangen mit ihnen von Ost und West, Süd und Nord die Nationen heran, um Fuß zu fassen auf dem seligen Eilande. So trafen die drei mächtigsten Völker des Alterthums: die Hellenen, Karthager und Römer, auf Sicilien mit den Waffen in der Hand zusammen, ringend um die Herrschaft der Welt.

Bald hieß die Bevölkerung der Insel die dreizüngige, trilinguis, denn drei Sprachen, die sicilianische, die griechische, die phönicische erklangen neben einander. Aber diese Bezeichnung genügte später nicht mehr.

Die Ureinwohner der geschichtlichen Zeit waren die Sicaner, von denen die Insel den Namen Sicania erhielt. Denen gesellten sich vom Festlande herüber die Siculer; und zahlreich wie sie kamen, verdrängten sie die Ureinwohner nach dem Westen. Die Siculer aber bildeten eine Menge kleiner Fürstenthümer und bebaueten das Land der Nordküste bis weit in das Innere hinein. Auch die Phönicier landeten an den in's Meer springenden Punkten der Insel und gründeten zum Schutze ihrer Flotte zahlreiche Meerstädte auf der steilen Küste und auf den kleinen Inselchen.

Doch erst den Griechen war es vorbehalten, der Insel zu Macht und Blüthe zu verhelfen. Auf den günstigsten Boden ward das Hellenenthum verpflanzt und hier gedieh es denn schöner und kräftiger fast als daheim im Mutterlande. Die Völker der Insel beugten sich griechischer Cultur, und Theokles, der erste hier landende Grieche, fand keinen Widerstand, als er mit einer Schaar Jonier von Chalcis an der Aetnaküste Naxos und Catana, ferner Lentini baute.

Den Joniern folgten die Dorier, und sie traten schon bedeutungsvoller auf. Es erhob sich in korinthischer Pracht Syracusa durch Archias, Männer von Megara und Rhodus gründeten Gela, Akragas und Selinus. Die Ureinwohner der Insel wurden jetzt die Diener der Eindringlinge.

Ueber zwei Jahrhunderte wuchs das Volk der Griechen und es bedeckte sich die Insel mit schönen Städten voll herrlicher Meisterwerke der Bau- und Bildnerkunst. Ein neues Hellas hatte sich aus des Westmeeres Wellen gehoben, aber das Glück war kein vollkommenes: es fehlte das einigende Band, oder wo ein solches bestand, lockerten es innere Zwistigkeiten.

Da landeten die Punier bei Panormus. Aber die im bürgerlichen Streit getrennten Stämme reichten sich jetzt die Hand zum mächtigen Bunde, und die punische Macht, von Hamilkar geleitet, wurde bei Himera 480 von Gelon gänzlich vernichtet. Danach entfaltet sich die Blüthe des Landes zu höchster Ueppigkeit.

Aber Athen fiel, und sein Fall bestimmt das Schicksal Siciliens. Erneut drangen die Karthager vom Westen der Insel, wo sie noch feste Sitze hatten, zerstörend vor. Sie eroberten Akragas, und Selinus wie auch das starke Panormus fielen in ihre Hände.

Hier geschah, daß die beiden Dionyse, begünstigt von den Wirren, alle Macht, der Freiheit zum Schaden, an sich rissen; ebenso der grausame Agathokles, der sich vom Töpfer zum Tyrannen emporgeschwungen hatte. So rangen Karthager und Hellenen mit wechselndem Glück.

Der zweite punische Krieg hatte bereits begonnen, und die karthagische Partei der Insel schloß ein Bündniß mit Hannibal, solchergestalt das Schwert der lauernden Römer herausfordernd.

Und so erscheint Marcellus mit den römischen Legionen belagernd vor Syracusa. Zwei Jahre liegt er davor, dann fällt es, es fällt, das starke Agrigent — und das Schicksal der Insel ist entschieden: sie wird und bleibt fortan römische Provinz, die erste, welche die Römer dem italischen Festlande hinzufügen, aber der eigentliche Grundstein des nachfolgend colossalen Weltgebäudes des römischen Reiches.

Solches geschah im Jahre 210 vor Christo.

Habgierige rauhe Statthalter saugten alsbald das neue reiche Land in grausamer Weise aus. Es kümmerten sie nicht hellenische Kunst und Sitte, nicht die uralten Rechte derer, die vor ihnen waren: und so zerfielen die herrlichen meerthronenden Städte und das Volk ward zu gemeinen Sklaven herabgedrückt, denen fortan nur oblag, die täglich landenden Kornschiffe des römischen Bedrückers zu füllen. Sicilien wurde der fernen Roma Kornspeicher und weiter nichts, denn Handel, Industrie und Kunst hörten jetzt auf. Rasch fiel auch alles angebaute Land in die Hände geldgieriger römischer Ritter, die in kurzer Zeit jedoch nicht mehr im Stande waren, die übergroßen Besitzungen genügend zu bewirthschaften. So wurde nach und nach mehr als die Hälfte des schönen Weizenlandes in wüstes Weideland verwandelt, auf welchem halbwilde Sklaven und der Unterdrückung Entflohene ein Nomadenleben unstät und geächtet führten.

Die Härte der Römer, die den sicilianischen Pflug mit dem Schwerte zur Arbeit antrieb, reizte die Gequälten zu den gräßlichen Sklavenkriegen, in welchen drei römische Heere aufgerieben, aber auch der größte Theil der alten thätigen Bevölkerung vernichtet wurde. Da wurde es stiller in Sicilien, und das Land sank tiefer und tiefer in's Elend, und den Ruin vollendeten die beiden räuberischen Prätoren M. Aemilius Lepidus und der noch furchtbarere Verres, der mit frecher Hand auch die alten Heiligthümer plünderte und alle kostbaren Statuen und andere griechische Bildwerke fortführen ließ.

Das herrliche Eiland — ein sterbender Körper zuckte es am Boden!

Wohl suchte Augustus neues Blut in seine Lebensadern zu leiten — zu spät. Die Kraft des Landes war für immer dahin.

Dann kam das Christenthum auf die Insel, aber mit ihm kein Erlöser aus der Schmach. Sicilien war ein Spielball, von Herrscherarm zu Herrscherarm geworfen. Der Sturm der Völkerwanderung brauste vernichtend über das Land hin: Barbarenscharen, Vandalen, Gothen. Es begann die Geschichte von Neuem ihren Lauf. Wie einst sich folgten die Siculer, die Hellenen, Karthager und Römer, so drängten jetzt hinter einander her die Germanen, die Byzantiner, die Sarazenen und die Normannen.

Und immer toller und schneller drehte sich das Rad der Geschichte und zermalmte Völker und Heroen, die sich hemmend oder rettend in seine Speichen stürzen wollten. Von den Ostgothen und Lombarden ist nichts übrig geblieben, als einige dürftige Sprachreste im versteckten Gebirge. Die Byzantiner sind auch dahin — das herrliche Normannengeschlecht ist verwehet — verwehet auch und verklungen der Name der stolzen schönen Hohenstaufenkaiser — ausgerottet der französische Stamm, der einst übermüthig hier herrschte — und immer neue Wandlungen: Arragonier — Spanier. Immer zwischen zwei, drei Schwertspitzen lag das unglückliche Land, bald nicht mehr seufzend, Alles geduldig erleidend, versumpfend auf dem Felde und in seiner Gesellschaft.

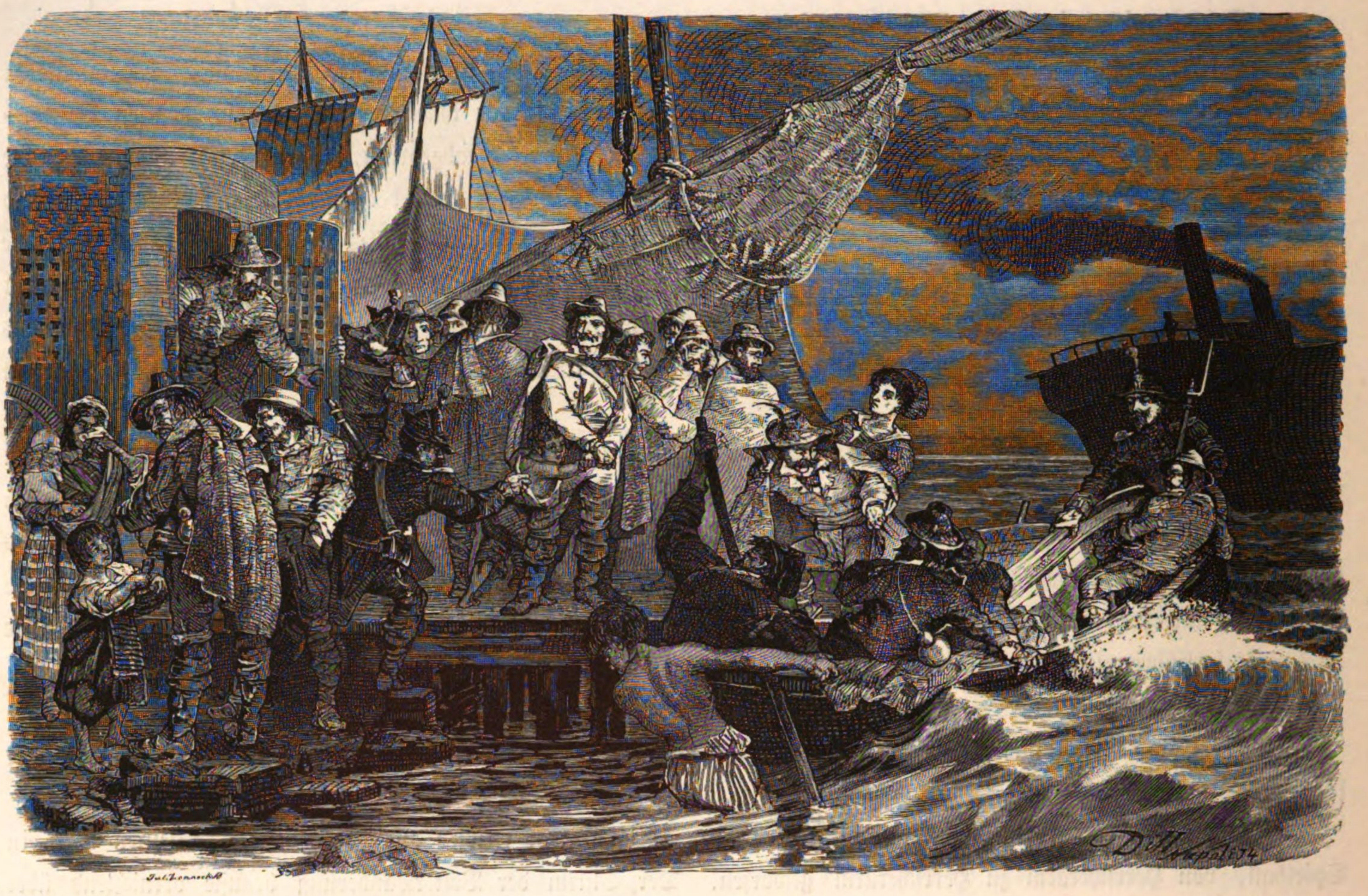
Und zuletzt kam auch hier der Bourbone, wie sich Fuchs und Eule am liebsten in dem Getrümmer einer Ruinenwelt einnisten, kamen Erdbeben und Vulcanausbrüche, Cholera und Theuerung.

Spät erst erwachte der Volksgeist, und es war ein antik heldenhafter Zug: des Volkes stetes Ringen nach geachteter Selbstständigkeit, diese Vaterlandsliebe, die in glühender Begeisterung für die Heimatherde und in glühendem Hasse gegen den Tyrannen ihr Blut, ihre theuren Söhne mit Freuden opferte.

So war es auch der Insel aufbehalten, den ersten entscheidenden Schwertstreich für die Einheit Italiens zu führen und den trüben Nebelschleier zu zerreißen, der sich seit Jahrhunderten über das liebliche Sonnenland gelegt hatte, und that es dies unter der Führung des kühnen Helden aus Nizza, nachdem dieser mit seinen ruhmwürdigen Tausend auf zwei Schiffen bei Marsala an der Stelle des alten Lilybäon gelandet war.

Das war am 11. Mai 1860, und mit diesem Lenze blühete der Baum der Freiheit wieder mächtig auf, und wie Fetzen eines Bettlermantels fiel dem Pfaffenkönig der geflickte Purpur von den Schultern. Der Freiheit Hymne erscholl über die alte sturmbewegte Meerstraße hinüber auf das Festland, und die Freiheit selbst sprang hinüber; neues Leben blühete auf aus den Trümmern und die Insel säete die Saat der Hoffnung auf ihre Fluren.

Von dieser keimenden Hoffnung lebt sie heute! die Knospe ist da, ob die alte Blüthe sich wieder entfaltet in antiker Pracht und Fülle? — das steht im Rathe der Götter.



EINSCHIFFUNG GEFANGENER BRIGANTEN.

So ist das heutige Volk das Kind einer wechselvollen Geschichte, aber antikes Blut fließt nicht mehr in seinen Adern. Zwei Rassen theilen sich in den Besitz der Insel, die andern sind durch das sichtende Sieb gefallen. Aber auch die zwei sind nicht mehr rein erhalten: es ist die italienische Rasse, die das Land des Nordens und Ostens bewohnt, und die afrikanisch-sarazenische im Süden. Schärfer als im Italien des Festlandes sind diesen beiden Stämmen alle Vorzüge, aber auch alle Fehler dieses Volkes aufgeprägt. Glühende Leidenschaftlichkeit ist der Grundzug ihres Wesens. Liebe ist Leidenschaft; Haß, Spott, Gesang und Tanz, Vaterlandsliebe — Alles entspringt diesem ewigregen, nur leis schlummernden Vulcane, und schießt dann oft plötzlich hervor und weit und hoch über die Gränzen des Schönen oder nur Erlaubten hinaus.

Der Sicilianer ist ein Sohn seines Landes, sowie dieses sich rühmen darf, nie einen Tag zu haben, der gänzlich ohne Sonne sei, so ist der ächte Sicilianer nie auch zur Zeit größten Leides ganz traurig, ganz zu Boden geschlagen gewesen: die Poesie schritt ihm zur Seite und half ihm tragen, wie seinem viel unglücklicheren und ernsteren Nachbarn da drüben, dem Calabrier. Von keinem Lande trifft mehr zu als von Sicilien des Dichters Wort:

Auf Trümmern sproßt das zartste Grün,
Auf Trümmern singt am hellsten die Cicade,
In der Zerstörung Mitte schallt am kühnsten
Der Ruf der Freude!



AM PLATANI BEI MONTALLEGRO.



[illegible]

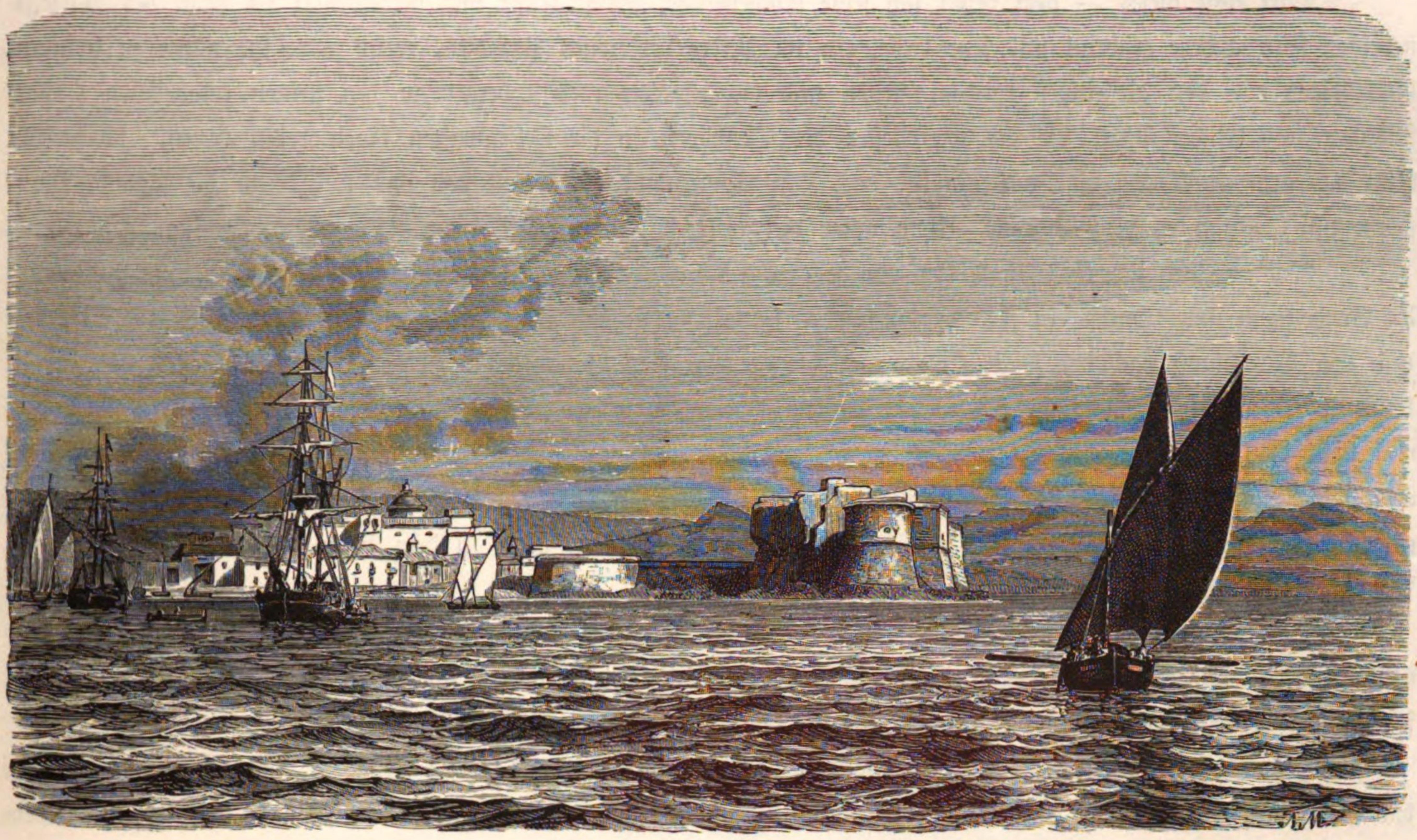
[illegible] antikes Blut fließt nicht mehr in seinen [illegible] durch das sichtende Sieb gefallen. Aber [illegible] das Land des Nordens und Ostens [illegible] des Festlandes sind diesen beiden Stämmen [illegible] Leidenschaftlichkeit ist der Grundzug ihres [illegible] — Alles entspringt diesem ewigregen, [illegible] und hoch über die Gränzen des Schönen [illegible]

[illegible] darf, nie einen Tag zu haben, der [illegible] Leides ganz traurig, ganz zu Boden [illegible] wie keinem viel unglücklicheren und ernsteren [illegible] von Sicilien des Dichters Wort:

[illegible]



AM PLATANI BEI MONTALLEGRO.



AUF DER RHEDE BEI LICATA.

Eine Fahrt um die Insel.

Zarte vergängliche Wölkchen umfliegen den schneeigen Aetna,
Während des Meeres Abgrund klar wie ein Spiegel erscheint;
Steil auf thürmt sich die Stadt, hoch über den Gärten der Klöster,
Ueber den blühenden Wein ragen Cypressen empor.
Fern in der Sonne verglüh'n die gesegneten Küsten Italiens — —

(Platen.)

Hoch über die öden Gipfel, über die Hochflächen der calabrischen Sila braust der Wind, uralte, wettergehärtete Tannen, Eichen und Buchen, die unter schweren Wintern aufgewachsen sind, beugen sich vor seiner Allgewalt. Zahlreiche Bäche, dem schneeerfüllten Geklüft entsprungen, stürzen die steilen Hänge hinab, und wilde Flüsse suchen die Küsten des jonischen und tyrrhenischen Meeres, die in leuchtendem Silberglanz sich nach Ost und West dehnen. Weiße Segelschiffe lösen sich von den Ufern da drunten und von den fernen Gestaden los und schwimmen nach Norden, nach Frankreich und Spanien, dem nahen Griechenland zu, oder suchen die Küsten des glühenden Afrika.

Sehnsucht erfaßt das Herz bei dem frischfreudigen Wehen des Meerwindes — es sah die Sonne sich heben aus der Tiefe des Griechenmeeres, sieht sie hoch über dem Scheitel der Sila dahinziehen, dem Abend hinter Siciliens Eilande zu.

Dort liegt dieses — dort dehnt sich seine mythenreiche, zackige Küste und verdämmert im Blau des Mittagsnebels. Eine andere erscheint uns jene Erde, ein im Meere verlorenes Paradies, wenn wir, ihr näher zu kommen, hinabsteigen von den diesseitigen rauhen, steilen und dichtbewaldeten Felsenbergen zu den kleinen calabrischen Küstenstädtchen und Fischerhütten, die sich wie Nester der Seemöven in die Felsenspalten hineingebaut haben. Neiderfüllt blickt das arme Volk von hier aus hinüber nach dem Sonnenlande, getrennt von ihm nur durch die schmale Meerstraße und doch unter ganz anderem Klima unter viel rauheren, und somit unter ganz andern Bedingungen lebend.

Wohl reichten sich einst die Völker von hier und drüben, einer Mutter, der nobeln Graecia Magna entstammt, die Bruderhand und führten ein gesegnetes Leben — heute sind sie sich fremd, und der Bewohner Siciliens blickt kalt und voll Verachtung nach der Küste Calabriens, die er vom Cap Vaticano bis zu dem von Spartivento überschauen kann, und auf welcher wie lichte Perlen am dunkeln Faden die weißen armen Ortschaften erscheinen. Der Sicilianer will nicht Italiener sein, und seine Insel ist scheinbar kein italischer Boden mehr, so nahe sie sich an diesen auch andrängen mag, hier mischt sich dem italischen Wesen ein fremdes Etwas, ein morgenländisches, arabisches Element, griechisch-klassischer Erde entsprungen. In der That neigt Sicilien viel mehr zu dem in wenig Stunden erreichbaren Afrika, als zu Italien.

Die Sonne Siciliens ist eine andere als die der sonnigsten Striche des Festlandes; der Boden und seine Gestaltung ist anders; die Vegetation viel mächtiger als selbst die Neapels, fast tropisch und der Wechsel der Erscheinungen drängt sich hier auf kleinen Flächen oft wunderbar zusammen.

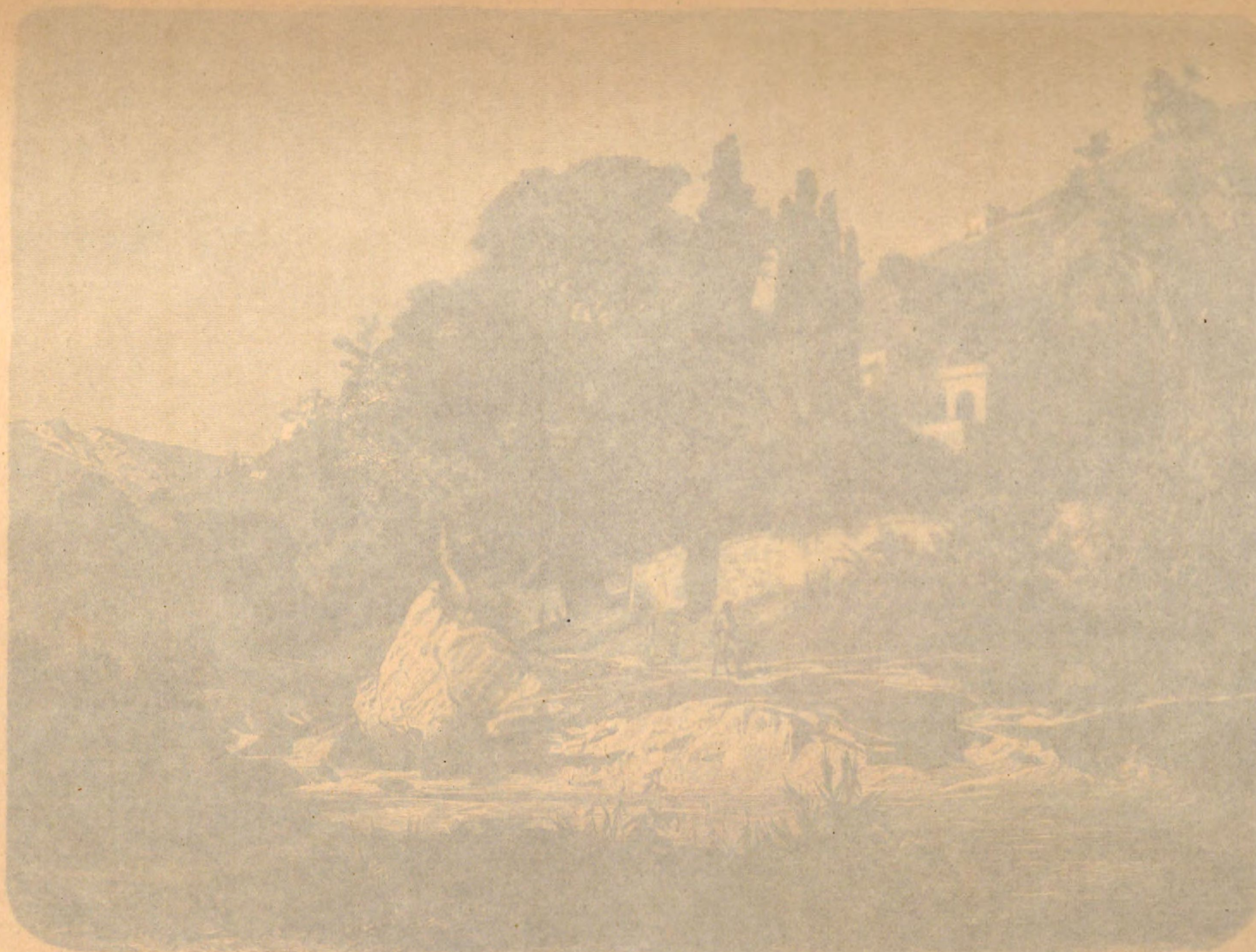
Hier ist des wahren Sommers lichtglänzendes Reich, und sein afrikanisches Kind, die schlanke Palme, ist hier kein Fremdling, sondern tritt keck und gesund unter die andern Pflanzen und Baumformen hinein, die sich unter dem klarsten Lichte in gesteigerter Färbung entfalten. Der Winter berührt dieses Eiland nie, flüchtigen Fußes eilt er über den Aetna hin, nur dort eine Spur seines Fluges in dem dauernden Schnee der Schlünde dieses Vulcans hinterlassend, dessen Lavawände und Aschenhalden hinan die herrlichsten Kastanien, und Waldungen von Eichen und Buchen steigen. In den immergrünen Thälern um seinen Fuß aber blühen die Rosen zu jeder Zeit, und in den Niederungen des verwitterten vulcanischen Bodens gedeiht der Weizen in prächtiger Fülle. Ihn umgrenzen, an den Maulbeerbäumen emporrankend, die Reben, aus deren großen Trauben jener goldene Feuerwein gepreßt wird, der Sonnengluth und Aetnafeuer in sich schließt, die dann in des Volkes schönen Liedern zur Auferstehung kommen. Neben dem Wein gedeiht der Oelbaum und wird hier uralt, wie nimmer auf dem Festlande. Die Orangen und Citronen scheinen hier ihre eigentliche Heimath zu haben, hier glühen sie purpurn und ist ihr Saft zu köstlichem Nektar verkocht.

Ueberall Leben und üppige Fülle, die mit vollen Händen spendet, wenn man durch das grüne Reich wandert. Der Johannisbrodbaum schattet an den goldenblendenden Hängen der Bergzüge, der breitlaubige Feigenbaum ragt über die Mauern der Gärten. Ueberall aber, wo zarteres Leben, die Sonne fliehend, zurückweicht, tritt als trotziger Eroberer des lechzenden Aschenbodens, und selbst der Lava, der Opuntiencactus in unermeßlichen siegreichen Heerscharen auf, dessen rothgoldene Frucht noch Labe selbst in der sonnigsten Wüstenei bietet. Sein Fahnenträger ist die prächtigragende Agave, die oft in langen Linien die nackten Felsen hinanmarschirt, oder als Wächter um die Ruinen aus der Griechenzeit steht.

Diese wie jener, im Verein mit Palme und Oelbaum, mit dem starrenden Schilfe, das die Niederungen deckt, sämmtlich in der befremdend grautrüben Farbe ihrer Gewandung, geben der Landschaft den fremdländischen Charakter und ein anderer Erdtheil scheint sich dem Wanderer aufzuthun.

Wo sich das Land absenkt, und seltene Wasserrinnen es durchschneiden, baut der Mensch die rasch gedeihende Baumwolle, pflanzt er Reis und Zuckerrohr.

Auf den weitausgedehnten hügeligen Weidestrichen des Innern gehen Rinder- und Pferdeheerden, und waren die Pferde Siciliens schon im Alterthum hochberühmt. Um die Küsten wohnt ein unternehmendes kühnes Fischer- und Schiffervolk in Dörfern und einzelnen Hütten, die, wo nur irgend der zumeist steil in's Meer abstürzende Strand es erlaubt, auch in größter Oede und Weltabgeschiedenheit ihr genügsames, an alterthümlichen Reminiscenzen reiches Leben führen. Der plumpe gewaltige Thunfisch, wie der Schwertfisch, ist ihre Beute, und der Fang gestaltet sich im Frühjahr zu großen Festen, wo das frische Fleisch die Märkte von Palermo und Messina erfüllt, und Jung und Alt manche Woche lang von diesem leben.



AM ORETO IN DER CONCA D'ORO BEI PALERMO

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Die Orangen und Citronen [illegible] zu köstlichem Nektar [illegible].

[illegible] wenn man durch das grüne Reich wandert, [illegible] der breitlaubige Feigenbaum ragt über [illegible] zerklüftet, tritt als trotziger [illegible] in unvermeidlichen siegreichen Heerscharen [illegible]. Sein Fahnenträger ist die prächtig[illegible] oder als Wächter um die Ruinen mit der [illegible].

[illegible] Schilfe, das die Niederungen deckt, [illegible] giebt der Landschaft den fremdländischen Charakter [illegible].

[illegible] baut der Mensch die reich gedeihende [illegible].

[illegible] Rinder- und Pferdeherden, und waren [illegible] ein unternehmendes kühnes Fischer- und [illegible] steil in's Meer abstürzende Strand [illegible] an alterthümlichen Reminiscenzen reiches [illegible] und der Fang gestaltet sich im [illegible] erfüllt, und Jung und Alt [illegible].



AM ORETO IN DER CONCA D'ORO BEI PALERMO.

Kecke Sturmbeschwörer sind die dunkelbraunen Korallenfischer, welche Monate lang in zerbrechlichen, sonnenlecken Fahrzeugen auf dem hohen Meere zwischen Sicilien und Afrika liegen, um die purpurnen Schätze aus der Tiefe zu heben, während ihre Brüder daheim in den Eingeweiden Vulcans nach dem Golde Siciliens, dem vielbegehrten Schwefel wühlen, und von Staub und Hitze erstickt, vom Fieber bedroht, ein elendes Dasein haben.

Ein reiches Leben entfaltet sich in den Hafenstädten, und hier haben die verschiedenen Perioden, in denen Sicilien einst glücklich war, eine eigenthümliche Mischung von Griechen- und Römerthum, von arabischem und normännischem Wesen hervorgebracht, indem von jeder derselben eine Spur im Herzen dieser Städte zurückblieb. Alterthum und Mittelalter hängen sich an die Schleppe des modernsten, gebauschten Lebens, dem der Orient noch in allen Gliedern liegt. Wie dieß die Anlage der Städte, die Architektur der Häuser beweist, so läßt es sich noch deutlicher in dem Leben und Treiben ihrer Bewohner erkennen, die durchaus verschieden sind von denen des Festlandes.

So kennt man wohl Italien, wenn man es von den Alpen bis Reggio durchwandert hat, aber man schließe von diesem nicht auf Leben und Landschaft Siciliens. Das ist eine eigene Welt und erschien selbst den Römern eine solche. Staunend besuchten sie es wegen seiner Naturwunder, seiner milden lenzhaften Winter, der Schönheit und geschichtlichen Berühmtheit seiner Marmorstädte wegen. Ovid erschienen als wunderbar genug die Seen der Paliken und die von Enna, die Quellen der Kyane und der Arethusa bei Syrakusa, der Anapus, und vor Allem der Aetna, der von Römern oft bestiegene, denn damals schlief der Vesuv noch.

Zahlreiche Straßen — wohl elfhundert Millien — durchschnitten das Land und verbanden nicht blos alle Punkte an Küsten, sondern auch Syracusa und Catania, und letzteres über Termini hin mit Panormus; während von da aus eine Straße nach Girgenti führte. Heute gehört eine Reise durch das unwirthbare Innere der Insel zu den wenig erfreulichen Dingen und mag oft einer afrikanischen Expedition gleichen. Es fehlen die Straßen und fällt ein rascher Regen, so füllen sich die sonst wasserarmen Fiumaren, die überall das Land durchschneiden, mit reißenden Fluthen, und rathlos steht der Reisende am Ufer:

„Und der wilde Strom wird zum Meere."

Dann wieder weht aus der afrikanischen Wüste über die schmale Meerfläche herüber der glühende Scirocco, in jenen giftbrütenden Sandmeeren geboren, und keine Quelle thut sich auf aus dem verbrannten stäubenden Gestein. Es sind dieselben Hindernisse noch immer, die sich dem Laufe des Wanderers in Schillers Gedicht entgegenstellen, und sind sie bedingt durch die eigenthümlichen geognostischen Formationen der Insel, wie durch den äußerst geringen Regenfall.

Dazu ist das Land meist mit rauhen unwirthbaren Küsten gegürtet, die steil in die Fluthen abfallen, denn nur einzelne Striche der Südost- und Ostküste sind ausgesprochen flach. Trotzig stellt sich die granitische Ostküste vom Cap di Faro bis zu dem von Alessio, ebenso wie die schwarze vulcanische Strecke der Aetnahänge dem Festlande gegenüber. Weiter nach Süden hinunter wird die Küste flacher und ist hier vielfach gegliedert. Es finden sich Buchten, Golfe mit Hafenstädten daran; so Augusta, Siracusa, Noto und das kleine Halbinselchen S. Croce. Das Inselcap Passero bildet die Südspitze. Zieht man von ihm nach Ost und West eine Linie parallel mit dem nördlicher laufenden siebenunddreißigsten Breitegrade, so schneidet diese schon tief in Afrika hinein, und läuft nur ein Geringes nördlicher als Matapan, das südlichste Cap Europa's. Felsig gezähnt, aber nur wenig gegliedert verläuft die Südküste, welche einst das herrliche Agrigentum trug, dessen Name noch ein schwaches Echo in dem heutigen Girgenti findet. Seine Flüßchen, der Biagio und Drago, hießen im Alterthum Akragas und Hypsas.

Die Westspitze der Insel springt als Cap Bono in's Meer und ihm gegenüber liegen als Vorposten gegen Abend die klippigen Aegatischen Inseln, die Ziegeninseln, deren antike Namen auch längst der Vergessenheit anheimgefallen sind, sie heißen jetzt Favignano, Maretimo, Levanzo und waren 242 vor Christo Zeugen des großartigen Sieges Lutetius' über die mächtigen Karthager, in neuester der kühnen Landung des Freiheitshelden Garibaldi.

Im Nordwesten liegt Trapani, eine Karthagerstadt, am Fuße des Eryx, welcher einst den Tempel der vielberühmten erycinischen Venus trug, die auch hier, wie auf dem Monte Vergine, von einer wunderthätigen Madonna verdrängt ward. Bei Trapani beginnt die reich gegliederte und in vielfachen schöngeschwungenen Golflinien verlaufende Nordküste. Bei Cap S. Vito schneidet der herrliche Golf von Castellamare tief in's Land hinein, es folgt



LANDSCHAFT BEI ALCAMO.

in einem Bogen bis zum Cap Zaffarano der Golf Palermo's, dessen Wellen die Conca d'Oro, den blühend üppigen Lustgarten Palermo's bespülen. Die Herrlichkeiten dieses Golfes wetteifern mit denen des napolitanischen und schon mancher hat geschwankt, welchem er die Palme geben soll.

Von da an über Cefalu, das Cap Orlando bis Milazzo verliert die Küste wieder alle Reize, sie wird schroff, steil, öde und unwirthbar, und erst Messina's Gebiet kleidet sich wie die palermitanische Schwester wieder mit allen südlichen Reizen.

Der Reisende, der sich zu Schiff auf der Höhe vor Messina befindet, erblickt aus der Fluth tauchend, gleich wunderlichen Seeungeheuern, dunkle wildgeformte Felsenmassen, die hier als Enkel des alten Aetna geheimnißvoll im Meere lagern, den Eingang zum Paradiese bewachend. Das sind die liparischen Inseln, die das Reich des Aeolus bilden. Wir sind:

In der Stürme Gebiet, in Aeolia, rasender Süde
Wimmelndem Sitz. Dort zähmt in weitem Geklüfte der König
Aeolus kämpfende Wind' und lautaufbrausende Wetter.

Stromboli, einst Strongyle, taucht zuerst aus dem Nebel der Ferne. Hoch in den Aether schickt es seine dampfende Wolke, von unterirdischen Gluthen zeugend schon mitten in den Wassern. Es zeigen sich Lipari, Volcano, die antike Thermiosa, finster über das Meer qualmend. Hier ist die Behausung Vulcans, die Virgil besingt:

Neben dem Sicularland, der aeolischen Lipara seitwärts
Hebt sich ein Meereiland — —

Erikusa, Didyme, Phönicusa waren im Alterthum die Namen der Schwestern.

Von hier aus dringt der Blick auch in die Meerstraße hinein, die einst, den Apennin zerreißend, sich zwischen die Gebirge drängte: Hüben die calabrischen Ketten, auf Sicilien ihre Fortsetzung, das peloritanische Gebirge. Aber



LATOMIE DEL PARADISO BEI SYRACUS.

die Scheidung scheint nicht vollzogen. Wie ein abgeschlossener schöner Golf liegt das Meer von Cap Vaticano bis Milazzo, das Cap di Faro und die Felsen der Scilla mit dahinter aufsteigenden Bergen als Hintergrund — keine Spur eines Weges in's jonische Meer. Erst wenn das Schiff Messina sich nähert, thut sich das Meer nach Süden hin auf, und in Messina umfängt den Landenden eine ganz neue Welt.

Höher pulsirt das Leben hier schon im Hafen als in Neapel oder irgend einem des Festlandes, und in der That ist dieser mehr als sonst einer auf einen Weltverkehr angewiesen. Welche Lage wäre günstiger?

Eines Stromes Breite nur trennt ihn vom Festlande, eines Stromes, der in zwei Meere mündet: so bleibt die Stadt in fast unmittelbarer Berührung mit dem Festlande, während ihr Hafen der Mittelpunkt der Schiffe aller Länder ist.

Ein Reichthum der köstlichsten Landesprodukte stapelt sich hier auf und wird von einem unendlich regen Volke verladen. Alle Sprachen erklingen auf dem Quai, aus Böten und Barken und hochbordigen Schiffen. Wohl mag den nordischen Fremdling, dem schon der Wind vom Lande her die köstlichsten Blüthendüfte verlockend zutrug, zumeist

des Südens Goldfrucht interessiren, die hier in hochgethürmten Körben zu Millionen eingeschifft wird, und so schweift sein Auge hinüber nach den Gärten, die sie erzeugen, und die sich hinter der hellschimmernden freundlichen Stadt, welche mit einer glänzenden Palastreihe bis dicht an die Wellen tritt, aufthürmen.

Terrassenförmig erheben sich die Berge da, wo sich von der Häusermasse der Stadt einzelne ummauerte Paläste, Thürme, palmenbesetzte Villen, Gartenhäuser, Winzerhütten loslösen, deren letzte im dichten Grün verschwinden oder sich in dunkeln Waldthälern verlieren. Jener volle dunkle Kranz, der Alles umrahmt, ist gewunden aus den Orangenhainen Messina's, und in sie hinein hat die mönchische Romantik des Mittelalters ihre weitschauenden stolzen Klöster gebaut, deren herrlichstes auf jenem Monte dei Cappuccini mit großem Blick auf Meer und Stadt thront.

Aber die Stadt gehört dem Meer, und so drängt sich ihr Leben an diesem zusammen, und ihr Gebiet schneidet selbst mit scharfer Sichel in dieses hinein. Davon, von dieser geschwungenen Landzunge, hieß die Stadt, welche auf ihrer äußersten Spitze den Leuchtthurm trägt, im Alterthum Zankle. Jetzt nennt sie das stolze Bewußtsein ihrer Bürger „La nobile", wie sich Genova, die norditalische Schwester, „La superba" nennt. Die Stadt ist sich auch ihrer Geschichte gar wohl bewußt, und der Schmuck ihres Gewandes ist aus tausend alten und ältesten Reminiscenzen zusammengesetzt. Sie blühte zu Zeiten, da die Hellenen noch Herren waren, selbst den erobernden Römern galt sie noch als zweite Stadt im Lande. Den Arabern war sie ein Lieblingskind, und sie schmückten sie mit reichen Bauwerken ihrer Kunst. Die Normannen kamen, und Messina war der Edelstein in der Krone ihrer Herrscher. Alle Nationen kamen und buhlten um die reizende Meersirene, und so ward sie verwöhnt, launisch und übermüthig, und will heute, wo ihr der Brautschleier zerrissen wurde und das Leben der Hausfrau beginnen soll, noch nicht so recht an den Tag glauben, der, dem Traume abhold, Kraft und Arbeit fordert.

La nobile muß zur Bürgerlichen werden, und wie ihr die Vergangenheit gehörte, wird ihr die frohe Zukunft sich erschließen. Dann mag das Volk getrost bleiben, was es jetzt schon ist: stolzer und selbstbewußter als das napoletanische.

Besser als Messina hat Palermo diese moderne Aufgabe begriffen, und wirkt und schafft seit einer Reihe von Jahren, sich würdig und würdiger zu gestalten. Und diesem Streben kommt Meer und Land, kommt Berg und Ebene, Himmel und Boden mit blühendem Eifer entgegen.

„Conca d'oro": die goldene Muschel, heißt die von Bergen kreisförmig eingeschlossene Fläche, ihrer üppigen Fruchtbarkeit und ihrer eigenthümlichen Form wegen, und in dieser goldenen Muschel liegt als kostbare Perle Palermo. Panormus, der Hafen der Häfen, vereinigt Alles in sich, ein Eden zu werden, wenn der Mensch nur will. Dem Auge aber erscheint es stets ein landschaftliches Paradies.

Man soll nicht vergleichen — und erblickst du vom nahenden Schiffe aus das gethürmte Neapel, oder schaust du von seinem Strande hinüber nach dem Vesuv, hinüber nach der ewig lachenden Sorrentoküste, nach dem blauen Wellentraum Capri, so ist nichts schöner als Neapel; breitet sich aber vor dir in blühender Ebene hoheitsvoll, aber wie zum schönen Friedensfeste gelagert, mit glänzenden Thürmen und Kuppeln, mit Palästen und sonderbarem Häuserwerk, die schroffen, wilden Berge im Hintergrund, in's Meer hineinragend die zwei Sphinxfelsen: links der Catalfano, rechts der prangende Pellegrino, das strahlende Palermo aus, schaust du von seiner Mauerbrüstung in die durch nichts unterbrochene unbegränzte Ebene des Meeres hinaus, das sich in träumerischer Brandung leise zu deinen Füßen bricht, so magst du wohl die geliebte Neapolis vergessen, und gibst vielleicht der Stadt am Monte Pellegrino die Krone.

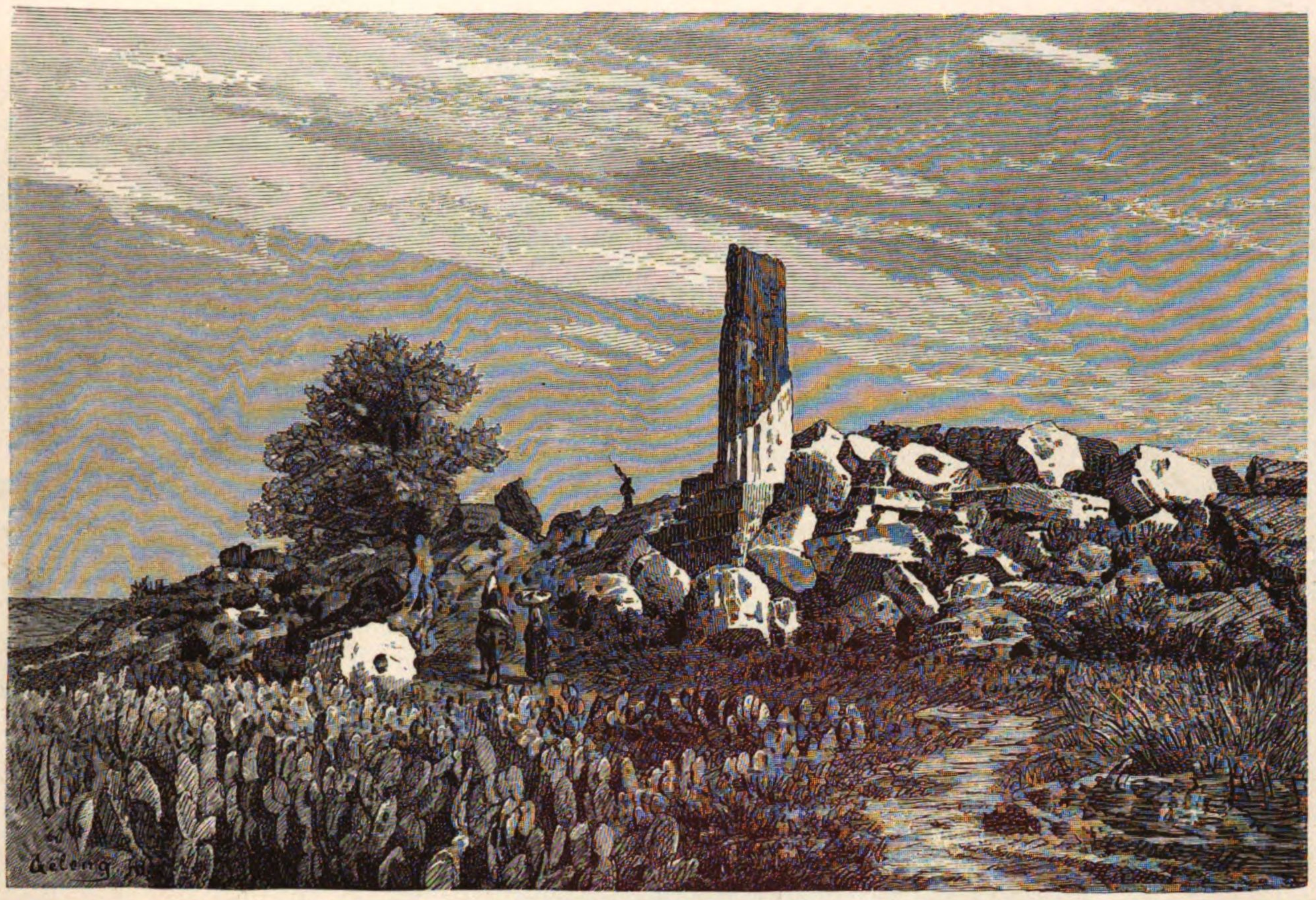
Die Elemente, aus denen Palermo sich aufbaut, sind dieselben wie bei Neapel: Meer und Land, und Menschenwerk an und auf jenen. Das Meer erscheint aber unendlicher, das Land bietet zwar nicht so reichen Wechsel, ist aber entschiedener und kräftiger in seinen Formen, unendlich reicher in dem, was es erzeugt, und das Menschenwerk in der Stadt und auf den Bergen ringsum: die Kirchen und Schlösser, die Klöster, die Wartthürme an dem Gestade, Alles hat sich die Charaktereigenthümlichkeiten seiner verschiedenen Perioden, dieselben, die Neapel sah, vielfach reiner und edler bewahrt. In Palermo kommt der Begriff einer süditalischen Stadt entschieden mehr zum Ausdruck als sonstwo. Alles ist wie aus dem Geiste der Sonne geboren und hat unter ihrem Weiterwirken jene Formen angenommen, die sich nicht scharf durch die Sinne präcisiren lassen, die aber auf Tritt und Schritt das Gefühl zu freudigstem Genusse anregen. Und so ist auch das Leben der Stadt gleichsam von der Sonne destillirt und subli-



PALERMO.



PALERMO.



RUINEN DES HERKULESTEMPELS BEI GIRGENTI.

mirt, es schäumt, es brandet, es athmet und webt im Genusse, es wohne in reichen Luxusgemächern oder auf den Stufen der schmucküberladenen Kirchen: es ist ein Leben aus dem Vollen, Ganzen, ein glückseligstes Leben.

Wie fremd scheint dieß uns Nordländern, die wir nur der Arbeit leben und nur Sonntags verschämt nach der ehrbar einherschreitenden Freude blinzeln. Auch in Palermo leben wir der Arbeit, und eine schwere ist es, vom Morgen zum Abend die mittelalterlichen Herrlichkeiten der Stadt aufzusuchen, denn in welcher Fülle sind sie geboten. Finde dich nur immer zurecht in den römischen, byzantinischen und arabischen Bausteinen, die palermitanische Baumeister in ihrem Kaleidoskop durcheinanderschüttelten, das Auge blendend durch immer neue Reize. Durchwandle den Palazzo reale mit der hochberühmten Capella Palatina, staune das Wunderwerk der Kathedrale der heiligen Rosalia an, die Kirchen la Martorana, San Giovanni, Santa Maria della Catena, San Giuseppe, die Dominikanerkirche, die Paläste der Reichen; wandle hinaus zur königlichen Favorita oder nach Monreale, wo dich eine andre Kathedrale fesseln wird — bleibe! bleibe Tage, Wochen, schau' und genieße!

Uns trägt ein stiller Gedankenflug südwärts über die sanfte Hügellandschaft von Alcamo. Rechts in der wildzerrissenen Berglandschaft liegen die Ruinen der uralten Segesta, deren dorischer Cerestempel für die Ewigkeit gebaut ist, am Meere, weit drunten im Süden, die ihrer feindseligen Schwester Selinus, von deren einstiger Pracht beim modernen Castelvetrano noch viele stille schöne Zeugen stehen.

Akragas, Agrigentum — eine über dem Südmeer thronende machtvolle Königin! Girgenti — eine zusammengeschrumpfte alte Bettlerin, hingeschmiegt an die Stufen des einstigen Thrones. Auch hier sind die alten Götter längst fortgezogen und ließen ihre hohen Marmorhäuser, um welche froher Griechen Festgesänge tönten, in Schutt und Trümmern zum Staunen einer späten Nachwelt zurück. Wir wandeln an den Tempelrunden der Proserpina, des Zeus, der Juno Lucinia, wo einst des Zeuxis wunderbare Venusstatue stand, an dem der Ceres vorüber, und überall noch blüht aus dem Schutte, blüht aus Distel und Gestrüpp die selige Blume des Griechenthums. Die Landschaft auch, das Entzücken des Malers, bietet alles auf, sich der Kunst würdig anzuschließen, so bildet sie heute aber nur einen prachtvollen Rahmen zu einer einsamen Ruinenwelt.

Und dieses ist auch der bezaubernde Reiz syracusanischer Reste. Die Anfänge der von Korinthern gegründeten Stadt suchen wir auf der Insel Ortygia, die an schöner stiller Bucht dem Vorgebirge Plemmyrion gegenüber



KLOSTER SAN MARTINO BEI PALERMO.

lag. Von dieser Insel aus wuchs sie nach Westen über die Bergebene in die Berge selbst hinein und ward zur Riesenstadt, deren Mauern einen Umfang von mehreren deutschen Meilen hatten, deren Bürger nach vielen Hunderttausenden zählten. Das heutige Syracusa ist schüchtern vom Lande wieder auf die Insel des Ursprungs zurückgetreten, und fristet, umweht von der Wehmuth der Vergänglichkeit, zwischen der Vorzeit Ruinen, über einem versandeten Hafen und in einer durch die Ausdünstungen der Sümpfe ringsum verdorbenen Luft ein kümmerliches Dasein.

Aber der Syracusaner ist stolz auf seine Vergangenheit und trägt die Erinnerung daran zur Schau wie ein Bettler einen Theaterkönigsmantel. In diesem Stolze behauptet er sogar, daß seine Stadt schon lange vor Aegypten im Besitze der Papyrusstaude gewesen, die noch immer an dem versumpfenden Bache La Pisma, einst Kyane, wachse. Mit Stolz auch führt er den Fremden zu den alten Befestigungen, von denen noch bedeutende Reste erhalten, zum Amphitheater, zu Gräbern, zu den wunderbaren Latomien und den Katakomben. Das griechische Theater hat ähnliche Lage wie das zu Taormina, es ist in den Felsen gehauen und von seiner Höhe überblickte einst der mächtige Grieche seine herrlichen Schöpfungen in der Stadt, das blühendüppige Land ringsum, den schiffewimmelnden Hafen. — — So diente das Theater dem Kunst- und dem Naturgenusse.



KATHEDRALE ZU PALERMO.

In erhöhtem Grade war dieß der Fall bei dem Theater des reizenden Tauromenion, das noch heute als Ruine wie ein liebliches Gedicht zu unserem Herzen spricht. Der Zauber, der sich um diese Höhen breitet, die landschaftliche Pracht vom Hafen des Odysseus an bis zu dem rauchenden Berge im Hintergrunde sind unbeschreiblich. Wohl bietet Sicilien eine Fülle der herrlichsten Ruinen, Taormina's Theater aber ist die wundervollste, die berückendste unter ihnen. Hier wandelt am hellen Tage noch der Geist Homers, hier klingt es aus den Steinen von den Gesängen der Dichter des sicilischen Eilandes, des musenfreundlichen:

„Das Epicharmus bereits füllte mit Festmelodien,
Wo Stesichorus sang und Simonides einst, und benachbart
Ibykus (deine zugleich, Aeschylus, Urne bewahrt's),
Wo so gewaltige Hymnen ersonnen der göttliche Pindar,
Wo Theokrit sich drauf unter die Hirten gemischt —"

Hier wird der Seele, wie so oft schon in Italien, am klarsten, was wir verloren an dem Untergange „dieser schönen Welt".

Im Fluge, im flüchtigsten Fluge, in engsten Gränzen, sind wir über die Insel gehuscht, und müssen es dem Maler überlassen, den Schattenbildern bestimmte Formen und Farben zu geben.

Von Taormina nehmen wir den freundlichsten Eindruck des hellenischen Alterthums mit fort, und wandern von Giardini die stäubende Straße nach Catania zurück, das letzte Ziel unserer Wanderung, den Riesen Aetna vor uns in erhabener Pracht. Keck setzt er den Fuß in's blaue Meer. Wir sind in seinem Bereich: die Blöcke im Meere, von Salzschäumen wunderlich zerfressen, die schwarzen Trümmer zwischen dem Grün streuete er mit gewaltiger Hand. Was sich dazwischen anbaute, ist modernstes Sicilien, und dessen neueste Stadt ist das freundliche Catania, das, oft schon getäuscht, doch immer wieder vertrauend an seiner Seite siedelt und Paläste baut, die auf Kindeskinder berechnet sind, während morgen ein Zucken des Riesen sie stürzen kann. Oft schon stieg die Lava in die Gassen der Stadt herein und suchte selbst den Hafen zu füllen — und immer wieder erhob sich die Stadt aus der Asche. Dafür aber, und wenn das heutige Catania nur fünfzig Jahre alt würde, spendet das Gartenland in diesen fünfzig mehr, als was andre Städte in zweihundert Jahren ernten. Ein glücklicher Leichtsinn liegt über dieser Landschaft, die vom Alterthume nichts weiß, sondern der Gegenwart im feurigen Traubenblute des Aschenlandes die freudigsten Theodäsien feiert.

Zum Aetna.

— — Typhoeus liegt auf dem Rücken
Dort, wirft Sand in die Höh', speit Flammen aus wüthigem Schlund aus.
Oft auch kämpft er mit Macht, hinweg zu bewegen die Erdwucht,
Und vom Leibe die Städt', und große Gebirge zu wälzen:
Drob erbebet das Land.

(Ovid.)

Unsre Füße stäuben von der Wanderung. Auf die fernen Alpen legt der nahende Winter allmälig breiter und breiter sein weißes Nebel- und Schneekleid und läßt es bis hinab in die südlichen Thäler hängen. Des nordischen Winters traute Geselligkeit lockt uns, heimzuziehen.

So heben wir zum letztenmale den Wanderstab, um das Ziel unsrer Wanderung von den Alpen bis zum Aetna, den alten Feuerberg zu ersteigen, der weitschauend und weit gesehen aus dem rebenreichen Gartenlande Catania's in sanft aufsteigender schöner Linie ernst in den Aether sich erhebt.

Viele Jahrtausende haben an ihm gebaut, ihn höher und höher zu gipfeln; Jahrtausende schon kocht es und gährt es in seinem geheimnißvollen Innern, und brausend und donnernd mit titanischer Macht ergießt er immer wieder seine glühenden Massen über das Land. Dann düngt sich die Erde ringsum mit ihrem eigenen Blute, und aus ihm erzeugen sich ihre prächtigen Kinder in Fülle: Wein und Korn.

Wohl ist es Zerstörung, was wir sehen: diese urgewaltigen schwarzbraunen Lavablöcke mitten in der grünen Flur, in den Wogen des Meeres; der nächtige Mantel, dessen Saum bis in die Gärten der Bauern, bis in die Gassen der Städte hereinhängt, ist ein Kriegermantel — aber Ceres berührt ihn mit ihrem blumen- und ährenumwundenen Zauberstabe, und unter seinen Falten keimt es und grünt es; Minerva tritt ihm kühn entgegen und schmückt ihn mit des Oelbaums silbernem Friedenszweig. Auf den schwarzen Blöcken steht triumphirend Cactus und Agave, ragt die heitere Pinie, und ihre Wurzeln sprengen das vulcanische Gestein und streuen es über die Aecker hin, deren Grund zum fruchtbarsten gestaltend.



AETNA VON DER SÜDSEITE.

[illegible] über die Insel gehuscht, und müssen es dem [illegible]

[illegible] Alterthums mit fort, und wan- [illegible] Wanderung, den Riesen Aetna [illegible]. Wir sind in seinem Bereich: die Blöcke im [illegible] zwischen dem Grün formte er mit gewaltiger [illegible] Stadt ist das freundliche Catania, [illegible] Lebens und Fortschritts [illegible] die auf Kindeskinder [illegible] stieg die Lava in die Gassen der [illegible] erhob sich die Stadt aus der Asche. Dafür [illegible] das Gartenland in diesen fünfzig mehr, [illegible] liegt über dieser Landschaft, die vom [illegible] des Aschenlandes die freudigsten Thea- [illegible]

Zum Aetna.

[illegible]
[illegible] Schlund aus,
[illegible] Ohnmacht,
[illegible]
[illegible]

(Ovid.)

[illegible] Auf die fernen Alpen legt der nahende Winter allmälig [illegible] und läßt es bis hinab in die südlichen [illegible] Geselligkeit lockt uns, heimzuziehen.

[illegible] den Wanderstab, um das Ziel unsrer Wanderung von den [illegible] zu ersteigen, der weitschauend und weit gesehen aus dem [illegible] schöner Linie ernst in den Aether sich erhebt. [illegible] höher zu gipfeln; Jahrtausende schon kocht es und [illegible] mit titanischer Macht ergießt er immer [illegible] die Erde ringsum mit ihrem eigenen Blute, und [illegible] Wein und Korn.

[illegible] schwarzbraunen [illegible] mitten in der grünen [illegible] dessen Saum bis in die [illegible] der Bauern, bis in die [illegible] — aber Ceres berührt [illegible] blumen- und ähren- [illegible] Zauberstabe, und unter [illegible] es und grünt es; [illegible] ihm kühn entgegen und [illegible] des Oelbaums silbernen [illegible]. Auf den schwarzen [illegible] triumphirend Cactus und [illegible] die heitere Pinie, und ihre Wurzeln sprengen das vulcanische [illegible] streuen es über die Aecker [illegible] zum fruchtbarsten gestaltend.



AETNA VON DER SÜDSEITE.

Ueberall auf der Insel, wo Kalk und Kreide nackt zu Tage treten, ist die Natur viel karger, als wo des Aetna's Hand sie gedüngt hat. Und dieß Gebiet ist ein fürstliches.

Geht die vulcanische Linie Siciliens von der Punta delle Correnti über den Aetna nach der Insel Volcano und Lipari, so hat der kreisrunde vulcanische Bezirk des Aetna allein einen Durchmesser von sechs Meilen, und seine Gränzen laufen von der Mündung des Cantaro im Osten, die lavagesäumten Ufer dieses Flusses hinauf nach dem mittelalterlichen Bergstädtchen Randazzo, des oft und auch in jüngster Zeit wieder von unterirdischen Gewalten heimgesuchten; dann höher hinauf nach dem eigenartigen Nicolosi, das der Aetnaersteiger passiren muß. Zaffarano, Annunziata, Tre Castagne, Linguagrossa u. a. sind Orte, die fast alle schon wenigstens zweitausend Fuß über dem Meere liegen, aber dicht bevölkert und von herrlichen Gärten umfaßt sind, in denen die Ernte an Halm und Baum den doppelten Ertrag der des Festlandes liefert. Glückliche Unterthanen eines mächtigen Königs! nach Maletto, nach Bronte, wo der Berg am schrofffsten nach Westen abstürzt und die Lava stets am bedrohlichsten erschien; weiter, hinab auf die untere Aetnaterrasse, über Adernò, Paterna, Catania und längs der Meeresküste, die die Lava in die Fluthen gebaut hat.



PALAZZO CORVAJA IN TAORMINA.

Ein fürstliches ist dieses Gebiet, und wohlhabende zumeist und glücklich heitere Menschen wohnen in den zahlreichen Aetnadörfern und Städten, hauptsächlich nach Süd und West, bis hinauf nach dem eigenartigen Nicolosi, das der Aetnaersteiger passiren muß.

Wie herrlich thront er im frühen Lenz, wo die Fluren sich schon mit der rosigen Decke der Mandelblüthe und lieblichen Cyclamen schmücken, in seinem fernhinleuchtenden Schneemantel! Dann belauben sich die Wälder um seinen Thron mit dunklem Schmuck; die alte Gluth bricht durch, die Schneedecke schmilzt, trübe Bäche stürzen sich die Schluchten herab, und mit entblößtem Haupte ragt er in die Wolken, die um seinen Scheitel verhüllend flattern, oder in Streifen zerrissen durch sein schwarzes Geklüft wallen. Oft haucht er titanischen Athem stöhnend in den sommerlichen Himmel, oder es zittert und schwankt sein Thron und in vorzeitliche Erinnerungen versunken prüft er wieder der Arme Kraft, den kleinen Menschen da unten glühende Geschosse zuwerfend. Dann lange, lange träumt er und läßt die Saat bis in seine geheimsten Regionen streuen, und Schößlinge senken bis dicht vor seine Füße.

Schon aus der Zeit, als die Insel noch unter dem Schleier der Sage ruhete, wird berichtet von Ausbrüchen des Berges, und wenn Homer von seinem wilden Walten nichts erzählt, so mag wohl der felsenschleudernde Cyklop der personifizirte Aetna sein, vor dessen Rasen die kleinen Griechenschifflein flüchten müssen. Später zählt man in jedem Jahrhunderte ungefähr zwei Ausbrüche, und oft haben durch sie die Aetnastädte, besonders das aber immer wieder phönixähnlich aus der Asche auferstehende Catania gelitten.

Wie noch heute von neugierigem Wandervolk wie von Männern ernster Wissenschaft, so auch im Alterthum schon wurde der wunderbare Koloß gar oft erstiegen. Ja, aus fernster Zeit findet sich noch ein graues Gemäuer unterhalb des Hauptkraters, der Torre del Filosofo vom Volke benannt, entweder das Observatorium des Empedokles, desselben, der sich, um geheimnißvoll aus der Welt zu gehen, in die Tiefe des Kraters stürzte, oder das Logirhaus



IMMERGRUENE EICHEN BEI SCIACCA.

Hadrians, den es gelüstet hatte, vom Aetna aus den Sonnenaufgang und einen Regenbogen zu sehen. Es wird über die Wunder der Natur, aber nicht über die herrliche Aussicht vom Gipfel berichtet, so geschahen wohl die Ersteigungen zumeist zu wissenschaftlichen Zwecken. Seneca bittet seinen Freund, den kaiserlichen Procurator Lucilius, ihm zu Ehren den Berg zu ersteigen, und aller Wahrscheinlichkeit nach ist es dieser Lucilius, der eine naturwissenschaftliche Dichtung über den Aetna schrieb.

Strabo erzählt, daß man die Besteigung von der kleinen Stadt Aetna aus unternehme und wieder nach dieser zurückkehre. Heute steigt man von Catania aus empor, einer in breiten Schlangenwindungen sich zwischen Gärten und Lavasteinen hinwindenden Straße folgend. Ueber die Lavamauern zur Rechten und Linken drängt sich eine reiche Vegetation, uralte Oel- und Johannisbrodbäume, Citronen- und Orangengehölze; davor und darunter schwarze, ebenfalls aus den Produkten des Berges gemauerte niedrige Winzer- und Gärtnerhäuschen, wie Vogelnester, von dickem Rebengewirr umrankt. Es folgen ausgedehnte Weizenfelder, von Cactus gesäumt; zerfallenes, durch Erdbeben gestürztes Menschenwerk, von Schlingpflanzen überwuchert.

Dann Lavastrecken, noch nicht von der Pflanzenwelt erobert, wilde schwarz- und rothbraune Trümmerblöcke, stäubende Aschensandstriche — so windet die Straße sich über die Gärtnerorte Pasquale, Gravina, Torre di Grifo,



AN DER STRASSE VON MESSINA NACH TAORMINA.

alle bewohnt von einem gesunden, arbeitsfröhlichen Völkchen, das sich seit Jahrhunderten in die Natur des Berges einlebte.

So erreicht man Nicolosi, vor dessen Gebiet sich ein breites, ödes Lavafeld dehnt, das beim Ausbruche des Jahres 1537 entstand. Nicht weit von Nicolosi erhebt sich der Doppelgipfel des Monte Rosso, dessen röthlichschimmerndes Gestein den Rand eines von ihm eingeschlossenen Kraters bildet. Auch von seiner Höhe ist der Blick auf Land und Meer schon ein entzückender: er schweift von Messina an der zackigen Küste hin bis zum fernen Syracus oder verliert sich in dem Gartenlande des fruchtreichen Piano di Catania.

Höher hinauf beginnt des Herrschers engeres Reich. Der Fuß des klimmenden Maulthiers strauchelt über spitze Schlacken und Lavatrümmer, oder versinkt in dem aschigen Boden. Doch auch hier wagte der Mensch sein Weizenkorn zu säen und erfreut sich noch reicher Ernte. Wo die Weizenfelder zurückbleiben, beginnt die waldige Region und steigt bis zu fünftausendvierhundert Fuß hinauf. Doch sind auf dieser Seite nur wenige Bäume der zerstörenden Axt oder dem Feuer entgangen, und trotzig stehen diese äußersten Vorposten, vom Wetter zerzaust, zwischen der brandigen Lava. Diese schließt sich jetzt enger und enger zusammen, Schluchten und Klüfte bildend, die lockeres scharfkantiges Gestein erfüllt. Nur dürftiger Nährboden hat in günstigen Stellen und Winkelchen sich angehäuft, wo noch der Myrthenstrauch kümmert, der goldene Ginster blüht oder kurzer harter Rasen sich in kleine Oasen zusammendrängt.

Schaut man hier nach Süden und Südwesten in die Runde des Berges, so gewahrt man mit Staunen, wie sich des Herrschers Gefolge in zahlreichen Kraterhügeln um seinen Thron fügt. Sie alle haben einst gedient, das Land da drunten zu bauen und weit in's Meer es zu schieben, oder die Meerstraße zu verengern. Der König donnerte von oben und seine Diener liefen als Feuerflammen in die Ebene hinab. Man zählt von hier aus mehr als fünfzig solcher Nebenkrater.

Bei achttausendfünfhundert Fuß endlich bleibt die Pflanzenwelt zurück und die Schneeregion beginnt, die aber im Sommer fast ganz zusammenschmilzt oder sich auf die schattigen Schluchten beschränkt. Hier steht bei einer Höhe von achttausendneunhundert Fuß der Torre del Filosofo und die Casa Inglese bei ungefähr neuntausendzweihundert Fuß, das höchstgelegene Gebäude der Insel. Seitwärts nach Osten ab stürzt das ungeheure gräßliche Kesselthal, das

mit allen Schauern einer ausgestorbenen Einsamkeit und vulcanischen Schrecken erfüllte Val di Bove, das wohl eine Meile im Durchmesser hält. Mit düstrem Bangen verliert sich der Blick des Menschen in seine Tiefe, und heult der Wind aus ihm herauf, so meint man das wilde Stöhnen hinabgeschmetterter Titanen zu vernehmen.

Tröstlich aber und über alles Menschenwerk erhaben ist das, was der Blick da drunten im hellsten Sonnenglanze schaut, oder was sich in weiter Ferne als zarte Gebirgslinie noch aus dem Nebel des Horizontes hebt. Wie ein kostbarer Edelstein liegt die herrliche Trinacria ausgebreitet, gefaßt von den blauen Wogen des Mittelmeeres, deren silberne Schäume sich über die schwarzen Ränder ergießen. Wie von Vulcans mächtigen Händen als Morgengabe für die geliebte Venus, ein Lust-, ein Rosengarten, scheint das Land aus dem Meeresgrunde gehoben und ganz nur eine Schöpfung des Berges zu sein, der jetzt als stolze Hochwacht über ihm thront. Wohin man schaue: Strophe an Strophe reihen sich die Städte, die Dörfer, die dunkeln Thäler und blauen oder silberleuchtenden Berge, die Meerestheile, der herniedersteigende Himmel zu einem schwungvollen Gedicht zusammen. Dort im Norden die zackigen peloritanischen Berge mit dem heiteren Messina, davor dessen Meerenge, die wie ein kräftiger Strom zwischen zwei Meeren sich wälzt! Drüben das trotzige Bergland Calabriens, mit schwarzen Wäldern bedeckt, von schwarzen Schluchten durchzogen. Nach Westen streicht in sanften Höhenzügen das einst honigreiche Hyblagebirge. Nach Osten, nach Süden — da unten, schroff ins Meer abfallend, die Lavaküste, der tiefgeschnittene Busen von Augusta, die sehnsuchtweckende Bucht von Syracusa; davor die blauen Seen von Lentini — Gartenland, felsige Berge dahinter, waldige Thäler, von weißleuchtenden Menschenstraßen durchschnitten, von hundert Ortschaften belebt. Und weiter träumt das Auge nach der schönen Maltagruppe hinüber, an die Küste Afrika's, und die Seele verliert sich in seligen Vorzeitsträumen, schweifend über das jonische Meer nach den hellenischen Küsten — — —

Es donnert der Berg zum Sitze der Götter empor, denen dieß ganze Land einst heilig war. Eine dichte Rauchwolke steigt in den sonnenklaren Aether hinein, und unser Freudengebet ist willkommenes Opfer.

Selig, o dreimal selig, wem es bescheert ward, mit Augen zu schauen das herrliche Land im Glanze der Sonne und glücklicher Sterne. Das Höchste, es ward ihm als göttliche Gabe, die Seele geläutert und reich an Erinnerung, die selbst noch im Unglück mit Rosen ihn kränzt, so kehrt er zurück zur nordischen Heimath, so läßt er die Bilder, an denen die Seele sich jauchzend einst labte, gern immer und immer sich neuersteh'n! —

Addio! Addio, bella Italia! Zum letztenmale hat die Nachtigall auf deinen Fluren uns gesungen, die letzte brennende Rose haben wir von deinen Hecken gepflückt. Ein bescheidener Frühling erwartet uns, aber es ist der Frühling der geliebten Heimath, und uns tröstet des Dichters Wort:

Nicht an Mittelmeeres Borden
Hat der Lenz allein sein Fest;
Nachtigall im stillen Norden
Baut sich gern ihr Frühlingsnest.

Und die Strahlen all, die lauen,
Eingesogen am Vesuv,
Im Gesang hier aufzuthauen,
Nachtigall, ist dein Beruf.

Dankend legen wir den treuen Wanderstab am Altare vor unsres nordischen Hauses Laren nieder. Der Maler schließt sein Skizzenbuch und packt die fleißigen Stifte ein. Was wir erschaut, was wir als dauernde Blumen auf hesperischen Gefilden gepflückt, hier liegt es, zum Strauße gebunden:

„Italien

Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna."

Stieler, Karl, / Paulus, Eduard, / Kaden, Woldemar,

Italien

Stuttgart 1876

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11324944-3